This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

L.F 1075.17

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG·ANTIQ.

Demokrit der Jüngere.

Aus den Papieren eines lachenden Philosophen.

Leipzig.
Adalbert Fischers Verlag.

Komplett in 2 Bänden. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganze.

Demokrit der Jüngere.

Aus den Papieren eines lachenden Philosophen

von

D. Haek.

Duplex libelli dos est: quod risum movet
Et quod prudenti vitam consilio monet.
Phädrus.
(Zweifache Gabe reicht das Buch, das Lachen weckt
Und auch durch klugen Rat auf's Leben wirkt.)

Leipzig.
Adalbert Fischer's Verlag.
1893.

Lit 1075.17

HARVARD COLLEGE
AUG 11 1922
LIBRARY

Subscription fund

Demokrit der Jüngere.

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Demokrit der Jüngere.

Weißt du worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei luſtig! — geht es nicht, ſo ſei vergnügt.
Goethe.

Si foret in terris, rideret Democritus.[1])
Horaz.

— All the world 's a stage
And all the men and women merely players.[2])
Shakeſpeare.

Si quelque secte a le mérite
De fixer votre esprit divin,
C'est l'école de Democrite,
Qui se moquait du genre humain.[3])
Voltaire.

Vorrede erſpart oft Nachrede! So mag es denn gut ſein, dieſem Werke ein Einleitungskapitel vorauszuſchicken, das, trotz ſeines nötigen Umfangs, der von Jean Paul zum Beginn ſeines „Jubelſeniors“ aufgeſtellten Regel: „Ein Vorwort ſoll nichts ſein als ein längeres Titelblatt,“ entſprechen will. Für manche Leſer mag da manches, für einige ſogar vieles überflüſſig ſein. Sei es! wenn nur nicht ſchließlich alle das Ganze dafür erachten.

---

[1]) Weilte auf Erden Demokrit, wie würde er lachen. [2]) Die ganze Welt iſt eine Bühne nur — Und alle Männer, Frauen blos Komödianten. [3]) Wenn eine Sekte je vermag — Zu feſſeln deinen hehren Geiſt — So ſei es die von Demokrit — Die ob der Menſchen Thorheit lacht.

Mit der Atomenlehre des griechischen Philosophen, der zwar in Abdera geboren wurde, aber doch kein Abderit war, haben wir hier nichts zu thun. Was sollten wir auch mit diesen unteilbaren Dingerchen von gleicher Art aber ungleichem Aussehen beginnen? Unsere Lebensklugheit hält noch nicht dort; sie ist in ihrer philosophischen Seelenwanderung erst beim Pythagoreismus angelangt und ihr Grundsatz ist noch: „Die Zahl ist das Wesen aller Dinge."

Gleich Webers „Demokritos," von dem bald ausführlicher die Rede sein soll, lieh sich dieses Buch den Namen von Demokrit, weil dieser auch der „lachende Philosoph" genannt wurde, lachend auf Menschenthun und -Thorheit blickte und nur in der Ruhe des Gemüts das höchste Glück zu finden meinte. „Ein Leben ohne Freuden ist eine weite Reise ohne Wirtshaus," lautet eine Sentenz seiner Schriften, die uns bis auf wenige Bruchstücke, von andern angeführte Zitate, leider ganz verloren gingen, so daß wir nur wenig über sein Leben und Lehren wissen. Cicero indes stellt ihm, was Wohlklang und Schönheit der Sprache betrifft, dem göttlichen Plato gleich; auch galt er als Polyhistor. Er soll weite Reisen gemacht und dann in seiner Vaterstadt einsam, zwischen Gräbern wandelnd, heiter-lächelnd, gelebt haben. Alt läßt sichs mit solchen Grundsätzen werden, denn Demokrit, der im Jahre 460 vor unserer Zeitrechnung geboren wurde, erreichte fast ein volles Jahrhundert. Es wird behauptet, der Geruch von Honig habe so günstig — sit venia verbo[1]) — auf sein Dasein eingewirkt, ebenso wie bei Anakreon der Verkehr mit jungen Leuten. Beiläufig bemerkt, wunderte sich Demokrit eines Tages nicht wenig, daß sein Honig nach Feigen dufte, und konnte trotz aller Weisheit nicht so bald die einfache Lösung des Rätsels

[1]) Wenn man so sagen darf.

finden: in dem Honigtopfe lagen vorher Feigen. Freilich, ob man nicht auch mit der entgegengesetzten Technik der Weltanschauung seine Lebensjahre einer Dreizahl nahe bringen kann, läßt sich nicht rundweg verneinen, denn von Heraklit, dem „weinenden Philosophen," der einige Jahrzehnte früher als Demokrit geboren wurde, ist uns die Lebensdauer nicht bekannt. Indes jung an Jahren dürfte Heraklit der Dunkle, wie er wegen des dunkeln Sinnes seiner Schriften, die selbst ein Aristoteles nur teilweise verstehen konnte, auch genannt wurde, nicht gestorben sein. Sein philosophischer Grundsatz: „Alles fließt" (*παντα ῥεῖ*) steht noch heute im gewissen Sinne in Ehren, dagegen hat sich in unserem praktischen Leben seine Regel: „Der Streit ist der Vater der Dinge" (*πόλεμος πατήρ πάντον*) genau in das Gegenteil verwandelt, denn bei uns sind die Dinge die Väter der Streitigkeiten.

Demokrit belachte also das Weltenthun und -Trachten, Heraklit beweinte es. Daß beide schon frühzeitig zum Vergleich dienten ist begreiflich, aber selbst der stoische Seneca zog ersteren vor. Voltaire, selbst ein Demokrit, will die Anhänger des weinenden Philosophen überhaupt nicht für echtfarbig gelten lassen. Er meint vom Menschen:

Sa nature change à nos yeux,
Et les plus triste Héraclite,
Quant ses affaires vont mieux
Redevient un Democrit.[1])

Auch an öffentlichen, der Lustbarkeit gewidmeten Orten wurde häufig dieser beiden Philosophen gedacht. Das im Jahre 1637 in Amsterdam vollendete erste niederländische

[1]) Sein Wesen ändert sich vor unserm Blick — Und selbst der trübste Heraklit — Wird, wenn sich günstig wendet sein Geschick — Bald wiederum zum Demokrit.

Theater zeigte im Zuschauerraum ihre Büsten, darunter einen Sinnspruch von Niederlands größtem Dichter, Joost van den Vondel. Die letzten zwei Zeilen lauteten, in hochdeutscher Übersetzung wiedergegeben:

Der Menschen Eitelkeit im Kleinbegriff erscheint,
Wo Demokritos lacht und Heraklites weint.

Der mystische Johannes Scheffler (1624—1677), als deutscher Dichter besser bekannt unter den Namen Angelus Silesius, meint:

Fürwahr, wer diese Welt recht nimmt in Augenschein,
Der muß bald Demokrit, bald Heraklites sein.

Und ähnlich ruft auch unser Epigrammatiker Haug aus:

Wo die Dummheit praßt, bin ich Demokrit,
Wo die Weisheit darbt, werd ich Heraklit.

Wers mit diesem Sprüchlein hält, wird sicherlich mehr Gelegenheit haben zu lachen als zu weinen. Nicht etwa weil „tout est pour le mieux dans le meilleur de mondes,“ [1]) wie Voltaire in „Candide“ dem himmelblauen Optimismus Leibnizens gegenüber ironisch meint, sondern weil „les sots depuis Adam sont en majorité,“ [2]) wie Casimir Delavigne, der Dichter des Julikönigtums sagt. Und nun wäre es wohl an der Zeit uns dem Weberschen „Demokritos“ zuzuwenden.

Andere Zeiten, andere Lieder! Karl Julius Weber (1767—1832) schrieb seinen „Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen,“ etwa um das erste Viertel unseres nun zur Neige gehenden Jahrhunderts. Es

---

[1]) „Alles ist aufs beste in der besten der möglichen Welten,“ stellt Leibnitz als Grundregel in seiner „Theodicee“ auf. [2]) Die Narren sind seit Adam her in der Mehrheit.

ist ein treffliches Werk, das bis zum Beginn der siebziger Jahre ein Lieblingsbuch der Leser war, namentlich der männlichen, gereiften Leser, unter denen es heute noch so manchen guten Freund besitzt. Mit einem zuweilen demokritischen, öfter aber behaglich breiten Lächeln, mit einem erstaunlich umfangreichen Wissen ergeht sich der Verfasser in alles Menschliche, zieht er alles in Betracht, was Geist und Materie des Erdenkindes berührt; mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit versteht er es, alle Strahlen der Lebenssonne im Brennpunkt des Humors zu vereinen.

Wenn aber das Interesse für Webers „Demokritos" nicht mehr so rege ist, wie es früher war, so mag das größtenteils daher kommen, daß vieles des Inhalts nun veraltet ist. Es werden Zeitereignisse, Verhältnisse und Personen erwähnt, denen das heutige Geschlecht halb und halb — was zuweilen zu einem Ganzen sich verbindet — fremd oder kalt gegenüber steht, Schriftstellen angeführt, deren Wort und Geist einer chronologisch und intellektuell hinter uns liegenden Zeit angehören. Diese Thatsachen machen sich den Genuß beeinträchtigend, um so mehr dort geltend, wo erklärende Bemerkungen überhaupt nicht gut möglich sind. Ein Vorwurf kann daraus dem Verfasser natürlich nicht gemacht werden. Selbst wer nicht für eine Zeit, sondern für Zeiten schreibt, vermag sich nicht ganz den ephemeren Einflüssen seiner Tage zu entziehen. Seit Horaz' Tagen rief so mancher hoffnungsstolz mit ihm aus:

Exegi monumentum aere perennius
Regalique situ pyramidum altius —[1])

mancher durfte es sogar unter Zustimmung seiner Zeitgenossen sagen, und dennoch baute die Zeit — um mit

[1]) Denkmal steht, was ich schuf, ewiger als Metall — Über Königsbau und Pyramid erhöht. (Übersetzung von Voß.)

Beranger zu sprechen — dem das Denkmal nicht, welchem zu Lebzeiten schon der Sockel dazu errichtet wurde. Andere Zeiten, andere Lieder!

Auch die etwas übermäßige Breite der Rede darf Weber nicht ganz zum Vorwurf gemacht werden, obgleich diese ebenfalls dazu beigetragen haben mochte, daß die Zahl seiner Leser sich verringert hat. Unsere Zeit hat Eile, selbst dort, wo es sich um „Otium cum dignitate“ [1]) handelt. Er schrieb in Tagen, in welchen man geistig wie leiblich in der Postkutsche dahin fuhr, der Schwager auf dem Kutschenbock das Liedchen: „Üb immer Treu und Redlichkeit“ fröhlich in den stillen Morgen blies, wenn er auch dabei nicht verschmähte, so gut es ging, dem Reisenden ein kleines Profitchen abzuzwacken. Es war die Zeit in der man viel Zeit hatte. Anders ist es heute. Mit schrillem Pfiff fährt blitzschnell der Dampfwagen dahin, der vielleicht morgen schon von anderen Erfindungen überholt wird, welche das hyperbolische Adverbum fast zu verwirklichen scheinen. Blitzschnell! — bald wird die Sprache keine Hyperbel mehr besitzen, sofern diese technisch überwältigt werden können, bald auch — Hyperbel sind ja gewissermaßen Ideale! — die Welt keine Ideale mehr. So wie die Geschöpfe einer Vorzeit von den nachfolgenden modifizierten Abkömmlingen im harten „Kampf ums Dasein“ verdrängt wurden, so werden auch in der Gedankenwelt die Minderkräftigen überwunden. Künftige Forscher werden vielleicht aus unseren geistigen Alluvialschichten die versteinerten Überreste unserer Anschauungen hervorholen und künftige Geschlechter werden sie vielleicht mit neugierigem Staunen als die Produkte einer fremden Welt betrachten. Und wer weiß ob jenen Weisen dann gelingt, was unseren Paläonto-

[1]) Muße mit Würde. (Cicero.)

logen noch nicht gelingen mochte: eine ununterbrochene Verbindungskette zwischen einst und jetzt herzustellen. „Chi lo sa!“ (Wer weiß es) pflegt der Italiener in Zweifelfällen auszurufen.

Noch etwas wäre da zu erwähnen. Weber hat seinem Werke als Motto das Sprüchlein vorausgesetzt: „Freude mit guten frommen Leuten, in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein zuviel, das gefällt Gott wohl.“ Möglich daß dieses „Wort zuviel,“ das, wie bereits bemerkt wurde, thatsächlich vorhanden ist, Gott gefällt: bei den Erdensöhnen unserer Tage findet es, wie mir wohl jeder zugeben wird, wenig Beifall. Und es ist wohl gut im Thun und Trachten Gott zu gefallen, aber beim Bücherschreiben gilt es auch den Geschmack der Menschen gebührend zu berücksichtigen. Indes haben wir diesen Umstand mehr der Entstehungszeit als dem Autor selbst zugeschrieben, brauchen daher nicht weiter darauf einzugehen. Anders aber verhält es sich mit dem „Zötlein zuviel,“ das in seiner Schrift unangenehm und häufig hervortritt. Dieses mag vielleicht so manchen Leuten wohlgefallen, aber dem Herrgott — nein. Hier darf mit vollem Recht ein Vorwurf gegen Weber erhoben werden. Allerdings sind es nicht lüstern-gemeine Zoten von der Art wie sie pseudopsychologisch aufgeputzt neuerlich wieder in der Weltlitteratur im Schwang sind. Es sind vielmehr überaus derbe, oft auch überaus unduftige Auslassungen. „Non olet!“ (Es stinkt nicht) sprach Vespasian zu seinem Sohne, auf das als Latrinensteuer eingegangene Geld weisend; dasselbe dürfte sich Weber hinsichtlich gewisser von ihm angewandten Ausdrücke gedacht haben, oder er wähnte das Terenzische: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto,“ [1]) auch in dieser Weise gelten lassen zu müssen.

[1]) Mensch bin ich, nichts Menschliches ist mir fremde.

Einigermaßen läßt sich jedoch Weber auch in diesem Falle entschuldigen. Sein Werk war für Männer bestimmt, die zu seiner Zeit noch die Mehrheit der Bücherleser bildeten, für ein Publikum also, bei dem ein derbes Wort und noch mehr, nicht schwer in die Wagschale fällt. Giebt es doch nicht wenig Leute, sogar würdige Grauköpfe, deren Gehaben völlig einwandfrei ist, die aber trotzdem es gerne hören, wenn zwischen durch das Gespräch der ordinäre Ton der Sauglocken erschallt. „Chacun a son gôut," lautet bekanntlich eine französische Redensart, womit allerdings nicht gesagt sein will, daß jedes auch seinen haut-gôut haben müsse.

Und nun, zum Schlusse des Kapitels, einige Worte über das vorliegende Werk.

Schon vor Jahren war es mir Wunsch und Wille eine den Anforderungen unserer Zeit genügende Umarbeitung des Weberschen „Demokritos" vorzunehmen. Bald erkannte ich, daß hier mit Flickarbeiten, mit Zusammenziehungen, Glättungen und dergleichen kein befriedigendes Ganze zu schaffen möglich sei, und ich faßte den Entschluß, das Werk völlig neu zu gestalten. Was mir von dem Vorhandenen zweckdienlich schien, das habe ich meinem Buche einverleibt. Es sind dies einzig nur Zitate und Anekdoten, die mit vielen anderen vermehrt zu ähnlichen Kapiteln benützt wurden; Stellen, die wörtlich übernommen wurden, sind als solche auch gekennzeichnet. Ich habe also altes Baumaterial verwendet, aber keineswegs einen alten Bau erneut. Eine Zitatenhäufung soll möglichst vermieden werden, obgleich sich zuweilen die Notwendigkeit einer etwas reichlicheren Anwendung kaum abweisen läßt. Denn dieses Werk will dem Leser nebenbei auch verschiedene Sammlungen von Zitaten, Sprüchwörtern, Epigrammen, merkwürdigen Aussprüchen u. s. w. bieten, die aufzufinden ein Register erleichtern wird.

„Demokrit der Jüngere“ tritt daher als ein ganz selbständiges Werk vor den Leser hin. Nicht so umfangreich wie Webers Werk, will er inhaltlich doch noch mehr als dieses bieten; frei von allem Anstößigen, für einen weiten Leserkreis bestimmt, ist er bestrebt, alles Thun und Trachten, alles was die Zeit bewegt und was von ihr bewegt wird in geeigneter Form in Betracht zu ziehen. Wer Webers Werk nicht kennt, der soll hier einen ausreichenden, der Gegenwart entsprechenderen Ersatz dafür finden. Aber auch dem, der es kennt, will „Demokrit der Jüngere“ ein passendes Gegenstück dazu bieten, eine Ergänzung, die mit vielen Anknüpfungsfäden Vergangenes mit Gegenwärtigem verbindet. Auch dürfte bei der Mannigfaltigkeit des Inhalts jeder etwas finden, was sein Interesse mehr als gewöhnlich in Anspruch zu nehmen geeignet ist.

Ein hochgestecktes Ziel, wobei ein Schuß ins Schwarze nicht sehr leicht zu machen ist! Ob er mir gelungen ist, mag nun der Leser beurteilen. Die Notwendigkeit eines derartigen Werkes wird wohl von keinem geleugnet werden. Es ist vielleicht doppelt notwendig in unseren von Dust und Dunst der nach Körperung strebenden Ideen erfüllten Tagen, in unserer lärmdurchhallten Zeit, in der die schroffsten Gegensätze sich drohend oder störend emporrecken, in der äußere und innere Unruhe ein Gefühl des Bangens entstehen ließ, über das wir uns mit lauten Festlichkeiten und rauschenden Vergnügungen vergeblich fortzutäuschen versuchen.

Wenn etwas die Gebresten der Menschheit zu heilen vermag, so ist es der Frohsinn. Wende da keiner ein, daß des Lebens Ernst keine Heiterkeit zulasse. Nicht der Frohsinn, der mit dem Tage wird, ist der echte, denn er vergeht auch mit dem Tage. Auch die Trauer kann scherzen, die Verzweiflung auflachen. Was uns not thut ist weniger

die Freude (gaudium) als die Fröhlichkeit (laetitia), die Euphrosyne der Griechen, die nicht als öder Spaßmacher den Schwierigkeiten im weiten Bogen auszuweichen strebt, nicht als Greinebold deren Unüberwindlichkeit bejammert und nicht als Tollkopf die Fäuste sich daran blutig schlägt, nein, die sie lächelnd aus dem Wege zu räumen bestrebt ist und dem dritten vergeblichen Versuch unentmutigt einen vierten folgen läßt. Mit Thränen näßte Prometheus den Thon, aus dem er Menschen formte — müssen das just Thränen der Trauer gewesen sein?

Freilich, die Thorheit der Welt würde auch dann noch nicht enden und ein Demokrit würde auch dann noch genug Gelegenheit zum Lachen haben! „Roma aeterna,“ [1]) rühmt Tibull. Aber die ewige Stadt ist nicht das tiberdurchströmte Rom, sondern — Abdera.

[1]) Das ewige Rom.

II.

Das Lachen.

Lachen, Schlaf und Hoffnung gab uns Mutter Natur gegen die Mühseligkeiten eines Lebens, das manche nicht annähmen, wenn sie zuvor befragt würden.

Weber, Demokritos.

When a man smiles and much more when he laughs, it adds something to this fragment of life.[1])

Sterne.

Weinen, lachen, klagen, tanzen hat seine Zeit.

Prediger III 4.

Das Lachen gehört zu unseren wenigen unbestreitbaren Vorrechten. Schon Griechenlands Weisen nannten den Menschen ein „lachendes Tier," woraus Sokrates die seither oft wiederholte Bezeichnung „lächerliches Tier" machte. Beiläufig bemerkt, giebt es unzählige Definitionen der Krone der Schöpfung. Benjamin Franklin meinte, der Mensch sei ein „tool-making animal,"[2]) und der Franzose erklärt in grotesker Weise: L'homme est un animal, qui crache.[3])

Das Tier lacht nicht; das Ruckſen der Lachtaube kann doch wohl nicht für Lachen gelten. Weber meint, weil bei seiner Schöpfung der Mensch noch nicht vorhanden war: worüber hätte er auch lachen sollen? Die Bibel erzählt uns

[1]) Wenn ein Mensch lächelt und noch mehr wenn er lacht wird etwas diesem Stück Leben zugefügt. [2]) Werkzeugmachendes Tier. [3]) Der Mensch ist ein Tier, das spuckt.

nicht, daß Adam im Paradies gelacht hätte, selbst dann nicht, als er, vom Schlafe erwachend, seine Rippe in Eva verwandelt fand. Auch von einem Lachen der Urmutter wurde uns keine Kunde, obgleich Frauen gerne und viel lachen. „Frauen lachen, wenn sie können, und weinen, wenn sie wollen," erklärt ein französisches Sprichwort. Vielleicht erhielt der Mensch erst das Lachen nach dem Genuß vom Baume der Erkenntnis, vielleicht erst als Ersatz für das verlorene Paradies. Denn das Lachen ist auf das innigste mit der Vernunft verbunden, wie schon der Umstand zeigt, daß es nur dem „homo sapiens" gegeben ist. Nun gilt zwar bei uns auch ein „lachender Tag" und „Bargeld lacht." Aber der Tag, in dem wir leben und Bargeld, von dem wir leben — Schulden sind endlich doch nur das Bargeld anderer — sie gelten uns so viel wie wir selbst. Was ist beglückender als ein herzfrohes Lachen? Schopenhauer sagt, was für eine schöne Gegend der aus den Wolken plötzlich hervortretende Sonnenblick, das sei für ein schönes Gesicht der Eintritt des Lachens und ratend fügt er dazu: ridete, puellae, ridete![1]) Das mag für den Eintritt des Lachens, sowie für das Lächeln gelten. Im allgemeinen aber verzerrt das Lachen ein Antlitz, die Vorderzähne werden sichtbar, die darum von Griechen und Römern auch Lachzähne (γελασῖνοι) genannt wurden.

Kinder beginnen erst mit der erwachenden Vernunft zu lachen, Aristoteles behauptet, nie vor dem vierzigsten Lebenstag. Bei den Alten galt daher das frühe Lachen der Kinder — was nicht mit Lächeln verwechselt werden darf — als gute Vorbedeutung. Von Zoroaster heißt es, er habe schon am Tage seiner Geburt gelacht und sein

[1]) Lacht, Mädchen, lacht!

Gehirn habe so mächtig geschlagen, daß die Hebamme nicht ihre Hand auf seinem Kopf halten konnte.

Von den alten Völkern waren die Griechen die lachfreudigsten, im Einklang mit ihrem sonnigen Klima. „Wer lacht über Griechenland?“ fragt ein altes Scherzwort und die Antwort vermeldet: „Ein ewig heiterer Himmel.“ Der Grieche hatte für jede Tonart des Lachens eine gewöhnlich nach hellenischen Gegenden benannte Bezeichnung. Homer, der die Götter im Olymp hellauf lachen läßt, was wir heute noch ein „homerisches Gelächter“ nennen, giebt der Liebesgöttin das Prädikat „die Lachliebende“ (φιλομειδης), dem finstern Höllengott Pluto jedoch „der Nielachende“ (αγελαστος). Selbst der ernste Lykurg ließ in dem Speisesaal der Spartaner dem Gott des Lachens eine kleine Statue setzen, während ihn Plato, im Gegensatz zu seinem heiteren Meister Sokrates, aus der Akademie verbannte. Der „Nielachende“ wurde Lucilius Crassus genannt. Es wird erzählt, er habe nur einmal in seinem Leben gelacht, und das über seinen eigenen schwachen Witz. Als er nämlich einen Esel Disteln fressen sah, rief er aus: „Rauhe Lippen, rauher Salat!“ Als Männer, die sich das Lachen versagten, galten bei den Griechen auch Phocion, Anaxagoras und der „weinende Philosoph“ Heraklit. In seiner Kyropädie meint Xenophon, wer die Leute lachen mache habe weniger Verdienst, als der, welcher sie zu Thränen rühre. Ganz anders dachte der Komiker Phillippos, der auf die Frage des Sokrates, worauf jeder stolz wäre, antwortete: „Ich glaube mit mehr Recht auf meine Gabe Lachen zu erregen stolz sein zu dürfen, als der Schauspieler Kallipides auf seine Kunst weinen zu machen.“ Auch der sittenstrenge Cato soll nicht gelacht haben, wie überhaupt bei den Römern schon eine geminderte Lachlust bemerkbar ist. Später konnte der vom Cäsarenwahnsinn umfangene Caligula

es sogar wagen, beim Tod seiner Trusilla neben den Lustbarkeiten auch das Lachen zu verbieten. Noch feindlicher dem Lachen zeigte sich das asketische Christentum der ersten Zeit. Clemens von Alexandrien schrieb, Lachen und Lachenerregen zieme sich nicht für Christen, und das zweite Konzil zu Karthago schleuderte seinen Bannstrahl auf „verba joculatoria, risum moventi.“ [1]) Es war dies von demselben aus Syrien und dem Lande der Mumien und Pyramiden ausgehenden finstern Geiste diktiert, der in das Judentum eindrang und den Mosaismus, unter dem selbst Jehovah noch lachen konnte, zersetzte, das Pharisäertum schuf, dessen Anhänger, um die schnöde Weltlust nicht zu sehen, mit geschlossenen Augen durch die Straßen eilten und sich dabei Beulen anrannten. Es war derselbe Geist, der in dem Chilaismus gipfelte, in der Erwartung des Messias, des tausendjährigen Reiches. Vor den fröhlichen Klängen der Weltlust flüchtete er später hinter Klostergitter, woher er als trübe Mönchsregel verlauten ließ:

Risum vanum, inurbanum
Te frenando tempera,
Nam stultorum, superborum
Mera haec insania. [2])

Lachen ist ein Erfrischungsmittel für Seele und Leib; ein kühlender Trunk in der Schwüle des Lebens, ein wärmender Tropfen, wenn seine Stürme eisig fegen.

Lachen ist ein Gesundheitsmittel. „Lachen stärkt durch seine heilsamen Bewegungen die Lebenskraft, vorzüglich die Werkzeuge der Verdauung und ist das beste Dessert, das

[1]) Scherzhafte Worte die Lachen erregen. [2]) Eitles Lachen, rohes Lachen — Unterlaß durch Selbstbezwingung — Die als Thoren sich erweisen — Zeigen so des Wahns Bedingung. (Übersetzung von Weber.)

uns manche Weisheit des Hausarztes glücklich erspart.“ (Weber.) Schon die Alten suchten das Mahl fröhlich zu gestalten, worin wir ihnen zu folgen bestrebt sind. Der berühmte Arzt Sydenham behauptete, die Ankunft eines Hanswurst in einer Stadt sei mehr wert als die Ankunft von zwanzig mit Medizin beladenen Eseln. Und ein britischer Arzt pflegte unter seine Rezepte zu setzen: item recipe 3 bis 4 Blätter Peregrine Pickle, womit der bekannte komische Roman von Smollet gemeint ist. „Der Lacher springt übers Grab,“ sagt ein kluges Sprüchlein, und die Erfahrung hat diesen Text mit manchem Bildchen illustriert. Lichtenberg erzählt, er konnte lachen bei Schmerzen und Schlaflosigkeit über die Idee einiger Missionare, einen ganzen Hof von Proselyten mit der Feuerspritze zu taufen, ein Vorgang, den übrigens in den letzten Jahren auch der Afrikareisende Stanley erlebt haben will. Der sterbende Kardinal Salvini, den seine Diener plünderten und dann fortliefen, lachte über seinen Affen, der den Kardinalshut vor dem Spiegel sich aufsetzte, sich wieder ins Leben hinein. Erasmus von Rotterdam lachte dermaßen über Huttens satirisches Küchenlatein in den „Epist. obscurorum virorum,“ namentlich über die Stelle: „me diaboliter inutilem faciam,“ [1]) daß zu seinem Glücke ein gefährliches Geschwür aufbrach. Ähnlich verhielt es sich auch mit dem Dichter des „Frühlings,“ mit E. Kleist. An einer Duellwunde darniederliegend wurde ihm von Gleim dessen Liedchen vorgelesen:

„Tod! kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!“

[1]) Ich will mich verteufelt unnütz machen.

Kleist lachte darüber laut auf; eine Ader sprang, was nach der Erklärung des Arztes den Kranken gerettet hat. Der sterbenskranke Born wurde auf Wunsch der Kaiserin Maria Theresia mit den Sakramenten versehen. Als später ein Bedienter, ein Mohr, kam, um sich nach des Kranken Befinden zu erkundigen, rief Borns pietistische Schwester, die den Bruder Freimaurer für verloren hielt, erschrocken aus: „Jesus, holt ihn also doch der Teufel!“ Born lachte und genas.

Indes „Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Übels thun,“ heißt es bei Sirach (VII, 40), was ein späteres lateinisches Sprüchlein mit den Worten ausdrückt: „Quidquid agis, prudenter agas et respice finem.“ [1]) Auch das Lachen will Maß, und nicht mit Unrecht gilt als Narr wer beständig lacht. So wie Lachen Leben geben kann, so kann es auch im Übermaß den Tod mit sich führen, wovon wir auch so manches Beispiel haben. „Zeuxis soll sich zu Tode gelacht haben über ein von ihm selbst gemaltes altes Weib, und Philemon über einen Esel, der so behaglich seine Feigen wegfraß, daß er auch noch ein Glas Wein ihm zu reichen befahl, was dem klugen Tiere nicht minder schmeckte. Philemon scheint mehr über seinen drolligen Einfall gelacht zu haben als über seinen Bruder Esel. Beide Geschichtchen sind so alt wie des Pomponius Mela Nachricht von den glücklichen Inseln mit zwei Quellen, deren eine Totlachen, die andere aber Wiederaufleben brachte. Gewisser ist, daß der berüchtigte Pietro Aretino — dessen Schriften ebenso unzüchtig wie talentvoll sind — sich über die liederlichen Streiche seiner Schwestern zu Venedig zu Tode lachte.

Ein überlautes Gelächter, ein „Pferdegelächter“ (horse-

---

[1]) Was du thust thue klug und bedenke das Ende. (Gesta Rom.)

laughter) wie es die Engländer trefflich nennen, ist roh und wirkt sehr unangenehm. Es läßt sich häufiger von Männern als von Frauen vernehmen, die wohl viel und laut zu lachen pflegen, aber doch nicht laut bis zur Rohheit. Es mag dies in der Körperbeschaffenheit liegen, die überhaupt ein gut Stück unserer Tugenden und Laster schafft. Hingegen pflegt bei Frauen das widerwärtige gemeine Lachen häufiger als bei Männern vorzukommen, oder vielmehr, die Gemeinheit im Munde eines Weibes klingt viel gemeiner, als wenn sie sich bei einem Manne äußert. Lavater sagt: „In nichts zeigt sich Redlichkeit und Unredlichkeit mehr als im Lachen, Lächeln und Nichtlachen; wer gut lacht ist gut." Schopenhauer meint, je mehr der Mensch des ganzen Ernstes fähig sei, desto herzlicher könne er lachen. „Menschen, deren Lachen stets affektiert und gezwungen herauskommt, sind intellektuell und moralisch von leichtem Gehalt; wie denn überhaupt die Art des Lachens und andrerseits der Anlaß dazu sehr charakteristisch für die Person ist."

„Abbé Damasceni," bemerkt Weber, „ging zu weit, wenn er die Temperamente an den Endvokalen ihres Lachens erkennen wollte und die Haha-Lacher in Choleriker, die Hehe-Lacher in Phlegmatiker, die Hihi-Lacher in Melancholiker und die Hoho-Lacher in Sanguiniker abteilte. Es hätte sich auch noch ein Huhu-Charakter auffinden lassen für das hypochonder-hysterische Temperament, wenn damals vier Temperamente nicht stereotyp gewesen wären. Etwas Wahres liegt doch in der Grille; in der Regel drückt sich das volle, laute Lachen durch A aus, das spöttische, grinsende nähert sich dem E, das Kichern und verhaltene Lachen der Jugend und des weiblichen Geschlechts gleicht dem J, das frohe Lachen der überraschten Freude dem O, und das U scheint für das Weinen gemacht zu sein oder für das Lachen bis zum

Erſticken, wo man rot und blau und das Lachen teuer wird. In der Regel lachen Männer in A und O, Weiber in E und I, aber überall geht der Konſonant H den Vokalen voraus . . .“ Es iſt aber mit dem Theoretiſieren von dergleichen ganz eigenartig beſtellt. Im ganzen genommen halten nämlich ſolche Regeln Stich, tritt man jedoch der Sache näher, ſo zeigen ſich ſo viel Abweichungen und Ausnahmen, daß kaum mehr etwas Greifbares übrig bleibt. Wie unterſchiedlich iſt doch unſer Lachen! Es lacht aus uns ein Gott, ein Teufel, die Klugheit wie die Thorheit, die Wahrheit wie die Lüge, höchſte Luſt und bitteres Weh, ſelige Zufriedenheit und kochende Wut, himmliſches Mitleid und hölliſcher Hohn.

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich angloßen mit den Bocksgeſichtern,
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelehrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Geiſtesrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.

Denn wenn des Glückes hübſche Siebenſachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;

Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen und zerſchnitten und zerſtochen —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.

(H. Heine.)

Wie oft hat ſchon Lachen Fehler geheilt, die der Ernſt mit Ermahnungen und tauſend Tränkchen vergeblich zu beſeitigen erſtrebte. „Man kann lachend ſehr ernſthaft ſein,“

meint Leſſing in „Minna von Barnhelm,“ lachend die Wahrheit ſagen, wie Horaz lehrt: „Ridentem dicere verum,“ was auch mit Scheinthränen erfolgen kann. Der mongoliſche Eroberer Timur war beſonders häßlich, dabei noch einäugig und lahm. Als er eines Tages beim Barbieren aufmerkſamer als gewöhnlich in den Spiegel blickte, erkannte er plötzlich ſeine ganze Häßlichkeit und begann drob bitter zu weinen. Sein anweſender Vertraute that dasſelbe, aber er beruhigte ſich nicht ſo bald wie Timur. „Höre,“ ſprach nun dieſer zu ihm, „ich weinte, weil ich, der mächtige Fürſt, im Spiegel meine Häßlichkeit ſah, die ich mit nichts zu beſeitigen vermag. Warum aber weinſt du noch mehr als ich?“ — „Wie ſollte ich das nicht, Herr,“ gab der Günſtling zur Antwort, „du weinteſt ſchon, weil du einmal deine Häßlichkeit im Spiegel ſahſt, die ich den ganzen Tag vor mir habe.“ Und Timur lachte.

Es wird viel gelacht auf Erden, faſt ſo viel wie gelogen, und das will ſchon etwas bedeuten. „Die eine Hälfte der Welt lacht über die andere,“ meint der Spanier Gracian. Es wird viel mehr gelacht als geweint, obgleich auf Erden nicht eine paradieſiſche Zufriedenheit herrſcht, nicht Lämmer friedlich neben Wölfen weiden. „Ungeheure Heiterkeit iſt meines Lebens Regel,“ [1]) ruft ſo mancher aus oder mit Shakeſpeares Worten:

— Let me play the fool
With mirth and laughter so let wrinkles come. [2])

Und vielleicht iſt dieſe Lebensauffaſſung trotz ihrer Liederlichkeit nicht ganz zu verwerfen. Nur ſäume niemand, wenn der Ernſt des Lebens an ſeiner Thüre leiſe pocht,

---

[1]) „Der reiſende Student,“ Poſſe von Louis Schneider.
[2]) Laßt mich den Narren ſpielen — Bei Luſt und Lachen mögen nah'n die Runzeln.

ihn auch sofort um seinen Begehr zu fragen, er wird sonst mahnender, zudringlicher und stürmt trotzig ins Haus. Zeitweilig aber mag diese Regel schon vollkommen gelten. „In den leeren Wirbeln des Alltagslebens — schreibt Weber — ist wirklich eine verlachte Stunde eine Glückseligkeit und unter den hundert Illusionen, die wir für Glückseligkeiten halten, die einzige, die nichts weiter sein will als sie ist."

Einen hohen Grad von Aufrichtigkeit ist dem Lachen nicht abzusprechen. Es ist schwer, fast unmöglich, es derart zu künsteln, daß ein auch nur halbwegs kundiges Ohr die Mache nicht erkennen sollte. Und wie es einmal schon die Eigenart des Lachens ist nicht willkürlich sich äußern, so läßt es sich auch willkürlich kaum unterdrücken. Ja, just wenn es einer nicht will, mögen die Lachteufelchen aus ihm herauskollern. „Die Phantasie — bemerkt Weber — die mit unserer angeblichen Freiheit ihr leichtfertiges Spiel treibt, kann so weit gehen, daß wir eine Handlung, die wir zu begehen fürchten, gerade begehen, wie Jean Pauls Prediger Schmelzle, der, zum Tische des Herrn tretend, den Einfall hatte: »Wie wenn du jetzt lachtest?« immer ängstlicher sich nahte und lachte! »Aber um Gottes willen,« sagte ihm sein Nebenmann, »sind Sie ein Geistlicher? Lacht der Gottseibeiuns aus Ihnen?« »Ach Gott,« seufzte Schmelzle, »wer denn sonst?«" — Manchmal aber lacht man auch in einer anderen Weise, unter Ängsten. Die von Frankreichs König gegen die Cevennenbewohner ausgesandten Dragoner bekehrten durch Lachen zum Katholizismus, das heißt sie kitzelten die Ärmsten solange an den Fußsohlen, bis sie unter krampfhaftem Lachen ihr Ketzertum oder ihren Geist aufgaben. „Zwinge sie einzutreten," lehrt ja die Schrift. Ähnlich, doch des Geldes wegen verfuhren zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Schweden, sofern sie

nicht den Schwedentrunk vorzogen, und die Mähriſchen Brüder kitzelten die zum Tode Verurteilten, bis dieſe den Geiſt aufgaben, denn — Blutvergießen wäre zu ſündhaft geweſen, was auch der Grundſatz der ſpaniſchen Autodafés war. Viel gefabelt wurde auch von dem Stich der Tarantel, die Lachen und Tanzen machen ſollte. Hingegen hat es mit dem hauptſächlich auf Sardinien wachſenden Lachkraut (Sardonia herba) inſofern ſeine Richtigkeit, als deſſen Genuß, wie Belladonna und andere Giftpflanzen, die Lachmuskeln krampfhaft zuſammenzieht, ſo daß man zu lachen ſcheint. In Hederichs lateiniſchem Wörterbuch heißt es erklärend: „. . . wenn es einer ißt ihm das Maul ziehet als lachte er, da er doch in mittelſt daran krepieren muß.“ Nach dem Fundort wird dieſes bittere, gezwungene Lachen „ſardoniſches Lachen“ genannt. Auf dem Angeſicht Auguſtus, Karls XII. und Napoleons ſoll es ſich gewöhnlich gezeigt haben.

Eine merkwürdige Thatſache iſt, daß ſehr häufig Leute, die meiſterlich auf das Zwerchfell anderer zu wirken wiſſen, nur ſelten lachen, ſo Swift, Molière, wozu ſich noch eine lange Namensreihe fügen ließe. Als der Komiker Carlini — das Hiſtörchen wird auch manchem andern zugeſchrieben — ganz Neapel zum Lachen zwang, erſchien eines Tages bei einem der bekannteſten Ärzte jener Stadt ein Mann und bat ihn um ein Heilmittel gegen die Melancholie, die ſein ganzes Leben verzehre. Der Arzt riet ihm verſchiedenes, Bewegung, Geſellſchaft und dergleichen, worauf der Hilfeſuchende bemerkte, daß er dies alles ſchon vergeblich verſucht habe. „Nun, wenn das alles nichts hilft, ſo gehen Sie ins Theater und ſehen Sie ſich Carlini an,“ rief der Arzt aus. „Ach, Carlini bin ich ja ſelbſt,“ gab der andere wehmütig zur Antwort. Weber meint: „Niemand iſt mehr überzeugt, daß alles in der Welt eitel ſei, als der Komiker, daher ſeine öftere hypochondriſche Stimmung, finſtere Ruhe

und Mangel an Teilnahme. Die Sinne machen unsere gröbere, die Wahrnehmungen der Seele unsere feinere Organisation aus, oder die Welt der Idee. Um Lachen erregen zu können, muß man zuvor das Belachenswerte ausspähen und auffassen, was nur dem überlegenen Verstand gegeben ist, und da dieser ernsthafter Natur ist, so sind und waren gerade die besten Komiker die ernsthaftesten Menschen." Diese Erklärung klingt gut, aber die Thatsachen widersprechen ihr zu oft um sie uneingeschränkt gelten zu lassen. Es gab und giebt genug meisterhafte Komiker — damit soll wohl alles, Schaffendes wie Darstellendes, Humorist wie Satiriker und Witzkopf gemeint sein? — die auch außerhalb ihres Berufes heitere Gesellen sind. Viele haben sogar den etwas abschwächenden Fehler, ihren Witzen eine Lachsalve vorauszuschicken oder sie mit lachendem Munde zu äußern, wie es bei dem witzigen Epigrammatiker Kästner und wohl auch bei Heine der Fall war. Die hypochondrische Stimmung einzelner, mögen diese einzelne auch häufig vorkommen, dürfte vielmehr aus den mannigfaltigsten Gründen zu erklären sein, worunter oft persönliche nicht die letzte Rolle spielen. Einen Fingerzeig giebt uns die Thatsache, daß jene Kopfhängerei am häufigsten bei darstellenden Komikern vorkommt, die ihre Scherze in gleicher oder mindestens ähnlicher Form wiederholen, dann bei Satirikern, deren Born des Witzes überhaupt düstern Klüften entspringt.

Lachen entwaffnet. Wo der Gischt des Zornes am höchsten spritzt, vermag oft ein herzfrohes Lachen was tausend Besänftigungsmittel nicht vermögen. Der Erzürnte sieht eine Weile verblüfft den Lacher an und — lacht dann auch. Selbst Schlachten vermag das Lachen zu gewinnen. Als während Napoleons egyptischen Feldzug in der Schlacht bei den Pyramiden der Feind zum Angriff nahte, gab

General Friant den Befehl ein Karree zu bilden, wobei die für den Transport so wichtigen Maultiere, sowie die das Heer begleitenden Gelehrten zum Schutze in der Mitte Platz finden sollten. Es geschah mit den kurzen Worten: „Un quarré, les ânes et les savants au milieu.“ [1]) Die ganze Division brach bei diesem vermutlich unbeabsichtigten Witz in ein lautes Gelächter aus, was die ansprengenden Araber, die irgend eine Kriegslist vermuteten, veranlaßte ohne den Angriff vorzunehmen Kehrt zu machen, eine Unterlassung, die für den Sieg der Franzosen von Bedeutung war.

Der Franzose ist überhaupt von allen Kulturvölkern der Gegenwart das lachwilligste. Mehr als einmal hat dort schon ein Lachen vollbracht, was das ernste Wort, was das Schwert vergeblich herstellen, erzwingen wollte. Und was unter der Wucht des Lachens zusammenbricht, kann sich kaum mehr erheben. Von Paris, dem Brennpunkt des französischen geistigen Lebens, heißt es in einem von Weber angeführten Chanson:

On rit d'un fou, parfois d'un sage,
On rit encore d'avantage,
Mais il faut bien rire à Paris,
Puisqu'il est le séjour des ris. [2])

Die meisten Franzosen sind geneigt mit Molière auszurufen: „Battez moi plutôt, et me laissez rire.“ [3])

Italiener, Spanier und Portugiesen sind trotz ihres sonnigen Himmels und ziemlich heitern Temperaments nicht so lachlustig wie ihr gallischer Vetter. Noch weniger sind

[1]) Ein Karree. Esel und Gelehrte in die Mitte. [2]) Die Dummen zwar belacht man sehr — Jedoch die Klugen oft noch mehr — Auch muß man in Paris wohl lachen — Es ist die Stadt zum Lachenmachen. [3]) Schlagen Sie mich lieber und lassen Sie mich lachen.

es die germanischen Völker. Der Engländer ist zwar dem Lachen geneigter als nach seinem etwas steifen Wesen zu vermuten wäre. Der Deutsche, namentlich der Norddeutsche, braucht schon etwas recht Komisches um zum Lachen zu kommen, dann aber geschieht es mit einer lauten Gründlichkeit. Gute Lacher sind die Österreicher, auch die behenden Rheinländer, während der Sachse mehr lächelt als lacht. Die Slaven sind im allgemeinen lachlustig, ebenso die Naturvölker, sei es nahe dem Pol oder unter dem Äquator. Viel lachen Kinder und Frauen, wie schon bemerkt wurde, letztere allerdings seltener, wenn sie — schlechte Zähne haben. Oft will uns scheinen als ob ein Totenschädel eine grinsende Lachmiene zeige. Montesquieu stand einst sinnend vor einem solchen Schädel. „Worüber lacht wohl dieser Tote?“ fragte sein Nachbar. „Über die Lebendigen,“ gab der Philosoph zur Antwort. Und über Lebendige lachten auch Roms Auguren wenn einer den andern erblickte; ihre Nachfolger von heute lächeln nur.

Über die Lebendigen lachen ist auch das demokritische Lachen. Es ist nicht überlaut, mehr einem Lächeln als einem Lachen gleich. Es gehört auch ein gut Stück Selbstkenntnis dazu um nicht dem Dünkel der Selbstüberhebung zu verfallen, und wie thöricht einem auch das Menschentreiben vorkommen mag, er darf nie vergessen:

Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder, wer es sei,
Der eine deckt es zu, der andre trägt es frei.

(Logau.)

„Taft den Weisen in Mund, giebt sich eine Thorheit kund“

meint ein niederländisches Sprüchlein, das übrigens auch in dem Spruchschatz aller Völker vorkommt. Und ähnlich wie Logau meint auch Hollands berühmter Dichter Jakob Cats (1577—1660):

Kein einziger ist ohne Sparrn,
Ein jeder hat seinen eigenen Narrn.
Und der ist noch der klügste Mann,
Der am besten die Narrheit bergen kann.

Vielleicht schließe ich dieses Kapitel am besten ab mit nachfolgendem kurzen Gedichtchen. Es mag nicht recht geschmackvoll sein aus eigenen Schriften zu zitieren; ich will diesen Fehler insofern mildern, daß ich bei künftigen notwendig gewordenen Vorkommnissen des Autors Namen — d. h. meinen eigenen — nicht nenne.

So einer geboren zum Glücke, gegeben
Wird ihm als Geschenk vom Paten Leben
Der Dinge sieben: Das Wort, Gesicht,
Gehör, Vernunft, Gefühl fürs Herz,
Die Thräne, die für die Trauer spricht,
Und dann als Genossin für Lust und Scherz
Das köstlichste der sieben Sachen:
Das helle gesunde breite Lachen!

III.

Das Lächeln.

Der Mensch hat hier dritthalb Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Jean Paul.

— bello e dolce labro
Quivi si forma quel soave riso
Ch' avrea posto in terra il Paradiso.[1])

Ariost.

O villain, villain, smiling, damned villain,
My tables, my tables, meet it is I set it down
That one may smile and smile and be a villain.[2])

Shakespeare.

Gründlich vom Lachen verschieden ist das Lächeln, obgleich es zuweilen nur dessen Einleitung ist. Lächeln giebt sich dem Blick aber nicht dem Ohr zu erkennen, es scheut den lauten Markt, schüchtern wie ein weltabgewandtes Gemüt, oder furchtsam wie ein Dieb. Es ist auch leichter künstlich herzustellen. Neun Zehntel alles Lächelns ist gefälscht oder gekünstelt; es gleicht da dem Weine. Wie von einem Gotte hingeschaffen spielt es beständig herzerquickend

---

[1]) Der schöne, süße Mund — Der solch ein anmutsvolles Lächeln wies — Das auf der Erde schafft ein Paradies. [2]) O Schurke, Schurk', verdammt lächelnder Schurke — Schreibtafel her, damit ich es verzeichne — Daß einer lächeln, ewig lächeln kann — Und doch ein Schurke sein.

um manche holde Lippen; wie vom Satan daraufgedrückt liegt es stets auf manchem schuftigen Antlitz; und vom Toilettenkünstler Konvenienz aufgepinselt zeigt es sich dauernd in den Mienen des Weltlings. Lächeln ist oft nur eine Maske für des Lebens Faschingstrubel. Lächeln ist die letzte oder die erste und einzige Spur, welche der Geist auf einem Antlitz erkennen läßt. Lächeln ist oft der buntfarbige Regenbogen, der durch Brechung der sonnigen Freudenstrahlen in den Thränentropfen sich bildet. Wie süß ist das Lächeln des schlafenden Kindes, wie traut das Lächeln der Mutter, die sich über die Wiege des Lieblings beugt! Wie beglückend das Lächeln der Liebe. Wie schön das milde Lächeln des lebenskundigen geistesfrischen Greises! Wie widerlich aber das freche Lächeln des Lüstlings, wie erkältend das starre Lächeln erheuchelter Teilnahme, wie anödend das fade, geistlose Lächeln des Gecks, bei dem sich mit „Faust“ ausrufen ließe: „Was grinst du mir, hohler Schädel, her.“ Je nun:

Es ist die Welt nun einmal so! —
Der Schurke reibt sich die Hände froh,
Der Gute rückt sich mit redlichem Wollen,
Der Weise lächelt — und läßt sie rollen.

(Franz Herold.)

Lachen verzerrt die Züge, Lächeln verschönert oft selbst ein häßliches Gesicht. So manchem gab die Natur mit dem Lächeln das beste Geschenk, das ihm mehr nützt als andere Vorzüge. „Zuverlässig verdankt — sagt Schopenhauer — mancher das Glück seines Lebens bloß dem Umstande, daß er ein angenehmes Lächeln besitzt, womit er die Herzen gewinnt.“ Aber er vergißt dabei nicht, warnend auf die hier dem Kapitel als Motto vorgesetzten Verse aus Shakespeares Hamlet hinzuweisen. Auch Ariost läßt

den angeführten Versen vom paradiesischen Lächeln die Bemerkung folgen:

Ch' inganno o tradimento gli e aviso
Che possa star con si soave riso.[1])

Ein Lächeln gewann der Liebesgöttin den Preis beim Urteil des Paris:

Der Juno Majestät, der Pallas Würde? nein!
Die flößten nichts als Ehrfurcht ein.
Sie, die so zaubrisch lächeln kann,
Cythere lacht ihn an, er fällt zu ihren Füßen
Und beut der Lächelnden den goldnen Apfel an.
(Wieland.)

Ähnliches bringt ein Frauenlächeln auch heute häufig zuwege, wobei es sich freilich oft weniger um den Apfel als um das Gold handelt. Thörichter Paris! Troja mußte ob seines Urteils in Flammen aufgehen und Griechenlands Helden im männermordenden Krieg hinsinken. Paris war ein hübscher Junge, aber wie die meisten von der Natur äußerlich begünstigten Männer nicht sehr findig, sonst hätte er sicherlich sein Urteil derart gefaßt, daß sich keine bevorzugt wähnen konnte. Einen Zweifel an ihre Schönheit überwindet kein Weib und sei sie auch die Göttin der Weisheit.

„Heut zerfiel Frau Brunehild
Förmlich mit Klimeenen." —
„Schalten sie sich häßlich?" — „Nein!" —
„Nun so wirds noch möglich sein
Beide zu versöhnen." (Haug.)

Vielleicht ist es bei einer Wahl dieser Art am besten, es wie jenes Knäblein zu machen, den drei Damen einen

[1]) Er wußte es, daß der Verrat, Betrug — In solchen Lächeln weilet oft genug.

Apfel reichten mit der scherzhaften Bemerkung, er möge ihn der Schönsten reichen. Das Bürschlein sah die Dreizahl eine Weile prüfend an, dann blickte er nachdenklich auf den Apfel und — biß hinein.

Welche Reihenfolge von Lächeln ließe sich noch anführen, fast noch eine größere als die des Lachens. „Das Lächeln der Blinden," heißt es in Webers Demokritos, „erregt unser Mitleid, und das Lächeln eines runzelvollen Gesichtes giebt solchem Reize mitten im Ernste des Alters. Und wen rührt nicht das freundliche Lächeln eines von Thränen umwölkten Auges und die heitere Ergebung dessen, den der Hingang der Geliebten verwundet hat. Wer wünscht nicht abzuscheiden mit dem letzten Himmelslächeln des Tugendhaften? Wenn sich über das blasse Gesicht des Toten Ruhe verbreitet und um seine Lippen die Spur jenes leisen Lächelns, so sagt es den Umstehenden: „Warum weinet ihr? Bin ich nicht erhaben über alle Thorheiten hienieden? Ruhig im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gehe ich dem Etwas oder Nichts entgegen." — Man sagt „bis zum letzten Seufzer," schöner wäre „bis zum letzten Lächeln," es ist das „Lächeln des Überwinders." Von einem ähnlichen Gedanken beseelt, mochte Pfeffel als Lebensregel geben:

Weinend grüßt du das Erdenrund,
Lächelnd küßt dich der Freunde Mund,
Lebe so, daß du einst beim Erblassen
Lächelnd mögest weinende Freunde lassen.

Christus soll, wie Augustinus und andere Kirchenschriftsteller behaupten, nie gelacht haben, wohl aber gelächelt. Seine Äußerungen, wenigstens wie sie uns überliefert wurden, lassen teilweise eine ernste, fast asketische, oder doch buddhistische Natur vermuten, teilweise wieder ein heiteres, selbst der sanften Ironie nicht abgeneigtes

Temperament. Vieles lag da auch in der Zeit. Sie war ernster, strenger geworden. Wenn zu Davids Zeit dem Herrn noch gejauchzt und gejubelt werden konnte, so war es nunmehr anders, und der sprüchereiche Sirach konnte sagen: „Ein Narr lacht überlaut, der Weise lächelt ein wenig."

Der Russe lächelt, wenn er Brot und Salz dem Gaste zum Willkommgruß reicht; er wähnt damit die bösen Geister zu verscheuchen. Wie jeder Aberglaube hat auch dieser sein Keimbläschen der Wahrheit, wird auch hier das Symbol vergröbert, muß auch hier der Geist dem Worte weichen. Ein Lächeln scheucht Sorgen von der Schwelle; Frohsinn ist ein guter Hausgeist, der selbst ein karges Gericht schmackhaft zu würzen weiß. Was kann nicht alles eine Frau mit Lächeln erzwingen! Lächeln und Weinen sind des Weibes unbesiegbare Waffen, und es ist ein wahres Glück, daß ihm die Stärke seiner Schwäche nicht völlig zum Bewußtsein kommt. Die Welt würde sonst ganz von Frauenlächeln und Frauenthränen regiert werden, während bisher doch nur ein Teil der Weltgeschichte sich darauf zurückführen läßt. Das Lächeln der Hausfrau ist der Ehe Sonnenschein; aber auch dem Gatten geziemt es, und es vermag manche Wetterwolke zu verjagen und manchen Sturm abzuwehren. Es vermeidet Mißverständnisse, Schmollen, Grollen, Schelten, kurz es verschafft Ruhe. Heine rät ganz weise:

Fühlst du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann,
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun so zieh Pantoffeln an.

Hat versalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm die Wut,
Sag ihr lächelnd: „Süße Puppe,
Alles was du kochst ist gut.

Wirst du diesen Rat erproben,
Dann, mein Freund, genießest du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und du hast auf Erden Ruh.

Heine, der geistvolle Spötter, der in den Stunden wo er nicht sentimental war oder höhnisch lachte, demokritisch zu lächeln wußte, wendete unserem Gegenstande wiederholt seine Aufmerksamkeit zu. Verdrossen-brummig, wie es endlich ein Bär sein darf, zähnefletschend, ergeht sich sein Atta Troll in folgenden Bemerkungen:

Menschen, schnippische Kanaillen!
Lächelt nur! Von euerm Lächeln
Wie von euerm Joch wird endlich
Uns der große Tag erlösen.

Mich verletzte stets am meisten
Jenes sauersüße Lächeln
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menschenlächeln . . .

Weit impertinenter noch
Als durch Worte offenbart sich
Durch das Lächeln eines Menschen
Seiner Seele tiefste Frechheit.

Immer lächeln sie! Sogar
Wo der Anstand einen tiefen
Ernst erfordert, in der Liebe
Feierlichstem Augenblick. —

Das Lächeln der Anmut erfreut uns, wir sehen es besonders gern auf dem Antlitz des Weibes, wo es ja sehr oft auch zu finden ist. Häufiger jedoch zeigt sich da das Lächeln der Eitelkeit, das allerdings auch auf den Lippen

des Mannes kein seltener Gast ist, nur daß es hier weniger der Herold äußerer als innerer, wirklicher oder eingebildeter Vorzüge ist. Es lebt ein ganzes Geschlecht Narzisse, das lächelnd im Wasserspiegel der Einbildung sein liebes Ich betrachtet und in Selbstentzücken ausruft oder still vor sich hin flüstert: „Wie schön bist du."

Ein Spottlachen, ein Spottlächeln kann uns mehr reizen als die zornvollsten Worte, mehr als Trutz und Tort, mehr als Haß und Hieb. Es ist im Angriff gewaltiger als man auf den ersten Blick hin annehmen mag, denn es kann den Gegner leicht aus seiner Ruhe bringen, ihn verleiten sich Blößen zu geben, die er andernfalls kaum zeigen würde. Es ist noch ärgerlicher als das spöttische Wort, dessen lauter Ausdruck einen gewissen Mut bekundet, was immerhin etwas Versöhnendes bietet, ärgerlicher als das Spottlachen, dessen lauter Schall wenigstens nicht die Tücke der Heimlichkeit äußert. Und was uns dabei reizt ist hauptsächlich die Verachtung des Gegners, die es erkennen läßt. Von dem Spottlächeln will jedoch das ironische Lächeln, besonders wenn es durch eine gewisse Sanftmut gemildert ist, unterschieden sein.

Es giebt auch ein tückisches, teuflisches Lächeln, so wie es ein derartiges Lachen giebt, ein „Hohngelächter der Hölle," wie es Lessing in „Emilia Galotti" nennt. So mag der grausame Bathori, Fürst von Siebenbürgen gelächelt haben, als er einer Mutter auf ihr heißes Flehen um Begnadigung ihrer zwei der Verschwörung bezichtigten, fast noch im Knabenalter stehenden Söhne die Antwort gab: „Ich will einem von beiden das Leben schenken, doch du mußt wählen."

Lachen und Lächeln bilden ein Charakter-Thermometer. Wie einer ist, so lacht und lächelt er. Wer auch nur einigermaßen scharf zu blicken versteht, wird leicht ablesen

können, wieviel Grad Gefühl oder Vernunft vorhanden sind. Hierbei ist das Lachen viel zuverlässiger, weil es sich minder beherrschen läßt. Allerdings darf auch bei solchen Gelegenheiten nicht außer acht gelassen werden, in welcher Stellung sich dieses Instrument befindet.

Früher wurde bemerkt, daß dem Menschen das Lachen vielleicht als Ersatz für sein verlorenes Paradies gegeben wurde. Auf die Frage, ob früher das Lächeln oder die Thräne entstanden ist, mag folgendes Prosagedichtchen die Antwort zu geben versuchen: „Sprang die Thräne früher aus dem Auge als das Lächeln die Lippen umspielte? Entstand der Ausdruck der Freude vor dem des Schmerzes? Und wann sind sie geworden? Vergeblich wäre hier Deuten und Grübeln. Weder der Ausdruck der Wonne noch das Zeichen des Wehs kann dies Altersrecht für sich in Anspruch nehmen. Sie sind Zwillingsgeschwister, entstanden in demselben Augenblick und aus demselben Mischgefühl von Lust und Leid. — Als das erste Menschenpaar aus dem Paradiese vertrieben war, als der große Fluch sich erfüllte, der Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwarb, das Weib unter Schmerzen das Mutterglück sich erwarb, da entstanden plötzlich beide: Thräne und Lächeln. Aus der Urmutter Auge quoll das salzige Naß, auf der Urmutter Antlitz leuchtete das erste Lächeln, als sie den ersten Blick auf den Erstgeborenen warf. War's in Freude, war's in Schmerz? Sie wußte es selbst nicht. Es war in wonnigem Weh."

Ein Mittelding von Lachen und Lächeln ist das Kichern. Zu laut um für dieses, zu still um für jenes zu gelten, pendelt es zwischen beiden, hier der grünen Jugend, dort der gelben Bosheit dienend. Es birgt ein Stück Mysterium in sich, es ist ein Lachen im Versteck, das hier schelmisch-froh herauslugt, dort wieder feig-tückisch heraus-

blinzelt. Es steht nicht hoch auf der Stufenleiter menschlicher Gefühlsausdrücke, aber immerhin kann von ihm gesagt werden, was, ohne mit der Wahrheit in Widerspruch zu geraten, nicht für Hans Jedermann geltend gemacht werden kann: es hat seinen bestimmten Namen und auch seinen bestimmten Charakter.

IV.

Das Lächerliche.

Das allgemeine Gesetz des Lächerlichen ist, daß es auf einer Vergleichung beruht, etwas Zusammengesetztes ist und nicht große und erhabene Ideen vor Augen hat, wohl aber das Ungereimte.

Weber, Demokritos.

Risum teneatis amici?[1])

Horaz.

Un sentiment vaut mieux qu'une définition.[2])

Voltaire.

„Warum küssen sich die Menschen?" frägt Scheffels philosophischer Kater Hiddigeigei. Kater sind nun einmal verliebter Natur; selbst wenn sie in metaphysisches Grübeln sich versenken, lassen sie das Mausen und das Liebeln nicht, und so mag sich diese Frageſtellung leicht erklären lassen. Heines Atta Troll, der auch ein Philosoph ist und seine Ansichten ebenfalls in vierfüßigen Trochäen auszudrücken beliebte, hätte sicherlich statt dessen gefragt: „Warum lachen denn die Menschen?" War ihm dieser Heiterkeitsausdruck ohnehin so zuwider wie Nachteulen und anderen zweifüßigen Finsterlingen der brave helle Sonnenschein.

Jawohl, warum lachen wir? Die Frage dürfte jedem leicht zu beantworten scheinen. Lachend oder lächelnd mag

---

[1]) Würdet ihr das Lachen zurückhalten, Freunde? [2]) Ein Gefühl gilt mehr als eine Erklärung.

sein erstes sein zu bemerken, daß nichts leichter als das zu erklären sei. Er wird ein Weilchen nachdenken; seine heitere Miene wird allmählich ernster werden, und wenn er just nicht eine ungenügende Schulregel bei der Hand hat, wird er überhaupt keine gefestete Erklärung dafür vorbringen können. In der That müht sich die Philosophie schon seit grauen Tagen mit diesem Problem; es ist unerforschlich wie das Glück. Es giebt schier so viel Deutungen dessen wie religiöse Sekten und keine vermochte allgemein zu befriedigen. „Sie machten sich selbst lächerlich — sagt Weber — indem sie die Empfindungen des Lächerlichen, das so viele Gestalten annimmt als es Ungestalten giebt und mehr krumme Linien zählt als die Mathematik, in die hölzerne Form einer Definition zu zwingen suchten. — Wir werden uns begnügen müssen, diejenige für die beste und vollständigste zu halten, welche, wo nicht alle, so doch die meisten Arten des Lächerlichen in sich faßt."

Die Theorie des Lächerlichen — d. h. des Lachenerregenden — ist also ein schwierigeres Ding als dessen Praxis, und damit ist dieses geistige Element im Gegensatz zu Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und anderen schönen Dingen, die zwar nicht zum Lächerlichen im allgemeinen Sinne gehören, aber doch lächerlich in besonderer Bedeutung gemacht werden. Nichtsdestoweniger aber wird fortgelacht, unbekümmert wie es sich psychologisch und physiologisch erklären läßt. Man kann ganz vergnügt auf Erden leben, ohne die Gesetze ihres Kreislaufes zu kennen; man kann sich selbst seiner freuen ohne mit dem vielgeliebten Ich näher vertraut zu sein, ja es dürfte sogar eine der Hauptbedingungen sein.

Aristoteles, der einzige Stern des Altertums, dessen Schein durch die Nacht des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit drang, meinte in seiner Poetik, das Wesen

des Lächerlichen bestehe aus dem Mangelhaften und Unedlen, ohne schmerzliche oder schädigende Wirkung auf den Behafteten, eine sehr lockere Erklärung, die nicht einmal für die Komödie, die er hauptsächlich dabei im Auge hatte, ausreichen will. In ähnlicher Weise drückte sich Cicero aus, der wieder wesentlich die Rhetorik dabei in Betracht zog und mit seinen witzigen Reden immerhin besser Lachen hervorrufen konnte, als dessen Ursprung erklären. Der Engländer Hutcheson war der erste, der sich mit diesem heitern Gegenstand ernst beschäftigte und im Kontrast von Würde, Niedrigkeit und Kleinheit die Wurzel fand. Akenside findet in seinem Gedicht „Pleasure of imagination" das Lächerliche in der Disharmonie verbundener Dinge und Monboddo (1714—1799), der zu seiner Zeit verkannte und ungerecht verspottete Forscher, meint, das Lächerliche sei physische oder moralische Häßlichkeit, neben Affektion und Eitelkeit. Home meint, es sei eine läppische Abweichung von der Regel, Mendelssohn begründet es auf den Kontrast zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Sulzer, der im vorigen Jahrhundert in ästhetischen Fragen das große Wort führte, lehrt, es müsse stets etwas nach unserer Ansicht Ungereimtes oder Unmögliches haben. Kant, der große Denker, nennt das Lächerliche einen Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts und geht damit noch mehr fehl. Wie man sieht, ist die Erklärung des Lachens just kein heiterer Gegenstand. Cäsar meinte, er werde stets ernsthaft, wenn er die Ursache des Lachens angeben soll und verwies die Frager an Demokrit, eine scherzhafte Abweisung, da von dem lachenden Philosophen von Abdera keine Schriften überliefert worden sind.

„Im Grunde genommen — sagt Weber in seinem „Demokritos" — ist Kants Formel die alte Formel des Kontrastes

und zwar noch weniger allgemein, selbst wenn wir sie subjektiv und objektiv nehmen. Wie oft stoßen wir nicht auf Lächerlichkeiten, wo unsere Erwartungen nichts weniger als gespannt sind? Wie oft lachen wir ohne alle Überraschung und gar nicht plötzlich? Wie oft selbst da, wo die Erwartung des Nichts sich in etwas, in etwas anderes als wir erwarten auflöst? Auch erregt ein Nichts nicht immer Lachen. Es giebt eigentlich nicht einmal ein rechtes Nichts, denn in jeder Thorheit und in jedem Irrtum ist gewöhnlich ein Stück Wahrheit, und in dem, was der Thor wünscht, immer noch etwas, was nur zu hoch angeschlagen wird. Bei einem reinen Nichts tritt Mitleid oder Abscheu ein. Bei Laune und Humor — diesen reichströmenden Quellen des Lachens — des Humors, der zwar die Welt vernichtet, aber nicht die Natur, der über Erscheinungen lacht, aber auf das Sein hinarbeitet, wird ohnehin jede Erwartung auf der Schwelle zurückgelassen; und in den Anachronismen der niedrigkomischen Muse ist es allein die Ungereimtheit der Zusammenstellung verschiedenartiger und der Zeit nach getrennter Dinge, woraus das Lachen bereitet wird. Entstände das Lachen immer aus Kants Quellen, so hätte der, der den Wettlauf unserer Zeit und den Ausgang der größten Anstrengungen betrachtet, ganz außer Atem kommen müssen. Aber selbst aus Thorheiten und Dummheiten entsteht immer etwas Gutes: es folgen neue Thorheiten und Dummheiten, sie spannen aufs neue unsere Kräfte, erregen ein bißchen Zorn und Ärger und verhindern somit, daß man sich — zu Tod lacht."

„Jean Paul, — fährt Weber fort — nennt das Lächerliche das unendlich Kleine, oder einen sinnlich angeschauten unendlichen Unverstand. Diese dunkle Erklärung — abgesehen davon, daß das Unendliche weder groß noch klein sein kann, sondern nur unendlich — ginge höchstens

an, wenn das Erhabene als Maximum Gegensatz des Lächerlichen oder Minimums wäre. Zwar steht die Komödie der Tragödie entgegen; nichts vernichtet leichter die Wirkung des Erhabenen als eine Parodie desselben, und jeder Gegenstand der komischen Darstellung erscheint verkleinert. Aber Gegensatz des Erhabenen ist doch wohl richtiger das Niedrige, welches nur bedingt lächerlich ist, und ein reiner Gegensatz des Komischen möchte überhaupt nicht zu finden sein, da es so eigentümlich ist. Quelle und Gegenstand des Lächerlichen ist ebenso oft Zufall und Natur als Unverstand. Ein sehr geringer Grad des letzteren reicht oft hin zum Lächerlichen; ganz vollendete Dummheit oder unendlicher Unverstand möchte gerade am wenigsten lächerlich sein, wie selbst manche Komiker bewiesen haben, die recht eigentlich auf Unsinn losarbeiten, um recht komisch zu sein."

Die Unzulänglichkeit von Kants und Jean Pauls Theorien des Lächerlichen ergiebt sich, wie Schopenhauer richtig bemerkt, für jeden sofort, wenn er gegebene Fälle des Lächerlichen auf sie zurückzuführen versucht. Er selbst stellt als Regel hin: „Das Lachen entsteht jedesmal aus nichts anderem als aus der plötzlich wahrgenommenen Inkongruenz zwischen einem Begriff und den realen Objekten, die durch ihn in irgend einer Beziehung gedacht worden waren, und es ist selbst eben nur der Ausdruck dieser Inkongruenz. Sie tritt oft dadurch hervor, daß zwei oder mehrere reale Objekte durch *einen* Begriff gedacht und seine Identität auf sie übertragen wird; darauf aber eine gänzliche Verschiedenheit derselben im übrigen es auffallend macht, daß der Begriff nur in einer einseitigen Rücksicht auf sie paßte. Ebenso oft jedoch ist es ein einziges reales Objekt, dessen Inkongruenz zu dem Begriff, dem es einerseits mit Recht subsumiert worden, plötzlich fühlbar wird. Je richtiger nun einerseits die Subsumtion solcher

Wirklichkeiten unter den Begriff ist, und je größer und greller andrerseits ihre Unangemessenheit zu ihm, desto stärker ist die aus diesem Gegensatz entspringende Wirkung des Lächerlichen. Jedes Lachen also entsteht auf Anlaß einer paradoxen und daher unerwarteten Subsumtion, gleichviel ob diese durch Worte oder Thaten sich ausspricht. Dies ist in der Kürze die richtige Erklärung des Lächerlichen." So weit Schopenhauer.

„Ich bin des trocknen Tons nun satt," mag nun mancher Leser mit Mephisto ausrufen. In der That lassen sich solche Erörterungen nicht recht in humoristischer Form vornehmen. „Un livre sur le rire n'est pas un livre pour rire,"[1]) sagte Leroi in der Vorrede seines 1814 erschienenen Werkes „Sur le rire" und dasselbe gilt auch für eine kurze Erklärung des Gegenstandes. Wie man sieht, weichen die Ansichten mehr oder minder von einander ab; jeder hat recht, sofern ein Teil des Ganzen in Betracht kommt, niemand, wenn das Ganze gelten soll. Denn überall dürften sich Beispiele vorbringen lassen, denen gegenüber die Regel ratlos steht. Es ist da wie z. B. mit dem Begriffe Buch. Der eine, sagen wir ein Buchhändler, dürfte es als einen Gegenstand aus Papier darstellen, dessen Zweck ist verkauft zu werden; der andere, ein Buchbinder, als eine Sache, die mit einer Decke versehen zu werden pflegt; und der dritte, vierte, fünfte als ein Etwas, das man sich ausleiht, wenn man es lesen will, und nicht mehr zurückgiebt, wenn man es gelesen hat. Jeder hat recht, Theorie und Praxis zeigen das, und doch ist das Buch noch so manches andere.

Das Kind lacht beim Anblick des Neuen, Unbekannten; es lacht häufig, da ihm das meiste neu und unbekannt ist.

---

[1]) Ein Buch über das Lachen ist kein Buch zum Lachen.

Es weint jedoch, wenn die Angst vorherrscht. Plato hat im Phädon als die Grenzscheide von Lust und Schmerz das Kratzen der juckenden Körperstelle mit den Nägeln bezeichnet. Was ist aber die Grenzscheide zwischen Wohlgefallen und Furcht, Lachen und Weinen? Was hier das eine erregt, erweckt dort das andere. Dieses Kind sieht in den Brillengläsern des ihm unbekannten Besuchers etwas Fürchterliches und beginnt ängstlich zu plärren, jenes wieder hält dasselbe Instrument für etwas Drolliges, das nicht genug belacht werden kann. Entweder lacht, weint hierbei das Kind instinktiv, oder, was richtiger sein dürfte, die Vernunft befindet sich da in einem Zustand ähnlich wie wenn einer plötzlich aus dem Schlaf gerüttelt tappend das Rechte sucht. Auch Naturvölker, erwachsene Kinder, lachen leicht über jeden Gegenstand. Ach, je weniger einer von dieser Welt kennt, je leichter wird ihm der Ausdruck der Heiterkeit. Mit dem Genuß der Früchte vom Baume der Erkenntnis verlieren wir das Paradies der Freude.

Wissen wir auch nicht genau warum wir lachen, so wissen wir dafür um so besser, warum das Lächerliche aufhört für uns lächerlich zu sein. Die Gewohnheit ist es, die stärkste Macht innerhalb Werden und Vergehen. Sie unterjocht den Stärksten, ermutigt den Schwächsten, stumpft uns ab von dem Genuß des Schönen und macht uns das Häßliche erträglich, zuweilen sogar unentbehrlich. Unter der Wucht der Gewohnheit bricht der Kontrast, der Stützpfeiler des Lächerlichen zusammen und der schwanke Bau ihm nach. Wir lachen, wenn einer bunt wie ein Hanswurst ausstaffiert durch die Straßen rennt, aber wir lachen nicht mehr, wenn uns eine ähnliche bunte Tracht als Uniform zum gewohnten Anblick geworden ist. Wir lachen über die Prahlereien eines Großsprechers, aber nehmen sie schließlich als lautere Wahrheiten hin, wenn sie uns lange

oder von vielen geboten werden. Wir belächeln anfangs unsere eigene Thorheit, um sie bald als echt und recht gelten zu lassen. Mir scheint, das Lächeln, welches beim wiederholten Anhören oder Ansehen einer lachenerweckenden Sache um unsere Lippen spielt, gilt weniger der Sache selbst, als der Erinnerung, daß wir jüngst darüber gelacht haben. Oft ist auch die Stimmung die Ursache, warum wir über ein Wort, einen Anblick nicht lachen, der uns, wenn wir besser gelaunt wären, zu einem lautschallenden Gelächter veranlassen würde. Es lastet etwas schwergewichtig auf uns, was die helle Lust nicht hervorbringen läßt; und es muß schon etwas ganz Besonderes sein, das ihr gewaltsam Bahn bricht, eine Dynamitpatrone die den Fels zermalmt.

Woher das Lachen kommt? Mags die Physiologie auch anders erklären: zuweilen aus dem Kopf, manchmal aus dem Herzen, oft aus dem Magen. „Plenus venter non studet libenter,“ [1]) sagt ein altes Sprüchlein, das sicherlich trotz seines Lateins von keinem Schulmeister herrührt. Übrigens mag das fürs Studieren meinetwegen gelten; für das Lachen ist sicherlich die umgekehrte Regel richtiger. Wenigstens kommt aus einem vollen Kopf viel seltener ein breites Lachen als aus einem vollen Magen. Zuweilen kommt das Lachen auch von der Böswilligkeit. Sie schickt das Lachen aus, wo sie zu feig ist, die That hervortreten zu lassen.

Ein wesentlicher Bestandteil des Lächerlichen ist die Überraschung, das Unerwartete, was bereits bemerkt wurde. Aber nicht jedes freudig Überraschende ruft Lachen hervor. In einer Mädchenschule erhielten eines Tages die Schülerinnen die Aufgabe, eine freudige Überraschung in erzählender

---

[1]) Ein voller Wanst studiert nicht gern.

Form niederzuschreiben. Eins der Mädchen schilderte nun einen biedern Kaufmann, dem nichts zu seinem Glücke fehlte als ein Kind. Nun heischten plötzlich seine Angelegenheiten, daß er eine weite Seereise unternehme. Mit bewegtem Herzen nahm er von seiner Frau zärtlichen Abschied und fuhr seinem Ziele zu. Der Weg war weit, seine Geschäfte zogen sich etwas in die Länge, so daß er erst nach Jahresfrist heimkehren konnte. Dort angelangt fand er ein herziges neugeborenes Kindlein vor. „Das war doch eine angenehme Überraschung!“ schloß die naive Kleine ihren Aufsatz. Übrigens hat freudige Überraschung oft schon plötzlichen Tod herbeigeführt. Wir sind oft nicht stark genug den Ansturm des Glückes oder was wir dafür halten zu widerstehen. In der physischen wie in der moralischen Temperatur sind die jähen Übergänge gefährlich, und der kann noch vom Glück reden, welcher dabei hier wie dort mit einem leichten Schnupfen fortkommt. In Sonnenglut wie im Glück, in Wettern wie im Weh kann man leicht catch a cold in head — eine Erkältung im Kopf sich zuziehen — wie es der Engländer nennt.

„Unsere älteren Philosophen — bemerkt Weber — die das Lachen aus dem freudigen Gefühl eigener Vollkommenheit ableiten, kamen ins Gedränge, da es gerade Unvollkommenheiten sind, worauf sich das Lächerliche gründet. Sie wußten das Vergnügen an Ungereimtheit nur dadurch mit Vernunft und Sittlichkeit zu reimen, daß sie sagten, man empfinde Vergnügen nicht an der Unvollkommenheit, sondern über seine eigene Vollkommenheit, die durch Vergleichung mit einer Unvollkommenheit anderer sich erhöhe. Sulzer glaubte noch hinzusetzen zu müssen: »Für den Denker ist freilich dieses Vergnügen gering, daher auch Denker selten Lacher sind.« Sie lachten also nicht aus Eigenliebe über Bartolini, der die Kometen für Geschwüre des Himmels

erklärte und eine Diät vorschreibt, sondern aus Freude über ihre besseren Einsichten.“ Im Grunde genommen ist es wieder nur der Kontrast, der hier zur Geltung kommt. Die Eigenliebe ist in der That ein Prinzip, jedoch nicht das Prinzip des Lächerlichen; sie ist es, die lacht, und sie ist es auch, die Lachen erregt. Sie ist in sich selbst abgeschlossen, rund wie die Erde und dabei auch glatt wie diese. „Wenn ich nicht Alexander wäre, ich möchte Diogenes sein,“ soll der Makedonier ausgerufen haben in Bewunderung vor dem großen Cyniker. So spricht das Selbstbewußtsein in Erkenntnis seiner Kraft. Die Eigenliebe jedoch lispelt: „Wenn ich nicht Ich wäre, ich möchte Ich sein!“ Man darf sie nicht mit der Selbstsucht verwechseln, so nah verwandt sie auch sind, so ähnlich sie sich auch sehen und so dicht sie auch beisammen wohnen. Eigenliebe ist zu eitel, um ganz der Selbstsucht zu gleichen; sie ist die Närrin der Gefühle, die vom erstbesten gefoppt werden kann.

Die Natur ist trefflich regiert, denn sie hat bei all ihrer Größe und Mannigfaltigkeit nur wenige Gesetze, die sie den unterschiedlichsten Dingen wie Geist und Materie anzupassen weiß. Das Gesetz der Ewigkeit des Stoffes, der Erhaltung der Kraft gilt für die Scholle, und was trägt, gilt für den Menschen, sein Empfinden, Fühlen, Denken. „Stirb und werde!“ Es ist, als wären wir mit einem leiblichen und geistigen Patrimonium in die Welt gesetzt worden, das ausgedehnt oder zusammengezogen, umgeformt oder verwandelt werden kann, aber nicht vermehrt und nicht vermindert. Mit unserer kulturellen Entwickelung haben sich auch die Begriffe des Lächerlichen verändert, aber was hier schwand, formte dort sie wieder neu, was hier Gewohnheit oder Standpunkt dem Lächerlichen entrückt, zeigt sich dort wieder in derselben Färbung. Die Summe ist für den auf der höchsten Stufe der Civilisation stehenden

Menſchen dieſelbe wie für den, der einſt mit dem Steinbeil das Mark aus den Tierknochen ſchlug. Die Frage iſt nur, wieviel jeder von ſeinem Anteil ausgiebt. Wir haben — wir, unſer Leib und unſer Geiſt — zu viel Kleider an und in den Kleidern zu viel Taſchen. Wir ſacken unſer Erbgut ein und kommen im Haſten und Jagen oder aus Trägheit nicht dazu, es ganz auszugeben. Der Wilde, der keine Kleider trägt, Kinder, die nur halb bekleidet ſind, und Frauen, die viel Kleider tragen, aber keine benutzbaren Taſchen daran haben, finden darum auch vieles belachenswerter.

Doch genug der tollen Poſſen! Ernſt geſprochen: was die Kultur unſerem Lachkreis entrückt, wird auf der anderen Seite wieder hineingeſchoben. Iſt es nicht zum Lachen, daß anfangs unſeres Jahrhunderts Unterricht im Lachen gegeben wurde. Wo? Wo anders konnte das entſtehen als in der Hauptſtadt der Mode, der Mode vom Schnabelſchuh bis zur Haarlocke und dem bißchen, was darunter ſteckt, wo anders als in Paris? Ein Geſanglehrer Namens Robert erteilte dort im Jahre 1805 Unterricht im Lachen mit Anſtand und Syſtem. Ein Menſch, der eintönig lacht, meinte er, käme ihm vor wie einer, der nur Ja und Nein zu ſagen wiſſe. Ein künſtliches Lachen jedoch drücke oft den ganzen Sinn einer Rede aus, wodurch man ſich erſparen kann, manches Unangenehme zu äußern. Schade, daß dieſer ſpaßige Ton in dem großen Drama Napoleon, das damals aufgeführt wurde, unbeachtet blieb und ſpurlos unterging. Treue und Thränen, Liebe und Freundſchaft und noch vieles andere haben wir ſchon künſtlich, warum ſollten wir auch nicht ein Lachen dieſer Art haben? Es iſt wohl ſehr ſchwer zu erkünſteln, indes der Menſch, welcher der Sterne Kreiſen bemißt, kann es am Ende auch darin zu einer Meiſterſchaft bringen. Unſer Großſtadtleben hat übrigens ſeine Zuflüſſe

des Lächerlichen, und diese im Vereine mit den Strömen Schweiß, der von den Stirnen rinnt, den Thränen, die das Leid und meinetwegen auch Mitleid aus den Augen quellen läßt, mögen verhindern, daß es ganz zur Pfütze werde. Einer der seichtesten, aber auch breitesten dieser Zuflüsse ist die Mode, ein anderer, von hundert anderen Nebenflüssen genährt, die Unterhaltung, ein dritter — doch genug davon, die Sache könnte zu ernst werden:

Wie in dem Narrenzwinger Welt
So rührig alle durcheinander zappeln,
Wer drin sich für den Doktor hält,
Bei dem wird's wohl am meisten rappeln.
(Craffus.)

Mannigfaltig wie das Leben selbst stellt sich das Lächerliche dar. Hier erscheint es als Witz mit seinen zahlreichen Verästungen und Abzweigungen: das harmlose Scherzwort, die satirische oder ironische Bemerkung, das Wortspiel, das jedoch häufig in öde Witzelei ausartet, nach einer anderen Richtung wieder in Buchstabentändelei und Rätseln sich verliert, die Komik mit ihren derben Späßen und Grimassen. Der Humor sowie der Witz in seiner höchsten Feinheit, das geistreiche Wort, l'esprit de l'esprit, wie es der Franzose nennen könnte, rufen seltener Lachen als Lächeln hervor. Wir lächeln wie beim Anblick des Schönen. Was aber vor allem hierbei nötig ist, das ist der Frohsinn. Das Lächerliche ist nur der Stahl, welcher aus dem frohen Gemüte den Funken hervorlockt.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!

ruft Schiller aus. Dieses und Usteris Liedchen:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!

sollte nicht nur bei hellem Becherklang ertönen, sondern auch still-leise wie ein Echo des Herzschlags durch unser Gemüt gehen. Wozu das Lebensschifflein mit dem schweren Ballast von Trübsinn beladen, wo es ohnehin schon überfracht an Sorgen und Mühen hat. „Wir weinen über Dinge, die keine Übel sind — bemerkt Weber — sollten wir nicht auch über Dinge lachen können, die kein reales Gute sind? Wir sehen täglich, wie dem Frohsinn alles leichter wird, wie verträgsam und teilnehmend heitere Laune ist, sollten wir sie nicht zu unseren Pflichten zählen?" Freilich ist hier wie bei dem meisten raten und reden viel leichter als helfen oder auch selbst das lebendige Beispiel kluger Sprüchlein sein. Der Wille vermag zwar viel, man könnte von ihm sagen, was vom britischen Parlament gesagt wurde: „Es kann alles, nur nicht aus einem Mann eine Frau machen," aber der Wille will gewöhnlich nicht so sehr, wie er zu wollen glaubt und:

Wer einmal sich nicht freuen mag,
Dem fruchten nicht Ermunterungen.
Er flieht der Freude Huldigungen,
Wer einmal sich nicht freuen mag,
Und wird ihm auch den ganzen Tag:
„Freut euch des Lebens!" vorgesungen!
Wer einmal sich nicht freuen mag,
Dem fruchten nicht Ermunterungen.

(Raßmann.)

V.

Der Witz.

1.

Witz ist ein schelmischer Pfaff, der keck zu täuschendem Ehbund
Zwei Gedanken, die nie früher sich kannten, vermählt;
Aber der nächste Moment zeigt dir im Hader die Gatten
Und vor dem schreienden Zwist stehst du betroffen und lachst.

E. Geibel.

Brevity is the soul of wit.[1])

Shakespeare.

Il vaut mieux perdre un bon mot qu'un ami.[2])

Boileau.

Wie witzig ist Gott!" ruft Heine aus und wahrlich, er hat recht. Ist nicht die Schöpfung Gottes Hauptwitz und dessen Pointe der Mensch! Aber aller Weisen Weisheit könnte nicht erforschen, ob der Herr der Tage damit einen harmlosen Scherz oder eine sarkastische Ironie geäußert hat. Auch könnte der eine oder der andere fragen: „Wie kommt es dann, daß die meisten Menschen so langweilig sind?"

Witz ist ein Funke. Er glüht und versprüht, wird und ist auch schon gewesen. Ein guter Witz, den wir gewöhnlich schlechten Witz nennen, darf darum nicht in die Breite gehen. Er darf für den Kreis, für den er bestimmt ist, nicht erst eine Erklärung nötig haben, und er besteht seine Hauptprobe, wenn er selbst den Betroffenen lachen macht. Ist doch neun Zehntel alles Witzes angreifender Art. Witz ist ein hagerer Sanguiniker, während Humor als behäbiger Phlegmatikus sich darstellt. Witz am rechten Ort und zur rechten Zeit wirkt wie ein Himmelssegen, wie

[1]) Kürze ist des Witzes Seele (Hamlet II, 2.) [2]) Lieber einen Witz als einen Freund verlieren.

erquickender Regen auf dürrer Flur. Aber — „Das beste Spiel wird auch zu viel," sagt ein altes deutsches Sprüchlein, was vom Witz mehr noch als von anderem gilt. „Witz auf Witz, Schlag auf Schlag," wie wir nach einem Gleimschen Epigramm zu zitieren pflegen, stumpft ab, betäubt wie thatsächlich Schlag auf Schlag. Seine Funken, anfangs so erfreulich, glimmern und schimmern vor unseren geistigen Augen, daß uns schließlich schwindlig wird und wir Ruhe ersehnen, selbst wenn damit etwas Langeweile verbunden ist. Aus diesem Grunde mag es uns auch unmöglich sein, selbst die gelungenste Sammlung von Anekdoten oder Epigrammen in einem Zuge mit gleichem Behagen bis zu Ende zu lesen.

Witz ist Geist, aber Geist ist nicht nur Witz. Unsere nachdenkende Sprache unterscheidet hier sehr genau, während die unseres gallischen Nachbars keinen besonderen Ausdruck für Witz hat, sondern ihn mit esprit, Geist, bezeichnet. Und doch sind beide grundverschieden: dieser dringt lotrecht aus der Tiefe empor, jener huscht wagerecht über die Fläche fort. Unseren Alten war Witz gleichbedeutend mit Wissen, Weisheit, wie manche Wörter und Redensarten heute noch erkennen lassen. Erst später wurde das Wörtchen zum flotten Gesellen, als der er heute noch gilt. Allerdings ist es ein seltsames Kunterbunt was sich uns als Witz darstellt: von der feinen geistreichen und geistvollen Bemerkung, deren Beschaffenheit sich wie der Duft der Rose empfinden aber nicht beschreiben läßt, bis tief, sehr tief hinab zum öden Wortwitz oder vielmehr Buchstabenspiel, das sich krampfhaft an die Lettern klammert.

Fehlt dem Franzosen ein Wort für Witz, so fehlt ihm doch nicht der Witz selbst. Der hungrigste Franzosenfresser wird zugestehen müssen, daß Frankreich, wenn auch nicht, wie Guizot meinte, an der Spitze der Zivilisation marschiert, so doch an der Spitze des Witzes. Sie sind entschieden

das witzigste Volk der Neuzeit. Aber sollten sie nicht dabei doch zu weit gehen? „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas,“ [1]) soll Napoleon I. ausgerufen haben, als er, von der Winterstrenge verjagt, von den Kosaken verfolgt, aus Rußland floh. Allein auch vom Lachen bis zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt. Der Witz kann endlich zum launenhaften Tyrann werden. Zur Allmacht gelangt erfaßt ihn gar leicht der Cäsarenwahnsinn, er dünkt sich ein Gott zu sein und will als solcher verehrt werden. Anderwärts wird das Lächerliche verlacht, in Frankreich aber tötet es, wie seine eigene Redensart besagt und es ist gar gefährlich, einem so thörichten Gesellen das Schwertrecht zu verleihen.

Indes wäre der Witz wirklich eine Tugend des Franzosen, so dürfte er sich des Besitzes nicht gar zu sehr bewußt sein. Nicht minder ist er auch geneigt ihn anderen abzusprechen. Der Schriftsteller und Grammatiker Pater Bouhours (1628 bis 1702) — ein pedantischer Wortklauber, der sich selbst auf seinem Totenbette noch mit der Frage quälte: „Ich gehe meinem Ende entgegen oder mein Ende naht mir? — Beides ist richtig,“ fügte er nach einigem Nachdenken dazu und verschied — Bouhours also veröffentlichte ein Schriftchen dessen Titel lautete: „Les Allemands ont ils de l'esprit?“ [2]) was er natürlich nicht entschieden bejahen mochte. Fragen wir aber nach der Ursache dieses Vorzugs, so ist die Antwort nicht so leicht zu geben wie es im ersten Augenblick scheinen mag. Die geistige Lebhaftigkeit dürfte wohl vieles dazu beitragen, aber auch nur vieles, denn wir sehen, daß andere Völker des Südens, Italiener, Spanier, trotz ihrer Lebhaftigkeit keineswegs so witzig sind wie ihre gallischen

---

[1]) Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt
[2]) Haben die Deutschen Geist?

Vettern; andererseits wieder bekundet der Brite Witz, der zwar grobkörniger ist als jenseits des Kanals, aber nichtsdestoweniger den Vergleich oft nicht zu scheuen braucht. Die Kürze des sprachlichen Ausdruckes, wie Jean Paul meint, dürfte doch nicht als Hauptursache betrachtet werden, obgleich auch dieser Umstand dem Witz förderlich ist. Mir will vielmehr scheinen, daß der Witz hauptsächlich das Produkt eines reichentwickelten öffentlichen Lebens sei, wobei allerdings Temperament und Sprachkürze, anderseits wieder Geselligkeit und leichtes Blut, als Grundlage dienen. Im allgemeinen ist bei dem Volke mehr Komik als Witz zu finden, der mehr in den oberen geistigen Schichten zum Ausdrucke kommt. Die „Gaulerie", die gallische oft ausgelassene Heiterkeit war der Wein, aus dem mit der Zeit und im öffentlichen Leben die Franzosen ihren Esprit zogen und ihn berühmt zu machen wußten, wie ihren Kognak. Wenn bei dem Deutschen der Witz sich minder äußerte als Temperament und vielleicht auch Sprache in Betracht gezogen, zu erwarten wäre, so mag das geringer und vor allem später entwickelte öffentliche Leben das meiste dazu beigetragen haben.

So kommt es denn, daß fast alle uns überlieferten geistreiche und geistvolle Bemerkungen, fast alle freiwilligen Witze von Leuten herrühren, die sich im öffentlichen Leben in irgend einer Weise auszeichneten. Freilich dürfte auch vieles Treffliche unbeachtet wie ihre Urheber verklungen sein, oder es wurde einem Bedeutenderen in den Mund gelegt. „Wo Tauben sind, dort fliegen Tauben zu," lautet eine sprichwörtlich gewordene Sentenz des Dichters Karl Beck, eines fast Vergessenen, von dem heute kaum mehr als die Bezeichnung „schöne blaue Donau" bekannt ist. Solche Übertragungen kommen allgemein vor, und es wird uns damit verdeutlicht, wie Legenden entstehen. Übrigens hat unser Sprüchwörterschatz eine Menge solcher Geistesmünzen

aufzuweisen. Zu den witzigsten Köpfen Frankreichs gehörte der Dichter Fontenelle (1657—1757), der fast hundert Jahre alt wurde. Als eines Tages eine gleichaltrige Matrone zu ihm sagte: „Der Tod scheint uns vergessen zu haben," legte er ihr lächelnd seine Hand auf den Mund und zischelte dann: „St! St!" Noch als Neunzigjähriger liebte er es mit Damen zu scherzen; und als er eines Abends ein Mädchen, mit dem er abseits der Gesellschaft saß, scherzend küssen wollte, was die Dame mit der Bemerkung, sie werde schreien, abzuwehren suchte, antwortete ihr der Greis: „Schreien Sie immerhin. Ihr Schreien ehrt uns beide." Auch an Tiefsinn fehlte es seinen Bemerkungen nicht: „Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hätte, so würde ich mich hüten, sie zu öffnen," sprach er eines Tages; und jemandem, der ihn um den Unterschied von gut und schön befragte, gab er zur Antwort: „Das Gute braucht den Beweis, das Schöne aber nicht." Fein ist seine Bemerkung: „Es giebt drei Dinge, die ich stets geliebt und nie verstanden habe: Musik, Gemälde und Frauen." Beliebt und als Gesellschafter gesucht — der boshafte Piron (1689—1773) konnte es nicht unterlassen, als Fontenelles Leiche fortgeführt wurde, auszurufen: „Jetzt verläßt er zum erstenmal sein Haus ohne bei anderen zu speisen" — fehlte es ihm zuweilen doch nicht an einem bissigen Wort. Als ihn der Regent fragte, in welcher Weise Gedichte sich am einfachsten beurteilen ließen, gab er zur Antwort: „Monseigneur, sagen Sie immerhin, daß alle schlecht sind, Sie werden dann in neunundneunzig Fällen nicht irren." Noch stärker ist eine andere Bemerkung. In der Akademie wurde zu irgend einem Zwecke eine Geldsammlung veranstaltet, wobei jeder sein Goldstück auf den Teller legte. Beim Nachzählen stellte es sich heraus, daß im Verhältnis zur Zahl der Anwesenden eins zu wenig sei, und man hatte ein als geizig bekanntes Mitglied im Verdacht, daß

er nichts gegeben habe. Dieser behauptete es jedoch, worauf ihm der Sammler höflich erwiderte: „Ich habe es zwar nicht gesehen, doch ich glaube es.“ „Ich dagegen habe es zwar gesehen, aber ich glaube es nicht,“ bemerkte Fontenelle, der daneben stand. Ihm wird auch die Bemerkung zugesprochen: „Wollen Sie lange leben? Dann müssen Sie einen guten Magen und ein schlechtes Herz haben.“ Es könnte von ihm herrühren, wenn folgendes von ihm erzählte Histörchen auf Wahrheit beruht: Der Alte aß gerne Spargel, ebenso sein bei ihm wohnender Vetter, nur daß dieser sie gerne in der Tunke hatte, während jener sie in Öl vorzog. Eines Tages geschah es nun, daß der Vetter kurz vor Mittag einen Schlaganfall erlitt und tot niedersank. Fontenelle sprang auf, eilte zur Thüre und rief nach der Küche: „Alle Spargel in Öl!“

Noch zahlreicher sind die Witze, die von dem oben erwähnten Piron bekannt wurden. Der ältere Mirabeau — um Beispiele anzuführen — schrieb verschiedene philanthropische Werke und erhielt nach dem Titel eines derselben den Beinamen „ami des hommes“ (Menschenfreund). Als nun eines Tages seine im Verruf der Leichtlebigkeit stehende Gattin eine Gesellschaft besuchte und der Diener die Meldung machte: „Madame la comtesse de Mirabeau,“ fügte der anwesende Piron rasch dazu: „Amie des hommes“ was Menschenfreundin und auch — Männerfreundin bedeutet. Von der Akademie, der er grollte weil er nicht hineingewählt wurde — seine priapische Ode hatte es unmöglich gemacht — behauptete er: „Es sind die Vierzig mit dem Geist von vier.“ Und als seine Grabschrift wollte er den Vers haben:

Ci gît qui ne fut rien
Pas même academicien[1])

[1]) Hier ruhet einer, nichts war er auf Erden — Selbst Akademiker konnt er nicht werden.

Grimmig haßte er Voltaire. Als diesem eines Tages von einem Reeder mitgeteilt wurde, er werde sein neues Schiff „Voltaire“ benennen, ließ Piron folgendes Epigramm vom Stapel:

Si j'avais un vaisseau qui se nomât Voltaire
Sous cet auspice heureux, j'en ferais un corsaire.[1])

Von Voltaire, der ebenso geistreich wie boshaft sein konnte, sei nur folgende witzige Bemerkung angeführt. Ihn besuchte der Übersetzer klassischer Werke Saint Ange, welcher in seiner pathetischen Weise ausrief: „Heute komme ich um Homer zu sehen, ich werde wiederkommen um Sophokles zu sehen, dann Tacitus und später Lucian, ferner“ — „Ich bin alt, mein Herr,“ erwiderte ihm Voltaire. „Wie wär's denn, wenn Sie diese Besuche auf einmal machen wollten.“

Hübsch ist auch das Wort, das er von Marivaux sprach: „Das ist ein Mensch, der alle Schleichwege zum Menschenherzen kennt, aber nicht die Hauptstraße.“

Bitter-witzig sprach der Dichter Malherbe zu seinem etwas beschränkten Neffen: „Croyez moi, soyez brave, vous ne valez rien d'autre chose.[2]) Ähnlich klingt auch eine Bemerkung des Intendanten du Buc: „Der Galgen ist eine Schmeichelei für das Menschengeschlecht. Man hängt drei oder vier um den anderen einzureden, sie wären tugendhaft.“ Es war dies bereits ein anderer Geist als der, welcher früher vorherrschend war; üppig schoß ein beißender Sarkasmus in die Halme, genährt von dem Faulboden der Zeit der wüsten Regentschaft und Ludwigs XV., in dessen Leichenrede de Beauvais den merkwürdigen Satz einflocht: „Le silence du peuple est la leçon des rois,“[3])

[1]) Hätt' ich ein Schiff Voltaire benannt, ich nützte — Die Hoffnung aus und machte es zum Korsaren. [2]) Glaube mir, sei brav, du taugst zu etwas anderem nicht. [3]) Das Schweigen des Volkes ist eine Lehre für die Könige.

und auf dessen Denkmal in Paris einer die scharfkritischen Verse heftete:

Il est ici comme en Versailles
Sans coeur, sans âme et sans entrailles.[1])

Ein anderes Epigramm, das damals auf dieses, von den Statuen der Kraft, des Friedens, der Weisheit und der Gerechtigkeit umgebene Reiterbildnis gemacht wurde, lautet:

O la belle statue! o la beau piédestal!
Les vertus sont à pied, le vice est à choval![2])

Es herrschte ein Geist, grundverschieden von der frohen Leichtfertigkeit, die, gemäß der Mode jener Tage, als zierlich geformte Schönpflästerchen auf dem verlebten, geschminkten Antlitz der Zeit klebten, ein Voltairescher Geist, wie er nach seinem vorzüglichsten Vertreter genannt werden mag und wird, und neben ihm der des strengeren Rousseaus. Indes hat man diese zwei Männer mit Unrecht die Väter der Revolution genannt. Die Väter der Revolution waren vielmehr jene Leute, welche auch die Väter und Großväter der Opfer der Revolution waren. Fürsten lieben es so wie die Klassiker, auch das Buch der Zeit ad usum Delphine herrichten zu lassen, kein Wunder daher, wenn das erwachsene Kind zum kindlichen Erwachsenen wird, ratlos und thatlos vor der ungeglätteten Wirklichkeit steht, stark nur in seinen Schwächen, jeder Einflüsterung zugänglich, die der Vernunft ausgenommen. Rafft er sich zu einer That auf, so gleicht sie dem Knabentrotz eines Alkibiades, der sich vor die Pferde eines Wagens hinwarf und dem Kutscher zurief: „Fahr zu, wenn du Mut hast.“ Aber die Ewigkeit, die das Gefährte der Zeit lenkt, ist kein zager Pferdeknecht, die Räder können

[1]) Er ist hier wie in Versailles, ohne Herz, ohne Seele, ohne Eingeweide. [2]) O die schöne Statue, das schöne Piedestal! Die Tugenden sind zu Fuß und das Laster sitzt zu Pferd!

nicht stille stehen — sie gehen zermalmend über jedes Hindernis fort.

Ein gelungenes Bild des französischen Hoflebens jener Tage geben die Worte, welche der alte Marschall Richelieu einst zu Ludwig XVI. sprach: „Unter Ludwig XIV. sprach man mit den Augen, unter Ludwig XV. flüsterte man, unter Euer Majestät spricht man laut.“ Und man sprach auch laut, sehr laut, doch der schwache König hörte es nicht früher, als bis der Lärm der Straße in seinen Palast drang. Oder er hörte nur die Stimmen hochmütiger, verblendeter Höflinge, Genüßlinge und Streber, die sich die Worte des Marschalls de Villeroi zur Richtschnur nahmen. Dieser, Gouverneur unter Ludwig XV., bemerkte auch einst: „Man muß den Ministern so lange sie an der Macht sind, die Nachttöpfe halten und ihnen denselben über den Kopf gießen, wenn sie es nicht mehr sind.“ Das Sprüchlein „Tempora mutantur et nos mutamur cum illis,“ [1]) des weltmüden deutschen Kaisers Lothars I. gilt doch nicht allgemein, denn die Sentenz des französischen Höflings hat heute noch wie einst ihre Kraft. So wie es ewige Wahrheiten giebt, die in ihrer Hehrheit Zeit und Zeiten überdauern, so giebt es auch ewige Niederträchtigkeiten, die heute dieselben sind wie gestern und vorgestern.

Dieser Schranzenübermut war es, der den Schriftsteller Duclos (1704—1772) zu dem Ausruf veranlaßte: „Sie fürchten uns wie die Diebe die Laternen,“ oder zu der noch trefflicheren Sentenz: „Ce ne sont pas les tyrans qui font les esclaves, ce sont les esclaves qui font les tyrans,“ [2]) einer jener Aussprüche, die, von sittlichem Ernst getragen, sich hoch über den Witz erheben; man könnte sie verklärten Witz

[1]) Die Zeit verändert sich und wir verändern uns mit ihr.
[2]) Es sind nicht die Tyrannen, welche Sklaven machen, sondern die Sklaven, welche Tyrannen machen.

nennen. Larochefoucauld (1613—1680) zeigte sich in seinen unsterblichen Maximen darin als Meister. Von ähnlicher Art war auch die Antwort, die der gedankenvolle Chamfort einem Herzog gab, der ihm seinen Rang fühlen lassen wollte: „Ich weiß, daß es leichter ist über mir zu stehen als mir zur Seite."

In Frankreich vollzog sich die Revolution geistig viel früher als thatsächlich, wie es bei allen Umwälzungen der Fall ist. Man hat Voltaire und Rousseau die Väter der Revolution genannt, so wie man einen ganzen Gebirgszug nach einzelnen hervorragenden Gipfeln zu benennen pflegt. Der Genfer Philosoph ließ den Ernst zu sehr hervortreten, so daß im besten Fall fast ein Witz entstand. Sein „Si j'avais le malheur d'être né prince,"[1]) womit er seinen Brief an den Herzog von Württemberg begann, der ihn um Ratschläge zur Erziehung seines Sohnes gebeten hatte, kann fast als Witzwort gelten. Ebenso das schöne Kompliment, das er einer Dame machte, die ihm bei Tisch Wein anbot. „Vous n'avez pas besoin du vin pour m'inivrer."[2]) Nicht Leichtsinn, wohl aber leichten Sinn braucht der Witz, ebenso wie er kaum zu etwas anderem als zum Angriff dienen kann. Wo eins oder gar beides nicht zutrifft, ist das gelungene Wort mehr eine geistreiche oder geistvolle Maxime als ein trefflicher Witz. In diesem Sinne scheint auch Rousseau das Wort esprit aufgefaßt zu haben, als er die Verse schrieb:

Si par hasard on vous dit qu'un vaurien
A de l'esprit, monsieur, n'en croyez rien.[3])

während Pascal (1623—1662), der Gegner der Jesuiten

[1]) Wenn ich das Unglück hätte als Prinz geboren zu werden. [2]) Sie brauchen nicht erst Wein um mich zu berauschen. [3]) Wenn einer vom Geist des Taugenichts spricht — Mein Lieber, dann glaube dem Worte nicht.

in seinen Pensées meinte: „Diseur de bons mots, mauvais caractère.“ [1]) In gewissem Sinne haben beide recht, nur darf man nicht Regeln daraus schnitzen wollen. Witz pflegt sich auch mit Charakterlosigkeit, oder richtiger gesagt, mit einem hohen Grad Leichtfertigkeit zu verbinden, aber er bedingt diese Verbindung nicht. Zu dem kommt noch, daß witzige Leute oft den Gedankenblitz nicht abzuleiten wissen. Sie haben weniger den Witz als dieser sie. Fast unwillkürlich sprüht das Wort hervor, ohne daß sie vorher zum Bewußtsein kommen, ob es gerecht oder ungerecht sei. „Potius amicum quam dictum perdendi,“ [2]) diese Sentenz Quintilians wird ihnen unbewußt zur Losung. Sie sind sozusagen vom Witzteufel besessen, und wo es dem Geweihten des Lebens, dem Schicksal gelingt den Bösen auszutreiben — nicht Weihrauch und Wort sondern Sorge und Schlag sind seine Mittel — da zeigt sich auch bald der Charakter entschlackt in seinem ganzen sittlichen Adel. Allerdings, wenn es gelingt! Oft ist der Witz nicht zu biegen noch zu brechen, er lacht unter den Hammerschlägen der Not und dringt noch aus dem letzten Röcheln hervor. Nur wolle da keiner Witz mit Witzelei verwechseln, oder Spott mit gemeiner Schmähsucht. Zwischen dem einen und dem anderen besteht nicht mehr Ähnlichkeit als zwischen Mensch und Affe.

Nichts mag kennzeichnender für Voltaireschen und Rousseauschen Geist sein, als die Art und Weise, wie beide die Einladungen Friedrichs II. aufnahmen. Voltaire nahm die Einladung an, lebte an dem Hofe des Preußenkönigs, lobte ihn, wenn auch nicht dienerisch, so lange er dort war, und bespöttelte ihn, als er endlich fortging. Rousseau antwortete auf den Anbot von einem „Haus, Pension und Freiheit“ mit

---

[1]) Witzbold, schlechter Charakter. [2]) Lieber einen Freund als einen Witz verlieren.

den pathetischen Worten: „Ew. Majestät bieten mir ein Asyl an und versprechen mir Freiheit! Sie haben aber ein Schwert und sind König. Sie verheißen mir eine Pension, mir, der nichts für Sie gethan hat. Haben Sie schon allen den Braven eine Pension gegeben, die in Ihrem Dienste zu Krüppeln wurden?" „Er ist ein Narr," pflegte Friedrich zu sagen, wenn später von Rousseau die Rede war. Eine witzige Antwort erhielt der alte Fritz jedoch eines Tages von d'Arnaud (1718—1805), der gleichfalls bei ihm zu Gast war. Bei Tische wurde nämlich von Gott und Religion gesprochen, wobei völlig atheistische Ansichten zum Ausdruck kamen; d'Arnaud schwieg. „Nun, was ist Ihre Meinung?" fragte ihn Friedrich. „Majestät," antwortete er, „es thut mir wohl, an die Existenz eines Wesens zu glauben, das noch über den Königen steht." Anders war schon die Antwort, die der berühmte Verfasser der „Mecanique céleste", der Astronom Laplace (1749—1827) Napoleon gab auf die Frage warum er in seinem Werke nicht Gott erwähnt habe: „Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse."[1])

Selbst in den Stürmen der großen Revolution, beim Blitzen des Fallbeiles schwieg der Witz nicht; manchem kostete er das Leben, manchem rettete er es. In einer der ersten Sitzungen der konstituierenden Versammlung hielt Mirabeau eine Rede, in der er schilderte, wie der Präsident beschaffen sein müßte. Es geschah dies in einer Weise, daß jeder in der Schilderung ihn selbst erkennen mußte. „Jetzt fehlt noch," bemerkte der geistreiche aber auch charakterlose Talleyrand, auf Mirabeaus Gesicht anspielend, „daß er sage, der Präsident müsse auch blatternarbig sein." Mirabeau, von dem Rivarol (1753—1801) nach dessen Annäherung an dem Hofe behauptete: „Er ist für Geld zu allem fähig,

[1]) Majestät, ich hatte diese Hypothese nicht nötig.

in seinen Pensées meinte: „Diseur de bons mots, mauvais caractère.“ [1]) In gewissem Sinne haben beide recht, nur darf man nicht Regeln daraus schnitzen wollen. Witz pflegt sich auch mit Charakterlosigkeit, oder richtiger gesagt, mit einem hohen Grad Leichtfertigkeit zu verbinden, aber er bedingt diese Verbindung nicht. Zu dem kommt noch, daß witzige Leute oft den Gedankenblitz nicht abzuleiten wissen. Sie haben weniger den Witz als dieser sie. Fast unwillkürlich sprüht das Wort hervor, ohne daß sie vorher zum Bewußtsein kommen, ob es gerecht oder ungerecht sei. „Potius amicum quam dictum perdendi,“ [2]) diese Sentenz Quintilians wird ihnen unbewußt zur Losung. Sie sind sozusagen vom Witzteufel besessen, und wo es dem Geweihten des Lebens, dem Schicksal gelingt den Bösen auszutreiben — nicht Weihrauch und Wort sondern Sorge und Schlag sind seine Mittel — da zeigt sich auch bald der Charakter entschlackt in seinem ganzen sittlichen Adel. Allerdings, wenn es gelingt! Oft ist der Witz nicht zu biegen noch zu brechen, er lacht unter den Hammerschlägen der Not und bringt noch aus dem letzten Röcheln hervor. Nur wolle da keiner Witz mit Witzelei verwechseln, oder Spott mit gemeiner Schmähsucht. Zwischen dem einen und dem anderen besteht nicht mehr Ähnlichkeit als zwischen Mensch und Affe.

Nichts mag kennzeichnender für Voltaireschen und Rousseauschen Geist sein, als die Art und Weise, wie beide die Einladungen Friedrichs II. aufnahmen. Voltaire nahm die Einladung an, lebte an dem Hofe des Preußenkönigs, lobte ihn, wenn auch nicht dienerisch, so lange er dort war, und bespöttelte ihn, als er endlich fortging. Rousseau antwortete auf den Anbot von einem „Haus, Pension und Freiheit“ mit

---

[1]) Witzbold, schlechter Charakter. [2]) Lieber einen Freund als einen Witz verlieren.

den pathetischen Worten: „Ew. Majestät bieten mir ein Asyl an und versprechen mir Freiheit! Sie haben aber ein Schwert und sind König. Sie verheißen mir eine Pension, mir, der nichts für Sie gethan hat. Haben Sie schon allen den Braven eine Pension gegeben, die in Ihrem Dienste zu Krüppeln wurden?" „Er ist ein Narr," pflegte Friedrich zu sagen, wenn später von Rousseau die Rede war. Eine witzige Antwort erhielt der alte Fritz jedoch eines Tages von d'Arnaud (1718—1805), der gleichfalls bei ihm zu Gast war. Bei Tische wurde nämlich von Gott und Religion gesprochen, wobei völlig atheistische Ansichten zum Ausdruck kamen; d'Arnaud schwieg. „Nun, was ist Ihre Meinung?" fragte ihn Friedrich. „Majestät," antwortete er, „es thut mir wohl, an die Existenz eines Wesens zu glauben, das noch über den Königen steht." Anders war schon die Antwort, die der berühmte Verfasser der „Mecanique céleste", der Astronom Laplace (1749—1827) Napoleon gab auf die Frage warum er in seinem Werke nicht Gott erwähnt habe: „Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse." [1])

Selbst in den Stürmen der großen Revolution, beim Blitzen des Fallbeiles schwieg der Witz nicht; manchem kostete er das Leben, manchem rettete er es. In einer der ersten Sitzungen der konstituierenden Versammlung hielt Mirabeau eine Rede, in der er schilderte, wie der Präsident beschaffen sein müßte. Es geschah dies in einer Weise, daß jeder in der Schilderung ihn selbst erkennen mußte. „Jetzt fehlt noch," bemerkte der geistreiche aber auch charakterlose Talleyrand, auf Mirabeaus Gesicht anspielend, „daß er sage, der Präsident müsse auch blatternarbig sein." Mirabeau, von dem Rivarol (1753—1801) nach dessen Annäherung an dem Hofe behauptete: „Er ist für Geld zu allem fähig,

[1]) Majestät, ich hatte diese Hypothese nicht nötig.

selbst zum Guten," mußte überhaupt manches sarkastische Wort anhören. Als er einst in einer Rede gegen Maury (1746—1817) den Satz aussprach: „Ich will nun Maury in einen Lasterzirkel schließen," antwortete der royalistische Abbé unter dem Lachen aller Anwesenden: „Sie wollen mich also umarmen." Letzterem fehlte es gewöhnlich nicht an schlagfertigem Witz. Unpopulär, wie er war, rief ihm einst, als er die Versammlung verließ, die Menge drohend zu: „An die Laterne mit ihm!" „Werdet ihr dann besser sehen?" war seine Antwort. Später, unter Napoleon, wurde er Kardinal. Als ihm da eines Tages ein aufgeblasener Höfling geringschätzend bemerkte: „Sie bilden sich doch zu viel ein," antwortete er sarkastisch: „Nur wenig, wenn ich mich selbst betrachte, viel aber, wenn ich mich vergleiche." „Von Maury stammt, nebenbei bemerkt, der Ausdruck Sansculotte her. Als er nämlich einst während seiner Rede in der Versammlung von dem lauten Geplauder der Damen auf der Galerie gestört wurde, rief er dem Präsidenten zu: „Monsieur le président, faites donc taire ces sans culottes," [1]) eine Bezeichnung, die später für die radikale Partei galt.

Ein Witzwort ist immer charakteristisch: für den Sprecher, für den Gegenstand des Witzes oder für die Zeit, in der es entsteht. Unsere Historiker thäten vielleicht besser, statt sich um die Echtheit eines vergilbten Pergaments oder um die Richtigkeit einer Örtlichkeit zu streiten, die Wahrheit eines historischen Wörtleins zu untersuchen. Eine derart zusammengestellte Weltgeschichte würde wahrscheinlich ein getreueres Bild geben, als die Anführung langer, selbst in ihrer Echtheit falscher Aktenstücke. Vor allem aber wäre sie — kurzweiliger.

[1]) Herr Präsident, bringen Sie diese Ohnehosen zum Schweigen.

VI.

Der Witz.

2.

Witz, Spiel und Liebe machen alle Stände gleich, wie schön, wenn man Gleiches von der Tugend sagen könnte.

Weber, Demokritos.

Sense is the diamond, weighty, solid sound,
When cut by wit, it casts a brighter beam,
Yet without that it is a diamond still.[1])

Young.

Der Witz des Engländers ist grobkörniger als der seines gallischen Nachbars und der anderen Romanen. Er gleicht mehr dem deutschen Witz; er ist minder flüchtig, man kann sozusagen seine Flugbahn verfolgen. Hier nähert er sich mehr dem Humor, dort mehr der Komik. Noch kräftiger zeigt sich dies bei den Yankees, während er bei den Niederdeutschen behäbig in die Breite geht, bei den Nordländern nur spurenhaft auftritt. Den Slaven dürfte der Witz nicht abzusprechen sein, obgleich er auch hier im lebhafteren Süden deutlicher zum Ausdruck gelangt. Merkwürdigerweise hat der Magyare trotz seiner raschen Auffassung und seines lebhaften Temperaments viel weniger Witz als Humor. Hingegen ist er sehr häufig bei den Juden bemerkbar, bei denen er sich im mannigfaltigen Verkehr

[1]) Verstand ist ein Demant, gewichtig, fest — Vom Witz geschliffen strahlt viel heller er — Doch ohne ihn bleibt er Demant noch immer.

reichlich entwickeln konnte. Das Alte Testament weist zwar viel Geist aber nicht viel Witz auf, was vielleicht daher kommen mag, daß selbst der ältere Teil erst in späterer Zeit, in den Tagen Esras zusammengestellt wurde, damals als die Epoche bereits Falten des Alters und der Askese auf dem Antlitz trug. Das große unsichtbare Buch der Geschichte jedoch weist eine Fülle bons mots auf, vielleicht als Entschädigung für die geringe Zahl bons faits.

Die Griechen hatten Witz; der Lakonismus, die knappe Ausdrucksweise der Spartaner, konnte ihn nur begünstigen. Philipp von Macedonien sandte den athenischen Spaßmachern ein Talent, damit sie ihm die neuesten Witze mitteilen. Auch sein Sohn Alexander, der klein zu werden begann, als er der Große genannt wurde, und nie menschhafter war als zur Zeit, wo er ein Halbgott zu sein wähnte oder doch dafür gelten wollte, auch er wußte ein geistreiches Wort, einen trefflichen Witz zu schätzen und gelegentlich selbst zu äußern. „Ich würde Darius' Anerbieten annehmen," meinte sein Heerführer Parmenio, den er später ermorden ließ. „Ich auch, wenn ich Parmenio wäre," antwortete Alexander. Sokrates, den sein zänkisches Weib Xantippe ausschalt und schließlich einen Topf Wasser nachgoß, rief aus: „Dachte ich doch, daß auf Donnerwetter Regen folgt." — „Hab ich dich gelangweilt?" fragte ein Schwätzer nach langem Schwatzen Aristoteles. „Nein, ich habe dir nicht zugehört," erwiderte der Philosoph. Auch die Sprüche des Orakels waren witzig in ihrer Zweideutigkeit. Bei dem ernsten Römer war der Witz kein seltener Gast, wenn auch ihre Litteratur keinen witzigen Dichter wie Aristophanes hervorbrachte, so haben sie doch den Ruhm einen Martial besessen zu haben, einen Epigrammatiker, mit dessen Witz sich noch mancher Epigone der Neuzeit ausstaffierte. Witz zeigte auch der Semite Hanibal, als ihn der Syrerkönig Antiochus,

auf sein reichgeschmücktes stolzes Heer weisend, fragte: „Nun, genügt das für die Römer?“ — „Gewiß,“ antwortete er, „wenn sie auch noch so habgierig wären.“

Zur Kennzeichnung des deutschen Witzes dient auch die Art, wie er den Witz kennzeichnet. Ein Voltaire hätte bei einer Definition des Witzes sicherlich einen Witz angewandt. Fichte (1762—1814) dagegen, der idealistische Ich-Philosoph ruft poetisch-begeistert aus: „Der Witz ist ein Götterfunke, der nie zur Thorheit herabsteigt, er wohnt ewig in der Idee und läßt nicht von ihr, er ist der rächende Blitzstrahl der Idee, der jede Thorheit selbst in der Mitte der Freunde zu Boden schleudert wie der Pfeil des Ulysses die tobenden Freier Penelopes.“ Derartige kurze Erklärungen deutscher Denkmeister wollen gewöhnlich, daß man zu ihrer Verdeutlichung einen dicken Band schreibe.

Im allgemeinen hat der Deutsche mehr Humor als Witz, ist er mehr der drastisch wirkenden schwerfälligeren Komik als dem leichten Scherze zugeneigt, der wie ein Federball im raschen Sprunge erfaßt sein will. Witz erfordert beim Geber wie beim Nehmer eine geistige Elastizität; wenn der eine den Haken zuwirft, muß ihn der andere auch schon befestigt haben. Der deutsche Volkswitz äußert sich zumeist satirisch und häufig auch in Wortspielen, wie aus Sprichwörtern und Redensarten zu ersehen ist: „Advokaten — Schadvokaten.“ — „Ein Bauer ein Lauer;“ der Reim muß oft bei solchen Sprüchlein dem Witz Beistand leisten. Der Frömmler ist ein Kruzifixbeißer, Altarschnüffler und „Betrug ist des Krämers Acker und Pflug.“ Ein boshaftes Epigramm in Prosa ist die Redensart: „Es ist nichts als Betrug in der Welt — sagt der Krämer und mischt Torfasche zum Zimt.“ Dem Müller klappern die Räder beständig zu: „Mehldieb! Mehldieb!“ und der Wirt wird stets mit der Wasserpumpe in Verbindung gebracht.

Von allen Handwerkern mögen jedoch die Schneider am meisten dem Volkswitz als Zielscheibe dienen, wahrscheinlich weil man früher in der Hantierung der Nadel wohl eine nötige aber den Männern nicht ganz würdige Arbeit erblickte. In der Hennegau behaupten sie sogar: „Wan ons Harrgott en Narren han will, macht er sich en Schneider." Unzählig sind die Neckereien, die nach Arzt und Apotheker geworfen werden. Diesem hat die Arithmetik der Bosheit aus dem Zahlenwert der Buchstaben — A = 1, p = 16 u. s. w., ll und ſſ im Alphabet mitgerechnet — einen neunundneunzigprozentigen Nutzen nachgerechnet. Ähnliches und gewöhnlich auch von gleichartiger Struktur ist übrigens bei den meisten Völkern zu finden.

Wie in vielen anderen Dingen, den Zorneifer ausgenommen, kann Luther auch, was den Witz betrifft, als Vertreter des deutschen Volkes betrachtet werden. Die Antwort, die er einem deutschen Fürsten gab, als dieser ihn um Empfehlung eines tüchtigen Theologen zur Besetzung einer sehr karg besoldeten Pfarrstelle ersuchte, zeigt die Derbheit deutschen Volkswitzes. Er zeichnete auf ein Blatt Papier die Figur eines Pfarrers und sandte es dem Fürsten mit den Worten: „Da haben Euer fürstliche Gnaden einen stattlichen Pfarrherrn auf solchen Lumpendienst." Witzig waren früher oft auch die Kanzelredner, besonders die Kapuziner. Noch heute leben die Schwänke und Streiche des „Pfaff Amis," des „Pfaffen vom Kahlenberg", sowie des Augustiners Abraham a Santa Clara (1644—1709), der dem Kapuziner in Schillers „Wallenstein" als Vorbild diente. So heißt es z. B. in einer Predigt Abrahams: „Ach, ach, ach! was wirst du für Wunderdinge zu Hof sehen. Du wirst zu Hof sehen lauter Fechter, aber nur solche, die da über die Schnur hauen. Du wirst zu Hof sehen lauter Soldaten, aber nur solche, die Parteien oder,

ich habe gefehlt, Partitereien (Betrügereien) wissen zu führen. Du wirst zu Hof sehen lauter Meßner, aber nur solche, die mit der Sauglocken läuten. Du wirst zu Hofe sehen lauter Fischer, aber nur solche, die mit faulen Fischen umgehen. Du wirst zu Hofe sehen lauter Schneider, aber nur solche, die einem suchen die Ehre abzuschneiden und einen Schandflecken anzuhängen. Du wirst zu Hofe sehen lauter Kaufleute, die aber nur mit Bernheiter Zeug handeln. Du wirst zu Hofe sehen lauter Drechsler, aber nur solche, die einem suchen eine Nase zu drehen. Du wirst zu Hof sehen lauter Fuhrleut, aber nur solche, die einem hinters Licht führen. — Du wirst zu Hofe sehen, daß man da die Nackten bekleidet, aber nur die Wahrheit, denn die darf nicht bloß erscheinen." In dieser Weise geht es noch eine gute Weile fort. Besonders die Predigten in der Osterwoche waren es in denen früher der Kanzelwitz kräftig sich äußerte.

Eine Überzahl an witzigen Köpfen hat Deutschland nie aufzuweisen gehabt, aber es hat ihm nie daran gänzlich gefehlt. Abgesehen davon, daß die heitere Legende fast an jede bedeutende Person einige geistreiche Bemerkungen aufranken läßt — vieles ist in der That historisch, denn irdischer Rang oder geistige Stellung bieten der Befähigung eine vermehrte Gelegenheit — gab und giebt es auch deren die wirklich von Mutter Natur reichlich mit Witz ausgestattet wurden, und bei manchem ist es einzig nur diese Eigenschaft, die seinen Namen der Nachwelt überliefert hat. Zu diesen kann Professor Taubmann gezählt werden, beliebt beim Kurfürsten Christian II. von Sachsen, der ihn allerdings mehr als Hofnarren, denn als Gelehrten schätzte. Ferner auch der sächsische General Kyau (1654—1733), Kommandant der Festung Königstein. Ein Edelmann, der Taubmann hänseln wollte, sprach als dieser ihm die Hand reichte: „Ei, Herr Professor, was treibt Ihr daheim.

Eure Hand ist so grob und hart als wäret Ihr ein Dreſcher." — „Man könnt's glauben," antwortete Taubmann ſchlagfertig, „da ich einen Flegel in der Hand habe." Seinen Nachbar, einen hinkenden Schneider, nannte er Simile, weil ein lateiniſches Sprichwort beſagt: „Omne simile claudit."[1]) Der franzöſiſche Geſandte am Hof des Kurfürſten meinte einſt bei der Tafel, die deutſche Sprache ſei ſchwerfällig und habe überflüſſige Wörter. „Ihr ſpeiſt und ihr eſſet, was doch dasſelbe iſt, ihr ſendet und ihr ſchickt, was wieder dasſelbe iſt." „Nein," antwortete der anweſende Taubmann, „es iſt ein großer Unterſchied vorhanden. Wir ſpeiſen in Wittenberg durch die Gnade der kurfürſtlichen Durchlaucht 150 arme Studierende, aber wir eſſen ſie nicht. Ihr ſeid ein Geſandter, aber kein geſchickter." Kyaus Witze ſind größtenteils recht derber Art, nur einer, ein improviſierter Reim, möge hier Stelle finden. Ein Bekannter, dem er früher ſcherzweiſe ärztliche Ratſchläge gegeben, wollte ihm mit Gleichem harmlos vergelten und gab ihm, als er einſt über Unwohlſein klagte, ein Schächtelchen Pillen mit den Worten: „Mein lieber Kyau, nehmt jetzt meine Pillen ein." Dieſer antwortete: „Was dieſe wirken, ſoll der Lohn des Arztes ſein." Minder derbe und gelungenere Witze werden von dem Mathematiker und Epigrammatiker Abraham Gotthold Käſtner (1719—1800) ſowie von dem noch witzigeren und geiſtvolleren Schriftſteller und Phyſiker Georg Chriſtian Lichtenberg (1742—1799) erzählt. Auch Leſſing, Mendelsſohn ſind den witzigen Köpfen des achtzehnten Jahrhunderts zuzuzählen. Friedrich der Große zeigte ſich in manchen ſeiner zahlreichen Witzworte, von denen ihm allerdings viele fälſchlich zugeſchrieben werden, als echter Schüler Voltaires. So z. B. nach der Schlacht von Zorndorf (25. Auguſt 1758)

[1]) Jedes Gleichnis hinkt.

— wo er bekanntlich auch zum Major v. Wedell auf die gefangenen Russen weisend sprach: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen," — als der englische Gesandte frömmelnd meinte: „Gott hat uns heute einen schönen Tag gegeben," worauf Friedrich antwortete: „Ohne mich und Seydlitz würde es übel um uns stehen." Von ähnlicher Art ist auch ein anderer seiner Aussprüche: „Wenn Könige Krieg wollen, so fangen sie ihn an und lassen einen fleißigen Juristen kommen, der beweist, daß es also Rechtens sei." Das mag vielleicht mancher nicht für witzig halten, aber jeder doch — für wahr. Ernster, ohne den spöttischen Faltenzug im Gesicht zeigt sich das Bild des gekrönten „Philosophen von Sanssouci" bei einer anderen Gelegenheit. Im Jahre 1740 sollte nämlich das in Halberstadt garnisonierende preußische Regiment mit einer neuen Fahne ins Feld rücken. Als Inschrift für diese wurde vorgeschlagen: „Pro Deo et Patria."[1]) Friedrich verwarf diesen Vorschlag mit den Worten: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz und nicht die Religion." Und die Fahne erhielt als Aufschrift: „Pro Gloria et Patria."[2]) Zwischen deutschem Humor und gallischem Witz steht das Wort, das er in Halle zu dem Sohne des Philanthropen August Hermann Francke sprach, als er von ihm bei der Besichtigung des Waisenhauses begleitet wurde. Es war ein heißer Tag und der König ging mit entblößtem Haupte. Der junge Francke, in der Meinung dies geschähe aus Achtung vor ihm, bemerkte im Hausherrengefühl: „Bedecken sich Ew. Majestät doch und genieren Sie sich meinetwegen gar nicht." — Beim Fortgehen klopfte ihn Friedrich auf die Schulter und sprach lächelnd: „Lieber Francke,

[1]) Für Gott und Vaterland. [2]) Für Ruhm und Vaterland.

Sein Vater war ein sehr vernünftiger Mann.“ Hier dürfte der Ort sein, eine Anekdote einzuflechten, die zwar nicht von Friedrich selbst herrührt, aber ihn betrifft und einen kräftigen Hieb für Frankreichs lasterhaften Ludwig XV. bedeutet. Während des siebenjährigen Krieges wurde eines Tages das falsche Gerücht laut, Friedrich sei von den Franzosen gefangen genommen worden. Als im Schlosse zu Versailles davon gesprochen wurde und bemerkt, daß der Gefangene jetzt dahin gebracht werde, rief die Herzogin von Orleans aus: „Wie freu ich mich, endlich einmal einen König zu sehen!“

König Friedrich II. und Kaiser Joseph II., beide waren vom Geiste ihrer Zeit durchhellt, aber beide waren auch, einigermaßen im Widerspruch damit, von der Fülle ihrer Machtstellung durchdrungen, beide gewissermaßen typische Vertreter des norddeutschen und süddeutschen Charakters. Es war die Zeit des „aufgeklärten Absolutismus,“ ein Glied in der Kette menschlicher Entwickelung. Joseph war idealer gesinnt als sein großer Zeitgenosse Friedrich; was diesem von des Volkes geistiger Unreife bedingt schien, dünkte jenem ein Ausfluß von Gott empfangener Rechte. Hier Rousseau, dort Voltaire. Selten zeigt sich bei Joseph ein spöttischer Zug und selbst dieser scheint durch ein freundliches Lächeln verschönt. Als er gelegentlich des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes um seine Meinung befragt wurde, gab er die witzige Antwort: „Mein Stand erfordert es Royalist zu sein.“ Nicht mit Unrecht urteilte Friedrich über Joseph: „Schade, daß er immer den zweiten Schritt vor dem ersten thut.“

Merkwürdig ist es, daß von Goethe, der doch so vieles Geistreiche schrieb, so wenig witzige Bemerkungen im Umlauf sind; auch in seinen Schriften ist der eigentliche Witz nur spärlich vorhanden. Vielleicht stand der Alte von

Weimar geistig zu hoch für den eigentlichen Witz. Denn dieser blickt wohl über die Köpfe der Menge fort, aber er steht mitten im Weltgewiebel; er schwebt nicht hoch empor, um das irdische Getriebe aus der Vogelschau zu betrachten, wie der hehre Ernst und oft auch die Ironie. Es wurde versucht Goethe Luthern an die Seite zu stellen. Mit Unrecht. Goethe, war eine klassische Übersetzung aus dem Griechischen, meisterhafter als irgend eine, die aus der Feder unserer größten Übersetzungskünstler hervorgingen. Eher noch ließe sich Bismarck dem Reformator zur Seite stellen, mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern, mit seinen Erfolgen und Mißgriffen. Nur daß bei dem Mitteldeutschen Luther Herzschlag und Blutlauf doch nicht so sehr von dem kühlberechnenden Verstand geregelt wurden wie bei dem Norddeutschen Bismarck. Auch ihr Witz ist von gleichartiger Beschaffenheit. Hier wie dort die breite Grundlage des Humors, die Fassade drastischen Volkswitzes. Als nach den siegreichen Schlachten von 1870 im deutschen Hauptquartier die Frage erörtert wurde ob „Deutscher Kaiser" oder „Kaiser von Deutschland" für die neugeschaffene Würde der geeignete Titel wäre, fragte Bismarck, der nichts weniger als ein Doktrinär ist — wunderlicherweise! denn das kommt bei einem gebildeten Deutschen selten vor — nachdem er eine Weile die Erörterung ruhig angehört hatte: „Weiß einer der Herren wie im Lateinischen Wurst heißt?" — „Farcimentum," erwiderte Rat Abeken; „farcimen," meinte sein Privatsekretär Busch. „Farcimentum oder farcimen," sprach nun lächelnd Bismarck, „nescio quod mihi magis farcimentum esset." [1]) Der erste Kanzler des neuen deutschen Reiches liebt es auch hie und da im Kreise seiner Bekannten eine treffliche Anekdote zum Besten zu geben. So erzählte er

[1]) Ich weiß nicht was mir mehr Wurst wäre.

einst, der Kurfürst von Hessen habe seinen Leibarzt nach Bernburg geschickt, um sich nach dem Geisteszustand des letzten dortigen Herzogs zu erkundigen. Der Arzt kam mit dem Bescheid zurück, es sei schlimmer als er erwartet habe, der Herzog sei blödsinnig. „Mein Gott, blödsinnig!“ rief der Kurfürst aus, „da kann er ja nicht regieren.“ — „O, regieren kann er deswegen doch,“ gab der Arzt zur Antwort.

Unter den Männern, die der deutschen Litteratur angehören und denen auch die deutsche Litteratur angehört, gab es nur wenige die in Wort und Schrift Witz bekundeten. Goethe bekundete, was schon bemerkt wurde, im Verkehr wenig Witz, ebenso in seinen Schriften, obgleich er die Ironie, die Satire, die Komik und endlich auch die Grobheit meisterlich zu handhaben weiß. Sein Mephisto ist teuflisch aber nicht menschlich witzig, auch er steht über und nicht inmitten der Dinge. Wielands Schreibewitz ist gespreizt, gesucht; die „zierliche Jungfrau zu Weimar,“ wie er in den „Xenien“ genannt ist, will uns heute doch schon als zimperliche alte Jungfer vorkommen. Der sterbliche Lessing und seine unsterblichen Werke bekunden zwar Witz, der aber von der schweren Rüstung der Gedanken niedergezogen wird. Wir merken, daß er im Nachdenken entstanden ist. „Beim Witz muß alles wie von ohngefähr kommen. Alles extempore und protempore aus dem Ärmel. Es blitzt, ohne daß man vorher Wolken sieht,“ sagt Hippel, dessen Witz übrigens nur selten seiner Regel entspricht. Lessing sagt von einem Buch: „Es hat viel Gutes und Neues, schade, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist.“ Ein geistvolles und witziges Wort, aber wir erkennen an diesem Antithesenspiel Falz und Nut, es scheint uns nicht wie aus einem Stücke plötzlich hergeschaffen. Kästners schriftlicher Witz ist oft ziemlich derbe; weit feiner will uns Lichtenberg

ſcheinen, der häufig zeigt, daß ſich damit Gedankentiefe verbinden läßt. Bei Jean Paul ſticht der Witz ſchon an und für ſich von dem bunten Blumenteppich des Humors weniger ab; dazu kommt noch, daß er von poetiſchen Redeblumen überwuchert wird. Jean Pauls Witz wird mehr vom Gemüt als vom Verſtand abgeſchnellt. Wie Leſſings Witz iſt er oft mehr für die Zeiten als für die Zeit beſtimmt. Und doch wage ich zu behaupten, daß ſein Ruhmeskranz nur darum früh verwelkt ſcheint, weil er noch nicht alle ſeine Blüten entfaltet hat. „Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren und alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme.“ So Börne in ſeiner herrlichen Denkrede auf Jean Paul. Wir ſtehen jetzt an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und dieſe Weisſagung hat ſich noch nicht erfüllt. Oder ſollte es doch noch geſchehen können, bis die Riegel ſpringen und wir einziehen. Vielleicht! vielleicht trotz oder vielmehr wegen des wüſten Treibens, das jetzt in der wüſten Litteratur einer wüſten Zeit herrſcht. Wenn aber nicht heute, nicht morgen, ſo doch übermorgen. Jean Paul kann warten; was von der Ewigkeit iſt, hat Geduld.

Haug, Caſtelli und noch einige andere in Epigrammen, Kotzebue und ſeine Nachfolger in ihren Luſtſpielen ſind nicht ohne Witz, indes pflügen ſie oft mit fremdem Kalb. Frankreich hat da manches herleihen müſſen, und ein Gerücht behauptet, es ſei heute noch im deutſchen Luſtſpiel nicht anders. Börne und mehr noch Heine haben einen witzigen Sarkasmus entwickelt, wie es bei uns noch nicht ſeinesgleichen fand. Und merkwürdig! hier wie dort ſehen wir dichtbei die Sentimentalität. Der Geiſt iſt eben rund wie die Erde und hat wie dieſe ſeine Pole, die allerdings nicht abgeplattet

sind. Mehr als je hätten wir heute eines Heineschen Witzes nötig, wo die Zeit statt philosophisch naturwissenschaftlich zu lehren beginnt und uns den Unterschied zwischen physischem und moralischem Sein dadurch zu erklären versucht, daß sie uns zeigt wie hier, im Gegensatz zu dort, eine Generatia aequivoca[1]) stattfindet: Die Thorheiten und Gemeinheiten des Tages erzeugen sich selbst aus dem Schlamme, wie es Aristoteles von den Aalen annahm. Nicht der edle Pathos des heiligen Zornes kann hier nützen, sein Sturmeswehen braust zu hoch dahin, um das was auf der Scholle kriecht fortzuwirbeln; das Wettern, das aus blitzendem Witz und donnerndem Lachen hervorbricht, muß sie fortfegen. Ach, warum ist kein Heine II. da, der ein Weilchen Betrachtung den Tierlein schenkte, die an dem Piedestal des Denkmals, das sich Heine I. selbst errichtet hat, Heine I. ihr Hinterfüßlein heben.

Viel Witz aber wenig Geschmack bekundete in Rede und Schrift M. G. Saphir. Viele seiner Aussprüche währen fort und auch manches seiner geschriebenen Worte erhält sich berechtigterweise. Was Saphirs Schreibwitz zum größten Teil unausstehlich macht, das ist, daß er von ihm hundertfältig gekehrt und gewendet wird. Der Funke versprüht nicht, er entzündet einen dürren Reiserhaufen, bei dessen qualmendem kargem Feuer der Autor eine breite Bettelsuppe kocht. Witzig, doch ohne Humor wollte Saphir humoristisch sein und glaubte es vollbracht zu haben, wenn er die kurze witzige Sentenz zum Canon infinitus komponiert. Einer seiner gerade nicht sehr geschmackvollen Aussprüche über den Witz lautet: „Witz ist ein Gnadenband des Geistes, das er nur seinen Auserkorenen umhängt; wahrer Witz speist an der Table d'hôte des ganzen Universums; Scheinwitz hat Gasthäuser wo er zu Borg speist." Mit einem trefflichen

[1]) Urzeugung.

satirischen Witz war der Wiener Possendichter und Schauspieler Nestroy begabt, ein Witz der allerdings oft recht cynisch ist. Hebbel urteilte von Nestroy: „Wenn der Mensch zu einer Rose riecht, so stinkt sie," ein etwas hartes Urteil und grotesk, wie es nur aus dem Munde eines Mannes kommen konnte, der beinahe ein dramatischer Michel Angelo geworden wäre. Weniger Witzbold und mehr Witzkopf als Saphir war der Berliner Glaßbrenner, dem sich David Kalisch und Dohm, die Begründer des „Kladderadatsch," anreihen; ersterer fand sein Wiener Gegenstück in O. F. Berg, dem Schöpfer des „Kikriki" und Autor einiger Schock Possen. „I bin der Schiller der Vorstadtbühne," pflegte der Ärmste kurz vor der Zeit, wo er vom Größenwahn gänzlich umnebelt in ein Irrenhaus gebracht werden mußte, häufig zu sagen. Manches sarkastische Witzwort aus dem Munde des Juristen Professor Unger, der eine Zeitlang auch Minister war, machte in Wien die Runde. So meinte er von dem höchst sparsamen und völlig selbstlosen Finanzminister Bresel: „Dieser Mensch ist zu allem fähig, wenn es ihm nur nichts trägt." Von einem neuernannten Ministerium urteilte er: „Die eine Hälfte ist zu nichts, die andere zu allem fähig." Und über einen juridischen Schriftsteller äußerte er sich: „Wenn heute ein neues juridisches Werk erscheint, hat er es morgen schon mißverstanden und schreibt übermorgen einen Artikel darüber."

Das Theatervölkchen, Maler, Bildhauer pflegen in aller Welt hier von den Leuten der Feder zu gleichen, was sehr begreiflich ist; denn Phantasie und Gedankenschnelle — zwei geistige Elemente, die Feuer und Luft entsprechen — sind der Kunst ebenso nötig wie dem Witz. Im Grunde genommen ist der Witz eine Art Kunst und nimmt die Mitte zwischen schaffender und darstellender ein. Ich erinnere mich einer witzig-boshaften Bemerkung, die der geistreiche

Bildhauer Ritschel einst machte. Es war von einem Genossen die Rede, den er nicht recht leiden mochte. „Sehen Sie," sprach der Meister des Lutherdenkmals, „der Mensch kommt mir so vor wie der Frosch in der Fabel, der sich zum Ochsen aufbläst. Dem aber ist es gelungen."

Witz ist Waffe, ist Wehr; er kämpft, aber er kann auch still-friedlich für sich leben, einem verdichteten Humor gleichend. Witz mahnt und tadelt, lobt und lohnt. Bekannt, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, ist die Antwort, die der Arzt Zimmermann, der Verfasser des Buches „Über die Einsamkeit" Friedrich II. gab, als dieser ihn neckend fragte: „Wie viel haben Sie schon ins Jenseits geschickt?" „Nicht so viel wie Euer Majestät, aber auch nicht mit so viel Ruhm," soll der Arzt erwidert haben. Ähnlich abwehrend und echt britisch-witzig zeigte sich der Arzt Talber, der etwa im Jahre 1660 als erster in Europa das Fieber mit Chinarinde heilte. Ludwig XIV. ließ ihn zu seinem erkrankten Sohne kommen. Die Leibärzte blickten scheel auf den Ausländer und unterzogen ihn förmlich einer Prüfung. Ruhig und richtig beantwortete er ihre Fragen. Und als sie schließlich von ihm eine Definition des Fiebers verlangten, sagte er: Das Fieber, meine Herren, ist eine Krankheit, die sie nicht heilen können, aber ich. Britisch-witzig war auch die Antwort, die Lord Chesterfield Georg II. gab, als dieser die Absicht hatte, gegen den Willen des Volkes den St. James-park nach der damaligen Mode französisch umzugestalten und abzuschließen. „Glauben Sie, daß das viel kosten wird?" fragte der König dreier Reiche den Lord. „Nicht mehr als drei Kronen," war seine Antwort, und der Park blieb wie er war. Eine treffliche Abwehr war auch die witzige Antwort, die der russische General Suwaroff einst erhielt. Von ihm rührt bekanntlich der Ausspruch her: Die „Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ist ein schneidiger Bursche,"

eine kurze aber deutliche Darstellung seiner Taktik. Suwaroff liebte es, seine Umgebung zuweilen mit derben Scherzen zu necken. Einst wurde nun an seiner Tafel der Unterschied der französischen Wörter fou (Narr) und sot (Dummkopf) erörtert. „In der Benennung fou liegt meines Erachtens keine Beleidigung," meinte der General. „Je suis fou, vous êtes fou" — fuhr er fort auf den zunächstsitzenden Oberst weisend — „nous sommes tous fou," schloß er nun, mit einer Handbewegung auf den ganzen Tischkreis deutend. „Verzeihen Sie, General," bemerkte jetzt der erwähnte Oberst, den diese Neckerei nicht wenig verdroß. „Wir alle sind Narren, das mag für die ganze Menschheit gelten. Aber es giebt noch Unterschiede, denn „il y a des grandes fous" — dabei wies er mit einer Verbeugung auf den General — „et il y en a des petits,"[1]) hier zeigte er auf sich selbst. Friedlich, mehr dem Humor als sich selbst gleichend, ist der Witz, den Fürst Blücher machte, als ihm von der Universität zu Oxford das Doktordiplom überreicht wurde: „Na, dann müßt ihr den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn der hat meine Pillen gedreht." Oder wenn er bei der Tafel die Bemerkung machte, er vermöge seinen Kopf zu küssen, und nachdem die Blicke der Anwesenden neugierig fragend auf ihm geruht hatten, aufstand, das greise Haupt seines Generalstabchefs Gneisenau zwischen die Hände nahm und es küßte. Hübsch war auch die Antwort, welche die betagte Stammmutter der Familie Rothschild ihrem Arzt gab. „Ich kann Sie nicht wieder jung machen," bemerkte er auf ihre Klagen. „Das will ich auch nicht. Ich möchte nur fortfahren alt zu sein," erwiderte die Greisin. Tadel und Mahnung zeigen sich in folgenden zwei witzigen Bemerkungen des Feldmarschalls Wrangel, von dem zahlreiche

[1]) Es giebt große Narren und es giebt kleine.

Witzworte und Anekdoten im Laufe sind, letztere hauptsächlich auf seine berlinerische Verwechselung von mir und mich beruhend. Eines Tages besichtigte Wrangel eine Truppenabteilung und war von dem Ergebnis nicht sehr befriedigt. Zum Schluß, als die Offiziere sich um ihn versammelt hatten, hielt er folgende Ansprache: „Meine Herren, ich habe mir sehr gefreut, Sie so wohl zu sehen, das ist aber auch das einzige, was mir gefreut hat.“ Und damit ritt er fort. — Als gelegentlich einer Truppenübung ein junger Prinz, der als Oberst ein Regiment führte, bei der Schlußkritik einige Bemerkungen machte, meinte „Papa Wrangel“ trocken: „Ich freue mir, wenn auch jüngere Offiziere ihre Meinung äußern — sobald sie gefragt werden.“

„Was ist langweiliger als ein Flötenspiel?“ fragt ein bekanntes Scherzwort und die Antwort darauf lautet: „Zwei Flötenspiele.“ Fragt man: „Was ist langweiliger als die Geistlosigkeit?“ so kann darauf getrost als Antwort gegeben werden: „Ein wiederholter Witz.“ Juvenals

Occidit miseros crambe repetita magistros [1])

gilt mehr noch vom Witz. Es ist nicht sehr angenehm mit Leuten verkehren zu müssen, die ein Witzwort, gewöhnlich sogar ein schlechtes, so oft es nur möglich ist, vorbringen. Hier hilft am besten wieder ein Scherz, wie es Friedrich Wilhelm IV., einer der geistreichsten Hohenzollern, gelegentlich zeigte. Der Großherzog von Weimar hatte nämlich die Gewohnheit immer dieselben zwei Scherzrätsel aufzugeben: „Was würden Sie thun, wenn Sie Zahnarzt wären?“ Als Antwort darauf galt: „Den Zahn der Zeit ausziehen.“ Ferner: „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären? „Worauf als Lösung zu erfolgen hatte: „Ins Meer

[1]) Aufgewärmter Kohl tötet den armen Lehrer. (VII, 154.)

der Ewigkeit tauchen. Als nun der König einſt mit dem Großherzog zuſammentraf, konnte es dieſer nicht unterlaſſen, ihm dies Frageſpiel vorzulegen: „Was würden Sie thun, wenn Sie Zahnarzt wären?“ — Ins Meer der Ewigkeit tauchen,“ antwortete Friedrich Wilhelm, der, wie jedermann, die Rätſel bereits kannte.

VII.

Die Satire.

1.

Des Satyrs Geißel ſchmerzt vom Roſenſtrauch am meiſten,
Wer nur den Knieriem führt, der bleibe bei dem Leiſten.
Heinr. Kleiſt.

More darkly sin by satire kept in awe
And shrink from riducule, though not from law.[1])
Byron.

Difficile est satiram non scribere.[2])
Juvenal.

Der Witz ſteht alſo mitten im Gewühl des Lebens und blickt ſpähend über die Köpfe der Leute fort. Zuweilen auch, wenn er nicht groß genug iſt, reckt er den Hals und ſtellt ſich auf die Zehen, was jedoch nicht unbemerkt bleibt. Ein gezwungener Witz iſt eben langweiliger als die gewöhnliche Langeweile; ein ſaurer Wein ſchmeckt ſaurer als Eſſig, der ſich als ſolcher giebt, denn neben der Säure läßt uns auch noch die enttäuſchte Erwartung den Mund verziehen. Die Satire hingegen ſteht abſeits der Menge. Den Spott auf den Lippen, den heiligen Zorn im Herzen, blickt ſie ſcharf beobachtend auf das Treiben, um dann mit ätzender Schärfe die Warze des Lächerlichen oder die Wunde

---

[1]) Mehr ſchwarze Sünde hält Satir' im Zaum — Sie ſcheut das Lachen, doch nicht das Geſetz. [2]) Schwer iſt es keine Satire zu ſchreiben.

des Lasterhaften am Körper der Menschheit fortzubrennen. Die Satire spottet wohl, allein sie ist nicht der Spott. So wie es Organismen giebt, die sich äußerlich ähnlich sehen, jedoch grundverschiedener Gattung sind, so verhält es sich auch mit Spott und Satire. Jener ist immer roh; ihm mangelt die edle Absicht, Lächerliches lächerlich zu machen, um es zu bessern, und von ihm gilt das Wort der Schrift: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen, noch sitzet wo Spötter sitzen.“ Tritt zu dem gemeinen Spott noch die gemeine Erregung, so steigert er sich zum Hohn, der sich kaum mehr die Mühe giebt, seine Niedrigkeit zu bemänteln, kaum mehr witzig scheinen will. Wir indes pflegen nur Menschen von eingebildeter edler Geburt höher zu benennen, nicht aber geistige Geschöpfe von wirklichem Adel. Wir lieben es, die auseinanderstrebenden Empfindungen in eine Sammelbezeichnung zu pressen. So wie bei den Pflanzen das auf die Staubfädenzählung beruhende künstliche System Linnés für die Einteilung lange Zeit einzig geltend war, so gilt auch jetzt noch ein auf nummerische Äußerlichkeiten begründetes System für die Einteilung der geistigen Flora. Vielleicht kommen wir auch hierbei bald dazu, die natürlichen Verhältnisse mehr zu berücksichtigen.

Die Satire kann freilich mehr oder minder dem nackten Spott sich nähern, die Ironie benützen und noch manche andere Mittel anwenden. Die Länder der großen, weiten Kontinente des Denkens und des Fühlens haben eben keine natürlichen Grenzen. Mag immerhin die Schulregel Grenzpfähle einrammen und Marksteine festsetzen, man bemerkt sie nur, wenn man sie beachtet, und oft auch bläst sie der Sturm fort. Für das Genie, in seinem Hochfluge, bilden sie überhaupt kein Scheidezeichen. — „Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein,“ sagt Rabener (1714—1771), der im vorigen Jahrhundert

für den größten deutschen Satiriker galt. Ähnlich äußert sich auch der Philosoph Schopenhauer: „Moral und Satire haben nur einen Zweck: Besserung und Warnung vor Thorheiten und Lastern; beide sollen sittliche Bildung befördern und sind bloß verschieden durch den Gebrauch der Mittel.“ Schiller äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen: „In der Satire wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als die höchste Realität gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nötig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüte zu erwecken weiß . . . Die Wirklichkeit ist also hier ein notwendiges Objekt der Abneigung; aber, worauf hier alles ankommt, diese Abneigung selbst muß wieder notwendig aus dem entgegenstehenden Ideal entspringen.“

Häufig ist die Satire mit der Ironie im Bunde, oder vielmehr, sie schwebt auf deren Flügeln empor, nicht zu hoch, denn das würde ihrem Blick die zu beobachtenden Gegenstände kleiner erscheinen lassen, als sie es thatsächlich sind, aber doch hoch genug, um alles überblicken zu können, um von dem Lärm nicht verwirrt, von dem aufwirbelnden Staub nicht gehindert zu werden. Die Ironie, eine Bezeichnung, die wir dem Griechischen entnommen haben — *εἴρων*, einer der sich verstellt — ist aber mehr noch als die Helferin der Satire, sie will noch viel mehr bedeuten als Scheinunwissenheit, Spottlob, Schalksernst, Stichelrede, und was sonst noch die Sprachreiniger des vorigen Jahrhunderts als deutschen Ersatz für den Ausdruck vorgeschlagen haben. Hier ist sie mit dem Humor verbunden, sanft, mehr belehrend als verweisend, wie wir sie bei Sokrates und Jesus bewundern können; dort ist sie kräftig, strafend-spöttisch, ein Hieb, der ein wohlverdienter Lohn ist und bei dem die löbliche Absicht zu bessern nur von selber nebenbei mitläuft; an anderen Orten wieder ist sie nur eine

Tücklerin, die ihr Opfer mit Nadelstichen quält. Überall aber kommt das Selbstbewußtsein der vorhandenen oder eingebildeten geistigen Überlegenheit dabei zum Ausdruck. Sokrates, den Zeno einen „attischen Possenreißer" nennen mochte, von dem dagegen Erasmus von Rotterdam (1467—1736) sagte, er wäre geneigt, ihn in die Reihe der Heiligen zu versetzen und zu beten: „Sancte Socrates ora pro nobis!" — Sokrates verließ die sanfte Ironie selbst in der Stunde nicht, in der er den Schierlingsbecher trank: „Kriton, wir sind dem Äskulap einen Hahn schuldig!" rief er aus. Ironie war es, eine feine, sanfte Ironie, die aus Jesus Worten klang, als ihm die Pharisäer die Ehebrecherin vorführten! „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Diese Art Ironie erfordert einen hohen Grad von Menschenkenntnis und ebensoviel Menschenliebe, was nun allerdings selten ineinander geflossen vorkommt; nebeneinander sind sie schon häufiger vorhanden, aber sie wirken da meistens nicht gleichzeitig und in gleicher Stärke. Leider führt Menschenkenntnis zur Menschenverachtung, die um so größer wird, je mehr wir erkennen, daß das Herz gewöhnlich nur Übles heimbringt, wenn es im Ehestreit mit dem Hirn das letzte Wort behält und den ganzen Schatz an Güte auf den Markt trägt. „Tout homme, qui à quarante ans n'est pas misanthrope, n'a jamais aimé les hommes," [1]) sagt Chamfort (1741—1774), der geistvolle französische Schriftsteller, der aus Furcht vor dem Ertrinken ins Wasser sprang, das heißt, der einen Selbstmord ausführte, um der Schreckensherrschaft zu entgehen. Er liebäugelte, gleich Rousseau, doch ein wenig zu viel mit seiner Menschenverachtung, und manche seiner

[1]) Jeder, der mit vierzig Jahren nicht Menschenfeind geworden ist, hat die Menschen nicht geliebt.

Äußerungen lassen erkennen, daß er sich des eignen Wertes recht gut bewußt war. Ach, der Dünkel eine vereinzelte Ausnahme zu sein, der bildet ja eben die Thorheit der Klugen. Ich glaube, diese Selbsterhöhung sei selbst bei demjenigen vorhanden, der sich selbst nicht auszunehmen scheint. Und mag einer geistig auch noch so hoch über der Menge sich befinden, oder zu befinden wähnen, er wird, so oft er mit ihr in Berührung kommen will, kommen muß, zu ihr zurückkehren; er wird es sogar auch ohne einen solchen Anlaß, denn dort oben mag die Luft reiner sein, aber sie ist auch zu dünn für seine Lunge, er kann der gemeinen Atmosphäre nicht für die Dauer entbehren. „Sie kennen nicht das verfluchte Geschlecht, dem wir angehören," sprach Friedrich der Große zu dem Ästhetiker Sulzer, und andere seiner Äußerungen klingen ähnlich absprechend, was ihn aber nicht hinderte, im praktischen Leben mit dem gewöhnlichen Maßstab zu messen. Er war ein Jünger der demokritischen Schule, deren Meister damals Voltaire war.

Lache, belache, verlache das Weltentreiben, spotte seiner — wenn nun einmal das Wort Spott dafür gilt — doch glaube, fühle keinen Augenblick, daß du Besseres seiest als die anderen, und glaube, daß vielmehr aus Thorheit als aus urtümlicher Schlechtigkeit Böses gethan wird. Sieh genau zu und du wirst finden, daß selbst neun Zehntel aller Selbstsucht Narretei ist, ein Haschen nach Dingen, deren Wert nur in unserer Einbildung lebt. Nimm die Menschen hin, wie sie sind und nicht, wie sie sein könnten: makellos und fehlerfrei. Räume fort, hilf forträumen, oder versuche wenigstens fortzuräumen, das hinderliche Geröll, das die Heerstraße des Lebens holprig macht; Berg und Bühl, die sich entgegenstellen wirst du nie aus dem Wege schaffen können, nicht mit Liebe, nicht mit Haß, nicht mit Lachen fortfegen, nicht mit Thränen fortschwemmen. Du wirst getäuscht und ent-

täuſcht werden — ſei es! wenn es nur nicht im Übermaß erfolgt. Ludwig Schneegans hat da ein hübſches Sprüchlein in Straßburger Mundart gedichtet:

Der wo ſiin Beſchts züen Beſchte gitt
Dem tüen d' Kanallge 'ne Strick drus drille,
Und d' lieve Litt verſtehe us nit
Doch nide ſin ſe ein im Stille.
Wer aver a biſſel Blech un Schwindel
In d' Goldware tüet.
Verderbt's nit mit em Lumpengeſindel
Un g'fallt de lieve Litte güet.
Moral dervün: Was ſoll mer denn?
Siin Beſchts halt doch züem Beſchte genn.

Der Hauptfehler unſerer Moraliſten ſcheint zu ſein, daß ſie wähnen, nur das Schlechte ſei anſteckend; das Gute iſt es noch viel mehr, was auch die Heuchelei bezeugen kann, mag auch neben den zahlreichen klaren Fließen, die ihn nähren, auch manches trübes Wäſſerchen zuſchleichen. Die neuere Naturforſchung hat niedrige Organismen: Moneren, Protoplaſten, Schwämme und noch andere, die zwiſchen Pflanze und Tier ſtehen, zu einem neuen Reiche, dem der Protiſten, vereint. Auch die Menſchheit bildet ein Protiſtenreich zwiſchen Tier und — ja, wer das wüßte! Begnügen wir uns mit dem Bewußtſein, daß in uns noch etwas anderes lebt als im Tiere, etwas anderes, das nicht von dieſer Welt iſt — bibliſch geſprochen — oder nicht dieſem Reiche angehört — naturwiſſenſchaftlich geſagt. Nenne einer dieſes etwas wie er will:

Est deus in nobis, agitante calescimus illo.[1])

Übrigens, wählt dich die Satire zur Zielſcheibe, ſo ſtehe ruhig und lächle. Sie trifft nicht, wenn kein ſchwarzer

[1]) Ein Gott iſt in uns, wir erglühen durch ſeine Bewegung. (Ovid.)

Mittelpunkt vorhanden ist. Gewöhnlich aber ist er vorhanden, und dann thust du am besten, statt die Mienen mürrisch zu verziehen, den Punkt möglichst zu verringern. Empfindlichkeit ist der Schatten der Schwäche. Nur in einer Gesellschaft, deren Moral im Niedergang sich befindet, äußert sich übermäßig das Verlangen, des Gegners Anwurf vor den Richterstuhl vorzubringen, nur dort scheint es notwendig, selbst die geringste Kleinigkeit mit dem Stachelzaun des Gesetzes zu umhürden. Die grotesken Schmähungen, die in Amerika vor den Parlamentswahlen gegen die Bewerber gerichtet werden, mögen uns oft ganz ungeheuerlich erscheinen, im Grunde genommen sind sie viel erfreulicher und auch unschädlicher, als die verlogenen Flüsterworte, die bei uns den, der in die Öffentlichkeit tritt, umschleichen. Je größer ein Mann, je unempfindlicher ist er auch gegen ein spöttisches Wort. Beaumarchais (1732—1799), von dem Frau Staël behauptete, er werde noch eines Tages gehenkt werden, indes habe er so viel Glück, daß dabei sicherlich der Strick reißen mag, bemerkte ganz richtig: „Nur kleine Menschen fürchten kleine Schriften." Friedrich der Große ließ einst eine gegen ihn, der Kaffeeabgaben wegen, gerichtete Karikatur auf der Straße niedriger hängen, allerdings soll auch er dabei den Spötter gezeigt haben, indem er bemerkte: „Für ihr Geld mögen sie reden, wenn sie mich nur handeln lassen." Joseph II. ließ ein gegen ihn gerichtetes Pasquill vervielfältigen und zum Besten der Armenkasse verkaufen. Der lasterhafte Regent Orleans dagegen setzte einen Preis von 100 000 Franken aus auf die Entdeckung des Verfassers, der wider ihn und seine Beziehungen zu dem Lawschen Bank- und Banknotenschwindel gerichteten Spottlieder. Am nächsten Tage fand er unter seinem Teller einen Zettel mit dem bissigen Epigramm:

Tu promets beaucoup régent,
Est se en billet ou en argent?[1])

Es giebt zahlreiche Erlasse, die „Pasquillanten und Libellisten" mit argen Strafen bedrohen, die auch den Verfassern von Schmähschriften mit Recht gebühren. Allein die Frage ist nur, ob das, was dafür gehalten wird, auch thatsächlich das ist. Der von der Satire Betroffene wird immer geneigt sein, diesen Angriff als etwas Bösartiges hinzustellen, die gebührende Züchtigung als einen räuberischen Überfall Auch kommt es vor, daß einer eine Satire zu erkennen glaubt, wo sie in Wirklichkeit gar nicht beabsichtigt wurde. Ludwig XIV. hielt Fenelons „Telemach" für eine Satire auf seine Regierung und verwies den sanften Bischof von Paris fort, nach seiner Diöcese.

Die Satire erscheint in verschiedenen Formen: als witzige Bemerkung, hauptsächlich im Bunde mit der Ironie, oder deren Abästung, der Persiflage, dem feinen Spottlob, als Fabel, als Lied oder kecker Gassenhauer, als Epigramm, als Epos, Roman, Lustspiel, Märchen, Parodie und endlich auch das, was in Prosa oder Reim Satire im engeren Sinne bedeutet und mit der wir uns vorerst hauptsächlich beschäftigen wollen. Vor etwa hundert Jahren, zu einer Zeit wo das Sprachreinigungsstreben wieder einmal höher flutete, wurde für das Wort Satire als Verdeutschung unter anderem — Hechelscherz von Hagedorn, Geißelschrift, Stachelschrift von Campe — „Waldteufelei" vorgeschlagen, was ebenso unrichtig wie unverständlich und geschmacklos ist. Der bockfüßige Gefährte des Bacchus, der Satyr, hat mit dieser Benennung nichts zu schaffen und wenn zuweilen noch „Satyre" oder „satyrisch" geschrieben wird, so ist damit

[1]) Regent, gar viel versprichst du hier – Ist's Bargeld oder auch Papier?

zwar kein x für ein u gemacht, wohl aber ein y für ein u oder i, wie wir es schreiben. Denn Satire stammt von lanx satura, der Dessertschüssel der römischen Mahlzeiten; nach dieser wurde später ein kunterbuntes Scherzgedicht benannt, das bei Tisch zur Erholung vorgetragen wurde und als dessen Schöpfer der syrische Cyniker Menippus gilt; noch später wurde diese Bezeichnung für Geißelgedichte angewandt, oder vielmehr die satira Menippea wuchs dazu heran, wie die einfache Aufschrift zum scharfen Epigramm Martials. Der gelehrte Casaubon (1559—1614) scheint zuerst auf diesen Ursprung hingewiesen zu haben, er, der selbst satirisch-witzig sein konnte, wie seine Bemerkung in der Sarbonne bewies. Als man ihm nämlich den großen Saal zeigte und erklärend ehrfürchtig bemerkte, an dieser Stelle sei jahrhunderte lang disputiert worden, fragte er: „Und was hat man bewiesen?"

Die Satire hat verwundend manches Gebrechen geheilt und manches Morsche zum Sturz gebracht. Oft klingt aus ihr nur das Zügenglöcklein: eine Gesellschaft, ein System, eine Macht liegt im Sterben. Wir sehen daher die Satire hauptsächlich nur dort blühen, wo die Gesellschaft im Niedergang begriffen ist, oder wo die bekämpfte Macht einen großen Teil ihrer Kraft schon eingebüßt hat. Als Lucian (ungefähr 130—200 n. Chr.), einer der bedeutendsten Satiriker des Altertums, seine scharfen Satiren in griechischer Sprache schrieb, herrschte noch die bereits in Fäulnis übergegangene römische Kultur, von der er in seinem „Nigrinus" eine Schilderung giebt. Von Rom wird erzählt: „Denn hier sind von dem, was sie über alles lieben, alle Straßen und alle Plätze voll; da kann man die Wollust durch alle Pforten der Seele, durch Augen und Ohren, Nase und Gaumen und jeden anderen Kanal allenthalben in sich ziehen. Hier fließe sie unaufhaltsam

in einem nie versiegenden trüben Strome dahin, und erweitere den Zugang für alle Laster dergestalt, daß Ehebruch, Geldsucht, Meineid und alle anderen Leidenschaften, die in ihrem fruchtbaren Schlamme ausgebrütet werden, zugleich mit hereinbrechen, die ganze Seele überfluten und jedes Gefühl von Scham, Gerechtigkeit und Tugend gewaltsam mit sich fortreißen: wenn diese aber einmal verloren seien, bleibe jene ein ausgewaschner Schlammboden, worin alle Arten wilder Begierden schnell emporwuchern und nichts Gesundes neben sich aufkommen lassen. — Diese Vorstellung machte er mir von der Stadt, und von dem, was ein Fremder in ihr lernen könne."

In Lucian lebte noch etwas von jenem späthellenischen Geist, der noch für eine Weile als einziger der Schöpfung des Nazareners Widerstand leisten mochte, bis auch er gebrochen wurde. Dieser geistreiche Satiriker verschonte mit seinem Spotte selbst die Götter nicht, aber er hütete sich schlauerweise den Cäsar anzugreifen. Zielscheibe seines Witzes waren besonders die Sophisten, zu denen er auch Jesus zählte, weshalb die Kirchenväter behaupten, er sei von Hunden zerrissen worden. Thatsächlich aber starb er hochbetagt und friedlich als römischer Beamter in Egypten. Die Eiferer aller Bekenntnisse waren stets bemüht, das Lebensende ihrer Gegner schrecklich darzustellen. Wieland, der seine Schriften ins Deutsche übertragen hat, wobei er die derbsten allerdings fortlassen mußte, sagt von ihm, er wisse

— mit Lächeln oder Lachen
Uns klüger oft, vergnügter stets zu machen.
Und dies ist mehr, gesteh's, als mancher Mann
In Folio oder Quarto leisten kann.

Auch Schiller schätzte ihn hoch; er sah in ihm mehr als den fröhlichen Spötter, er erkannte in ihm auch den

würdigen Streiter für Wahrheit und Recht. Von den in griechischer Sprache geschriebenen Satiren dürften noch erwähnt werden die zwei von Julian, dem „Apostaten“ (331—363), wie der mönchisch erzogene Neffe und Nachfolger Konstantins von den Christen genannt wurde, als er sich dem christlichen Glauben abwandte, um den letzten vergeblichen Versuch zu machen, den Hellenismus zu erneuern. Im „Misopogon“ (Barthasser), wendet er sich gegen die Antiochier, die ihn seines langen Philosophenbartes wegen verspottet hatten; und in der zweiten verspottet er, der Cäsar, das Cäsarentum. Als Dreißigjähriger fiel er im Kampfe gegen die Perser und die Sage läßt ihm als letzte Worte ausrufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Indes sind diese Spätlinge der griechischen Litteratur nur Sprößlinge der römischen, in der Lucilius (148—103 v. Chr.) als der Vater der Satire gelten kann. Von seinen Schriften ist uns nichts erhalten geblieben, jedoch scheint es, daß er recht fruchtbar war, von vornehmer Herkunft, und das strafende Wort gegen hoch und niedrig richtete. Horaz sagt von ihm, nachdem er zuvor die Meister der griechischen Komödie, Eupolis, Kratin und Aristophanes, erwähnt:

Hinc omnis pendet Lucilius, hosce sequutus
Mutatis tantum pedibus numerisque: facetus,
Emuncta naris; durus componere versus.
Nam fuit hoc vitiosus: in hora saepe ducentos,
Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno —
(Sat. I, 4),

was Voß mehr kräftig als anmutig übersetzt hat:

Diesen ist ganz abhängig Lucilius, diesen ein Folger,
Nur daß Takt und Maß er vertauscht; anmutiges Witzes
Und feinspürender Nase; doch hart in der Verse Gestaltung.
Denn dies war sein Fehl: in der Stunde oft gegen zweihundert
Als was Herrliches, gab er euch Vers', ein Bein in der Schwebe.

Die zehnte Satire des ersten Buches ist ganz Lucilius gewidmet und hier kommt auch der viel zitierte Rat vor: „Saepe stilum vertas," — oftmals wende den Griffel. Das Stilum, das Schreibinstrument der Alten — das auch unserer schriftlichen Ausdrucksweise den Namen Stil gab — war nämlich an dem einen Ende zugespitzt, um die Buchstaben auf der Wachstafel vorzeichnen zu können, an dem anderen dagegen abgeplattet, um den mißliebigen Ausdruck glättend beseitigen zu können. Den Griffel oftmals wenden, besagt daher, das Niedergeschriebene sorgfältig verbessern. — In der ersten Satire des zweiten Buches spricht sich Horaz über Lucilius wieder folgendermaßen aus:

— Quid? quum est Lucilius ausus
Primus in hunc operis componere carmina morem,
Detrahere et pellem nitidus que quisque per ora
Cederet, introrsum turpis; num Laelius et qui
Duxit ab oppressa meritum Carthagine nomen
Ingenio offensi? aut laeso doluere Metello,
Famosisque Lupo cooperto versibus? atqui
Primores populi arripuit populumque tributim
Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis.

(Wie? als Lucilius auftrat
Um nach diesem Gebrauch zu fertigen strafende Lieder
Und zu entreißen die Larve, womit man gleißend im Antlitz
Wandelte, häßlich darunter; hat Lälius etwa, und jener,
Der den Namen mit Ruhm vom gebändigten Afrika heimtrug
(Scipio.)
Je sich gestoßen am Witz und bedauert den gekränkten Metellus,
Oder den Lupus, den wund der Satiriker geißelte? Dennoch
Züchtigt' er Volksoberwalter sowohl, wie die Zünfte des Volkes:
Siehe, der Tugend allein friedsam, und deren Genossen.)

Nächst Lucilius wäre als römischer Satiriker Petronius Arbiter († 67) zu nennen, der Günstling Nevos. Seine

Lebensweise, wie sie Tacitus in den „Annalen“ schildert, lassen ihn gerade nicht berufen erscheinen, den Sittenrichter zu spielen. Bei Nero verleumdet worden, schnitt er sich, nachdem er verhaftet wurde, selbst die Pulsadern auf und starb freiwillig unter Scherzen. Persius (34—62) wieder, von dem uns manches überliefert wurde, ist stellenweise dunkel und unverständlich; der heilige Hieronymus warf ärgerlich das Buch fort und rief dabei aus: „Si non vis intelligi, non debes legi!“ [1]) Ein Meister der Satire ist jedoch Juvenal (47—130), aber er ist dabei auch sehr bitter und scheut es vorsichtigerweise die Herrschenden seiner Zeit anzugreifen. Seine Satire auf die Frauen dürfte seine gelungenste Schöpfung sein; sie soll später noch Erwähnung finden. Der heitere Epikuräer Horaz (65—108) ist noch der zahmste der poetischen Geißelschwinger, aber selbst er mochte klagen:

Sunt quibus in satira videor nimis acer et ultra
Legem tendere opus. [2]) **(II, 1.)**

Viele seiner Verse der Satiren sind zu üblichen Zitaten geworden, fast könnte man sagen zu „Geflügelten Worten.“ Um einige Beispiele hiervon anzuführen:

Quamquam ridentem dicere verum, quid vetat? (I. 1.)
Denn lachend die Wahrheit zu sagen, wer wehrt es?

Quid rides? mutatur nomine de te fabula narratur. (I, 1.)
Was lachst du? Den Namen vertauscht, so paßt auf dich selber die Fabel.

Hinter Novius — erzählt Horaz in der dritten Satire des ersten Buches — sprach einst Mänius Übles von ihm.

---

[1]) Wenn du nicht verstanden werden willst, so darfst du nicht gelesen werden. [2]) Einigen dünk ich zu scharf im satirischen Lied, und gesetzlos — Über die Schranken zu gehen.

Jemand fragte ihn, ob er ſelbſt denn keine Fehler habe. „O, mir verzeih' ich," gab er zur Antwort. Im zweiten Buch, zweite Satire, kommt die bekannte Sentenz vor: „Cum sale panis latrantem stomachum bene leniet," was in der Voßſchen Überſetzung lautet: „Salz auf dem Brot wird ſchon dir den bellenden Magen befriedigen." Sie ſchließt mit den ermutigenden Worten: „Quocirca vivite fortes, fortiaque adversis opponite pectora rebus." — „Wohlan denn, tapfer gelebt mir, und mit tapferer Bruſt andringendem Übel begegnet."

VIII.

Kleine Satiren.

Jesters do oft prove prophets.[1])
Shakespeare.

L'inferno. — Wie Dante öffnete sich auch mir die Pforte der düsteren Unterwelt. Mephisto, den ich bei Faust kennen gelernt hatte, war mein Begleiter. Und wie Dante sah auch ich alle Schrecken der Hölle, die Qualen aller büßenden Sünder seit Adam Primus Tagen her. Ein Wehgeschrei, in welchem Schmerz, Verzweiflung und Wut sich einten, durchgellte den Raum, überdröhnt vom donnerlauten Hohngelächter Satans. Nach kurzer Wanderung, die Mephisto mit allerhand Späßen noch kurzweiliger zu machen erstrebte, kamen wir zu einem breiten Wasser, das sachte dahinfloß. Es war der Strom der Thränen, entsprungen den Augen der Verdammten. Mephisto gab der Fergin zwei Nasenstüber, was wohl der übliche Fährlohn sein mochte, denn sie nahm diese Gabe wie gewohntermaßen hin und führte uns schweigend hinüber. — Sollte ich mich nicht getäuscht haben? Es dürfte doch ein Mann gewesen sein!

Hüben befanden sich die allgemeinen Verdammten, gewöhnliche Dutzendsünder, die ich nur flüchtig betrachtete.

---

[1]) Spötter erweisen sich oft als Propheten.

Mein Begleiter meinte, da wäre für mich wenig zu schauen und noch weniger zu erfahren. Drüben jedoch büßten die bedeutenderen Missethäter; allerdings noch nicht die ärgsten, denn für diese gab es einen Sonderraum, der jenseits des breiten Stromes des Schweißes lag, welcher aus den Leibern aller zu ewigen Mühen Verdammten entspringt. — Wenn ich jetzt schildern wollte, was ich da und dort sah, wie dieser und jener litt; wenn ich die Feder in Glut und Blut, in Thränen und Galle tauchte, um auch nur einen schwachen Umriß dessen darzustellen, was mein Auge sah — so möchte es kein Mensch glauben. Man würde höchstens von „veralteten Darstellungen," von „wohlfeilen Nachahmungen" sprechen und selbst meine Freunde würden mich hinterrücks tadeln. So streiche ich denn betrübten Herzens siebenundsiebzig Zeilen, die ich mir für diesen Zweck notiert habe. Ich opfere die Wahrheit der Wahrscheinlichkeit, was ja heutigentags nichts Seltenes ist. Aber den Schluß zu geben laß ich mir doch nicht nehmen!

... Entsetzt fuhr ich zurück. Das Blut in meinen Adern vereiste. Was ich des Schrecklichen bisher gesehen hatte — nichts konnte mit diesem hier verglichen werden. Was galten vor dem die Qualen der Muttermörder, die Leiden der Erzreaktionäre! In einem engen Gemache, das nur durch sehr dünne Wände von anderen Räumlichkeiten geschieden war, saß ein betagter Mann im eifrigen Studium über eine Schrift gebeugt. Stille, tiefe Stille herrschte ringsum. Doch dies währte nicht lange. Kaum daß sein Blick eine Weile forschend auf der Schrift ruhte, wurde in den Nachbarräumen ein Tönen und Klingen laut, gräßlich in seiner Harmonie, harmonisch in seiner Gräßlichkeit. Und jede Tonschwingung körperte sich zu einem winzigen Teufelchen, zu einem schwarzen Kerlchen, dessen Kopf so groß wie eine Linse, dessen Leib klein und schmal, spitz wie eine Nadel war.

„Die Myriaden Beelzebubs“ nannte sie Mephisto erklärend. Und jeder einzelne aus diesem Aufgebot des Fliegengottes flog wie ein Blitz durch die Mauer, dem Alten ins rechte Ohr hinein, schlug im Gehirnkasten drei Purzelbäume — so berichtete mir mein Begleiter — und flog dann wieder zum linken Ohr hinaus, wonach sie vereint vor dem Gemarterten einen höllischen, lauten Reihentanz aufführten. Vergeblich wollte der Alte von seinem Sitz auffahren; er war daran festgebannt. Vergeblich versuchte er die Pein abzuwehren, indem er sich mit den Händen die Ohren zuhielt: die kleinen Teufelchen wußten trotzdem durchzuhuschen. Vergeblich auch strebte er seine Qual zu mildern, indem er seine ganze Aufmerksamkeit der Schrift zuwandte: die herausgehuschten Teufelchen sprangen auch auf das Papier, die Buchstaben verwandelten sich ebenfalls zu kleinen Höllenwesen und mischten sich in den Trubel. Bald war die ganze Stube mit diesen ruch- und ruhelosen Klangunholden erfüllt. Dem Ärmsten standen vor Entsetzen die Haare zu Berge. Dicke Schweißtropfen perlten von seiner Stirne. Er sank in Ohnmacht. Jetzt ließ auch der Höllenlärm nach; doch als der Dulder sich erholt hatte und sich wieder in seine Schrift vertiefen wollte, begann er aufs neue. Schaudernd flüsterte ich meinem Begleiter zu: „Muß der Ärmste immer so leiden?“

„Immer.“

„Und was hat er denn so Gräßliches verbrochen?“ fragte ich wieder. —

„Er hat das Klavier erfunden.“

Pseudonym. — „Ja, es ist besser geworden, Freundchen.“

„Das freut mich, alter Junge, und es ist dir auch zu gönnen. Hast dich genug jahrelang erfolglos in deinem

Federhandwerk geplagt. Aber sag mir doch, wie das so plötzlich gekommen ist. An Fleiß hat es dir doch auch früher nicht gefehlt. Solltest du diesen noch vermehrt haben?"

„Im Gegenteil, ich arbeite jetzt viel weniger als früher, das heißt, was man rechtschaffen arbeiten nennen darf: ein ehrliches, künstlerisches Prüfen und Ermessen, Gestalten und Glätten. Freilich, die Quantität nur in Betracht gezogen, bringe ich jetzt viel mehr hervor. Kurz gesagt: ich arbeite wohl, aber ich schaffe fast nichts."

„Mir ist aber, offen gestanden, seit langem nichts zu Gesicht gekommen, was mit deinem Namen unterzeichnet gewesen wäre."

„Sehr begreiflich. Ich unterzeichne jetzt: Klara Herbst."

„Was?"

„Jawohl, Klara Herbst. Mußt nicht so zweifelhaft fragend dreinblicken. So ist es. Wie das gekommen ist, will ich dir in aller Kürze erklären. Du weißt, es wollte früher nicht recht vom Flecke. Meine Wege zu den Redaktionen waren vergeblich. Da wurde das, dort jenes gesagt, Überfülle an Stoff, für die Leser nicht geeignet, nicht sentimental genug, zu sentimental — was weiß ich was noch alles! Da kam mir der Gedanke, eine meiner Arbeiten der Redaktion eines Familienblattes unter dem Pseudonym Klara Herbst zu schicken. Die Schrift wurde angenommen, rasch gedruckt und die Redaktion, stolz darauf, ein „Talent entdeckt" zu haben, wußte in einer Anmerkung nicht Rühmens genug zu sagen. Besonders wurde „der psychologische Scharfblick," die „kühne, fast männliche Darstellungskunst" hervorgehoben. In kurzer Zeit war ich, das heißt die Klara, eine berühmte, von allen Familienblättern gesuchte und gut bezahlte Schriftstellerin. Übrigens sollst du nicht glauben, daß Klara Herbst ein Schemen sei, völlig Phantasiegebilde. Sie lebt und

leibt, wenn sie auch nicht schreibt, sondern sich anderartig nützlich beschäftigt. Meine Köchin heißt nämlich so."

Im Jahre? (Aus einem künftigen Universitätsvortrag.) . . . Aus alledem können wir fast mit Gewißheit annehmen, daß das neunzehnte Jahrhundert eine Periode großen kulturellen Fortschritts gebildet habe. Eine genaue Beurteilung ist uns freilich nicht möglich, und zwar aus einem Grunde, der von den Gegnern unserer Anschauung benutzt wird, um die kulturelle Bedeutungslosigkeit der erwähnten Zeit als erwiesen darzustellen: ich meine den gänzlichen Mangel schriftlicher Urkunden aus jener Epoche. Es ist dies freilich ein sehr gewichtiger Einwand, dem man durch verschiedene, zum Teil sehr scharfsichtige Hypothesen zu entgegnen suchte. Eine dieser ist die bekannte „Feuerhypothese," wonach fast alle diese Urkunden durch ein allerdings sehr rätselhaftes Feuer vernichtet worden sein sollten. In welcher Weise dieses entstand, darüber giebt es gar viele Vermutungen, von deren Erörterungen wir jedoch absehen können, da eine andere Hypothese — man könnte beinahe Theorie sagen — diese Ansichten seit kurzem in den Hintergrund gedrängt hat. Es ist dies die sogenannte „Cellulose-Hypothese." Unserem berühmten Paläographen Hans Müller gelang es nämlich, in einem Buchdeckel ein Papierfragment aus dem neunzehnten Jahrhundert aufzufinden — ein Fund, der bekanntlich viel Aufsehen erregte —, und bei einer zufälligen Betrachtung durch das Mikroskop entdeckte er, daß dieses Papier größtenteils aus einer Holzmaterie bestehe, die dem Einflusse der Zeit einen nur sehr geringen Widerstand entgegenzusetzen vermag. . . .

Überschätzt. (Eine Stimme aus dem Grabe.) Ich bin tot, mausetot!

Wundere sich aber keiner, daß ich von jenseits her die Stimme erhebe! Warum sollte nicht auch einmal ein Toter reden dürfen, wo so viel Lebendiges schweigen muß. Und vom Leben will ich reden, von meinem Leben. Mancher, der mich im Leben kannte, dürfte, wenn er an meinem Grabe vorübergeht, ausrufen: „Hier liegt ein verkanntes Genie! Einer, der im Leben unterschätzt wurde!" — Wie falsch! Worüber ich mich in des Daseins bitteren Tagen beklagen mußte, war nicht Unterschätzung, sondern Überschätzung! Jawohl, ich lebte, litt und starb an Überschätzung. Schon in früher Jugend begann sie. Ich wurde für ein Genie gehalten, und so gerne ich auch einem praktischen Beruf mich gewidmet hätte — Schmied wollte ich werden; die sprühenden Funken hatten mirs angethan — zum Studieren genötigt. Ich erwarb mir sehr gelehrte aber unnütze Kenntnisse, die mehr Ruhm als Brot zu bringen vermögen. Ich bewarb mich später um ein Amt, ein kleines Amt, denn ich war nicht unbescheiden und wußte, daß man den Fuß auf die erste Sprosse setzen muß, wenn man eine Leiter hinaufsteigen will. Verwundert wurde ich angeblickt und ich erhielt den Bescheid: „Was fällt Ihnen ein! Ein Mensch von Ihrer Begabung und mit Ihrem Wissen kann unmöglich ein so geringes Amt übernehmen. Nein! Das darf ich Ihretwegen nicht thun, wollten Sie in Ihrer Bescheidenheit auch darauf bestehen." Dies oder ähnliches bekam ich hundertemal im Leben zu hören. Vergeblich bemühte ich mich den Leuten beizubringen, daß sie sich irren, daß ich gar nicht so befähigt wäre, wie sie annehmen, daß sie mich stark überschätzen — es nützte nichts. Sie blieben bei ihrer Meinung und ich blieb ohne Amt. Bedeutendere Ämter wurden selten frei, und wenn es schon geschah —

du lieber Himmel! man mußte doch die älteren Beamten vorrücken lassen, zumal sie auch mit den laufenden Angelegenheiten vertraut waren. — Ich liebte. Vielleicht hätte sie mich auch geliebt, vielleicht wäre ich ihr glücklicher Gatte geworden. Das schlichte Mädchen konnte es aber nicht fassen, daß ich es ernst meine; mein Antrag dünkte sie ein Scherz zu sein; sie meinte, ein so gelehrter Herr könne doch unmöglich ein so einfaches Wesen lieben. Später heiratete sie, beiläufig bemerkt, einen Kommis aus der Nachbarschaft, der nach der Hochzeit seinen eigenen Laden eröffnete. Sie wurde ein braves Weibchen, das ihrem Gatten ein halb Dutzend Kinder schenkte. So blieb mir denn Brot und Liebe versagt — aus Überschätzung meiner Person, meines Könnens und Wissens. Schlicht und recht brachte ich mich trotzdem im Leben fort. Mühsam mußte ich meiner Tage Weg abschreiten, während andere, die mich gar hochschätzten, die mein Talent bewunderten, vielleicht sogar mich darum beneideten, mit geringerer Plage an mir vorüber wandelten oder gar bequem fuhren. Selbst mein Tod sollte durch Überschätzung beschleunigt werden. Ich war krank. Der Arzt besuchte mich. Ich klagte ihm mein Leid und bat ihn um ein Heiltränkchen oder -Pülverchen. Er untersuchte mich und rief dann aus: „Bah, lassen wir vorläufig noch diese Apothekermischungen beiseite. Es will nicht viel bedeuten und Sie haben eine eiserne Konstitution. Am besten ist es, die Natur wirken zu lassen. Morgen komme ich wieder und ist es dann noch nötig — na, meinetwegen! Aber ich hoffe, Sie sind morgen frisch und munter aus dem Bette draußen.“ Ei freilich! Am nächsten Tage war ich tot, mausetot. Als der Doktor kam, schüttelte er erstaunt sein Haupt und brummte etwas. Vermutlich wähnte er, ich hätte ihm das zu Trotz gethan. Daß seine Diagnose nicht richtig war,

das wird er keinen Moment geglaubt haben. Er wandte sich und ging fort.

Bis zum jüngsten Tage — Zeit hätte ich wohl dazu — könnte ich forterzählen, und aufzählen, wie viel Knüppel die Überschätzung mir Zeit meines Erdenwallens zwischen die Beine warf. Doch genug davon. Ich wollte jedoch, sie hätten auf meinem Grabstein die Inschrift anbringen lassen: „Hier ruht einer, der Zeit seines Lebens an Überschätzung zu leiden hatte und der auch an Überschätzung starb."

Frauenhaß. — Ich schritt mit meinem Freunde die Straße entlang. Wir plauderten von manchen Dingen, endlich auch vom Haß. Er behauptete dabei, daß wir Männer nicht so anhaltend zu hassen vermögen wie die Frauen.

„Vergebens kommen Sie mir da mit Beispielen, mit psychologischen Betrachtungen und dergleichen," rief er aus. „Ich will ja zugeben, daß in einzelnen Fällen, bei ganz besonders wichtigem Anlasse, der Haß des Mannes anhaltender ist, aber im allgemeinen — nimmermehr! Übrigens — zufällig kommt da ein lebendiger Beweis meiner Behauptung daher. Sehen Sie dort jene Dame?" Dabei wies er nach dem jenseitigen Trottoir.

Ich blickte hin und bemerkte eine Dame, die etwa anfangs ihrer vierzig zählen mochte und noch deutliche Spuren einstiger Jugendschönheit aufwies. Auch sie warf einen Blick herüber; doch als sie meinen Freund gewahrte, wandte sie hastig das Haupt und beschleunigte ihre Schritte, wie einer, der einem unangenehmen Anblick entgehen will.

Ich sah meinen Freund fragend an.

„Ein Jahrzehnt ist seither vergangen," sprach er lächelnd, „aber noch immer haßt sie mich, und so oft ich ihr

begegne, ist sie vor allem bemüht, die Entfernung zwischen uns zu vergrößern. Und das alles nur einer ungeschickten Frage wegen."

„Sie verleiten mich fast auch zu einer ungeschickten Frage," bemerkte ich.

„Sie könnten ganz getrost fragen. Doch es ist überflüssig, weil ich Ihnen den Vorfall schon des erwähnten Beweises wegen erzählen muß. — Vor ungefähr zehn Jahren also sprach ich mit ihr zum letztenmale. Im Laufe des Gespräches wies sie mir die Photographie eines jungen Mannes. „Das ist mein Bruder," bemerkte sie. „Er kehrt in einigen Wochen von England heim, wo er sich schon seit acht Jahren aufhält. Als er Abschied nahm, war er bartlos, kaum zwanzig Jahre alt und jetzt — sehen Sie diesen stattlichen Vollbart!" — Ich nahm die Photographie zur Hand und betrachtete den Dargestellten. Weiß nun der liebe Himmel wie's kam, ich muß wohl ein wenig zerstreut gewesen sein, kurz, ich fragte ganz harmlos: „Ihr jüngerer Bruder, gnädige Frau?"

Der Erfinder. — Ein Prachtmensch, dieser Alte!

Wenn er bisher auf keinen grünen Zweig kommen konnte, das heißt, minder bilderhaft aber viel deutlicher ausgedrückt: wenn er bisher zu keinem ganzen Rock kommen konnte, so ist das keineswegs sein Verschulden, sondern Schicksalstücke, arge Schicksalstücke. An Fähigkeit und Fleiß hat es ihm wahrlich nie gefehlt. Er mühte sich von früh bis spät und wandte dabei einen Gedankenreichtum an, genug, um damit siebenmal die Welt zu regieren, wobei noch immer ein Restchen für metaphysische Spekulation übrig bleiben hätte können.

Er ist Erfinder, der genialsten einer. Nur schade,

jammerſchade, daß er unbewußt ſtets nur ſolche Dinge erfindet, die vor ihm ſchon andere vollbracht haben. Mit welchem Aufwand von Talent und Arbeit brachte er nach jahrelangem Bemühen ſeine Erfindung, eine prächtige Spinnmaſchine zuwege. Doch Schickſalstücke! bei näherer Prüfung ſtellte es ſich heraus, daß ſie im Grunde genommen nichts anderes war, als die, welche ſchon ſeit Jahrzehnten im Gebrauch iſt. Er ſann und ſann, grübelte und rechnete. Triumphierend verkündete er dann das Ergebnis. Eine glänzende Leiſtung fürwahr, nur ſchade, daß er auch hierbei ſchon einen Vorgänger hatte; die Logarithmentafeln wurden ſchon 1618 von Briggs erfunden. Aber kein Mißerfolg, kein Spöttelwort der Spötter konnte ſeine Thatkraft hemmen. Er wirkte und werkte unverdroſſen weiter, er erfand den elektriſchen Motor, das Telephon, die Repetierflinte und noch ſo manches andere — alles zum zweitenmal. Manche ſeiner Bekannten tröſteten ihn gutmütig mit etlichen nichtsſagenden Phraſen, ſie nickten zerſtreut zuſtimmend, wenn er von Neidern und dergleichen ſprach, die ihn nur nicht zur Geltung kommen laſſen wollten. Andere wieder meinten, man müſſe erſt das Vorhandene gründlich kennen lernen, bevor man Neues ſchaffen wolle, daß Fähigkeit und Fleiß erſt dann gehörig zur Geltung kämen, wenn ſie auf einer feſten Grundlage erlernten Wiſſens beruhen. Dieſe Leute aber hält er für beſchränkt oder feindſelig geſinnt.

Ehe. — Spät, nach der Mitternachtsſtunde, juſt als ich heimwärts ſchritt, geſellte er ſich zu mir: Asmodi, der Eheteufel.

Keine Hahnenfeder, kein Hinkefuß war an ihm zu ſehen; kein rotes Mäntelchen, keine Tracht der Vorzeit oder was ſonſt noch die Märchenbücher den Teufeln zuſchreiben,

bekleidete ihn. In Frack und Klapphut, den Überrock lose um die Schultern geworfen, kam er heran, als hätte er eben den Ballsaal verlassen. Auch sein Gesicht wies nichts Hölliſches auf: regelrechte Großstadtmienen, auf denen eine blasse Müdigkeit lag und die jene eigenartige Verzerrung aufwiesen, die stets bei Leuten zu sehen ist, welche den Lebensbecher bis zur Hefe geleert, so daß ihnen von dieser ein Tropfen oder mehr auf die Zunge kam.

Auch ein Klügerer als ich hätte in dieser Person nicht Satans Minister für Eheangelegenheiten vermutet. Er aber machte nicht viele Umstände und stellte sich gleich recht und richtig vor. Noch heute muß ich staunen, daß ich damals gar nicht erstaunt war, gar nichts Besonderes daran fand, daß sich mir in später Nacht oder am frühen Morgen — ich weiß nicht mehr, was das Richtigere ist — mitten in der Großstadt und in solcher Gestalt eine Höllen-excellenz zugesellte.

Eine Weile schritten wir plaudernd nebeneinander dahin, dann setzten wir uns, auf seinen Vorschlag hin, auf eine der Bänke, welche die breite, mit Bäumen bestandene Fahrbahn säumten.

Wovon wir sprachen? Du lieber —! natürlich zumeist von der Ehe; ein interessantes Kapitel, besonders wenn da einer dabei ist, der seine Erfahrungen zum Ausdrucke bringen kann.

„Sind Sie verheiratet?“ fragte er mich. Heutigentags steht man nämlich mit dem Teufel nicht mehr auf dem Du-und-Du-Fuße. Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er gleich hinzu: „Selbstverständlich nicht! Sonst wären wir auch schon näher bekannt.“

„Was soll das heißen?“ fragte ich wieder verwundert. „Sie glauben doch nicht —“

„Lassen Sie das, was ich glaube oder nicht glaube,

beiseite," unterbrach er mich. „Sie kennen die Ehe nicht, weder ihr Wesen, noch ihre Ursachen."

„Glauben Sie! Ihre Fachkenntnisse vollkommen zugegeben, aber — was ich weiß, das weiß ich."

„Zweifellos," erwiderte er lächelnd, „aber viel mag das nicht sein. Doch wozu diese müßige Wörtelei! Ich will Ihnen lieber die Ehe in einigen Gestalten vorführen, wenigstens wissen Sie dann doch noch mehr."

„Wo? Hier?"

„Gewiß, hier! Hier, die breite Gehbahn wird tagsüber genug von Spaziergängern gebraucht. Ein Zeichen von mir genügt, um die Geister der Schlafenden zu zwingen, jetzt verkörpert ihren heutigen Schlendergang zu wiederholen. — Sehen Sie!"

Dabei machte er mit seiner vorgestreckten Rechten irgendeine Bewegung und richtig! bald füllte sich der breite Gehweg mit wandelnden Pärchen.

„Hier diese zwei," sprach Asmodi, auf einen alten Herrn weisend, der Arm in Arm mit einer jungen Dame ging.

„Bah, eine Geldheirat," bemerkte ich.

„Sie irren sich, wenigstens keine Geldheirat in Ihrem Sinne. Sie war reich und er war arm; aber er hatte sich einen berühmten Namen erworben und den wollte sie haben — um jeden Preis. Gleich dahinter folgt ein Paar, das Ihrer Ansicht eher entspricht: ein junges Mädchen, das sich durch die Ehe mit einem Alten »versorgt« hat. Dort rückwärts haben Sie wieder das Gegenstück: den jungen Mann, der die reiche Alte geheiratet hat."

„Und dieses Paar?"

„Er ist reich, sehr reich. Sie war eine — sagen wir Modedame. Die Tugend findet eben ihren Lohn!"

„Aber immerhin läßt sich doch nicht bestreiten, daß eine Neigung vorhanden war, wenigstens seinerseits!"

„Doch läßt sich's!“ Er heiratete sie, weil sie damals in der Mode war. Glauben Sie mir, die Mode übt keinen geringen Einfluß auf die Ehe aus. So hat z. B. jenes junge Pärchen sich einzig nur darum verbunden, weil es so Mode, oder sagen wir Brauch ist.“

„Und jene?“

„Er war des Junggesellenlebens satt, sie des häuslichen Zwanges. Hier wieder haben Sie als Gegenstück zu dem ersten geschilderten Paar einen gekauften Titel; dort wieder ist die Ehe das Produkt einer schwachen Stunde. Diese haben geheiratet, weil es die Eltern so wollten, jene wieder, weil sie — nun, weil sie überhaupt heiraten wollten.“

„Hören Sie auf!“ rief ich fast entsetzt aus. „Freilich, Ihr Beruf bringt es einmal schon mit sich, stets die Schattenseiten einer Sache vorzuweisen. Wollen Sie mir vielleicht sagen, daß es keine Ehe aus Liebe, aus reiner, ungetrübter Herzensneigung gäbe?“

„Keineswegs will ich das sagen! Hier kann ich Ihnen zwar kein solches Ehepaar zeigen, aber dort, dort, wo vom Fenster her ein Lichtschein dringt, dort wohnen zwei Leutchen, die sich vor anderthalb Jahren aus Liebe, aus reiner Herzensneigung verbunden haben. Jetzt mögen sie wohl nachdenkend wachen, denn morgen früh — soll ihre gerichtliche Scheidung erfolgen.“

Was Frauen nicht können. — Was Frauen nicht können — davon war die Rede.

Natürlich hatte jeder Hans Narr die Dutzendspötteleien bei der Hand.

„Schweigen!“ sagte der eine.

„Ihr Alter richtig angeben,“ meinte der andere.

„Der Mode die Huldigung versagen,“ äußerte sich ein dritter.

Und so weiter.

„Ihr irrt euch alle!“ sprach nach einer kurzen Pause ein gereifter Mann, der sich in der Welt herumgetummelt und dabei die Augen offen gehalten hatte. „Glaubt, ihr irrt euch! Daß Frauen nicht schweigen können, ist eine lahme Fabel. Ich kenne Frauen, bei denen ein Geheimnis viel besser gewahrt ist als bei den meisten Männern. Nur Kleinigkeiten wollen Frauen nicht verschweigen; sie wollen es nicht, aber sie könnten es schon. Und die Jahre? Du lieber Himmel! Vor einem gewissen Alter prunken sie noch damit; in dem gewissen Alter sind sie auch oft aufrichtig, besonders wenn sie schon verheiratet sind und wenn das Aussehen die Zeit Lügen zu strafen scheint. Die Mode? Sie ist das Kampfmittel der Frauen. Ist es daher ein Wunder, wenn sie, wie andere Großmächte, nach jeder neuen Waffe greifen. Übrigens kann die Frau auch der Mode Trotz bieten, wenn sie ihr nicht recht passen oder wenn sie noch mehr auffallen will. Dies und alles andere ist daher nicht richtig. Was aber Frauen wirklich nicht können, was sie thatsächlich nicht zuwege bringen, wenn sie sich auch noch so viel Mühe geben, das ist — im Regenwetter auf der Straße den Regenschirm so zu halten, daß des Vorübergehenden Augen nicht gefährdet werden.“

Die bedeutendsten Musikinstrumente. — Ich weiß nicht, ob's noch einer weiß: Wenn der Faschingstrubel verklingt, da fährt für ein Stündchen Leben in alles, was da Musik giebt, und sie schwatzen miteinander, etliches Kluges und vieles Närrisches, just so wie unsereiner.

Im letzten Jahr wars natürlich auch so, und da soll folgendes vorgekommen sein. Wer mir die Geschichte erzählt hat, das will ich nicht verraten:

Nachdem also die Musikinstrumente den ganzen Karneval und was da drum und dran war, durchgehechelt hatten, begann das alte Lied — der Streit um die Meisterschaft. Die Harfe berief sich da auf König David, die Posaune rühmte sich, daß ihr Schall Jerichos Mauern zu Trümmern warf, die Orgel meinte, sie sei „Königin," da braucht es weiter kein Disputieren, die Violine sprach: „Ich bin die Musik überhaupt," worauf das Klavier geringschätzend lächelnd zur Antwort gab: „Ja, wenn ich nicht wäre." Die Baßgeige brummte, Baß sei der Grundton, ergo sei die Baßgeige das erste aller Instrumente.

Und so ging's fort. Selbst die Piccoloflöte quietschte um die Meisterschaft.

Da ertönte plötzlich: „Bumbum! Was gilt in der Welt mehr als Bumbum? Was schafft Erfolg? Bumbum! Was wird bekannt, berühmt? Bumbum!"

Alle stutzten. Was die Pauke vermag, wie sie alles überdröhnte — das hatten sie alle genugsam erfahren.

Nur eins schnarrte immer fort. Es hatte von Anfang her schon begonnen und ununterbrochen fortgesetzt, mochte was immer tönen. Es besiegte schließlich sogar die Pauke, die freiwillig zurücktrat und knapp bevor der Instrumente Lebezeit um war, erkannten alle: Das wichtigste Instrument sei die kleine Maultrommel . . .

Ich habe diese Geschichte vielleicht nicht klar genug vorgetragen? . . .

Das Tramastikum. — Wie ein dumpfes Wettergrollen ging's durch die Stadt: „Nieder mit dem Tramastikum!"

Niemand wußte wie dieses Verlangen entstanden war, niemand wieso es in die Menge getragen wurde. Und bald auch durchdrang es diese völlig. Der Schusterjunge schrie es, wenn er durch die Straßen schritt und im Pfeifen

eines Gassenhauers eine Pause machte; der Betrunkene gröhlte es, wann er nächtlich heimtorkelte und das Bedürfnis fühlte, recht laut zu werden.

Doch immer weiter drang der Ruf: „Nieder mit dem Tramastikum!“ In Werkstätte und Laden erscholl er, Versammlungen wurden abgehalten. Volksredner donnerten von den Tribünen herab, man möge doch nichts von den dreimal heiligen Rechten sich entwinden lassen, das Tramastikum müsse fallen, und sollte drob der letzte Mann seinen letzten Tropfen Blut verspritzen müssen. Solches und noch mancherlei wurde stundenlang gesprochen, und die Menge rief jubelnden Beifall zu, und alles einte sich in dem Ruf: „Nieder mit dem Tramastikum!“

Mit jedem Tage gestaltete sich die Sache bedrohlicher. Die Furchtsamen flohen aus der Stadt, die Überhitzigen schrieen nach Waffen.

Wieder sollte eine große Volksversammlung stattfinden und hier sollte auch entschieden werden, ob man zur Abwehr des Tramastikums nicht das Äußerste wagen müsse.

Die Versammlung fand statt. Dichtgedrängt stand Mann an Mann. Brandreden, drohender als je, wurden unter Beifallsstürmen gehalten. Es war kaum mehr zu bezweifeln, daß dem Worte nun die That folgen werde.

Da drängte sich aus der Menge einer hervor und bat ums Wort.

Mit schüchterner Stimme — sie wurde erst allen vernehmlich, nachdem ihm wiederholt „Lauter reden!“ zugerufen wurde — bat er, man möge ihm doch sagen, was dieses Tramastikum eigentlich sei.

Ja, wenn das einer gewußt hätte!

IX.

Die Satire.

2.

Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet, sein Buchstab Tötet, aber es macht Geister lebendig der Geist.

Hölderlin.

L'ardeur de se montrer, et non pas de médire
Arma la vérité du vers de la satire.[1])

Boileau.

Wer hoch zu Berge steigt, der wird leicht von der sogenannten aus Schwindel, Fieber und anderen Übeln bestehenden Bergkrankheit befallen. Wer hoch in der Macht steigt, unterliegt häufig einer ähnlichen Unpäßlichkeit moralischer Natur, wogegen die Satire oft als Heiltränkchen wirkt. Das ist ja eben der Triumph des Geistes über die tierische Materie, daß diese sich ihrer Gewalt niemand ganz entziehen kann. Der brutalste Mensch wird, wenn er die Wahl hätte, seinen Gegner mit einem Witz oder mit einem Keulenschlag niederzuschmettern, den ersteren vorziehen. Aber die Macht wirkt auch in vielen Fällen entsittlichend, was die Klerisei im Mittelalter und noch später erkennen ließ. Gegen sie richtet sich auch ein großer Teil der Satire jener Zeit, wie auch gegen die menschliche Thorheit im

[1]) Der Eifer zu lehren und nicht zu lästern, bewehrt die Wahrheit mit dem Vers der Satire.

allgemeinen. Erasmus von Rotterdam schrieb in seinem klassischen Latein verschiedene Satiren, darunter auch „Lob der Narrheit.“ Hutten, im Verein mit etlichen Freunden, veröffentlichte die in einem absichtlich schlechten Latein verfaßten „Briefe an Dunkelmänner,“ deren Spott hauptsächlich auf die kölnische Geistlichkeit gemünzt war. Dem schlossen sich zahlreiche lateinische Schriften dieser Art an, die in allen Ländern Europas erschienen und deren letzte bemerkenswerte Ausläufer Borns Satiren sind, welche in Wien unter Kaiser Josephs II. Regierung in die Öffentlichkeit traten. Nebenbei liefen eine Menge witzige Streit- oder Schmähschriften, die zur Bekämpfung der Gegner oft gebraucht und öfter noch mißbraucht wurden. Besonders die Reformationszeit und andere stürmisch bewegte Tage ließen eine ungeheure Menge erstehen. Auch das Hofleben gab schon frühzeitig zur Satire Anlaß, wie wir aus „Reineke Fuchs“ ersehen, der uns von den Niederländern überliefert wurde, die ihn wieder von den Franzosen übernahmen. Später kam noch das Rittertum hinzu, das aber nur sank um dem Höflingswesen Platz zu machen. Es dürfte zuviel gesagt sein mit der Behauptung, Cervantes „Don Quixote“ habe jener bepanzerten Thorheit den Todesstoß versetzt. Schriften, die wirken, sind immer nur der Ausdruck ihrer Zeit, und im besten Falle bilden sie nur einen Sammelpunkt für die einzeln und schüchtern auftretenden Gedanken und Stimmen. Die meisten dieser und auch der nachfolgenden Satiren erschienen jedoch nicht in den Formen wie sie Horaz und Juvenal als Muster geschaffen, sondern als Allegorien, Märchen, Romane und dergleichen, oder als Dialoge, die Lucian zum Vorbild hatten.

Von den Franzosen steht der geniale Schweinigel Rabelais (1483—1553) als Satiriker obenan. Kardinal du Bellay schätzte ihn so hoch, daß er sein „Gargantua“

nur „das Buch“ nannte und alle, die es nicht gelesen hatten, beim Essen zu dem Tisch der Dienerschaft verweisen wollte. Sein Sprüchlein: „L'appetit vient en mangeant et le soif s'en vat-en buvant,[1]) ist zur Weltredensart geworden, ebenso wie sein „Moutons de Panurge“ zur Bezeichnung blinder Anhängerschaft allgemeine Geltung hat. Springt der Leithammel über den vorgehaltenen Stock, so springen auch die nachfolgenden Hämmel, mag auch der Stock indessen schon entfernt worden sein. Die Hämmel springen dabei mit vier Füßen und die Menschen thun dasselbe mit zweien. Bekannt ist auch das „Viertelstündchen Rabelais“ — „le quart d'heure de Rabelais,“ womit die Zeit unmittelbar vor Bezahlung einer Zeche gemeint ist, besonders wenn die Barschaft dazu fehlt; im weiteren Sinne sogar jeder Moment der Klemme. Die nicht sehr deutliche Erklärung erzählt uns, es sei einst Rabelais, als er in Lyon in einem Gasthof sich befand, das Geld ausgegangen. In dem letzten Verlegenheitsviertelstündchen kam er auf den drolligen Einfall, einige Papierdüten mit Sand zu füllen und darauf zu schreiben: „Gift für den König“ — „Gift für die Königin“ — „Gift für den Dauphin.“ Der Wirt bemerkte diese absichtlich freigelegten Düten, verständigte die Polizei von der Sache und der mutmaßliche Verbrecher wurde verhaftet und nach Paris geschickt, was Rabelais eben wollte. Hier angelangt und vor Franz I. geführt, erzählte er den Sachverhalt, wodann ihn der König lachend in Freiheit setzen ließ. Wie es heißt, soll ihn der Schalk selbst im Sterben nicht verlassen haben, indem er, der überdies noch Geistlicher war, in seinem letzten Stündchen ein Maskenkleid, einen Domino verlangt, um in domino (im Herrn) zu sterben.

---

[1]) Der Appetit kommt im Essen und der Durst vergeht beim Trinken.

Das sechzehnte Jahrhundert mit seinen religiösen und politischen Kämpfen rief in Frankreich überhaupt eine Menge Satiren und mehr noch Pamphlete hervor; es war die klassische Zeit der Schmäh-, Schelt- und Streitschriften. Henri Etienne war als Hugenott bestrebt, mit seiner „Apologie d'Hérodote" die Gegner lächerlich zu machen. Er mußte flüchten; und als er erfuhr, daß in Paris sein Bild verbrannt wurde, schrieb er spöttisch seinen Feinden, daß ihn nie so stark gefroren habe, als zur Zeit wo er in Paris verbrannt wurde. Von protestantischer wie von katholischer Seite ergoß sich eine Flut von Pamphleten auf die Gegenpartei, auf Heinrich IV. wie auf die Ligue. Gegen letztere richtete sich besondes die berühmte „Satire Ménippée," die sieben Verfasser hatte und stellenweise eine köstliche Ironie aufweist. Unsere Redensart „Katholischer als der Papst sein," dürfte wohl ihren Ursprung haben in einer Stelle dieses Buches, wo der päpstliche Legat die Franzosen in italienischer Sprache beglückwünscht, weil sie „piu cattolici che i medesimi Romani" wären.

Régnier (1573—1613) war der erste, der Satiren im Sinne Horaz' schrieb; sie sind nicht sehr witzig und hie und da auch etwas cynisch. Es wird kaum mehr ihrer gedacht und selbst wenn der Beginn seiner dreizehnten Satire zitiert wird, das zum Sprichwort gewordene „Chacun est artisan de sa propre fortune" (Jeder ist seines Glückes Schmied) — welches eigentlich von Sallust herrührt — so gedenkt keiner mehr des Urhebers

Als klassischer Satiriker galt lange Zeit Boileau (1636—1711), der Horaz auch im äußerlichen Schaffen nachahmte. Seine einst so berühmten zwölf Satiren lassen uns heute kalt, obzwar sich manches als Zitat erhalten hat:

Le mérite et l'esprit ne sont plus à la mode (I).
(Verdienſt und Geiſt ſind heut nicht mehr modern.)

Je ne puis rien nommer, si ce n'est par son nom;
J'appelle un chat un chat, et Rolet un fripon (I).
(Benennen kann ich nur ein Ding wie man es ruft;
Ich heiß' die Katze Katz' und Rolet einen Schuft.)

Si je pense exprimer un auteur sans defaut
La raison dit Virgile et la rime Quinaut (II).
(Will ich 'nen Dichter nennen, der fehlerfrei iſt, ſo
Sagt die Vernunft Virgil, der Reim jedoch Quinaut.)

Von ſchlechten Büchern meint er, ſie fänden immer noch einen Verleger, der ſie kauft und Narren, die ſie leſen:

Mais ils trouvent pourtant, quoi qu'on en puisse dire,
Un marchand pour les vendre, et des sots pour les lire (II).

An Selbſtgefälligkeit fehlte es dem Hofpoeten Ludwigs XIV. ſicherlich nicht. Einſt ſprach mit ihm ein bekannter Arzt, Falconet, von den poetiſchen Genies Frankreichs. „Ich kenne nur drei," rief Boileau aus: „Corneille, Molière und —" „Racine," ergänzte der andere. „Racine," antwortete der poetiſche Lehrmeiſter, „iſt nur ein Schöngeiſt, dem ich mit Mühe das Verſemachen beigebracht habe. Das dritte Genie bin ich!" Manchmal erhielt ſeine ſelbſtgefällige Eitelkeit einen kleinen Hieb. Sein Freund Chapelle, den er fragte wie ihm ſein Stil gefalle, entgegnete: „Du biſt ein Ochſe, der ſeine Furche gut gezogen hat." Übrigens war Boileau ein gefälliger und hilfbereiter Mann, „nur in ſeinen Verſen grauſam," wie Frau von Sevigné von ihm ſagte. Nicht umſonſt nannte man ihn den „Großprofoſſen des Parnaß."

Voltaire trat auf, der Mann, dessen Stirne hoch in den Himmel ragte und dessen Füße tief im Erdenschmutz staken. Ein seltsames Gemisch von Bosheit und Güte, Geiz und Großmut, Scharfsinn und thörichter Eitelkeit. „Es giebt keinen Menschen — sagt er irgendwo — der nicht etwas Hassenswertes an sich hätte, keinen Menschen, dem nicht etwas von der Bestie zu eigen wäre. Aber es giebt nur wenige, die offen darlegen, wie sie diese Bestie in sich gezähmt haben." Mit dieser Bestie in uns hat es indes seine eigene Bewandtnis: wir zähmen sie einigermaßen, aber sie wird nie zum Haustier und zeigt sich gefährlich, wenn sie aus ihrem Käfig gelassen wird. Es ist darum besser, von dieser Zähmung nicht viel zu reden, denn es kann geschehen, daß mitten in dieser Erklärung die Bestie hervorbricht. — Spott war der Grundzug von Voltaires Wesen, übermütiger, boshafter, aber auch edler, nützlicher, weltüberlegener Spott. Von Satire sind die meisten seiner Schriften durchtränkt, wenn auch nur wenige eigentliche Satiren sind. In seiner „Candide" wendet er sich gegen den Optimismus, in „Akakia" gegen Maupertuis, den gelehrten Narren, der gern eine „lateinische Stadt" erbaut hätte, ein Loch nach dem Mittelpunkt der Erde gegraben und alle Hautporen verstopft, in der Überzeugung, daß dann der Mensch jahrhundertelang leben könnte. Maupertuis wurde von Friedrich II. zum Präsidenten der Berliner Akademie gemacht.

Der einzige, der Voltaire an Witz nicht weichen mußte, war sein intimer Feind Piron, der, als ihn jener einst halb-ironisch mit: „Mon coeur!" anredete, die Antwort gab: „Point d'injures, Monsieur." Auch Freron, der ihn in seiner „Voltairomanie" derb gehechelt hatte und den er gründlich nicht ausstehen konnte, wußte ihm einmal gut zu entgegnen. Freron hatte Voltaires „Merope" getadelt, was diesen

veranlaßte, der neuen Ausgabe ein Bild vorauszusetzen, wo ein Esel einen Lorbeer benagt. Sein Gegner kündete nun diese neue Ausgabe an „mit dem Bild des Verfassers," was diesen veranlaßte, die Bücher aus dem Verkehr zu ziehen. Rousseau sagte von ihm: „Als Voltaire gottergeben schien, hat er doch nur an den Teufel geglaubt." Nicht die ganze poetische Kraft der Franzosen — wie Goethe meint — sammelte sich in Voltaire, wohl aber die ganze geistige, was viel mehr ist. Und diese Geistesanhäufung bedeutet eine Epoche in der Entwickelung der Menschheit mit der nur wenige den Vergleich aushalten können. Was wollen alle seine Fehler und Schwächen gegenüber auch nur des einzigen Vorzugs bedeuten, daß sein Name das Banner war, um welches sich alle freiheitlichen Gedanken der nachfolgenden Zeit sammelten!

Groß ist die Zahl der satirischen Schriften, und mehr noch die der Pamphlete, welche die französische Revolutionszeit sowie die nachfolgende Kaiserära zeitigten. Indes ging die Satire in Frankreich wie in ganz Europa immer mehr in die Presse über oder äußerte sich in der Komödie, im Roman.

Die Satire der Briten ist mehr als die der anderen Völker vom bitteren Spott, Sarkasmus und Ironie durchzogen. Im Inselreich ist auch das attische Salz Meersalz. Dryden, Addison, Pope und andere haben mehr oder minder Gelungenes geschaffen, jedoch alle werden geistig überragt von dem verwachsenen kleinen Swift, der aber auch der verbittertste ist. An Pope schrieb er einst: „Das Ziel all meines Wirkens ist, eher die Welt zu ärgern, als sie zu vergnügen." Derartige Selbstanschwärzungen sollen jedoch nie das Urteil beeinflussen. Swift hat mit seinen galligen Schriften mehr genützt, als ein Schock salbungsvoller Moralprediger, was auch die Irländer, in deren Mitte er als Geistlicher wirkte, anerkannt haben. Als ihn einst Minister Walpole, den er angegriffen hatte,

gefangen nach London bringen lassen wollte, unterblieb es, denn ein Vertrauter des Staatsmannes richtete an diesen die Frage: „Wie viel Regimenter wollen Sie Ihrem Kommissär mitgeben?“ Verhältnismäßig harmlos giebt er sich noch, wenn er auf die Bemerkung des Vizekönigs, die Luft in Irland sei recht gesund, antwortet: „Sagen Sie das ja nicht in London, sonst wird sie gleich besteuert werden.“ Schärfer ist es schon, wenn er den „bescheidenen Vorschlag“ macht, die Not in Irland dadurch zu beseitigen, daß man geröstete Kindlein in Geschmack bringt und als leckere Speise für die Reichen jährlich hunderttausend irische Kinder schlachte. — Auf einen groben Brief antwortete er kurz: „Ihr grober Brief liegt vor mir, in einer Stunde wird er hinter mir liegen.“ Beißend war die Predigt, die er zu Larracor hielt. Er sprach von der Eitelkeit, die er in Eitelkeit der Geburt, des Ranges, des Reichtums und der körperlichen und geistigen Vorzüge einteilte. Nachdem er die ersten drei erörtert hatte, schloß er mit den Worten: „Da in dieser christlichen Gemeinde keiner vorhanden ist, der sich auf den letzten Vorzug etwas einbilden könnte, so will ich diesen Punkt nicht erörtern, Amen. — Sein lebelang krank, gesellte sich später noch Taubheit, Epilepsie und eine Abnahme der Geisteskräfte zu. Aber selbst sein Testament sollte nicht der Satire entbehren, denn er bestimmte einen ansehnlichen Betrag zur Errichtung eines Narrenhauses:

To shew by one satiric touch
No Nation wanted it so much.[1])

Der Einfluß Swifts auf die Gestaltung der Satire ist sehr bedeutend, denn das meiste was hiervon nunmehr

[1]) Zu zeigen durch einen satirischen Zug — Kein Volk benötige es mehr.

geschaffen wurde, wandelte in seinen Bahnen, deren erste Wegspur allerdings auf Lucian hinweist. Erwähnung verdienen auch die sechs Satiren Byrons. Die erste wendet sich gegen seine Kritiker; die zweite gilt dem schottischen Lord Elgin, welcher die Überreste griechischer Plastik von Parthenon nach England schaffen ließ. Die Essenz dieser Satire drückte Byron auch in einer einzigen Zeile aus, die er auf einer Säule des Parthenons schrieb: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti," [1]) ein gelungenes Epigramm, wenn es auch nur eine Nachbildung des Sprüchleins ist, das Pasquino in Rom einst aufwies, als Papst Urban VIII. Barbini, das Pantheon verwüstete um die Peterskirche und die Engelsburg auszuschmücken und auszurüsten. Es hieß dort: „Quod non fecere Barbari, fecerunt Barbini." — Seine dritte Satire wendet sich gegen den Walzer, wobei die beiden George, der dritte und der vierte, einige wohlverdiente Hiebe erhalten; auch die „Vision" beschäftigt sich mit ersterem und seinem Hausdichter Southley, welcher der Erfinder des Ausdrucks „satanische Schule" gewesen zu sein scheint. Die fünfte, von elegischer Pracht, ist „Die Bronzezeit" betitelt, bezieht sich auf Napoleons Sturz, und die letzte ist gegen die Blaustrümpfe gerichtet.

Die frühere politische Zerklüftheit Italiens, die zahlreichen inneren und äußeren Fehden, sowie auch die direkte Herrschaft der geistlichen Macht ließen eine Menge satirischer Werke erstehen und selbst Spanien, das von der Kreuzspinne Inquisition dicht umwoben war, hat manches Beachtenswerte davon aufzuweisen, was sich auch von den Holländern und Skandinaviern sagen läßt. Es ist übrigens kein Litteratürchen so klein, als daß es nicht wenigstens ein viertel Dutzend Horaze und Juvenale aufzuweisen hätte, das heißt Poeten,

[1]) Was die Gothen nicht gethan haben, das haben die Schotten gethan.

welche von ihren Freunden oder Landsleuten so betitelt werden. Allerdings verhält es sich mit diesen Nachbenennungen genau so wie mit den unterschiedlichen Klein-Rom oder X-Athen. Es zeigt sich eben hauptsächlich nur der Unterschied.

Bei uns Deutschen wäre vor allem Sebastian Brants 1494 erschienenes „Narrenschiff" zu nennen. Es stellt 113 verschiedene Narren vor. Seither hat sich freilich die Gattung vermannigfaltigt und mit der Zahl der Menschen auch zugenommen. Den Reigen eröffnet bei ihm der Büchernarr:

Den Vordantz hat man mir gelan
Dann ich on nutz vil Buecher han,
Die ich nit liß und nit verstan.

Dieses Buch wurde sehr beifällig aufgenommen und in mehrere Sprachen übersetzt. Geiler von Kayserberg hielt sogar lateinische Predigten darüber, die etwa 1510 gedruckt erschienen und ein Jahrzehnt später von dem Barfüßermönch Johannes Pauli, dem Verfasser von „Schimpf und Ernst" ins Deutsche übertragen wurden. Bei ihm beginnt die erste Predigt: „Die erst Schar der Narren ist gehübt Narren, Büchernarren, Hüblinsnarren, Baretlinsnarren. Es seint Doktores, die hohe huben uff tragen und seint doch ungelert; darzuo sie gloriren in vile der Bücher und haben nüt das einem Doktor zuo gehöret, dan den Namen Her Doktor und die Bücher. Doktor Brant in dem Narrenschiff wil nit reden von den Doktoren oder von andern Gelerten, die vil Bücher hond, die inen not seint und nützlich, und die selben bruochen; wan wer studiren wil on Bücher, der schöpffet Wasser mit einem Sibeckin (haurit aliquid cribro qui discere vult sine libro). O was grossen Lobs würdig seint Bücherschreiber, Büchereerer und Zusammensetzer zuo einem guoten Bruoch und einem vernünfftigen

End!" Brants Nachahmer und Gegner war Thomas Murner (1475—1536), dessen Hauptwerke „Die Narrenbeschwörung" und „Die Schelmenzunft" sind. Erstere beginnt:

„Ich hab so manche Nacht gewacht
Und alle Ständt der Welt betracht,
Manch' Horniff und manch Bremenstich
Hab heimelich erlitten ich,
Bis ich zu disen Eren kam
Und mich Beschwörens ane nam,
Die Narren von den Lüten zu bringen,
Gloub mir, das ich in diesen Dingen
Verröret hab manch suren Schweiss
Und kratzt mich, do mich niemandt beiß." —

Dieser Pater Franziskaner war übrigens auch recht händelsüchtig. Anfangs ein Gegner der Mißbräuche der Geistlichkeit, verteidigte er sie später und griff besonders heftig Luther an, der ihm allerdings nicht die Antwort schuldig blieb. Hieß jener diesen den „großen Lutherischen Narren," so verdrehte wieder der Reformator seines Gegners Namen zu Murnarr. Überhaupt brachte, wie bereits erwähnt wurde, die Reformation eine Fülle von satirischen Streitschriften und Pasquillen hervor, wobei Hutten und Luther kräftig wirkten. — Der von Dedekind 1549 veröffentlichte lateinische „Grobianus" erschien bereits zwei Jahre später in deutscher Übersetzung. Das Werk stellt ironisch und karikiert das Treiben der groben Müßiggänger jener Zeit dar. Alle übertrifft jedoch Fischart (1550—1610) mit seinen meist nach anderen (Rabelais) Werken bearbeiteten Schriften. Witz läßt sich dem Amtmann von Forbach, der unter allerlei Namen schrieb, nicht absprechen, allein er gefiel sich zu sehr in den abenteuerlichsten Wortverrenkungen — Affenteuerlich müßte es nach seiner Ausdrucksweise heißen. Indes weiß er auch zu loben; so sagt er von der häuslichen

Frau: „Sie geht im Hauß auf wie die Sonn, ist des Hauses Lucifer (Gott behüt uns!), versieht das Vihe, melcket die Kü, weckt die Läu wie der Han frü, schickt die Knecht ins Feld, schaffet den Mägden ir Tagwerk, ist die Unruh in der Uhr, ein lebendiger Haspel und Bratspieß, des Mannes Mul und unrüwiger Beutelsteck, ist ein Haußschneck, trägt das Hauß am Halß, ist sie schon leiblich drauß, ist sie mit Sinnen zu Hauß... Ohn sein Willen geht sie nicht auß, ist nit räßzüngig, tachtropfig, widerblefffam, auffruckig, adelstoltz, treckbatzig, schmäh, zornkäuig, kleiderprächtig, Heimsteuer rühmig, gallkallig, wortsichig, wurmstichig, Stichwort gelehrt, Freundschafft troßig, Redschärpfig." ... In ähnlicher Weise wie Fischart bearbeitete Moscherosch (1601—1669) seine „Gesichte Philanders von Sittewaldt" nach einem Werk des Spaniers Quevedes. Hier läßt er dem König Airovest zu Philander von Sittewaldt sagen: „Warumb dann, so du ein geborener Teutscher bist hastu nicht auch einen teutschen Namen? Was soll dir ein griechischer und hebreischer Name in Teutschland? Was ist Philander für ein Geheiß? Bistu von Sittewaldt, warumb hastu dann einen wälschen Namen? Was? Hm? Was meinstu? Hä?... Schäme dich für dem Teuffel, wann du ein ehrlich teutsche Ader in deinem Leib hast, daß du einen andern Namen, einen außländischen Namen, und den du vielleicht selbst weder verstehest noch weissest, sollst einem verständlichen bekannten teutschen Namen vorziehen, oder mit wälschen Farben anstreichen, mit De und Di füttern wollen:

Wer sin anererbten Namen,
Flickt mit wälschem Netz zusammen
Und wär gern ein Junkerlein,
Der hat Mangel an eim Sparren,
Und gehört ins Buch der Narren
Sollt er sonst ein Doktor sein. . . ."

Als Satiriker zeichnete sich auch der witzige Augustiner Abraham a Sancta Clara aus. In seinem „Auff, auff ihr Christen!“ hechelt er die wilde Soldateska durch: „Ein andres Gebott ist: Du sollst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem einzigen Strichel vermehrt, indem sie anstatt des Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: Du sollst mit stehlen. . . Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben und seind sie schon der Meinung, als seien sie deßwegen Kriegsleut genannt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. Es giebt freilich wol viel plumpe Soldaten, die mehristen doch haben gute Inventiones, absonderlich bei den Bauern; denn wann sie allda eine Kuh stehlen, so nemmen sie das Kalb für eine Zugab. Ob sie schon wenig Spitäller auffbauen, so thun sie doch viel arme Häuser stifften. Nach göttlicher Lehre seind selig die Armen, beati pauperes; auf solche Weiß beforderen die Soldaten viel Leut zur Seligkeit.“ Johann Wilhelm Lauremberg (1591—1659) schrieb plattdeutsch „De veer olde berömete Scherzgedichte, Gedrucket in Düssem Jahr“ (1654), wo er im kräftigen Volkston sich gegen Modethorheiten und ähnlichen wendet. Ihm schließt sich Joachim Rachel (1617—1669) an, der jedoch, als Jünger Opitz', nicht wie jener im Volkstone schrieb. Es klappern bei ihm die Alexandriner, die sein Meister auf seiner poetischen Lernfahrt in den Niederlanden aufgegabelt hatte. In seiner Satire „Der Poet“ wendet er sich gegen die Sprachmengelei aber auch gegen übertriebenen Sprachreinigungseifer:

Wann öffentlich Hanswurst will ausgelachet sein,
So fleckt er das Gesicht, wie auch nun ist gemein.
Nun, solch ein Narr ist auch, und würdig seiner Kappen,
Der unser schönes Teutsch mit der Franzosen Lappen
Noch besser machen will. Vor vielen Jahren schon
Sprach auch ein geistlich Mann, aus einem hohen Ton:

Monsieur, ich bin nicht wert, daß ihr zu meiner Thüren,
Und in mein ſchlecht Logis ſollt hin mit mir marchiren;
Un mot! ſprecht nur ein Wort! ich weiß zu dieſer Stund
Et tout incontinont, ſo wird mein Knecht geſund." —
Der gute Redner wollt des Hauptmanns Wort ausſprechen,
Der zu dem Herren kam in Nöten und Gebrechen,
Wie ſonſten iſt bekannt. Nun aber Dank ſei Gott,
Iſt dieſe Mummerei den Teutſchen nur ein Spott, —
Hiergegen andre ſind (wie vorgeſagt) zu finden
Die, allzugar genau, uns ſuchen einzubinden.
Sie halten's einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ungefähr nur ähnlich ſollte ſein.
Ein ſolcher Klügling wird nicht leiden, daß man ſage,
Wie er an ſeinem Kopf auch Nas und Ohren trage,
Denn beides iſt Latein; der Fuß ſieht griechiſch aus,
Der Spiegel iſt nicht teutſch, noch minder Katz und Maus.

Als die eigentlichen Satiriker der deutſchen Litteraturgeſchichte — mehr für dieſe als für die Litteratur ſelbſt — gelten jedoch Liscow und Rabener. Erſterer iſt in ſeinen meiſten Satiren perſönlich und auch galliger als letzterer. Heute wird davon kaum mehr als ſeine Schrift „Von der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit elender Skreibenten erwähnt. Kant, Jean Paul, Johannes Müller ſchätzten ihn höher als Rabener, während Goethe dieſen freundlicheren und mehr tändelnden Leipziger Steuerrat vorzog, was übrigens auch die allgemeine Meinung war. Wer heute Rabeners Buch zur Hand nimmt und durchblättert, dem wird es ſcheinen als raſchle welkes Laub. Er wird es kaum begreifen können, daß dieſe Schriften vor kaum ein Dutzend Jahrzehnten zu den Lieblingen des deutſchen Volkes gehörten. Und wie viel Unſterbliche von heute werden nicht zu den Vergeſſenen von morgen gehören! Gottſched beſang ihn in einer Ode, wo es unter anderem heißt:

Heraklit ist auszulachen,
Ist's nicht wahr, geliebter Freund?
Der bei allen Lumpensachen
Wie ein altes Weib geweint,
Und, was alle Welt ergetzt,
Herber Thränen wert geschätzt.

Tausend Dank sei euch, ihr Alten,
Die ihr durch manch ewig Blatt
Uns den Demokrit erhalten,
Dessen Ruhm nichts gleiches hat,
Weil er stets mit ganzer Macht
Aller Thoren Thun verlacht.

Freund, ich weiß, du kannst nicht pinseln,
Denn du bist kein Sauertopf;
Und wie schickt sich flehn und winseln
Für dergleichen muntern Kopf?
Ist's nicht wahr? ein kluger Scherz
Labet dir und mir das Herz.

Lessing, der ihn gleichfalls hochschätzte, schrieb nach Rabeners Tod, wo man glaubte, daß nun viele bisher unveröffentlichte Schriften zu Tage treten werden:

Der Steuerrat tritt ab, dem Satyr Platz zu machen,
Es weine wer da will, ich spitze mich auf Lachen.

Kästner erzählt von ihm: „Wenn mich Rabener bei trigonometrischen oder astronomischen Tafeln antraf, blätterte er darin und sagte: »Da steht ja im ganzen Buch kein vernünftiges Wort« —, »Aber viel vernünftige Zahlen,« antwortete ich. Gellert sagte bei einer solchen Gelegenheit in seinem traurig-freundschaftlichen Tone: »Und das verstehen Sie nun so alles?«"

Rabener wurde auch der „deutsche Swift" benannt. Indes schien die Natur viel eher Lichtenberg dazu bestimmt

zu haben, sogar den Höcker stellte sie her. Seine köstlichen Satiren gegen Lavater, der mit seinen physiognomischen Studien eine ganze Silhouettenwut hervorgebracht hatte, so daß Lichtenberg witzig bemerken konnte, er befürchte, die Zeichenkunst werde in derselben Weise enden, wie sie einst in Korinth begonnen hat; seine Satiren auf Voß und noch manches andere geben Zeugnis von seinem Geist und Witz, dem wir nur wenig gleichzustellen haben. Leider schrieb Lichtenberg, von Krankheit und wissenschaftlichen Arbeiten behindert, nur wenig größere Aufsätze dieser Art. Seinen zahlreichen Aphorismen jedoch, von denen ein Pröbchen hier folgen mag, gehören sicherlich zu dem Besten was auf diesem, in Deutschland ohnehin nur karg bebauten Felde gewachsen ist: „Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden. — Wer sich selbst recht kennt, kann sehr bald alle anderen Menschen kennen lernen. Es ist alles Rückstrahlung. — Wer in sich selbst verliebt ist, hat wenigstens bei seiner Liebe den Vorteil, daß er nicht viel Nebenbuhler erhalten wird. — Wo Mäßigung ein Fehler ist, da ist Gleichgültigkeit ein Verbrechen. — Ich bin überzeugt, man liebt sich nicht bloß in anderen, man haßt sich auch in anderen. — Manche Menschen äußern schon eine Gabe sich dumm zu stellen, ehe sie klug sind; die Mädchen haben diese Gabe sehr oft."

Jean Paul begann mit seiner „Grönländischen Prinzessin" und „Auswahl aus des Teufels Papieren" als Satiriker, wandte sich jedoch bald fast gänzlich dem sanften Humor zu. Nur zuweilen, aus seinen Kritiken und dergleichen, blitzte später noch ein scharfes Wort hervor. Sein Altersgenosse Johannes Falk zeigte satirisches Talent, entsprach jedoch nicht ganz der Erwartung, die in ihn gesetzt wurde. Ein Bruchstück aus „Die Weiber, frei nach Juvenal," aus seinem

„Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire“ für das Jahr 1799 möge hier folgen:

D.

Also bewährt es sich doch, was ein Stadtgerücht nur verlautet,
Unbesonnener Thor, so begehst du heut dein Verlöbnis?
Ist kein Strick denn mehr da in der Hauptstadt mächtigem Umfang?
Steht kein Fenster mehr auf im höchsten, schwindelnden Stockwerk?
Wohnst du so weit von der Friedrichsbrücke Geländer?

A.

Weiter geliebtester Freund, nur weiter! Wer kennt Juvenal nicht!
Setzen wir uns dazu! — Da! nimm den gemächlichen Lehnstuhl.

D. versucht nun dem Bräutigam die Übel der Ehe und der Frauen in Berlin — denn hier spielt die Handlung — in den schwärzesten Farben vorzumalen, ohne jedoch den anderen in seiner Zuversicht erschüttern zu können. Es werden dabei Zeitereignisse erwähnt und besonders Rußlands Katharina scharf hergenommen. Endlich bemerkt

A.

Hat doch ein jegliches Ding in der Welt verschiedene Seiten,
Drob scheint thöricht, wer stets die schlimme nur böslich hervorkehrt.

D.

Freilich, verliebt wie ihr seid, seht ihr nur beständig die gute! —
An der Geliebten verbirgt dem Geliebten ein mildernder Ausdruck
Jeden entstellenden Fehl. So lautet ihr Wörterregister:
Stockstill? — Sanft wie ein Engel! — Ein Plappermaul? — Klug wie Minerva! —
Schwarz wie ein Mohr? — Die Brünette! — So blaß wie der Tod? — Die Blondine! —
Grob? — Ein Kind der Natur! — Affektiert? — Der Grazien Vierte! —
Lang wie ein Rief'? — Ein Weib von hohem, junonischen Anstand! —
Kurz wie ein Zwerg? — Im kleinen ein Inbegriff weiblicher Anmut!

A.

Nun ſo wünſch ich von Herzen, zu büßen die arge Verleumdung,
Falle die letzte dir zu, damit du als Braut ſie daheimführſt!

Börne und Heine haben viel Satiriſches, aber nur wenig Satiren geſchrieben, ebenſo unſere Klaſſiker Goethe, Wieland und andere. Mag ſein, daß Wielands „Geſchichte der Abderiten,“ wo eben Demokrit eine Hauptrolle ſpielt, eine Satire auf dieſen oder jenen Ort bedeuten ſoll; wer ſie lieſt könnte aber meinen, ſie gelte viel allgemeiner.

Die beſten Satiren und ſatiriſchen Figuren geben ſich überhaupt nicht unter dieſen Bezeichnungen: Molières Luſtſpiele, Shakeſpeares Falſtaff und Goethes Mephiſto treten gar nicht mit den Worten auf: „Ich will dich beſſern!“ aber ſie wirken dafür um ſo mehr. Man hat oft verſucht die Hinfälligkeit der Satire mit ihrer günſtigen Wirkung zu erklären: das Übel ſchwand vor ihr. Welcher Irrtum! Es bleibt, es wechſelt nur Tracht und Bart, und wenn Sie, geehrter Leſer, ſeinen ſatiriſchen Steckbrief zur Hand nehmen, ſitzt es vielleicht äußerlich verändert, aber innerlich der alte Schelm, neben Ihnen, blickt über Ihre Schulter fort auf das Blatt und lacht ſogar mit Ihnen.

X.

Witzblätter.

Bringt euch den Kladderadatsch die Botenfrau ins Haus,
Lacht nur die ganze Welt, zunächst — euch selber aus.
Kladderadatsch Nr. 3, 1858.

What fools these mortals be! [1])
Motto des „Puck" in Newyork.

Das neunzehnte Jahrhundert, das mit seinen Verkehrsmitteln die örtlichen Grenzen näher rückte und die geistigen weit hinausschob, hat für die Satire, den Witz, den Humor, sofern sie hauptsächlich dem Tage gewidmet sind, ein neues Ausdrucksmittel geschaffen, die sogenannten Witzblätter, deren Ahnen die zahlreichen Flugblätter sind, welche zur Zeit der Reformation und auch später in Wort und Bild sich mit den Zeitereignissen beschäftigten. Merkwürdigerweise haben die Franzosen keine besonders hervorragenden Zeitungen dieser Art. Es mag daher kommen, daß ihre Zeitungen überhaupt einen mehr heiteren, witzigen und auch leichten Ton anschlagen und damit diesen eigenartigen Zweig der Presse halb und halb entbehrlich machen. Ist doch der 1831 zum erstenmal erschienene „Charivari" kaum etwas anderes als ein Tageswitzblatt. Französische Witzblätter, die wirklich zu einem Weltruf gelangt sind, wie „Journal amusant" haben ihn weniger

[1]) Wie thöricht diese Sterblichen sind!

ihrem Wortinhalt als ihren trefflichen Karikaturen zu verdanken. England hat seinen 1843 gegründeten „Punch," der Name des britischen Polichinells, welcher mit seinem Hund Toby auf dem Titelblatt abgebildet ist. Ähnlich, jedoch mit bunten Bildern ausgestattet, ist der 1871 in New York gegründete „Puck," welcher übrigens auch in deutscher Sprache erscheint. Überhaupt hat der derbwitzige Londoner Geselle, bei dem die Karikatur auch nicht die letzte Stelle einnimmt und der mit seiner Pritsche im politischen Leben oft erfolgreicher zu kämpfen vermochte als die Presse mit des ernsten Wortes blanker Waffe, fast in allen Ländern zu ähnlichen Schöpfungen angeregt. Schon ein Jahr nach seiner Geburt, 1844, flatterten in Deutschland die „Fliegenden Blätter" nach allen Richtungen aus und sind heute noch schwingenkräftiger als je. Es geziemt sich wohl, diese wie einige andere Erscheinungen dieser Art, deren lustiges Apostolat auch von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, näher in Betracht zu ziehen: Die „Fliegenden Blätter," von Kaspar Braun und Friedrich Schneider gegründet, erschienen — irre ich nicht — zuerst in Augsburg, von wo sie nach zwei, drei Jährchen nach München übersiedelten, wo sie sich zum Hauptsammelpunkt froher Laune heranbildeten und seit dem Hinscheiden ihrer Gründer von deren Söhnen in wackerer Weise fortgesetzt werden. Obgleich diese Zeitung äußerlich von ihrer Geburt bis zum heutigen Tage fast unverändert blieb, hat sie sich innerlich doch zu ihrem Vorteil völlig umgestaltet; nur das Vorwalten der illustrativen Kunst, die jedoch nur selten die derbe Karikatur anwendet, scheint sich unverändert erhalten zu haben. Sie bildete auch anfangs, wo die „Fliegenden Blätter" auch noch die Ereignisse des öffentlichen Lebens in ihren Erörterungskreis zogen, den wertvolleren Teil der Leistungen. Als Kuriosum will ich hier erwähnen, daß in einer ihrer ersten Nummern, die in

München erschienen, ein junger Gutsbesitzer eine seltsame Lotterie annoncierte. Der einzige Treffer war nämlich er selbst mit seinem Schloß und Wiesen und Äckern. Natürlich sollten die Losabnehmer nur junge Damen sein; und es war auch bestimmt, daß wenn der Gewinnerin etwa dieser lebendige Glücksfall nicht zusagen sollte, sie den Wert in Bargeld erhielt; auch er behielt sich die Wahl vor. Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, wie hoch dieser seltsame Freier seinen Wert taxierte, auch weiß ich nicht, ob diese Lose genug Käuferinnen fanden, ob dieser Treffer gemacht wurde und ob es auch ein Treffer war. Ihre politische Färbung behielten die „Fliegenden Blätter" nur wenige Jahre, um völlig Humor, Witz und Komik in ihrer allgemeinen Tracht darzustellen. Hierbei kommt die Satire viel wirkungsvoller zur Geltung als dort, wo der Wortführer von einem Teil der Leser als Vertreter einer gegnerischen Anschauung selbst in neutralen Dingen etwas mißtrauisch betrachtet wird. Diese kleinen Spottteufelchen, parthogenetisch oder aus einer Verbindung von Zeichenstift und Schreibfeder geschaffen, haben schon manche der Thorheiten vom Tage, Warzen auf dem Antlitz der Zeit, fortätzen geholfen. Nicht gering zu achten ist dabei, daß die „Fliegenden Blätter," trotz ihrer Tendenz vor allem der Erheiterung zu dienen, nie zum schnöden Lustigmacher sich erniedrigt haben, was sonst so leicht geschieht, wenn einer in dieser Weise der Menge dienen will. Nichts ist widriger als der Hofnarr des Haufens; dieser ist der ärgste Tyrann, der selbst im schellenklingenden Ton die Wahrheit nicht verträgt. Die ursprünglich von diesem Blatte geschaffenen Figuren sind heute bereits tot; der unter seinen Aktenbündeln begrabene „Staatshämorrhoidarius," sowie „Baron Beisele" und sein Hofmeister „Dr. Eisele" sind der Gegenwart fremd geworden und wir brauchen uns nicht mehr

mit ihnen zu beschäftigen. Tot sind, Gott sei Dank! auch die albernen „Klapphornverse," die in den achtziger Jahren als Sint- und Sündflut das humoristische Gebiet Deutschlands zu verwüsten drohten. Da erschien nämlich in den „Fliegenden Blättern" ein komisches Ströphlein von der Art wie man sie sich hie und da einmal gefallen läßt, wie den Purzelbaum des Hanswurst.

Zwei Knaben gingen in dem Korn,
Der eine blies ein Klappenhorn.
Er konnt es zwar nicht ordentlich blasen,
Doch blies er's immerhin einigermaßen.

Und das Sprichwort: „Ein Narr macht viele," bewahrheitete sich auch hier, denn es entwickelte sich, wie gesagt, eine ganze Klapphorn-Litteratur und es wollte mit „Der eine — Der andre" kein Ende nehmen, so daß der Unmut endlich mit folgender gleichen Münze zahlte:

Zwei Leute, die haben in einer Nacht,
Schier hundert Klapphorn-Verse gemacht;
Der eine war dem Narrenturm entlaufen,
Den Witz des andern möcht ich auch nicht kaufen.

Scherze, die einen gewissen Typus aufweisen, erwecken selbst mit ihren gelungenen Nachahmungen bald Überdruß; und dann haftet an ihnen das Erzübel, daß ihre deutlichen Umrisse jeder Stümperhand zum Nachzeichnen Anlaß geben. Ursprünglichkeit! das gilt im Leben wie in der Kunst. Das Wort Schule läßt immer neben einem Meister einen Haufen Unfertiger annehmen, die ihre Reife nur mit dem Abgang von der Schule bekunden können.

Unter den politischen Witzblättern nimmt in Deutschland der 1847 von Kalisch, Dohm und Löwenstein in Berlin gegründete „Kladderadatsch" die erste Stelle ein. Der

Name dürfte wohl ein Kunterbunt ausdrücken wollen und mit Kladde verwandt sein; indes wurde auch behauptet, er sei ursprünglich der Spottname eines anrüchigen Frauenzimmers gewesen, was jedoch der Kladderadatsch selbst entschieden in Abrede stellte. Von den zahlreichen Figuren, die er geschaffen, haben sich einige dermaßen bekannt zu machen gewußt, daß man sie, wäre eben ihre Herkunft nicht bekannt, ohne Bedenken den komischen Volksfiguren zufügen möchte; und im Grunde genommen sind sie auch nichts anderes als die Städter derselben, die Vertreter der gebildeten Stände, wie man zu sagen pflegt. Vor allem haben wir hier die Herren „Schulze und Müller," zwei Berliner Weißbierphilister, denen man es gar nicht ansieht, daß sie aus England stammen, d. h. daß sie Typen nachgebildet sind, die 1845 im „Punch" erschienen. Natürlich beschäftigen sie sich vornehmlich mit heimischen Angelegenheiten. Belauschen wir einige ihrer Gespräche:

Schulze. Hurra, Müller, Hurra! — Müller. Na, was hast du denn wieder? — Schulze. Freue dir! das Leder is billiger geworden; nu werden die Stiebeln jrößer.

Schulze. Nu bitte ich dir um allens in der Welt, was machen unsere Abjeordneten? — Müller. Ja, ich habe mir ooch schon des Todes jewundert! — Schulze. Drei volle Wochen sind sie nu schon in Berlin, und man hört sie nicht, man liest sie nicht, man sieht sie nicht, man merkt sie nicht: was is des eigentlich für 'ne Kammer? — Müller. Das will ich dir sagen: es ist eine Chambrejar=nie.

Müller. Was is denn des für ein neues französisches Stück in der Königstadt, worauf die Pariser wieder so fürchterlich loofen sollen? — Schulze. Le Vieh naturel, der natürliche Sohn. — Müller. Na, was is denn des

Interessante dran? Schulze. Der Held des Stückes sagt zum Schluß zu seinem Erzeuger: mon oncle! und des soll in Paris einen Haupteffekt machen. — Müller. Des gloobe ich. Der Ausruf „mon oncle," hat schon des Jlück mancher französischen Komödie gemacht. — Bemerkt sei, daß es sich hier um „Le fils naturel" von Dumas handelt, das 1858 im Berliner Königsstädtischen Theater aufgeführt wurde, also zur Zeit — Napoleons III.

Dann wäre der Quartaner Carlchen Mießnik zu nennen, der in seinen Aufsätzen die wunderlichsten sprachlichen und gedanklichen Sprünge macht. So äußert er sich z. B. über das Duell:

„Das Duell ist ein notwendiges Übel, weshalb es in letzter Zeit auch oft vorgekommen ist. Es giebt verschiedene Arten: entweder aus Rachsucht oder über dem Schnupftuch mit Pistolen. Die Pistole ist eine lebensgefährliche Waffe, weshalb auch stets ein Arzt in der Nähe ist.

Die Entstehung des Duells oder Zweikampfs ist eine mittelalterliche Roheit und wider dem Gesetze: Du sollst nicht töten. Wer sich nicht duelliert, wird allgemein verachtet und darf sich nicht öffentlich sehen lassen, sonst haut man ihn.

Wenn man beleidigt worden ist, so kann man dem Zweikampf nicht entgehen. Man zeigt es daher den Abend zuvor selbst an ohne Unterschrift, so daß man am anderen Morgen schon unterwegs abgefaßt wird, ohne daß man etwas dafür kann.

Wenn die Söhne auf der Universität gehen, so verbieten es ihnen die Eltern, wogegen der Vater es doch nicht gern sieht, wenn sein Junge etwas auf sich sitzen läßt, indem er sich später als Mann alles gefallen lassen kann.

Vor dem inneren Richter bleibt jedes Duell ein Mord, obgleich dabei oft gar nichts herauskommt, da die Pulsadern verbunden werden.

Ist man auf den Kampfplatz gekommen, so sagt man zu seinem Gegner freundlich guten Morgen und sucht ihn dann ins Herz zu treffen. Hierauf ergreift man die Flucht oder stellt sich der Behörde. Ist man lebensgefährlich verwundet, so hat man dies nicht nötig. Die Strafe darauf ist gewöhnlich Magdeburg, wo man frei herumgehen kann. Das Ganze nennt man Point d'honneur."

Über denselben Gegenstand hat der berühmte Zwickauer, dessen „reines" Deutsch die Sprache um das Wort „zwickauern" bereichert hat, folgendes zu bemerken: „Beu dör jötzt ümmer allgemeuner wördenden Duöllwut ersuche üch alle düjönügen, wölche noch Forderungen an mür haben, süch ßum örsten Aprül beu mür ßu mölden, da ös beu mür Grundsatz üst, seu ös üm Eunkampf, seu ös üm Zweukampf, müch nü ßu schüßen. Habe üch meune Oehre gewahrt, was braucht sü noch eun anderer ßu gewahren?"

Und zum Schluß noch zwei Bruchstücke aus dem Briefwechsel zwischen „Baron von Prudelwitz" und „Baron von Strudelwitz." Ersterer schreibt:

„Cher Baron! Letzter Brief etwas komprimierend, weil ehrlich gestanden, vorgekommen wie Schwenkung Halblinks. Wie, cher amie? Wäre möglich denkbar, erhört, daß Sie, daß ich, daß wir jemals auf liberale Seite? O non, mil foi non! Total gegen Tradition, Nativité, Noblesse, Stand und Destination. — Oder glauben wirklich, daß von Bestand? Und warum? Wegen linke Namen? — Ah bah! — Quant à moi, sehe nur Mixed-Pickles: exotische Gewächse in Cayenne-Pfeffer gekocht mit konstitutionellem Essig eingemacht — voilà tout. Beißt auf Zunge, schmeckt wie Teufel, aber reizt Appetit. Olla Potrida, Hexenkessel, Kreuzspinne und Laubfrosch, Dompfaff und Fink, Kralle von majestätischem Löwen und Blase von demokratischer Unke zusammengehackt — reiner Macbethschwindel, auf

Chaos! Nicht Fisch noch Fleisch, nicht Gletscher noch Vulkan, nicht Schwarz noch Weiß, nicht Frommage noch Käse, nicht Jungfrau noch Mönch — nur Schreckhorn, nur rätselhafte Sphynx, Charade, Quodlibet, Rösselsprungrätsel, Mysterium, — auf Chaos! Wenn Löwe in goldenes Bauer sperre, wird doch nie Kanarienvogel, und wenn Gimpel frei fliegen lasse, wird nie Adler! Fasanenhafter Witz — auf Chaos! . . . ."

Hierauf antwortet der andere: „Aber, cher ami, warum so malcontent? Hätten die letzten Zeitungen aufmerksamer gelesen, würden sehn, ist nichts so heiß gegessen als gekocht. Politischer Hitzkopf ist wie Eisen in Weißglühhitze — brennt nicht. Idee von mir. Auf Hüfte! Laissez faire und behalten wir unsren Humor. Kann und will's nicht leugnen, daß einstweilen etwas geschwenkt und mit Strom schwimme. Halte das für politisch klug, und werden bemerkt haben, daß auch andre Freunde thun. Vorsicht nach allen Seiten — dies meine Devise. Vorsicht! Erlaube mir daher, in Beispiel zu sprechen, oder wie man's nennt, Parodie oder Parabel, weiß nicht, thut nichts, ganz egal! Also! — War mal grimmiger Wolf in Polen, Größe — täglich drei Schafe, Alter — nicht von gestern, Haare — auf den Zähnen, besondere Kennzeichen — Hunger, weshalb Erzwolf genannt. Andre Wölfe ärgerten sich schwer, weil Erzwolf die fettesten Bissen. Eines Tags Treibjagd. Einige Füchse, Hasen, auch ein paar Böcke geschossen, aber nur ein Wolf und zwar Erzwolf. Großer Jubel unter Wildpret, aber auch unter Wölfe. — Verstehn Sie Parabel, cher ami? — Etwas dunkel, aber geistreich, auf Kaftan! Darum heiter, frisch, demokritisch, jocos! Fest vor Thür, Lust partout, Saison blüht, kommen Sie herüber und werden Sie nicht bloß wieder Mensch, werden Sie wieder — Baron! — Diplomatische Bals müssen bald beginnen —

wird Hauptjubel werden, da einstweilen mit allen Mächten d'accord. Hoffe, daß viele Freunde hier finden werden, denn wenn diesmal auch nicht in Kammer, so doch ganz gewiß Zierde der Saison. Nur keine Verstimmung! Wenn merken läßt — bloß Freude für Gegner. . . ."

Eine Nachbildung des „Kladderadatsch" bildet der Wiener „Figaro," der in den fünfziger Jahren geboren wurde und als Devise wählt:

„Alles wird besser
Mit Seife und Messer."

Und er barbierte auch wacker drauf los, und er stand seinem Berliner älteren Bruder nicht zurück; wie es heute bestellt ist, weiß ich nicht, denn ich habe dieses Blatt seit einigen Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen. Auch einige Typen schuf er: den tschechischen Privatdiener des „Pane Oberlaitenant," den „Bedienten des Herrn Hofrat," die nicht übel sind, jedoch über Wien hinaus kaum bekannt sind. Volkstümlicher ist der Wiener „Kikriki" (gegründet 1849), der jedoch seit dem Tod seines Begründers, des Possendichters O. F. Berg, einen großen Teil seiner Bedeutung verloren hat. Ein anderes Wiener politisches Witzblatt „Der Floh" bildete sich in den siebziger Jahren, bunt illustriert nach Pariser Muster, und bot auch mehr oder minder Gelungenes; er fand einige Nachahmer, worunter auch solche, denen der Witz Nebensache, jedoch die Zote in Wort und Bild Hauptsache ist. Für sie gilt:

Nackte Leiber sind hier billig,
Derbe Zoten folgen nach;
Ja, das Fleisch, es ist sehr willig,
Doch der Geist, der Geist ist schwach.

Aber als merkwürdigen Umstand muß ich erwähnen, daß von den zahlreichen Witzblättern Österreichs, worunter

sich manche sehr tüchtige befinden, nur ein einziges in den öffentlichen Lokalitäten Deutschlands häufig zu finden war, bis es — aus Sittlichkeitsgründen — mit einem Verbot belegt wurde. Erwähnen wir noch den schweizer „Nebelspalter" und kehren wir zu den reichsdeutschen Witzblättern zurück. Julius Stettenheim schuf in seinen „Wespen" den drolligen Reporter Wippchen aus Bernau, ein Kauz, der mit seinen sinnverdrehten Worten und bunten Phrasenlappen eine köstliche Satire auf das verlogene, ungebildete und stets vorschußhungrige Reporterunwesen bildet. Seine Redaktion schreibt ihm z. B., er habe schon lange nichts von sich hören lassen und fordern ihn auf, sie recht bald in den Stand zu setzen, dem Leserkreis eine seiner Originalarbeiten zuzuführen. Wippchen antwortet:

Bernau, den 5. April 1889.

„Ich fror im Schweiße meines Angesichts, als Ihr freundlicher Brief bei mir eintraf, und dieser Umstand erklärt es, daß ich mein Schweigen — verzeihen Sie das harte Wort! — breche. Würde der Frühling wirklich seinen Einzug gehalten haben, so hätte ich Sie mit Ihrer werten Bitte dahin geschickt, wo der April wächst, und hätte dem Tintenfaß keine Zeile entlockt. Aber mit dem bloßen Wunsch lockt man keinen Lenz vom Ofen, noch immer fegt vom Osten ein rauher Nord über die Heiden und Christen dahin, die Vögel haben wie böse Menschen noch keine Lieder, und trostlos strecken uns die Bäume ihre radikahlen Äste entgegen, als bäten sie uns wie arme Reisende um eine milde Knospe, mit der sie in der Kälte ihren Heißhunger stillen könnten. Als mir der Postbote Ihren Brief brachte, saß ich gerade bis über beide Ohren auf dem Pegasus und sang die Saiten meiner Lyra voll zorniger Lieder. Hier einige Proben:

Naht sich der Frühling, dann emsigen Fleißes
Singen ein Lenzlied Millionen Poeten.
„Aber die Sonne duldet kein Weißes,"
Lese z. B. im „Faust" ich von Goethen.

Daß doch die Dichter ihr Lob gern verschwenden!
Wie bin verschnupft ich ohn' eignes Verschulden!
Immer mein Taschentuch hab' ich in Händen —
So scheint die Sonne doch Weißes zu dulden."

Es folgt noch ein längeres Gedicht, dann fährt er fort: „In solcher Stimmung wäre natürlich selbst ein Herkules leicht zu bewegen, in seinem wenig frohen Frondienst zu seinen zwölf Arbeiten noch ein Freiexemplar zu liefern, oder eine derselben zu wiederholen, indem er die Stymphaliden abermals tötet, oder den Kerberos wieder in die Unterwelt hinunterträgt. So auch ich, und darum habe ich mich rasch entschlossen, meinen im Frühling auftauchenden Hin- und Widerwillen zu überwinden und Ihnen einen Bericht zu senden. Ein zweiterer Grund ist für mich die Erwägung, daß meine Bärenhaut sich doch etwas in die Länge ziehen könnte, und daß dann Gefahr vorhanden ist, bis an den Hals in Vergessenheit zu geraten.

So sende ich Ihnen denn einliegend einige Bombardements. Ich übe, wie Sie hören, wenig Schonung. Manche Ortschaft rasiere ich bis zur Unkenntlichkeit vom Erdboden. In diesem furchtbaren Kanonenfeuer muß Ihnen somit ein Schuß, der nur ein Vorschuß ist, wie eine wahre Erquickung erscheinen, weshalb ich Sie denn auch um 50 Mark ersuche, welche Bitte Ihnen wie eine Pause im Getöse ertönen wird.

Sansibar, den 1. April 1889.

W. Es ist charakteristisch für die Naivetät solcher Völker, welche wegen ihrer Nacktheit nicht von der Kultur, sondern höchstens von der Barbarei beleckt werden, daß dieselben

glauben, sie könnten straflos über die Schnur einer civilisierten Nation hauen. Da sie die Nemesis kaum dem Namen nach kennen, so nehmen sie auch nicht an, daß sie von derselben erreicht werden, und da sie auch keine Holzwege haben, so können sie sich auch nicht denken, daß sie sich auf einem solchen befinden, wenn sie glauben, daß eine gebildete und starke Nation wie die deutsche, die Finger nur dazu habe, um durch dieselben zu sehen, wenn man ihr ein Schnippchen oder eine noch schwerere Wunde schlägt.

Unser Geschwader an der ostafrikanischen Küste nahm manche Fünf nicht krumm, sondern ließ sie im Gegenteil gerade sein, wenn die Küstenbewohner außer dem Vieh auch anderen Unfug trieben. Die Befehlshaber sagten sich, daß der Mops, der den Mond anbellt, denselben nicht beißt, und hofften, daß die harte Probe, auf die ihre Geduld gestellt wurde, mit der Zeit wieder weicher werden würde. Als sie aber statt dessen stets nur an Härte gewann, und da Nachsicht schließlich die Rabenmutter der Weisheit zu sein pflegt, überlegte das Geschwader seine Mannschaft nicht lange und bombardierte am 22. März Sadaani. Der Kreuzer „Schwalbe" schoß trefflich. So wenig ein Kreuzer auch ist — Sadaani wünscht sich ganz gewiß keinen Gulden — so blieb doch in diesem Küstenort keine Hütte auf der anderen. Die Einwohner flohen, als brennten ihnen die Sohlen, wenn sie überhaupt solche gehabt hätten, und waren froh, das Leben zu retten und zwar, da sie ja niemals Kleider tragen, das nackte. Mittlerweile prasselte ein Regen von Geschossen auf Sadaani nieder, so daß die Hüttenkeller voll Kugeln liefen und jeder seines Todes sicher war, der nicht floh. Bald war Sadaani von der Landkarte verschwunden, und was noch von der „Schwalbe" geschossen wurde, war Viktoria. Als vom Drehturm der „Schwalbe" die fünfte Stunde schlug, war der Denkzettel vorüber."

Der Hauptfehler solcher komischen Marionetten ist, daß die Drähte, die sie bewegen, doch gar zu offen liegen, wodurch die Schaulust bald befriedigt ist. Von ähnlicher Beschaffenheit ist auch eine andere Figur dieses Blattes, „Unser eigener Interviewer," der das Interviewertum satirisiert, während „Muckenich, der Urberliner" eine sehr gelungene komische Figur darstellt, ähnlich wie sie Pötzl mit seinem „Herrn Nigerl" im „Neuen Wiener Tagblatt" giebt, oder Chiavacci in der Wiener „Deutschen Zeitung" als „Frau Sopherl vom Naschmarkt;" dort der prahlerische Wiener Wirtshausbruder, hier die zungengewaltige Hökerin. Eine ähnliche höchst drollige Figur hat übrigens schon in den fünfziger Jahren in Amerika Browne mit seinem Schaubudenmann Artemus Ward geschaffen, dessen Kauderwelsch leider nicht übersetzbar ist, sonst würde ich es mir nicht versagen, hier ein Pröbchen davon zu geben. Auch diese Aufsätze erschienen in ernsten Tagesblättern, die hiermit den Witzblättern oft Konkurrenz machen. Dasselbe gilt für die meisten der meisterhaften und grotesken kurzen Satiren Mark Twains, den ich für den bedeutendsten Satiriker unserer Zeit halte. Hier bietet sich auch Gelegenheit, des „Arizonas Kikers" zu gedenken. Von Zeit zu Zeit erscheinen nämlich in New Yorker Blättern Auszüge aus der benannten Zeitung, welche eine überkräftige Sprache führt. So schreibt sie z. B. unter der Aufschrift „Eine Ente:" „Wir kennen den Schubiak nicht, der neulich nach Osten und Westen telegraphierte, wir hätten auf Advokat Williams in hiesiger Stadt geschossen und ihn tödlich verwundet; er kann sich auch gratulieren, daß wir ihn nicht kennen. Die Geschichte ist nämlich eine Ente erster Güte und aus purer Bosheit losgelassen. Wir hatten allerdings eine Unterhaltung mit genanntem Advokaten. Dieselbe war kurz, aber zufriedenstellend. Ein Gerücht war uns zu Ohren gekommen, daß

die Witwe Henneſſy von Prescott-Hill beabſichtige, uns wegen gebrochenen Eheverſprechens zu verklagen, und daß Herr Williams ihren Fall übernommen habe. Man verwechsle dieſe Witwe nicht mit den vier oder fünf anderen, welche gegen uns klagbar wurden und die wir in dieſen Spalten wiederholt erwähnt haben. Wir ſind Junggeſellen und etwas empfänglichen Gemüts gegenüber dem ſchönen Geſchlecht. Wenn immer eine Witwe nur den geringſten legalen Anſpruch auf uns hatte, ſo haben wir freimütig die Sache zugegeben und die Affaire auf dem Vergleichswege, außerhalb des Gerichts, mit 15—65 Dollar ins reine gebracht. In dieſem Falle aber waren wir ſicher, daß Frau Henneſſy keinen Anſpruch hatte. Wir haben ihr öfters in ihrem Hauſe einen Beſuch abgeſtattet, das iſt vollkommen richtig, aber die Unterhaltung hat niemals ans Zärtliche geſtreift. Wir ſprachen ſtets mit ihr über die Entdeckung Amerikas, über die Erfindung des Telegraphen und die große Zukunft, welche Arizona vorbehalten iſt, und wenn wir von ihr Abſchied nahmen, achteten wir darauf, daß unſer Händedruck die Belaſtung von zwei Unzen auf den Quadratfuß nicht überſchritt. Advokat Williams, das weiß jedes Kind in der Stadt, iſt ſo eine Art Winkelkonſulent und genießt kaum irgend welchen Anſehens. Als er entdeckte, daß wir jeden Sonntag und Freitag abend mit Witwe Henneſſy wiſſenſchaftliche Geſpräche führten und Pea-Nüſſe aßen, ſuchte er ſie auf und machte ihr den Vorſchlag, einen Prozeß wegen gebrochenen Eheverſprechens gegen uns einzuleiten und die Entſchädigungsſumme dann zu teilen. Zur Ehre der Witwe ſei's geſagt, ſie zögerte mehrere Tage; ſchließlich gab ſie ihre Einwilligung, aber nur, weil ſie keine Schuhe mehr hatte und auch ſonſt mehr oder minder abgebrannt war. Mittwoch vormittag ſprachen wir bei Advokat Williams vor. Von

dem Augenblick, da wir in sein Bureau traten, bis zu dem Moment, wo er die betreffenden Prozeßakten zerriß und uns um die große Gunst bat, unsere Hände schütteln zu dürfen, verflossen kaum vier Minuten, und die hatten nur 40 Sekunden. Da gab es weder Schießen, noch Verwunden, noch Töten. Er sah seinen Irrtum vollkommen ein und entschuldigte sich aufs höflichste. Da sein Abonnement auf den „Kiker" am Ablaufen war, benutzte er die Gelegenheit, um es zu erneuern, und wir schieden im besten Einvernehmen." — Das drolligste bei der Sache ist, daß der „Arizona Kiker" nicht, wie in Europa allgemein geglaubt wird, thatsächlich existiert, sondern die Erfindung eines witzig-satirischen Kopfes ist, der damit den rohen Ton eines Teils der amerikanischen Presse verspotten will.

Nun sei aber noch eines aus der komischen Retorte der Presse hervorgegangenen Homunculus gedacht: des weitberühmten „Partikularisten Bliemchen aus Dresden." Geschaffen wurde er 1877 von dem Leipziger Schriftsteller Gustav Schumann im Verein mit seinem Bruder Paul; letzterer starb jedoch drei Jahre später. Bliemchen trat zunächst in dem damals in Leipzig erschienenen humoristischen Blatte „Puck" auf, wo er als „wiethiger Breißenfresser" sich über die „gegenwärt'g loofenden Zeitverhältnisse in d'r Boledik" ausließ. Menschen sind sterblich und Abonnenten vergänglich: der „Puck" ging 1878 ein, und seither erscheint Bliemchen in selbständigen Schriften, wo er alle möglichen Verhältnisse unter seine scharfe Lupe nimmt, sei es daheim in seinem „scheenen, scheenen Dräsen," sei es auf seinen „großart'gen" Reisen, auf denen er in die ergötzlichsten Abenteuer verwickelt wird. Auf den meisten dieser Fahrten wird Fritze Bliemchen von „Dr. Löwe" begleitet, hinter welcher Figur sich der als „Herausgeber" der Bliemchenschriften zeichnende Verfasser Gustav Schumann verbirgt.

Fast wäre ich geneigt, den Namen dieses wackern Humoristen dreimal hintereinander niederzuschreiben. Denn ein Zufallskobold will, daß nicht nur vom großen Publikum, sondern auch von Leuten, die zum Schreibhandwerk gehören, oft die unterschiedlichsten Namen als Verfasser der Bliemchenschriften, deren zwanzig bereits erschienen sind, genannt werden, nur nicht der seines wirklichen Schöpfers, welcher mit diesen Satiren in löblicher Weise gegen die Auswüchse politischer Sonderbestrebungen sich wendet. In seinem Haß gegen alles „Breische" geht Bliemchen so weit, daß er seinem Heftchen „Sommerfrische" die Bemerkung vordruckt: „De Jeberſetzung ins Breische un andre fremde Sprachen were ich mer vorbehalten." Und § 1 der „Hausordnungsbaragrafen" unseres „gedoppelt viersteck'gen Hausbesitzers" lautet: „Breißen finden bei mir kee Unterkommen! Es thut mer leid." § 2 wieder: „Ähndso desgleichen Hunde sein nich gerne geſehen, indem weil zwischen de einzelnen Loschire frieher efterſch Beißerei vorgekommen is."

Als Stilist sucht Fritze Bliemchen überhaupt seinesgleichen. Seine „Memoiren" beginnt er: „Ich bin ä gebornes Bärne'sches Kind, welche scheene Stadt dichte an d'r Elbe liegen dhut."

In „Sommerfrische" urteilt seine Lebensweisheit:

„Wer nischt erheirat't, nischt ererbt,
Der bleibt ä Lumbrich, bis 'r sterbt."

Und um sich immer bei guter Laune zu erhalten, giebt er dem Leſer den freundschaftlichen Rat:

„Soll gute Laune bei dir walten,
Rat' ich: D'n Kopp stets oben halten.
Un, derfst mir'sch abber nich veriebeln,
Trag' niemals nich zu enge Stiebeln!"

Doch genug von dieſen ſchurrigen Kerlchen! Aber wenn auch ihre Zahl Legion hieße — ſo viel Frohſinn könnten ſie doch nicht aus dem Tintenfaß ſchöpfen, wie es bedarf, den Ärger zu verſcheuchen, welchen nur zwei ſich gegenſeitig ſchaffen. Wer dieſe zwei ſind? Der eine heißt der Eine und der andere heißt der Andere.

XI.

Das Sinngedicht.

1.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Klopstock.

Bald sind wir Sinngedicht, bald Epigramm,
Bald zornig wie ein Bär, bald friedlich wie ein Lamm,
Oft wie ein Sittenspruch, oft was didaktisch heißt,
Bald der Zerstörung Blitz, bald der Betrachtung Geist,
Nicht selten grob, ironisch und satirisch,
Dann wieder tief erregt, dämonisch, ernst und lyrisch,
Als fühlten wir die Offenbarung nah sein.
Mit einem Wort, wir gleichen unserem Dasein.

Otto Banck.

Es ist ein buntes Heer Elementargeister, das sich unter der Fahne des Sinngedichts versammelt hat: Elfen, die zarten Luftgeister, Nixen, die zierlichen Wasserjungfrauen, Gnomen, die klugen Bergmännchen, Kobolde, die neckenden Zwerglein und noch manches andere, was zum Troß gerechnet werden kann. Minder symbolisch will das sagen, es gehören dazu: Sprüchlein, Scherzreime, Denksprüche, die ohnehin, ähnlich den Berggeistern, Gnomen heißen, Stachelverse und noch manches andere, deren Gemeinschaft-

lichkeit hauptsächlich nur in der Kürze besteht. Nicht zu vergessen wäre das Epigramm, das von vielen den größten Teil dieser Gattung als Sammelbezeichnung beigelegt wird. Das Epigramm bedeutet ursprünglich, wie schon sein griechischer Name anzeigt, nur eine Überschrift, deren wesentliche Bedingung also Kürze war. Es sollte mit wenigen Worten die Bestimmung andeuten. Später wurde daraus eine kurze sinnige Betrachtung eines Gegenstandes, wie sie die vom griechischen Mönche Planudes im vierzehnten Jahrhunderte gesammelte „Anthologie" zahlreich aufweist. So wurden einer vom Bildhauer Myron (5. Jahrh. v. Chr.) gebildeten Kuh eine Menge Epigramme gewidmet. Neben dem Lob wohnt der Tadel, Spott ist des Ruhmes Nachbar, und so konnte es denn nicht fehlen, daß sich auch die Satire dieser Dichtungsart bemächtigte. Catull und Martial haben an dergleichen Meisterhaftes in der römischen Litteratur geschaffen; allerdings ist auch manches darunter, was selbst die Druckerschwärze erröten machen könnte. Martial nimmt noch heute den ersten Rang als Epigrammatiker ein und viele seiner Gedichtchen wurden von anderen Autoren benützt, auch von Lessing, Castelli. Ein ganzes Heer lateinischer Epigrammatiker hatte die Zeit der Humanisten aufzuweisen, die besonders in den Niederlanden sehr zahlreich waren, von denen nur der Verfasser der „Küsse," Johannes Secundus (1511—1536) erwähnt sei, der aber jung an Jahren starb. Auch der wackere Hutten schuf zahlreiche Epigramme, ebenso der Schotte Buchanan, und mehr noch Owen, der „britische Martial," von dem noch heute einige Distichen sehr bekannt sind. Der Neapolitianer Sannazar (1458—1530) hat sein Angedenken als Epigrammatiker hauptsächlich durch sein übrigens sehr mittelmäßiges Epigramm auf Venedig erhalten, wofür er vom Senat sechshundert Zecchinen erhielt — hundert für jede Zeile — und überdies noch seinem von Titian

gemaltes Bild im Dogenpalast eine Ehrenstelle angewiesen wurde. Als Kuriosum sei hier auch noch das bekannte auf die früheren politischen Ehebündnisse der Habsburger anspielende Epigramm des Ungarkönigs Mathias Corvinus (1443—1490) erwähnt. Es lautet:

Bella gerant alii! tu felix Austria, nube
Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.[1])

Reich an satirischen Epigrammen ist die französische Litteratur, und ihr zunächst kann die deutsche genannt werden, die zwar vieles jener entlehnt hat. Die anderen Litteraturen haben verhältnismäßig nur wenig aufzuweisen. Anders aber ist es mit dem spruchartigen Teil der Sinndichtung, der hauptsächlich aus dem Orient herrührt, obgleich auch die frühesten uns bekannt gewordenen Schriften der nordischen Völker vieles aufzuweisen haben. Einen reichen Gnomenschatz birgt die jüdische Litteratur in den Sprüchen, welche den Namen Salomos führen, der vielleicht auch einen Teil derselben gesammelt hat. Die ersten neun Kapitel scheinen eine Art moralisierende Einleitung zu bilden, während Kapitel 10—22 als Sprüche Salomos angeführt werden. Von hier bis zum Schlusse stehen Sprüche, „Sprüche, die hinzugesetzt haben die Männer Hiskias, des Königs Judas," die „Worte Aguos," und die „Worte des Königes Lemuel, die ihn seine Mutter gelehrt hat." Die eigentlichen Sprüche Salomos sind meistens aus Doppelversen gebildet, wo zwei kurze Sätze vergleichsweise nebeneinander gestellt sind, z. B.:

Ein weiser Sohn des Vaters Lust,
Ein dummer Sohn der Mutter Gram.

*

[1]) Mögen die andern kriegen, du glückliches Österreich heirat' — Was den andern Mars, giebt dir die Venus zur Macht.

Nicht Hilfe bringt ein unrecht Gut,
Gerechtigkeit befreit vom Tod.

*

Die läff'ge Hand macht arm,
Die fleiß'ge Hand macht reich.

Den Sprüchen Salomos, die einst ein beliebtes Hausbuch gewesen sein mögen, sind die Sprüche von Jesus Sirach nachgebildet, welche ungefähr 180 Jahre vor Christus entstanden und uns nur in der griechischen Übersetzung seines Enkels erhalten geblieben sind. Ungefähr ein Jahrhundert jünger ist die uns unter dem Namen „Weisheit Salomos" in griechischer Sprache überlieferte Spruchsammlung, die wahrscheinlich aus den jüdisch-helleniſtischen Kreisen hervorgegangen sind, aus denselben, die später den Kern des Christentums bilden sollten.

Viele dieser Sprüche, die schon manches von auswärts aufgenommen haben, namentlich die Sammlungen aus späterer Zeit, sind in der Sprichwörter-Thesaurus aller Völker aufgenommen worden. Diese Schatzkammern boten ihr Spruchgold den Dichtern und Denkern der Nation, die es umprägten, wovon dann wieder vieles zurückfloß, um von hier aus erneuert in Umlauf gesetzt zu werden. Ein stetes Nehmen und Geben, bei dem sich kaum bestimmen läßt, wer mehr nahm als gab. In der Spruchpoesie nimmt die deutsche Litteratur den ersten Rang ein, obgleich auch andere viel Treffliches aufweisen können, besonders die niederländische. Schon die altdeutsche Sprache weist eine Fülle auf: Meister Spervogel, Walther von der Vogelweide, Thomasin Tirkler haben kernige Sprüche geschaffen; Freidanks Bescheidenheit — wie Grimm meint von Walther dem Vogelweidner verfaßt und so benannt, weil es über die verschiedensten Lebensverhältnisse Bescheid giebt — ist eine reiche Sammlung, deren Sprüchlein, wie „Hunger ist der

beſte Koch" — „Heute lieb morgen leid" — „Genug iſt beſſer als zuviel" u. ſ. w. heute noch zur gangbaren geiſtigen Scheidemünze gehören. Reinmar von Zweter, Konrad Marner, Frauenlob, die Meiſterſänger, beſonders Hans Roſenblut, dem viele der uns überlieferten Priambeln zugeſprochen werden, haben vieles beigetragen. Luther zimmerte manches prächtige Sprüchlein, wie:

Wer was weiß, der ſchweig,
Wem wohl iſt, der bleib,
Wer was hat, der behalt,
Unglück kommt bald!

*

Kein ſchöner Ding iſt wohl auf Erden,
Als Frauenlieb, wem ſie mag werden.

Das bekannte Sprüchlein:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang
Der bleibt ein Narr ſein lebenlang,

wird wohl dem Reformator zugeſchrieben und es könnte auch von ihm herrühren, allein wir haben keinen Beweis deſſen. Luthers Zeitgenoſſe Johann Agricola, der Mitverfaſſer des Augsburger Interims, gab eine Sammlung deutſcher Sprichwörter heraus, wobei er manches umgeformt hat. Nicht vergeſſen ſei Sebaſtian Frank, von deſſen Sprüchen nur die vier Zeilen angeführt werden mögen:

Fides iſt geſchlagen tot,
Justitia liegt in großer Not,
Pietas, die liegt im Stroh,
Humilitas ſchreit Mordio!

Martin Opitz (1597—1639), der die deutſche Dichtung nach niederländiſchem Vorbild reformierte, ſchuf einige gelungene Sinngedichte, darunter auch ſatiriſche:

Grabschrift eines Eigennützigen.

Hier lieget Sylvius, der nichts umsonst gethan,
Es schmerzt ihn, daß man dies umsonst hier lesen kann.

Grabschrift eines Hundes.

Die Diebe lief ich an, den Buhlern schwieg ich stille,
So ward vollbracht des Herrn und auch der Frauen Wille.

Letzteres Epigramm ist nach dem Lateinischen von Bellay und wurde auch von Paul Flemming (1609—1640) übersetzt, von dem auch der Zweizeiler herrührt:

Die Liebe kommt mit Lust, geht wieder weg mit Trauer,
Süß ist ihr Anfang wohl, das Ende aber sauer.

Der erste bedeutende deutsche Epigrammatiker, dem bisher an Menge — er schuf über dreitausend Sinngedichte — und Vortrefflichkeit nur wenige gleichkamen, ist Friedrich Logau (1614—1655), von dem hier einige Proben folgen:

Die Sünden.

Menschlich ist es Sünde treiben,
Teuflisch ist's in Sünd' zu bleiben,
Christlich ist es Sünd' zu hassen,
Göttlich ist es Sünd' erlassen.

Verdächtige Richter.

Ist ein Esel zu erstreiten, o so suche dir zur Hand
Einen Richter, der nicht selber ist dem Esel anverwandt.

Altdeutsche Schrift.

Der Deutschen ihr Papier
War ihrer Feinde Leder.
Das Schwert, das war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier.

Der trunkene Veit.

Man warf den Veit die Trepp' hinab,
Er ſchickte ſich darein,
Sprach: „Hätt' es nicht ein Menſch gethan,
So hätt's gethan der Wein."

Steuer.

Wie weiſe man auch ſonſt den Salomon geachtet,
So hat er doch hierin nicht alles recht betrachtet:
Daß zu der Dinge Zahl, die niemals werden ſatt,
Die Steuer er nicht auch noch zugeſchrieben hat.

Neben Logau machte ſich R. G. Weckherlin (1584—1653) geltend, von dem ein Stachelvers lautet:

Grabſchrift einer Zänkerin.

Hier lieget, Gott ſei es gedankt,
Ein Weib, das Tag und Nacht gezankt,
Nicht tretet hart, ihr lieben Leut',
Ihr weckt ſonſt einen neuen Streit.

Es folgten Olearius, Tſcherning, Scherffer, Ehrich mit manchem Guten, dann A. Gryphius, der einer alten Gefallſüchtigen zuruft:

Man lacht nicht weil du alt, glaub mir, man lacht allein,
Weil du, die doch ſo alt, durchaus nicht alt willſt ſein.

Einem andern gegenüber meint er:

Man hält viel mehr von dir als mir, und jedermann
Lobt dich. — Warum? — Du lobſt was ich nicht loben kann,

und einem alten Sünder ſagt er rundaus:

Die Zeit mag deinen Kopf und Bart in Weiß verkehren,
Die Schwärze des Gemüts wird bei dir ewig währen.

Sinnige und tiefsinnige Sprüche schuf der in seiner Mystik bis zum Pantheismus gelangende Angelus Silesius:

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

*

Was ist Gottes Eigenschaft? Sich ins Geschöpf ergießen,
Allzeit derselbe sein, nichts haben, wollen, wissen.

Johannes Grob (1643—1697), der, wie er selbst sagt, ist und schreibt grob, widmet einem neuerrichteten Bäckerhaus den Reim:

Hier, Bürger dieser Stadt, kommt her und nehmet acht,
Wie euer kleines Brot so große Häuser macht.

Von einem Eingebildeten urteilt er:

Ortlieb wär ein wackrer Kerl und berühmt in aller Welt,
Wenn er andern halb gefiele, wie er ganz sich selbst gefällt.

Von Christian Gryphius sei nur eine satirische Grabschrift angeführt:

Ein Mann von sechzig Jahren ward in dies Grab gesetzt,
Er war zur Welt geboren, aß, trank, schlief, starb zuletzt.

Du lieber Himmel! genau genommen ist das ein Epitaph für Hans Jedermann. Man lebt sich zu Tode, Tag um Tag, mit ein bißchen leichten Sinn langsamer, mit ein gut Stück Laster schneller. Und doch! wie übel wäre es in der Welt bestellt, würden wir nicht anders denken, als leben.

Nicht genug als Epigrammatiker geschätzt wird Chr. Wernicke (1665—1720), der schärfer als die meisten seine Pfeile zu schiften verstand:

Vers und Poesie Kleons.

Sein Pfund hält Kleon nicht geheim,
Er sucht die Leser zu vergnügen,
Macht in gebundner Rede Reim
Und schreibt in ungebundner Lügen.

Aus der nachfolgenden Zeit wären Mencke, Besser, Hunold und Brockes zu nennen, bis der große Lessing erschien, dessen beste Stachelreime allerdings Martial nachgebildet sind:

Auf Galathee.

Die gute Galathee! man sagt sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt,
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.

Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul,
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

Hagedorn, E. Ch. Kleist, Kazner, Weißhuhn und viele andere, die im Frühschein und im Tagesglanz unserer klassischen Litteraturepoche lebten und wirkten, haben Beträchtliches auf diesem Gebiete geschaffen, so daß es nicht wenig Raum erfordern würde alles mit Proben darzustellen. Es seien daher fortan nur die namhaftesten Epigrammatiker und hauptsächlich nur Stachelverse vorgebracht. J. B. Michaelis (1746—1772) stichelt auf die schalen Leichenpredigten:

Der Herr von Kilian, den wir begraben,
War Herr von Kilian,
Und dieser Herr von Kilian
Ist eben dieser Herr von Kilian,
Den wir als Herr von Kilian
Begraben.

P. W. Henſler (1742—1779) läßt einen Ratsherrn folgenden Stoßſeufzer von ſich geben:

O Weisheit rüſte mich mit Kraft,
Daß meine Stimme Nutzen ſchafft
In Kirche, Schul' und Staate;
Und da mein Wiſſen Stückwerk iſt,
So gieb, daß ich zu aller Friſt
Das Beſte wenigſtens errate.

Der witzig-grobe und grob-witzige A. G. Käſtner (1719—1800) iſt Verfaſſer zahlreicher ſatiriſcher Epigramme, von denen allerdings viele zu ſehr mit Perſon und Zeit verknüpft ſind, um heute noch und überall befriedigen zu können. Einige mehr allgemeinen Inhalts mögen hier als Zeugen auftreten:

Die Dichter.

Drei Dichtern ſieht man's eigen an,
Daß Haller denken will und kann,
Und Engbruſt, wenn er könnte, dächte,
Und Reimreich, könnt' er auch, nicht möchte.

Prozeß.

Das Wort gebrauchen Alchymiſten,
Desſelbengleichen auch Juriſten;
Es heißt, ſo viel bisher Erfahrung gab:
Verſpricht Gewinn und bringt den Bettelſtab.

Widerruf.

Nein, ſelbſt dein Feind wird dir geſtehen müſſen,
Man weiß, Abſtrakt, vollkommen was du willſt,
Und daß du nur, was alle Kinder wiſſen,
In dunkle Pracht barbar'ſcher Wörter hüllſt.

Der alternde Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgeſungen,
Doch manche Critici, die bleiben ewig Jungen.

Einige Epigramme Käſtners ſind auch zu zotig, um ohne Bedenken wiedergegeben zu werden. Eines, gegen die Damen in Göttingen gerichtet, welche den dort anweſend geweſenen Franzoſen ziemlich viel Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, werden die Betroffenen dem Dichter zeitlebens nicht verziehen haben. Erwähnt ſei auch der heute bereits mit Unrecht ganz vergeſſene Ephraim Kuh (1731—1790), deſſen Erinnerung Berthold Auerbach in einer Erzählung aufzufriſchen verſuchte, Klopſtock, deſſen ernſte Epigramme etwas gar zu trocken ſind, Herder, deſſen Gnome

Liebe und Treue.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für ſich allein,
Liebe kommt euch raſch entgegen,
Aufgeſucht will Treue ſein —

allbekannt iſt, der liebenswürdige blinde Pfeffel:

Die Sirene.

Thoms, dem ſein Weib ganz mörderiſch
Durch ihr Gekreiſch die Ohren plagte,
Sah ein Sirenenbild und ſagte:
„Mir wär' es lieber, oben Fiſch."

Kyaw (1771—1809) frägt den Zornprediger Murx:

Sprich, warum führeſt du die Schafe deiner Pflege
Nicht auf grabem, offnem Wege
Zum Himmelreich? Warum macht deine Treiberhand
Sie nur mit Satans Diſtelpfad bekannt?
Bleibt dir in dieſen Dornenhecken
Vielleicht die beſte Wolle ſtecken?

C. F. Weiße (1726—1804) meint von einem Unbeſtändigen:

Er weiß nicht was er will, doch weiß er allzuſehr,
Das, was er erſt gewollt, das will er jetzt nicht mehr.

W. Heinse (1749—1803), der talentvolle Jünger Wielands, darf hier wohl mit einem Reimpaar vertreten sein:

Der Mitteilsame.

Man sagt, Barbell sei im Duell geblieben,
Ich glaub' es nicht, er hätt' es mir geschrieben.

Der alte Gleim (1719—1803), der „preußische Grenadier," äußert sich über Preßfreiheit:

Die Presse frei! Gottlob Fatill,
Man kann so viel man immer will
In unsern aufgeklärten Tagen
Des tollsten Zeugs zu Markte tragen —

und einem Schriftsteller giebt er die urteilende Antwort:

Dein Buch? — ich soll sogleich die Wahrheit dir gestehen?
Dein Buch — das ist ein Buch und das Papier ist schön.

Preßfreiheit! Ja, wenn hier dem echten Unsinn und der ungemischten Gemeinheit eine Zensur abhelfen könnte, eine andere Zensur als es des Publikums gereifte Urteilskraft wäre. Von Amts wegen werden nur Adlern, Lerchen und Spottvögeln die Flügel beschnitten, Eulen haben des Zensors Schere nie zu fürchten gehabt, denn sie fliegen nicht am hellen Tag, auch Fledermäuse nicht, denn ein gelahrter Buchrichter wußte recht gut, daß sie nicht den Vögeln gehören.

Der Gefühlsstutzer Kaspar Lavater hat auch eine stattliche Anzahl Denksprüche geschrieben, worunter sich manches Gelungene befindet:

Denk im Leiden: Das Leiden ist Mittel, sein Zweck Vollendung;
Denk in Freuden: Von besseren Freuden sind diese nur Schatten;
Denk des Morgens und Abends: Es eilt mein Ziel zur Vollendung,
Und beim Glockenschlag: Ich Sterblicher bin auch unsterblich.

Es ist recht gut und schön, solche tugendfromme Sprüchlein zu äußern, nur schade, daß man sie leichter äußern als praktisch bethätigen kann. Mir fällt bei solchen Worten immer des „süßen Schwan von Avons“ weltkundige Äußerung ein:

For there was never yet philosopher
Who could endure the toothache patiently.[1])

„Lavater,“ sagte Goethe zu Eckermann, „glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvte, behauptete Lavater, dies sei ein anderer Cagliostro, der Wunderthäter Cagliostro sei eine heilige Person. Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog sich und andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch. — Sein Gang war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blocksberg (in »Faust«) als Kranich vorkommt.“ Dieses Urteil stimmt mit dem der „Xenien“ überein, wo das Distichon „Der Prophet“ gegen Lavater gerichtet ist:

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Der dänisch-deutsche Dichter Jens Baggesen (1764—1826) spottet seiner salbungsvollen Art mit folgender

Caspariade.

Immer liebere, liebste Liebe! Je mehr du die Liebe
Liebst, je liebender liebt dein dich liebender Liebling.

---

[1]) **Sweet swan of Avon**, nannte Ben Johnson Shakespeare. — Bis jetzt gab's keinen Philosophen noch — Der mit Geduld ein Zahnweh konnt ertragen. (Viel Lärm um Nichts V, 1.)

Gelungene satirische Epigramme schuf K. F. Kretschmann (1738—1809), der sich gegen die Kritik mit den Worten wendet:

An die Kantianer.

Du gabst, erhabene Zunft,
Kritik der reinen Vernunft,
Gieb nun den Musen zum Glück
Bald reine Vernunft der Kritik.

Der alles umfassende Goethe mit seinem reichen Innenleben, mit seinem bunten Außenleben, bietet in seinen Werken eine derartige Fülle von Sinngedichten aller Art, daß diese allein schon einen Hauptast an dem weitausragenden Baum der Litteratur eines Volkes bilden könnten. Seine klassischen bald überaus sinnigen, bald überaus sinnlichen „Epigramme aus Venedig," wo er auch das Geständnis macht:

Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot;

seine „Zahmen Xenien," seine Sprüche in Vers und Prosa, seine „Invektiven" — sie geben ein Bild der Dichtung, des Dichters und der Zeit mit dem was in ihr lebt, wie es deutlicher nicht in hundert Bänden geschildert werden könnte, einen Schatz von Scharfsinn und Lebenskunst, von Witz und Gemüt, der einem Volke für Zeit und Zeiten als Zehrpfennig genügt. Ob er nun jugendfrisch sich spottend wendend gegen

Mamsell A. A.

Ihr Herz ist gleich
Dem Himmelreich;
Weil die geladnen Gäste
Nicht kamen,
Ruft sie zum Feste
Krüppel und Lahmen;

oder ob er, bejahrt geworden, verdrießlich ausruft:

Den Zudringlichen.

Was nicht zusammengeht, das soll sich meiden!
Ich hind'r euch nicht, wo's euch beliebt zu weiden.
Denn ihr seid neu und ich bin alt geboren.
Macht was ihr wollt, nur laßt mich ungeschoren!

überall, selbst im Schwächsten, zeigt sich die Spur des Löwen.

Wie du mir, so ich dir.

Mann mit den zugeknöpften Taschen,
Dir thut niemand was zulieb,
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst so gieb.

Zahme Xenien.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!"
Ich hab' mich nie verrechnet
Aber oft verzählt.

*

„Was lehr' ich dich vor allen Dingen?"
Möcht' über meinen eignen Schatten springen.

*

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt,
Nachtreten wär' mir Schmach!
Hab' alles von mir selbst gelernt!" —
Es ist auch danach!

Mit Absicht, scheint es, vermied Goethe in späteren Jahren, seinen satirischen Epigrammen, sofern sie nicht ganz persönlich waren, eine persönliche Form nach der Art Martials zu geben, was zwar nicht neu war, aber doch erst seither bedeutend in Übung gekommen ist, so daß die etwas langweilig gewordenen Deckadressen an Bav und Mav und ähnliche Römeleien nun fast ganz verschwunden sind.

Schiller meisterte das Epigramm nicht minder; die schärfsten der „Xenien" sollen von ihm herrühren.

An *

Teile mir mit, was du weißt, ich werde es dankbar empfangen,
Aber du giebst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

An **

Du willst Wahres mich lehren? Bemüh' dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Im Jahre 1797 erschienen die von Goethe und Schiller gemeinschaftlich verfaßten „Xenien," die ungeheures Aufsehen erregten und deren Angriffe eine Menge Gegenschriften hervorriefen. Über den Anteil, den jeder der beiden Verfasser an der Arbeit, äußerte sich Goethe: „Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind. Freunde, wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem anderen. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen

Vers und ich den andern.“ Die „Xenien,“ nach dem gleichbenannten XIII. Buch der Epigramme von Martial benannt — Xenia bedeutet Gastgeschenk — beschäftigen sich in scharfkritischer Weise mit den meisten Personen, die damals in hervorragender Weise litterarisch thätig waren und dehnen ihre Betrachtungen auch noch auf vieles andere aus. Ramler, der die Gewohnheit hatte, in seinen Anthologien die Dichtungen der Autoren nach eigenem Gefallen zuzustutzen, wird der „Krebs von Berlin“ genannt, von Campe, der in seinem Sprachreinigungseifer viel Gutes, aber auch manches Übertriebene hervorgebracht, heißt es:

Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Manso, der Verfasser ästhetischer Schriften, erhält den Hieb:

Der Schulmeister in Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Und so geht es fort. Stollberg, Nikolai, Gleim, Schlegel, alle werden mehr oder minder scharf gehechelt. Manso erwiderte mit einer Reihe Gegenxenien, die sich hauptsächlich gegen Schiller wenden, den er „Kants Affe“ nennt. August Wilhelm Schlegel läßt die Weimarer sprechen:

Als Waimarischer Hofpoete
Ist doch am kreßten unser Gethe;

und bemerkt von Schiller:

So lang es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben.

Der fröhliche M. Claudius erwidert parodierend:

Fallen ist der Sterblichen Los. Es fällt hier der Schiller
Wie der Meister, doch stürzt dieser gefährlicher hin.

Am sanftesten entgegnete noch der alte Gleim:

Ein wahrer Jammer ist's, daß zwei so gute Köpfe
Verdreht vom Brausewind,
Daß zwei so spiegelrein erschaffne Gottgeschöpfe
Nicht rein geblieben sind.

XII.

Das Sinngedicht.

2.

Si natura negat, facit indignatio versum.[1])
Juvenal.

Gelungene Epigramme schuf auch Günther Goekingk (1748—1828), der dem bissigen Kästner allerdings zu friedfertig schien:

Die vielen Freunde.

Wer hätte das gemeint?
Zweihundert Freunde hat Alcist,
Denn jeden, den er schuldig ist,
Nennt er: „Mein lieber Freund."

Weniger möchte man glauben, daß auch der derbe, wackere Voß (1751—1826) feingespitzte Pfeile in seinem Köcher führte. Einem „wortreichen Nachschreiber" widmet er die Zeile:

Schreibend schreibt er im Schreiben geschriebene Schriften, der Schreiber;

und die Romantische Schule mit ihren Verskünsteleien verspottet er in einem

Klinggedicht.

Mit — Prall- — Hall — Sprüht — Süd — Trall- — Ball —
Lied. — Kling — Klang — Singt, — Sing — Sang — Klingt.

---

[1]) Wenn die Natur nicht will, macht die Entrüstung Verse.

Der unglückliche Heinrich Kleist (1777—1811) schrieb eine Anzahl gelungene Distichen; Claudius hat manche Stachelreime; indes ist sein Epigramm

Adam.

Es legte Adam sich im Paradiese schlafen,
Da ward aus ihm das Weib geschaffen.
Du armer Vater Adam, du,
Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh.

eine Übersetzung — irre ich nicht — aus dem Französischen, und auch schon früher von Johann Besser (1654—1729) ähnlich lautend veröffentlicht worden.

Einer der bedeutendsten Epigrammatiker Deutschlands, der im satirischen Stachelvers selbst Logau übertrifft, ist Friedrich Haug (1761—1829), welcher recht viel Witz mit gefälliger Form verband. Einige Proben mögen dies hier bekunden.

Über Bz. Korrespondenzen.

Er schreibt nach Süd und West, er schreibt nach West und Ost,
Ach, wenn er stirbt, wie viel verliert an ihm — die Post.

Lehre.

Meide jeden Federkrieg gegen Pasquinade;
Klugheit ist es, schweigt ein Thor, schweigt ein Weiser, Gnade.

Fant.

Der Modetrieb ist heftig!
Auch Petitmaitre Fant
Liest nun den großen Kant.
Sein Auge — wie geschäftig,
Wie müßig — sein Verstand!

Erklärung.

Was sind die Seelen eitler Weiber?
Bloß Kammerfrauen ihrer Leiber.

Verwunderung.

„Dumm ſchwatzt ich geſtern," ſagt Veit.
Warum beſtimmt er eine Zeit?

Über Z.

Gebt ihm vom Lethe, damit er vergißt,
Daß er als Dichter vergeſſen iſt.

Über Ax.

Ach! der gute, dumme Mann
Hat fürwahr vergeſſen,
Daß er mich nur beißen kann,
Aber ich ihn freſſen.

Dem Lügner Wind.

Was? biſt du nicht geſtorben, Wind?
O leugn' es immerzu!
Die Weiber, die's erzählten, ſind
Glaubwürdiger als du.

Doppelt witzig iſt nachfolgendes ſatiriſches Epigramm, indem es als Überſchrift eine Variation des bekannten lateiniſchen Sprüchleins: „Ars longa vita brevis" giebt:

Ars longa virtus brevis.[1])

Sie ſpielt die Unſchuldsvolle,
Doch länger als die Rolle
Währt ihre Tugend nie,
Der Vorhang fällt — und ſie.

Seine hundert Epigramme auf Wahls ungeheure Naſe und hundert Epigramme auf Ärzte enthalten manches voll-

[1]) Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz. — Die Kunſt iſt lang, die Tugend kurz.

kommen Gelungene, indes wirkt das beständige Variieren eines Themas ermüdend.

Hyperbel über Wahls Nase.

Er trägt, wie frech und sittenlos,
Den größten Teil des Körpers bloß.

*

Er stand und sprach vor seinem Haus,
Da hielt ein Güterwagen an.
„He!" rief der trunkne Fuhrmann aus,
„Den Schlagbaum aufgethan!"

An Burro.

Was deine Kranken tötet, ist:
Daß du ein Arzt und keiner bist.

Dem Medikaster Spada.

Du, Spada! — nicht Prometheus,
Du seist des Geiers Raub.
Er schuf aus Staube Menschen,
Du schaffst aus Menschen Staub.

Vieles hat indessen Haug anderen entnommen; seinen größeren Gedichten dürfte kein großer Wert beizumessen sein. Im Verein mit Chr. Weisser (1761—1836), der, wie nachfolgende Verse auch zeigen, selbst Tüchtiges auf diesem Gebiete geschaffen hat, gab er eine epigrammatische Anthologie heraus.

Geduld.

Geduld ist eine Kunst und eine von den schweren,
Die Weiber können sie nicht lernen, aber lehren.

Einer dichtenden Frau.

Gedichte schriebst du, wie wir wissen,
O Daphne, mehr als einen Band,
Respekt vor deiner rechten Hand,
Allein die linke will ich küssen.

Nur flüchtig erwähnt seien Matthisson (1761—1831), Stefan Schütze (1771—1839), Ludwig Robert (1778—1830), der talentvolle Bruder der Rachel van Ense. Zahlreiche Sinngedichte verfaßte der Sänger der Griechenlieder, Wilhelm Müller (1794—1824), worunter jedoch nur wenige satirisch sind.

Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

Nicht vergessen sei August Platen (1796—1835), der es jedoch vorzog, seinen Widersachern mit satirischen Komödien zu entgegnen.

Die Epigramme.

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme, die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gefängen Gehalt.

Naturstudien.

Emsig studier' ich und gern die Natur, doch fühl' ich am Ende,
Daß sie poetisch allein spräche zu meinem Verstand.

Zahlreich, fast könnte man hinzufügen, wie der Sand des Meeres, sind die Sinnsprüche des allzeit reimbereiten Fr. Rückert (1780—1866), und man kann es kaum unterlassen, angesichts der Riesenmenge mit Günther Walling auszurufen:

Rückerts „Weisheit der Brahmanen."

Wollte endlich mich bekehren,
Statt zu kritteln und verneinen
Lauschen deinem Saitenspiel;
Doch, sechs Bände Weisheitslehren,
Heil'ger Brahma, ist für einen
Armen Sterblichen zu viel!

Die Vortrefflichkeit des Gebotenen soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden. Ein Meister der Form,

verstand es Rückert fremde Spruchweisheit und auch seinen eigenen Gedanken angenehm darzustellen:

Sprüche.

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

*

Leute, welche müßig gehen,
Ärgert es, wenn andre schaffen;
Wo sie einen Jagdhund sehen,
Müssen Straßenhunde klaffen.

*

Blick in die Welt hinaus und sieh' viel andre Räder
Erhalten sie im Gang, als deine Schreibefeder.

*

Maulesel wird gefragt: „Wer ist dein Vater, sprich?"
„Mein Oheim," sprach er, „ist Herr Hengst, was fragt ihr mich!"

*

Es geht kein krummes Schwert in eine grade Scheide,
Ihr seid einander wert und für einander beide.

*

Geliebt zu sein, mein Sohn, ohn' auch zugleich geachtet,
Nach diesem hab' ich nie getrachtet und geschmachtet.
Wie's manche Leute dieser Zeit — nicht Männer — giebt,
Die nicht geachtet, nicht geliebt sind, doch beliebt.

Einiges verfaßte auch der Humorist Saphir (1795—1858), mehr noch Castelli:

Der neue Erlöser.

Wie Christus starb, so starb auch Doktor Pfeil
Zu aller Menschen Heil!

Auf einen verleumderischen Schmarotzer.

Herr Bux schmarotzt wo anders jeden Tag,
Auch ist das Schimpfen seine schwache Seite;
Er mag den Mund nur öffnen wie er mag,
So thut er's stets auf Kosten andrer Leute.

Immermann (1796—1840), Uhland (1787—1862) haben die epigrammatische Litteratur mit manchem bereichert, ersterer mehr mit satirischen Versen, letzterer mit ernsten, elegischen. Bei Heine (1799—1858) spitzen sich viele seiner Lieder epigrammatisch zu, und manches kann entschieden dieser Art zugesellt werden.

Nur einen Mund.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Munde schon
Schwatzt zuviel der Erdensohn.
Hat er jetzt ein Maul voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätte er der Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Hoffmann von Fallersleben (1798—1874) sei hier mit einer Gnome vertreten.

Selbstsucht.

Wo sich nur das eigne Intresse rührt,
Gleich wird eine andre Sprache geführt:
Was gestern ein Topf war für Frau Base,
Heut ist es eine etrurische Vase.

Eine Offenbarung reichen Innenlebens, wie es nur noch bei Goethe zu finden ist, äußert sich aus den zahlreichen und mannigfaltigen Sinngedichten Grillparzers (1790—1872), die größtenteils erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. Aus vielen spricht auch die Verbitterung des großen Dichters, der mißverstanden wurde und auch unverstanden war, der unzufrieden mit sich selbst und den anderen, sowie mit den öffentlichen Zuständen, sich immer mehr von der Außenwelt abschloß, aber nur um sie noch prüfender zu beobachten.

Fortschritt.

Nur weiter geht ihr tolles Treiben,
Von vorwärts! vorwärts! erschallt das Land:
Ich möcht', wär's möglich, stehen bleiben
Wo Schiller und Goethe stand.

Nationalität.

Ein Vorzug bleibt uns ewig unverloren,
Man nennt ihn heut die Nationalität,
Sie sagt, daß irgendwo ein Mensch geboren,
Was freilich sich von selbst versteht.

Der Zelot.

Beßre, beßre nur zu! Auch selbst das Gute verbeßre!
Alles sei besser und nichts sei am Ende mehr gut.

Den in der Kunstausstellung nebeneinander hängenden Porträten Saphirs und Bäuerles, zweier Schriftsteller, die ihn scharf kritisiert hatten, widmet er folgenden Zweizeiler:

Die Ähnlichkeit ist unbestritten,
Es fehlt nur Christus in der Mitten.

Dem lauten Litterarhistoriker Menzel gilt:

Die Grenzen alles Wissens schier
Umwandelt er, der eine,
Umwandelt hat er alle schier,
Betreten aber keine.

Recht derb wendet er sich gegen den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen," Fürst Pückler-Muskau:

Bist du der Meinung, daß nicht Wert,
Nein, sechzehn Ahnen adeln,
Erhabner Fürst, dann kannst du mich —
Auch loben oder tadeln.

Und als ob es gestern geschrieben wäre, klingt:

Ästhetik.

Sie sind der höchsten Ideen voll
Zum Staunen oder zum Lachen,
Ein jeder weiß wie man's machen soll,
Doch keiner kann es machen.

Sarkastisch wendet er sich gegen Münch-Belinghausen, als Dichter unter dem Namen Halm bekannt:

Sei, willst du der Dichtung Palme,
Frei erst von Beamtentünche,
Deine Dichtungen sind . . .
Deine Winkelzüge . . .

was sich der Leser mit „Halme" und „Münche" ergänzen mag. Bekannt ist auch sein sarkastisches Gedichtchen:

Östreichisch.

Der Minister des Äußern
Kann sich nicht äußern,
Der Minister des Innern
Ist schwach im Erinnern,
Der Kriegsminister
Trägt Szepter und Kron' im Tornister,
Der Minister der Finanzen
Muß nach jedes Pfeife tanzen,
Der Minister des Handels
Ist unsichtbaren Wandels.
Der Minister der Justiz
Hat nicht Stimme, nur Sitz.
Der Minister des Kultus
Ändert Kultus in stultus,
Der Chef der Polizei
Schüttelt den Kopf dabei.

Zahlreiche Sinngedichte haben auch den liebenswürdigen Luſtſpieldichter Eduard Bauernfeld (1802—1891) zum Verfaſſer; überhaupt ſcheinen die öſterreichiſchen Poeten für dieſe Art mehr Neigung zu haben. Oder ſollten ſie vielleicht nur mehr Gedanken in Kleinmünze ausgeben?

Ins Reine.

Wie's mit der Welt zu halten ſei,
Darüber kam ich längſt ins Reine,
Dummheiten giebt es vielerlei,
Vernunft iſt nur eine.

Stoßſeufzer.

O dieſe Welt voll Fratzen und Affen!
Ich ſag's euch unverhohlen,
Gott hat die Welt geſchaffen,
Der Teufel mag ſie holen.

Xenien.

Das iſt eine eigne Menſchenart,
Immer ſicher, immer dreiſt,
Und immer Geiſtesgegenwart,
Aber keinen Geiſt.

*

Wie ſie nur ſiegten bei Marathon,
Es iſt den Wundern gleich:
Ohne Montuoskommiſſion
Und ohne Zapfenſtreich.

Bedeutendes als Spruchdichter hat Friedrich Bodenſtedt (1819—1892) geleiſtet. Schön iſt, was er von den Sprüchen ſelbſt ſagt:

Wenig große Lieder bleiben,
Mag ihr Ruhm auch ſtolzer ſein,
Doch die kleinen Sprüche ſchreiben
Sich ins Herz des Volkes ein.

Schlagen Wurzel, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort;
Wunder wirkt oft im Gemüte
Ein geweihtes Dichterwort.

Emanuel Geibel (1815—1884) sei hier nur mit einem Vierzeiler vertreten:

Warum.

Warum du wider alles Hoffen
Noch niemals mitten ins Schwarze getroffen,
Weil du nicht lassen konntest beim Zielen
Immer ins Publikum zu schielen.

Karl Gutzkow (1811—1878) ist der Verfasser einer beträchtlichen Anzahl Sinngedichte, die er auch zu manchem persönlichen Kampfe verwendete. So neckt er:

An einen tragischen Dichter.

Freilich, rätlich ist es nicht
Immer Wüstensand zu beißen,
Und man kann es nicht einmal
Jetzt noch freiligrätlich heißen.

Robert Hamerling (1830—1889) deutet in einem Distichon den Ursprung so manchen Sinngedichts an:

Zersplitterung.

Schmerzlich ist mir das Herz und schmerzlich die Liebe zersplittert,
Schmerzlich zersplittert sich mir in Epigramma das Lied.

Prächtige Sinnsprüche und mild-satirische Epigramme verdanken wir Paul Heyse (1830), der wohl den Hauptvertretern dieses Litteraturzweigs zuzurechnen ist:

Viel lieber.

Gedankenarm — ein traurig Los,
Viel lieber noch — gedankenlos.

Unkonsequent.

Wer heute klüger ist als gestern
Und es mit offner Stirn bekennt,
Den werden die Biedermänner lästern
Und sagen, er sei unkonsequent.

X.

Wie, denkst du von diesem Autor nur
Wohl gar verächtlich?
Nein, sein Verdienst durch Litteratur
Ist sehr beträchtlich.

Als Jünger Heyses ist auf diesem Gebiete Ludwig Fulda (1862) zu betrachten, der einem Kritiker folgende Verse widmet:

Zu geistreich, selbstgefällig schwillt
Die Rede dir empor.
Erklären willst du uns das Bild
Und stellst dich selber vor.

Von den vielen Xeniensammlungen, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts teils anonym, teils mit Namen erschienen — „Kleine Schwärmer“ 1827 — „Deutsche Xenien aus und für Ungarn“ 1842 — „Epigramme und Sinnsprüche eines Unparteiischen“ 1848 ꝛc. — seien hier nur die „Xenien der Gegenwart“ (1850) von Adolf Glaßbrenner und Daniel Sanders näher in Betracht gezogen:

Ja doch.

„Fromm sein sollt ihr und beten!“ Nun ja doch, Geduld nur!
Wir beten:
Himmlischer Vater, erlös', ach, von dem Übel uns bald.

Marktbericht.

„Spiritus flau. Anhaltender Druck. Das Vertrauen gestört ganz. Raps sehr bedeutend.“ — O sagt: ist die Regierung gemeint?

Indes haben beide, jeder für sich, viel Besseres geschaffen, dieser an Gnomen, jener an Stachelversen. Von Friedrich Hebbels (1813—1863) Sinngedichten mögen hier ein Plätzchen finden:

Philosophus teutonicus.

Wundert's dich, daß er noch immer faselt? Ich kann es begreifen!
Wenn er sich selbst nicht versteht, glaubt er ein Genius spricht.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Mensch, wenn das, worum du am Morgen
Kämpftest auf Leben und Tod, dich nicht am Abend erdrückt.

Ludwig August Frankl, Julius Rodenberg und besonders Theodor Storm (1817—1888) würden hier einen größeren Raum in Anspruch nehmen können. Von letzterem einige Gnomen!

Der Zweifel.

Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er es nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Er sprengt die Pforten der Hölle.

Spruch.

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Wenn ich von den neueren noch erwähne: Dav. Fr. Strauß, Th. Vischer, Julius Sturm, Felix Dahn, die Bedeutendes an Sprüchen geschaffen haben, Ernst Ziel:

Der Salon.

Der Salon? das ist ein Ort
Wo man „feiner Sitte" huldigt,
Wo man jedes wahre Wort
Hinterdrein entschuldigt.

Philister.

Zum Guten zu schwach,
Zum Bösen zu feig,
Das ist für Philister vom Fach
Gerade der richtige Teig.

Günther Walling, Johannes Trojan, Stettenheim, Edwin Bormann, Oskar Justinus, E. Edel:

Für Erfinder.

Um sicher des Erfolgs zu sein
Misch einen neuen Branntewein;
Versagt dir unerwartet das,
Erfinde einen neuen Haß;
Will dir auch dann kein Lorbeer sprießen,
So mußt du beides zusammengießen —

ferner Oskar Blumenthal:

Das praktische Jahrhundert.

Wo lodert noch im Herzen ein wilder Brand!
Nur lind und lauwarm rieseln unsre Triebe;
Verlor man sonst aus Liebe den Verstand,
Verliert man heute aus Verstand die Liebe —

und vor allem den trefflichen Rudolf Baumbach, so kann ich wohl diese Übersicht schließen, zumal der weitere Inhalt dieses Buches noch eine Menge derartige Citate bringt. Vielleicht auch — mag die Menge die Güte ersetzen — darf ich mich noch hier erwähnen. Die Aphorismenlitteratur, die eigentlich auch hierher gehört, zählt zu ihren Häuptern Goethe, Lichtenberg, Börne, Schopenhauer, Nitzsche; auch Frau Ebner-Eschenbach verdient hierbei Erwähnung.

Die Franzosen pflegen auch die feinzugespitzten witzigen Bemerkungen im Gespräche Epigramme zu nennen, wie solche an verschiedenen Stellen dieses Werkes wiedergegeben sind.

„Unſer Leben ſelbſt — bemerkt Weber — iſt nichts als ein Epigramm der Natur, und der Tod oder Weiber die Spitze. Der redliche, geiſtvolle, von allen Täuſchungen zurückgekommene Mann, nachſichtig, weil er die Schwächen kennt, frohſinnig, weil ihm nichts mehr wichtig iſt und ſein Seelenzuſtand die heiterſte Ruhe iſt — ein ſolcher Mann iſt der Mann par excellence, die wahre Excellenz, wenn das Wort Sinn hat und ein ſolcher Mann iſt faſt immer im Zuſtand des Epigramms.“ Ich meine vielmehr, wir ſeien alle Epigramme, wenn auch nicht alle — Sinngedichte; beſonders wiſſen wir allen anderen weiſen Rat zu geben, wir können auch ſehr ſpitz ſein, ſchlecht gereimt oder auch ganz ungereimt. Indes was taugen dieſe Vergleiche! Wir können dazu die widerſtrebendſten Begriffe herbeiziehen, mit ein bißchen Redeflitter bringen wir ſchon eine Ähnlichkeit hervor. Aber nah beſehen gleichen wir uns doch nur ſelbſt, jeder ſich ſelber, oder, wenn wir noch ſchärfer zublicken, vielleicht auch das nicht!

XIII.

Der Humor.

Den Witz und den komischen Einfall erschöpft und entladet, wie den zickzackigen Blitz, der erste Schlag; aber der Humor ist ein stillspielendes unschuldiges Wetterleuchten, nicht über unserm Haupt, sondern am fernen Horizonte, das schöne Tage verkündigt.

Jean Paul.

It is not in the power of every one to taste humor, however he may wish it — it is the gift of God.[1])

Sterne.

Dreimal gesegnet der Mensch, den Allmutter Natur für seine Lebenswanderung mit Humor ausgerüstet hat; er ist für den Geist was Gesundheit für den Leib ist; er ist die köstlichste Feuchtigkeit — der Ausdruck bedeutet doch ursprünglich nichts anderes — die den menschlichen Erdenkloß zusammenhält, verhindert, daß er ausdörre, sich abreibe, sich aufreibe. Und darum ist auch jedem Menschen wenigstens etwas Humor gegeben. Verflüchtet auch der sich vor den Gluten der Zeit und des Leids, so läßt er eine lockere Sandfigur zurück, von welcher der geringste Windhauch einige Teilchen fortbläst, oder — es hängt eben von dem Stoff ab — eine gebrannte Thonfigur, die zwar Stand hält, aber

[1]) Es ist nicht in jedermanns Macht Humor zu verkosten, so sehr er es auch wünschen mag — er ist eine Gabe Gottes.

hohl klingt, wenn sie berührt wird und von dem erstbesten Stein, der auf sie fällt, zertrümmert wird. Allerdings täuschen wir uns manchmal in der Beurteilung: wir wähnen, einer sei ganz trocken, indes er nur gefroren ist; denn die Zeit hat nicht nur Gluten, sie hat auch Fröste. Solche Leute tauen oft wunderbar auf, es muß sie nur der rechte Sonnenstrahl treffen. Wenn daher von Leuten ohne Humor die Rede ist, so will in den meisten Fällen damit nur ein geringes Maß dieser Gabe bezeichnet sein. Es giebt Vollblütige, in deren Adern das Purpurnaß des Lebens reichlich flutet, und es giebt Blutarme, deren Lebenssaft das kräftige Eisen fehlt und das bei diesem oder jenem nur karg vorhanden ist, just so viel nötig ist, seinen morgigen Tag zu einem Heute werden zu lassen. Der Humor ist gewissermaßen das Blut unseres geistigen Ichs, und wie dieses findet es im Herzen seinen Hauptpunkt, um von hier aus das ganze Sein zu durchziehen. Witz erfordert ein rasches Denken, Humor dagegen ein gemessenes, sie können daher wohl vermengt, aber nicht vereint werden, mechanisch, aber nicht chemisch verbunden werden; sie bestehen nicht nebeneinander, sondern der eine beherrscht den andern! Das witzigste Volk, das französische, hat darum nur sehr wenig Humor, der hingegen den germanischen Völkern in reichem Maße zugemessen ist, und auch bei einigen östlichen Völkern, den Magyaren, Türken z. B., vorhanden ist. Der Humor verlangt eben einen ernst angelegten Charakter, und darum hat auch das ernste Volk der Briten den meisten Humor, dessen Art oft — lucus a non lucendo[1]) — trockener

[1]) Quintilianus (35—118 n. Chr.) erwähnt in seiner Schrift „Inst. orat." I, 6, mehrere Wörter stammen von ihrem Gegenteil ab, so lucus, Wald, weil es darin nicht hell ist (non lucet). Der Ausdruck ist zur üblichen Redensart geworden.

Humor genannt wird. Auch das Wort Humor zur Bezeichnung dieser Eigentümlichkeit ist uns von England überliefert worden. Dort tauchte der Ausdruck etwa in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf, um zum Modewort zu werden, zu einem jener Redebingerchen, die sich in jeder Zeit auf der Oberfläche des seichten und breiten gesellschaftlichen Plauderwassers zeigen. Wir finden den Humor bei Shakespeare ebenso gut wie bei den eigentlichen britischen Humoristen: Sterne, Fielding, Smollet, Dickens, und jenseits des großen Wassers in etwas grotesker Form bei Mark Twain, Bret Harte, Holmes, Browne und anderen. Bei den Franzosen dagegen treffen wir kaum auf einen Humoristen. Wo sich wirklich einer zeigt, ist er ein Halbgermane wie der Schweizer Tillier, der Verfasser von „Onkel Benjamin," oder er hat einen Anflug von Satire, wie Daudet in seinen prächtigen Tartarin-Geschichten.

Ein goldiger Humor blinkt aus nachfolgendem Brief Luthers an seine Frau, obgleich er ihr dabei einen sanften Verweis erteilt: „Der heiligen sorgfältigen Frauen, Catharina Lutherin, D. Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen! Gnad und Fried in Christo allerheiligste Frau Doktorin, wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unser Herberg, hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen, und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemach wohl zween Tage über unseren Kopf rieselt Kalk und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so groß als ein lang Eisen, und einer großen Hand breit, der hatte im Sinn, euer heiligen Sorge zu danken, wo die

lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo Du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen. Lehrest Du also den Catechismum und Glauben. Bete Du und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich, Psalm 55 und viel mehr Orten. Wir sind gottlob frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Doktor Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an einen Laden ungefähr gestoßen, so groß ist der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen allein einen bösen Schenkel zu haben. — Hiemit Gott befohlen. Wir wollen nun fort gerne los sein, und heimfahren, wenns Gott wollte. Amen, Amen, Amen. Am Tage Scholastica (10. Februar) 1546." Noch köstlicher aber lautet der Brief, den er früher noch seinem Söhnchen schrieb: „Gnad und Fried in Christo, mein liebes Söhnichen! Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein liebes Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, so will ich Dir ein schönes Jahrmarkt mitbringen. — Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlin mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten war, weß die Kindlein wären. Da sprach er: »Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind.« Da sprach ich: »Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther; möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birn essen möchte und solche feine Pferdlin reiten und mit diesen Kindern spielen?« Da sprach der Mann: »Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll

er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch; und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und allerlei Armbrüsten schießen.« Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüst. Aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gessen hatten; darum konnt ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: »Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlin Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen.« Da sprach der Mann: »Es soll ja sein; gehe hin und schreibe ihm also!« — Darum, liebes Söhnlin Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr alle miteinander in den Garten kommen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhmen Lenen, und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther."

Einen ähnlichen aus dem Familienleben emporsprießenden Humor finden wir merkwürdigerweise auch bei Bismarck. In einem Brief vom 26. Juni 1850 schreibt er seiner Schwester: Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen, ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser dem armen Mariechen (seiner Tochter) helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein siebzigstes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem: »Siehst du

wohl! Ach, wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können.« Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit aufzugeben, nun es aber geschehen, gewinne ich der Sache auch eine rosenfarbene Seite ab.“ — Ein anderes Pröbchen seines Humors zeigt sich in den Bemerkungen auch, die er gelegentlich der Friedensverhandlungen mit Jules Favre machte: „Als ich — erzählte Bismarck — eine Anspielung» auf die Abtretung von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das nur ein Scherz hätte sein sollen. Ich hätte ihm darauf mit einer kleinen Geschichte antworten können, die mir in Berlin passiert war, vor Jahren, bei dem großen Kürschner und Pelzhändler — wie heißt er gleich? Nun, ich mußte einmal einen neuen Pelz haben, aber der Preis für den, der mir gefiel, kam mir zu hoch vor und ich sagte: »Sie scherzen wohl, lieber Herr?« — »Nein,« antwortete er, »in Geschäfte niemals nich!«“

Auch von der Kanzel herab, in die weihevollen Worte der Predigt mischte sich oft der Humor, besonders in katholischen Gegenden zur Fastenzeit und mehr noch später, in der Osterwoche; in dieser waren sogar heitere Predigten allgemein üblich, gewissermaßen als Lohn für die Entbehrungen der schmalen Wochen. So begann einst ein Kapuziner in Österreich seine Fastenpredigt: „Potztausend, was Leut'! Was wollt's hier, ihr Leut'! Glaubt's, ich gäb' die Redutten? Gott! Gestern noch da war halt Fasching! Da ließ sich hier niemand von euch sehen, da war halt alles beim —! Ihr wißt schon, wen ich meine. Heut nun soll's Kapuzinerl wieder gut genug sein, euch aus eurem großen Sündenluder zu ziehen? Nun kommt's zum Kapuzinerl, wollt absolviert sein? Na, ist halt nichts!“

Bekannt sind die Predigten voll Humor, Witz und Satire des Augustiners Abraham a Sancta Clara (1642

bis 1709) zu Wien. In seinem: „Auff, auff ihr Christen!“ wendet er sich gegen die Soldateska und weiß dabei auch noch alle anderen Stände humoristisch-witzig durchzuhecheln: „Ein anders Gebott ist: Du solst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem eintzigen Strichel vermehrt, indem sie an statt des Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: Du solst mit stehlen. Es hat vor langer Zeit einer auffgebracht, als habe der Teuffel sich verheurath und zu einem Weib genommen die Boßheit, mit welcher er unterschiedliche Töchter gezeugt hat. Ein Tochter hat geheissen die Hoffart, die hat er einem Edelmann verheurath; Ein ander hat geheissen der Geitz, die hat er einem Kauffmann verheurath; Mehr hat eine geheissen der Betrug, die hat er einem Advocaten angehenckt; Ein ander wurde genent die Gleißnerey, die hat er einem Religiosen übergeben; Ein sehr grosse Tochter hat er, die were der Neyd, solche hat er einem Hoffherren vermählt; noch ein ander ware, die hiesse Raub, umb welche sehr viel gebuhlt, sie aber doch endlich ein Soldat geheurath. Marchant. Tuba sacer. Tract.

Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Meinung, als seyen sie deßwegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. Es gibt freylich wol viel plumpe Soldaten, die mehristen doch haben gute inventiones, absonderlich bey den Bauren; dann wann sie allda eine Kuhe stehlen, so nemmen sie das Kalb für eine Zugab. Ob sie schon wenig Spitäller auffbauen, so thun sie doch viel arme Häuser stifften. Nach göttlicher Lehr seynd selig die Armen, beati Pauperes; auff solche weiß beforderen die Soldaten viel Leuth zur Seligkeit. Diese junge Leuth wollen gar keine Dieb seyn, und treiben unterdessen stäts die freye Kunst! Dahero die wehemüthige Klag bei unseren

Landsgenossen, daß sie von unseren Kriegsknechten mehrerer Gewaltthätigkeit und überlast leyden, als von dem Feind selbsten. — — Ach, sagt etwann ein Soldat, der solches liset, man wird gewiß lauter H. Chartäuser für Soldaten werben; man wird gewiß an statt der Musqueten den Weyhwadel brauchen; man wird gewiß an statt der Trommel oder Trompeten die Glocken läuten. In Feld last es sich nicht also thun. Kriegswesen ist ein anders Wesen, ein Soldat muß Krieg führen, muß die Trommel rühren, muß die Bauren abschmieren, muß das Gewissen verliehren ꝛc. ꝛc. Holla! mein lieber Soldat, an diesem Muß verbrenneſt du das Maul; es muß nicht seyn, weil es weit anderst kan seyn; sintemahlen kein Stand ist, in welchem nicht Bestand haben kan die Frombheit. Besihe du nur alle Ständ: Als erstlich die Bauren seynd zuweilen böse Lauren, welche offt um den Garten ein Zaun führen, und aber das Gewissen offen lassen; dannoch ist der H. Isidorus ein Bauer gewest, und hat er so wol gedroschen in seiner Scheuer, als er gedroschen auff seinem Rucken mit harten Geisselstreichen zur Gedächtnüß des Leydens Christi. Es seynd die Maurer bißweilen solche Leuth: was sie in einer gantzen wochen gewinnen, das muß am Sonntag durch die Gürgel rinnen, und weissen sie offt andere das Zimmer auß, und lassen das eigene Gewissen ruessig; und doch ist der H. Proculus ein Maurer gewest, welcher bei dem Häuser bauen das Gottshauß nicht vergessen. Die Müllner seynd solche Leuth, welche Wein trincken, so lang sie Wasser haben, und ihr bester Edellgestein ist der Müllstein, bey dem sie bißweilen gewinnen, was nicht gehört ihnen; und doch der H. Vinocus ist ein Müllner gewest, welcher bey dem stäten Mahlen ein zerknirschtes Hertz zu Gott getragen. Die Gutscher oder Fuhr-Leuth seynd solche Leuth, welche nicht allein mit der Geissel umbgehen, sondern gar offt auch über die Schnur

hauen, und wissen sie wohl die Leuth von einem Orth zu dem andern zu führen, als auch hinder das Liecht zu führen; dannoch ist ein Fuhrmann gewest der H. Richardus, und ware sein Stall mit dem Bethlehemitischen an Heiligkeit verwandt. Die Schneider seynd bißweilen solche Leuth, die einen Zeug gern schneiden ohne Zeugen, und zwickt offt manchen ein Schneiderscheer mehr als ein Krebsscheer; doch ist der H. Homobonus ein Schneider gewest, der auch beim Knöpff einsetzen allezeit ein schöne Rosen verblieben. Die Lackey seynd sonst solche Leuth, welche nicht allein hinder ihrem Herren gehen, sondern gar offt auch auf die seyten gehen; doch ist der H. Minurdus ein Lackey gewest, der auch unter der blauen Liberey ein himmelfarbes Gewissen getragen. Es kan sich demnach kein eintziger Stand rechtmässig entschuldigen, daß ihme mangle die Gelegenheit fromb zu seyn. Auch forderist ihr, Soldaten, habt nit Ursach euch zu beklagen, daß ihr nit fromb und gottesförchtig köndt seyn. Es kan seyn, daß ihr tapffer mit dem Feind herumb haut, und dannoch euer Gewissen nit im Stich lasset. Es kan ja seyn, daß ihr mit Spiessen und Stangen umbgehet, und dannoch dem Nechsten kein Spieß in Augen seyet. Es kan gar wol sein, daß ihr den Feind thut schlagen, und darneben dem bösen Feind auch kein Schantz lasset." —

Aber auch von der protestantischen Kanzel herab wurde zuweilen ein gemütlicher Humor laut, besonders in den plattdeutschen Gegenden. Pfarrer Jobst Sackmann in Limmer bei Hannover (1643—1718) sprach eines Tages zu seinen andächtig Versammelten:

„Myne Andächtige! Ek will my nich wydlöftig inlaaten, to unnersöken, un ut düssen Woorden to bewysen trachten, dat et schon to Esaias Tyden in Gebruuk wesen, seelig verstorvenen Personen eene Standrede to holen, un dat dat

vellicht ſchon domals dem leeven Profeten als en pars salarii met angeräkned worren, da jy anedem ſacht denken könt, dat ek von uſen ſeel. Schaulmeſter vör düſſe Moie nicks neemen were . . .

Myne Fru wull dat im Anfange ook ſo maaken; wenn dar nich alles na öörem Koppe ging, ſo paue ſe my de Oorren vull. Wenn ek öör wat befoolen hadde, ſo däde ſe grade dat Gegendeil . . . . . Ek ſach dat ſo eene Wyle met Geduld an, as et ſeck averſt nich ännern wull, da dacht ek: ſachte Raad! Mannes Hand hörd boven! und bruukde myn Recht, as et ſek höred un geböred. Syd der Tyd is ſe ſmydig weſen .... So ball ek det Morgens upſtaae, ſo is myn warem Beer parad; ſe fragt: Vader, wat will jy äten? ſall ek ook wat ut der Stadt bringen laaten? und dat Harte lacht öör im Lyve, wenn ſe ſüht, dat et my ſmekkt. Ja, vor düſſem kunn ek ook wol mynen Mann ſtaan: uſe Supperndent un Amtmann hebbed ſek mannikmal öwer my wunnert, wenn wy by Viſitaſchonen toſamen kämen, un to my ſeggt: Gott gebe es ihm zu Gute, Herr Sackmann, wie kann Er eſſen! Averſt by ſolken Gelagen deit man denn ook wol een betken meer, as wenn man alleen is; dat kummt nich alle Dage. Ek daue, wat Paulus ſeggt: Wartet des Leibes, doch alſo, daß er nicht geil werde! Nee, dat ſal my Kenner naſeggen . . ."

Ja „wenn einer deiht, wat he deiht, dann kann he nich mihr dauhn, as he deiht" meint auch Fritz Reuter (1810—1874), der in erſter Reihe angeführt werden muß, wenn von deutſchen Humoriſten der Litteratur die Rede iſt:

„Na, Korl, wo is di dat denn gahn?"
„Ih, Herr, dat gung jo doch noch ſo."
„Na, heſt di düchtig rümmer ſlahn?"
„Ja, Herr, taulehzt bi Waterloo."

„Dor heft di denn woll eklig fecht?"
„Ja, ümmer druf! as Blücher seggt."
„Wo was dat denn? Vertell doch bloß!"
„Je, Herr, ick güng denn stiw up los,
Und as ick ihrst so recht in Grimm,
Dor haut ick rechtsch un linksch herüm,
Un, Herr! den einen haute ick, den einen!
Den haut' ick beide Beinen af." —
„De Beinen? — Wo? woso de Beinen?
Worum haut'st em den Kopp nich 'raf?" —
„Je, Herr, de Kopp, de was all af."

Der Dialekt eignet sich überhaupt mehr als das vornehme Hochdeutsch für den Ausdruck schlichten Humors. Wie prächtig weiß uns doch Karl Stieler „die schöne Predigt" in oberbayrischer Mundart mitzuteilen:

Der alte Pfarrer von Waxelmoos
Der hat's neuli' predigt. Ah, der schießt los!
Kreuzhimmelsakra — der hat's ihna g'sagt,
Alle Leut hab'n g'woant und an jeden hat's packt,
Nur oaner lahnt so an der Kirchthür dran.
„No," sag i, „kann dir denn jetzt gar nix an?"
„„Ja,"" sagt er und rührt si' gar nit dabei,
„„Ja, wissen's, i bin nit aus dera Pfarrei!""

Drollig weiß er den Wirt anzuklagen:

Un der Hollbräu von Tölz,
Und der is mir nit guat,
Weil er gar so viel Rausch
In sein Bier einituat. —

Oder wenn P. K. Rosegger seinen steirischen Bauerjungen über die wichtige Frage: „Darf i 's Dirndl liabn?" erzählen läßt:

I bin jüngst verwichen
Hin zum Pfarrer g'schlichen:
„Darf i 's Dirndl liabn?"
„„Unterstehʼ di nit, bei meiner Seel!
Wann du's Dirndl liabst, so kommst in dʼ Höll!""

Bin i voll Verlanga
Zu da Muater ganga:
„Darf i 's Dirndl liabn?"
„„O, mein liaber Schatz, es is noch z'frua,
Nach funfzehn Jahrln erst, mein guater Bua!""

War in großen Nöten,
Ha i 'n Vatern betn:
„Darf i 's Dirndl liabn?"
„„Dunners Schlankel!"" schreit er in sein Zurn,
„„Willst mein Stecken kostn, kannst es thuan!""

Was is anzufangen?
Bin zum Herrgott gangen:
„Darf iʼs Dirndl liabn?"
„„Ei ja freili,"" sagt er und hat g'lacht,
„„Wege dem Büaberl han i 's Dirndl g'macht!""

Könnte ein Griesgram des Lächelns sich erwehren, wenn ihm der „alte Leipziger," der humorvolle und gemütstiefe Edwin Bormann sein „Buch von Klabberstorche"[1]) vorlegt, wo er, nachdem er der ewig gleichmäßigen Thätigkeit des wichtigsten aller „Haustiere" die mannigfaltigsten Beobachtungen abzugewinnen wußte, sie in klingenden „Leipziger Versen" darzustellen weiß. Der feurigste Pathos könnte z. B. die Gleichheit der Menschen nicht eindrucksvoller dem Gemüte zuführen als sein: „Das deischt."[1])

[1]) Leipzig, Adalbert Fischers Verlag.

Spazir' ich daneilich in Wieſendhal
Un denke an niſcht Genaues,
Da watſchelt dorch's Gras mit eenen Mal
So was Schwarz-un-weiß-un-graues.

Da gingt Sie ſpaziren ewenfalls
Der Storch mit bedächdigen Sinne,
A Weidenkerbchen hatt' er um Hals,
Vier Beenchen ſtrambelden drinne.

„Nee," rief ich, „das allerliebſte Zeig!
Die Guckelchen un die Häärchen!
Sagt, Meeſter Klabberſtorch, nur gleich,
Wer krigt denn das Zwillingsbäärchen?"

„Ei," ſagde der Storch in belehrenden Don,
„Das beiſcht; denn ich kann Sie's bedeiern:
Das eene das is Sie a Grafenſohn,
Un das andre das bring' ich der Meyern."

Mit einem ſatiriſchen Anflug erklärt uns Grimminger ſchwäbiſch, daß die Wahrheit „Koi Scheidemünz."

Wär die Wohrheit Geld
Bei groß und klein,
Würd wahrli d' Welt
Bald einig ſein.
Denn immerzu
Ging's ehrlich her,
Und d' Welt hätt Ruh
Vor Millionär.

Klaus Groth, Stelzhammer, Stolze, Klesheim, Kobell, Holtei, Barack — wie viele Namen ließen ſich noch nennen von Dichtern, die wohlgelungene Dialektgedichte geſchaffen haben, nicht zu vergeſſen des bedeutendſten von allen, des Volkes ſelber, das ſich in ſeinen Liedern, in ſeinen Schnader-

hüpfeln und anderen Reimen einen reichen poetischen Schatz angesammelt hat, der, ebenso wie sein Humor im Verkehr, eine besondere Erörterung verdient. Nicht minder reich ist unsere Litteratur an hochdeutschen humoristischen Gedichten, eine Fülle, die kaum aufgezählt werden kann, und von der nur ein recht kurzes von Goethe hier eine Stelle finden möge:

Eins wies andre.

Die Welt ist ein Sardellensalat;
Er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat.
Citronenscheiben rings umher,
Dann Fischlein, Würstlein, was noch mehr
In Essig und Öl zusammenrinnt,
Kapern so künftige Blumen sind —
Man schluckt sie zusammen wie ein Gesind.

Die Schöpfungen in Vers und Prosa unserer Dichter und Schriftsteller weisen meistenteils, selbst wenn sie von ernster Beschaffenheit sind, etwas Humor auf. Aber wir besitzen auch eine große Anzahl solcher, denen die Bezeichnung Humorist als Haupt- oder Nebentitel mit Fug und Recht erteilt wird. Bei den Alten, auf deren Werken die Patina von mehr als einem Jahrhundert liegt, erhöht sich noch die Wirkung des vorhandenen heiteren Stoffes durch die Seltsamkeit der uns fremd gewordenen Ausdrucksweise. Anderes wieder, wie Wielands humoristische Schriften, stößt uns trotz mancher Trefflichkeiten durch seine Ziererei ab, ein Fehler, der übrigens soweit er den Verfasser des „Oberon" betrifft, schon bei dessen Lebzeiten anerkannt wurde. Hippel (1741—1796) gehört heute mit seinen von Kantscher Philosophie durchtränkten und beschwerten humoristischen Werken zu den Vergessenen und nur seine ernstere Schrift „Über die Ehe" wird noch hie und da gelesen. Er ist deren Lobredner, aber — er blieb zeitlebens Jung-

geſelle. Thümmel (1738—1817) gehört auch nur noch zu denen, deren Schaffen einzig und allein in zwei, drei Zeilen Litteraturgeſchichte gedacht wird. Vergeſſen iſt ſeine ſüßlich-glitſchige Wielandiade „Wilhelmine," vergeſſen ſeine „Reiſen," die viel wertvoller ſind und ihm den Titel eines „deutſchen Sterne" verſchafft haben. Unſterblicher in gewiſſem Sinne hat ſich ein anderer ſeines Namens, Hans Adolf von Thümmel gemacht; ich weiß nicht ob dies ſein Bruder war. Dieſer andere nämlich iſt der Verfaſſer eines Gedichtes, in welchem die unergründlich tiefſinnigen Verſe vorkommen:

Des Lebens Unverſtand mit Wehmut zu genießen
Iſt Tugend und Begriff.

Wir zitieren es allgemein um einen ganz beſonderen Unſinn angedeutet zu haben. Eine Parodie deſſen ſteht im Fremdenbuch zu Rudelsburg:

Und wer des Lebens Unverſtand
Mit Wehmut will genießen,
Der lehne ſich an eine Wand
Und ſtrample mit den Füßen.

Ja, das Höchſte iſt es, das die Unſterblichkeit verleiht, auch das höchſte an Unſinn. Und mir will ſcheinen, daß ſo mancher, der die Feder führt, dieſen wohlfeileren Preis der Unſterblichkeit erkannt hat, denn mancher webt ſo vollkommenes Narrengarn, wie es nur die fleißigſte Abſicht zuwege bringen kann. Oder überſchätze ich den lieben — Nein, keine Namensnennung! „Nomina sunt odiosa" meint Ovid, Namen ſind gehäſſig, aber oft auch haſſenswert. Selbſt das größte humoriſtiſche Talent, das Deutſchland hervorgebracht hat, Jean Paul (1763—1825) wird heute mehr genannt als geleſen. Sein größter Fehler iſt ſeine Fülle

und nicht ganz mit Unrecht mochten ihm die Xenien das Distichon widmen:

Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert.

Je nun, ich glaube, der Pentameter wird doch zu absprechend. Ich wäre geneigter mit Grillparzer zu sagen:

Ach, wie so gerne, Jean Paul, pflück ich deine herrlichen Früchte,
Hab ich glücklich den Zaun blühender Hecken passiert.

Diese blühenden Hecken bestehen aus einer dicht aneinander gerückten Tropenmasse, einer Bilderpracht, die den verzehnfachten Umfang noch buntduftig genug gestalten würde. Das Auge wird geblendet, der Sinn betäubt. Was aber noch von größerem Übel ist: die Nachtrippler, welche gemäß dem in Leben wie in Kunst herrschenden Gesetz des Affentriebs seine Fußspuren füllten, konnten wohl die Hecken nachahmen, aber nicht die Blüten und nicht deren Duft; sie klebten daher Papierblumen an. Die Langweile mißbraucht den geschätzten Namen Humor zum geistigen Schuldenmachen. Einigermaßen, aber nicht ganz, gehört auch Saphir (1795—1858) dazu, der Mann mit viel Einfällen, etwas echtem Witz und sehr wenig wirklichem Humor. Oder ist es wirklich Humor, wenn er in seinen „humoristischen Vorlesungen" in ganz unerträglicher Weise ein Wort kehrt und wendet, dreht und drückt: „Nichts, meine freundlichen Zuhörer — heißt es z. B. bei ihm — ist bei weitem keine solche Kleinigkeit als man glaubt; nicht etwa weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da war, ist ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfang war alles Nichts und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als

da sind: die Welt und das Licht, die Menschen und die Türken, die Tiere und die Ultras u. s. w. Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo sein, nachdem es erschaffen; wo ist aber nun das Licht. Beim Licht betrachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte spricht. . . . ." Gemachter Humor und gemachter Wein — in beide schlag das Wetter drein; beide bringen Kopfschmerz hinterher. Leider aber läßt sich von den meisten sogenannten Humoristen das sagen, was Blair von Shaftesbury meint: „He laughs like an author, and not like a man."[1]) Überhaupt will der Humor im allgemeinen lieber gesprochen als geschrieben sein; er ist mit der Ausdrucksweise und der Person des Sprechers zu eng verbunden, als daß er leichthin von ihnen geschieden werden könnte. Humor ist der Baß, der Grundton jeder Heiterkeit; und vielleicht war es die Erkenntnis dessen, die Anlaß gab, Humor, Witz, Satire, Komik mit ihren verschiedenen Arten und Unarten mit dem gemeinschaftlichen Namen Humor zu bezeichnen. Allerdings wird mit diesem Worte arger Unfug getrieben und der gallige Schopenhauer hat nicht unrecht, wenn er sich dagegen mit den Worten wendet: „Daß heutzutage in der deutschen Litteratur »humoristisch« durchgängig in der Bedeutung von »komisch« überhaupt gebraucht wird, entspringt aus der erbärmlichen Sucht den Dingen, einen vornehmeren Namen zu geben, als ihnen zukommt, nämlich den einer über ihnen stehenden Klasse: so will jedes Wirtshaus — Hotel, jeder Geldwechsler — Banquier, jede Reitbude — Cirkus, jedes Konzert — Musikalische Akademie, das Kaufmannskomptoir — Bureau, der Töpfer — Thonkünstler heißen — demnach auch jeder Hanswurst — Humorist." In der That, auf dem litterarischen

[1]) Er lacht wie ein Schriftsteller, nicht wie ein Mensch.

Jahrmarkt hat auch der Hanswurst mit seinem bunten Kleid und grotesken Sprüngen ein Recht anwesend zu sein, nur darf Hanswurst nicht meinen, daß er etwas anderes sei als Hanswurst, daß sein drolliges Treiben mehr bewirke als Kurzweil; er darf sich nicht in den Wahn einspinnen, daß seine Purzelbäume von veredelnder Bedeutung seien; er soll nicht glauben, daß er ein geistiger Eroberer, weil ihm just Janhagel Beifall zujohlt und vielleicht auch würdige Leute im Anblick seines Treibens lachen müssen.

Manchen verläßt sein Humor als treuer Freund in den drangvollsten Stunden nicht; ja zuweilen stellt er sich dann erst als würdiger Seelenhirt ein, der den armen Sünder auf seinem letzten Gang begleitet. Drastisch nennen wir das Galgenhumor. Als Thomas Morus, der Lordkanzler von England und der gelehrte Verfasser der „Utopia" 1535 hingerichtet wurde, weil er Heinrich VII. den Eid der Anerkennung als kirchlichen Oberherrn verweigerte, verließ ihn sein Humor nicht, selbst da sein Haupt schon auf dem Blocke lag: „Mein Bart ist unschuldig," sprach er lächelnd und strich ihn zur Seite, so daß er von des Henkers Beil nicht getroffen werden konnte. Der heilige Laurentius, der im dritten Jahrhundert zu Rom unter Kaiser Valerian den Märtyrertod auf dem Feuerrost erlitt, soll inmitten seiner Qualen ausgerufen haben: „Legt mich auf die andere Seite! auf dieser bin ich schon genug gebraten." Zu derselben Art kann auch die Antwort gezählt werden, die Rousseau Joseph II. gab, als ihn dieser besuchte und verwundert, ihn als Notenabschreiber zu finden, ausrief: „Wie? ein so bedeutender Mann schreibt Noten ab." — „Ich habe versucht die Franzosen denken zu lernen und sie wollten nicht; nun helfe ich ihnen zum Singen und Tanzen," gab Rousseau zur Antwort, eine der wenigen Scherzworte, die von dem trübsinnigen Denker bekannt geworden sind. Ge-

lungener indes ist die, welche er einem Großen vermelden ließ, nachdem ihn dessen Hund zum Fall gebracht und beschädigt hatte. Jener ließ durch seinen Kammerdiener bei dem Philosophen sein Bedauern über den Vorfall ausdrücken und anfragen, ob er etwas für ihn thun könne. „Den großen Hund künftig an die Kette legen," entgegnete er mit der Ruhe eines Diogenes.

Der Witz zieht nach außen, der Humor nach innen. Der Witz bringt uns oft das Entfernte näher, der Humor verdeutlicht uns häufig das, was wir nur darum nicht sehen, weil es innerhalb des Nahepunktes liegt. Man ist witzig für andere, humoristisch aber hauptsächlich nur für sich selbst. Und das erschwert auch die litterarische Leistungsfähigkeit des Humors; wer in seinem Zeichen erfolgreich sein will, muß eben die große Kraft besitzen, die anderen zu nötigen bei ihm Einkehr zu halten. Auch ist unser stets hastendes, nie rastendes Großstadtleben, wo selbst die Trägheit nutzlos um sich selbst herumjagt, und wo Müßiggänger zu Müßigrennern werden, dem Humor nicht günstig:

Freilich! unsere Zeit ist doppeltbeflügelt und hastvoll,
Mitten im Trubel steht er oft wie der Vetter vom Land.
Heimlich, ja auch ganz offen, nennt ihn die Menge langweilig,
Auch spricht öfter sein Lob mancher mit — gähnendem Mund.

XIV.

Das Komiſche.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

Xenien.

Le Comique ennemi des soupirs et des pleurs.[1])

Boileau.

Better a witty fool, than a folish wit.[2])

Shakeſpeare.

Natürlich iſt hier vom Niedrigkomiſchen die Rede und nicht vom Komiſchen als Gegenſatz zum Tragiſchen, womit alle Töne der luſtigen Skala bezeichnet zu werden pflegen. Wir haben hier einen robuſten, vierſchrötigen Kerl vor uns, der derb auftritt, nicht lächelt, nicht kichert, ſondern laut auflacht, nicht zart zugreift, ſondern feſt anfaßt. Und wenn er ſich vergreift und das Zierliche zwiſchen die Finger bekommt, ſo zerquetſcht er es ſicherlich. Volkswitz, Volkshumor, Volksſcherz, ſie nähern ſich immer mehr oder minder der Komik und es läßt ſich hier faſt noch weniger als anderwärts eine Grenzlinie ziehen. Und dann, was iſt Volk, die Menge? Glaubt wer, daß der Schneider hier die „maßgebende" Perſönlichkeit ſei, daß ſein Rocktuch die einzelnen

---

[1]) Die Komik, Feindin von Seufzer und Thränen. — [2]) Beſſer ein kluger Narr als ein närriſcher Kluger.

Schichten kenntlich mache? Ist es Wissen, Bildung? Abgesehen davon, daß beide nicht immer parallel laufen — wer will deren Pegelstand beziffern? Ich will keineswegs leugnen, daß ein geläuterter Geschmack wählerischer im Nehmen und Geben ist, aber diese Läuterung ist nicht so vollkommen von Tracht und Trachten abhängig, wie manche glauben und manche wieder glauben machen wollen. Es giebt vom Fuß bis zum Gipfel der gesellschaftlichen Pyramide Einzelwesen, denen der Geschmackssinn fast gänzlich fehlt und die nur überaus kräftige Reizungen verspüren. Und dann äußern sich auch gewisse komische Vorfälle, die allgemein Gelächter erregen; ja es kommt sogar vor, daß der Gebildete über Dinge lacht, um sich im nächsten Moment des Nachdenkens seiner Heiterkeit zu schämen.

Komik wirkt am kräftigsten, wenn sie unbeabsichtigt ist, und darum liegt auch ein Stück Mißachtung darin als komisch bezeichnet zu werden. Gedankenlosigkeit und Zerstreutheit sind daher nicht die letzten Werkmeister am großen komischen Bau. Im Jahre 1830, zur Zeit der Julirevolution, befand sich König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zufällig in Dresden zum Besuch beim König Anton. Während der Mahlzeit wird jenem eine Depesche gebracht, die er liest und wortlos einsteckt. In kurzen Zwischenräumen wiederholt sich der Vorfall ein zweites, ein drittes Mal, so daß sich Anton veranlaßt fühlte, seinen königlichen Vetter zu fragen, ob etwas Wichtiges vorgefallen sei. „Die Franzosen haben wieder Revolution gemacht," antwortete Friedrich Wilhelm. „Derfen se denn das?" rief König Anton aus. Besonders das weltabgewandte Leben des Gelehrten pflegt da wunderliche Blüten zu zeitigen. „Wenn Sie sich langweilen," rief ein Professor einem seiner Hörer zu, der gähnte, „so gehen Sie nach Hause. Langweilen kann man sich zu Hause ebenso gut wie hier." Ein anderer gab einem

Arbeiter nach vollbrachter Arbeit ein kleines Geschenk mit den Worten: „So, hier haben Sie ein Trinkgeld — aber vertrinken Sie's nicht," fügte er noch wohlmeinend hinzu. Und ein dritter wieder ermahnte seinen nachlässigen Diener: „Lesen Sie Ciceros Briefe über die Pflichten und putzen Sie mir die Stiefel besser." Noch drolliger ist es, wenn der Herr Professor, auf den ärgerlichen Ausruf seiner Frau, das Dienstmädchen habe den Topf ohne Thee hereingebracht, von seiner Arbeit aufblickend erwidert: „Ein Topf ohne T.? Liebes Kind, das ist ja gar nichts, ein Unding, ein Opf!" Oder wenn er der ängstlich herbeigelaufenen Magd auf ihre Klage, sie habe soeben eine Stecknadel verschluckt, zerstreut antwortet: „Nun, hier haben Sie eine andere." Nicht minder komisch wirkt die Schulmeisterpedanterie, wie die Frage: „Wo und wann, nach welcher Schlacht und in welchem Kriege, unter welchen Bedingungen und zwischen wem, kam welcher Friede zustande?" Oder — der Herr Lehrer fragt: „Was that Hannibal nach der Schlacht von Cannä?" — „Er verfolgte die geschlagenen Römer," antwortete ein Schüler. — „Falsch!" — „Er blieb in den eingenommenen Stellungen," sagte der zweite. — „Auch nicht richtig. Weißt du es vielleicht?" fragte der Magister den dritten. — „Ich weiß es nicht," entgegnete dieser schüchtern. „Seht ihr, der hat gehörig gelernt. Man weiß nicht was Hannibal nach der Schlacht bei Cannä gethan hat." — Natürlich liefern auch die oft wunderlichen Antworten der Schüler eine reiche komische Ernte: „Wie lange lebte Gottfried von Bouillon?" fragte der Lehrer seinen Schüler, der rasch zu antworten wußte: „Bis er sie sich ekel gegessen hatte." — „Fritz, sage das »Lied vom braven Mann« her." Der Angerufene deklamiert: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann." Einen satirischen Nachgeschmack hat aber folgendes komische Histörchen. Der Schulinspektor besucht eine Schule und

prüft in der untersten Klasse, die kleinsten der Kleinen, ob sie schon richtig zählen können. Bis fünf, sechs, höchstens sieben geht es jedem glatt, dann aber stockt er und wirft die Zahlen durcheinander. Endlich wird der kleine Hans aufgerufen. Flott zählt er: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht. — „Bravo!“ ruft der Herr Inspektor dazwischen — „neun, zehn, Unter, Ober, König, Aß.“ — Komisch sind ferner die Übersetzungsfehler der Schuljungen, namentlich in betreff der Sprache Ciceros: „Romulus conditor Romae erat,“ [1]) übersetzt der eine: „Romulus war Konditor in Rom.“ „Est modus in rebus,“ [2]) aus Horazens erster Satire übersetzt der andere mit: „Der Rebus ist modern.“ Und ein anderer wieder findet für die Aufforderung recht zu leben: „Juste vivas!“ die wunderliche Verberlinerung: „Juste, du sollst leben.“ — Auch die amtlichen Kundgebungen und Verwarnungen sind zuweilen von einer sehr drastischen Komik. So ist auf einer Tafel zu lesen: „Das Betreten dieses Weges ist verboten. Dawiderhandelnde werden mit zehn Mark oder zwei Tage Arrest bestraft. Der Angeber erhält die Hälfte.“ Ein Dorfschulze wieder verkündet: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß das Vieh nicht mit offenen Lichtern und brennenden Zigarren, sondern nur mit Laternen gefüttert werden darf.“ — Schule und Haus, Kanzel und Rednerbühne, Tanzboden und Gerichtsstube: überall bringen Zufall, Zerstreutheit, Unwissenheit oder Dummheit die komischten Gebilde hervor: „Woran erkennen Sie das Ihnen gestohlene Taschentuch?“ fragte der Richter den Kläger. „An den blauen Randstreifen,“ antwortete dieser. „Das will noch nichts bewiesen haben, mein Taschentuch sieht ebenso

---

[1]) Romulus war der Gründer Roms. [2]) Es ist Maß in den Dingen.

aus," bemerkte nun wieder der Richter und zog es dabei aus der Tasche. „Es sind mir schon mehrere gestohlen worden," entgegnete der Kläger. Und eine ähnliche Gedankenlosigkeit äußert Pfeffels Junker seinem Koch gegenüber:

„Sechs Gäste, Hans, bekomm ich morgen,
Geh, schlacht ein Kalb," — „Was wollt Ihr doch,"
Rief Hans, „mit einem ganzen Kalbe
Für sechs? Der Rest wird Euch ja blaß
Bei dieser Hitze!" — „Weißt du was?"
Sprach Veit, „so schlachte nur das halbe."

Ebenso in seiner „Frage":

In Straßburg stieg ein Kavalier
Aufs Münster: „Blitz! wie hoch — mir graut!"
Sprach er zum Türmer. „Sag er mir,
Herr Landsmann, ward es hier gebaut?"

Es giebt Personen, die trotz ihres Verstandes, oft sogar überlegenen Verstandes, fast immer komisch wirken, sei es, daß ihr Witz zur Komik sich vergröbert, sei es, daß sie gewisse Eigenarten und Schrullen haben, welche so drastisch wirken, sei es, daß ihr Wissen, ihre Bildung im grellen Kontrast zu ihrer Thätigkeit steht. Kyaw, einst Befehlshaber der sächsischen Festung Königstein, zählte zu diesen und auch der „alte Petéri," der in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts Kommandant von Spandau war, ein derber, wackerer Soldat von der alten Schule, Feind jeder Schulfuchserei und auch der hochdeutschen Aussprache. Von seiner Garnison verabschiedete er sich eines Tages mit folgenden Worten: „Irenadiere! Unser König ist ein jroßer König, denn er kennt den jroßen Dienst; er ist aber ooch ein kleiner König, denn er kennt ooch den kleinen Dienst. Irenadiere! Ihr seid ein jlückliches Land! Lebt wohl, Kinder.

Ick reise morjen mit meiner Frau im Bade." An einem Weihnachtsabend gab er die Parole folgendermaßen aus: „Heite is der Tag an den unser Herr und Heiland die Welt erblickt hat, die Parole sei daher: Rom." Zu seinen Lieblingsausdrücken gehörte: „Auf Öhre, lieber Freund," den er überoft anwendete und dabei auch nicht verschmähte, hie und da etwas aufzuschneiden. Eines Tages wurde er freundschaftlich darauf aufmerksam gemacht, es sei doch zu bedenklich, die größten Unwahrscheinlichkeiten mit dem Ehrenwort zu bekräftigen, worauf er erwiderte: „Auf Öhre, mein Freund, heißt soviel wie: zum Beispiel." Gelegentlich der dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation begleitete er den König und dessen Hofstaat in die Kirche zum Abendmahl, trotzdem er Katholik war. Und als ihn seine Frau auf das Unziemliche dessen aufmerksam machte, gab er ihr zur Antwort: „Vor meinen König is es mich ganz ejal, an welchen von die beiden Jötter ick globe." Daß er mit der Orthographie auf sehr gespanntem Fuße stand, versteht sich von selbst. Seine Offiziere pflegten seine eigenhändigen Kommandanturbefehle sprachlich zu verbessern. Bemerkte er diese Änderungen, so pflegte er zu sagen: „Es war wohl etwas falsch? Auf Öhre! seit ich den verdammigten Schuß in den verfluchten rechten Arm habe, schreibe ich manchmal etwas unorthographisch. Auf Öhre, mein Freund, früher ging's viel besser." Als die Cholera auftrat und zu deren erstem Opfer ein Grenadier seiner Garnison gehörte, hielt er ihm folgenden Nachruf: „Da liegt nu der Krause! Das hat er nu davon! Aber das Volk frißt ja alles durcheinander! Ich bin fest überzeugt, wenn man so 'nen Kerl in eine Hand 'ne Birne hinhält und in die andere die Cholera, der Kerl jreift nach die Birne." Auch der „alte Wrangel" weist manche komische Leistung neben seinen oft sehr witzigen Bemerkungen auf. So wird ihm folgende Erklärung des

Parademarsches zugesprochen: „Der Parademarsch besteht nicht nur aus der Sitzsamkeit der Hosen, der Weißheit des Lederzeuges und der Aufrichtigkeit der Gewehre, sondern vor allem in Hinblick auf mir.“ Aber auch die Berliner „Kunst“ hatte komische Käuze aufzuweisen, z. B. Cerf, den Direktor des Königstädtischen Theaters, der von den Mitgliedern seiner Bühne geliebt wurde, wie — Theaterdirektoren von Schauspielern geliebt werden. Gelegentlich eines ihm erteilten Ordens kreiste in der Berliner Schauspielerwelt folgendes Epigramm:

Der Königstadt ist Heil geworden
Und ganz Berlin weiß es bereits,
Der Herr Direktor hat den Orden,
Und die Gesellschaft hat das Kreuz.

Nun besuchte eines Abends Friedrich Wilhelm IV., als er noch Kronprinz war, das Königstädtische Theater und wurde, als er fortging, von Cerf zum Wagen begleitet. Diensteifrig stieß er dabei einen Schusterjungen aus dem Wege, der ihm dann keck ein „Esel!“ zurief. „Königliche Hoheit, er meint mir,“ bemerkte Cerf entschuldigend.

Welche Komik in der Verwechselung liegt, ist jedem bekannt. Zu Ehren des Bildhauers Tieck wurde in Berlin ein Festmahl veranstaltet, wobei es an Zutrinken natürlich und Anstoßen nicht fehlte. Ein behäbiger Bürger trat plötzlich auf ihn zu und stieß mit ihm an, wobei er „Hoch Oranien!“ ausrief. Weder Tieck noch seine Nachbarn konnten sich diese Rätselworte erklären und einer von diesen nahm später Anlaß diesen Mann darüber zu befragen. Lachend erzählte er dann Tieck welches Durcheinander von Verwechselungen dazu Anlaß geboten habe. Der biedere Mann hatte nämlich erstens den Bildhauer Tieck mit dessen Bruder den Dichter, verwechselt, diesen wieder mit dem Dichter

Tiedge, dem Verfasser der „Urania," und diese sodann mit Oranien, ein Wort, das ihm als Berliner nach Orts- und Straßenbenennung geläufiger war.

Der anerkannte Hauptvertreter des Komischen, der Hanswurst, hat seine frühere Bedeutung verloren. In die Bude wird jetzt meistens mit anderen Mitteln gelockt und die Marktschreier sind nicht mehr durch ihre Tracht — eher durch ihre Niedertracht — erkennbar. Die Wunderpillen, wirklich und figürlich gemeint, werden nicht mehr vom Karren herab angepriesen, Inserat und Plakat, Volksversammlung und noch viel andere Örtlichkeiten bieten Raum dafür. Von der Bühne ist er trotz Gottsched nicht ganz gewichen; er hat sich nur verfeinert zum „Komiker;" er ist der alte Possenreißer geblieben, nur daß er nicht so unflätig ist und nicht extemporiert. Hingegen steht er noch als „Clown" in den Cirkussen in vollem Glanze da. Merkwürdig ist es aber, daß er fast überall den Allerweltsnamen Hans mit dem der Lieblingsspeise des betreffenden Volkes führt: in Deutschland Hanswurst, in England Jack Pudding, in Holland Pickehäring, in Frankreich Jean Potage, in Italien Maccaroni, in Rußland Kapustrik (Kraut), in Ungarn Paprika Jancsi. Auf der Bühne tritt er meistens unter anderen Namen auf, wie das ja heute noch von seinen minder unterhaltlichen Genossen häufig geschieht. Vielleicht wirkte seine Urahne in den griechischen Satyrspielen mit und spielte dann in den römischen Komödien, was eine Stelle in Ciceros Sannio vermuten läßt. Sein Todfeind Gottsched behauptet zwar, daß ihn die Alten nicht gekannt haben und daß Terenz „seine Komödien ohne lustige Person lächerlich genug zu machen gewußt." Wir finden ihn aber zuerst wieder bei den Hoferben Roms, bei den Italienern, wo er seine Hauptrolle als buntscheckiger Harlekin spielt. Der Name soll von einem Spaßmacher des Ministers Harley herrühren, der

von diesem sehr wohl gelitten wurde, so daß man ihn allgemein den kleinen Harley nannte: Harleyquino. Sein Genosse ist der Scaramuzzo, der stets in schwarzer spanischer Tracht stolziert und vom Harlekin stets gehänselt oder geprügelt wird. Der Mann aus dem Volke läßt also den Adligen seine Faust fühlen — im Possenspiel. Scaramuzzo hat seinen Namen von einer lustigen Person, die thatsächlich lebte (1608—1696) und als italienischer Komödiant in Paris geschätzt wurde. Policinello ist ein Neapolitaner Gebilde, ein schwatzhafter spöttischer Geselle, vorn und hinten mit einem gebogenen Höcker versehen, mit großer Nase und Hühnerschnabel (pulcino), dem er auch seinen Namen verdankt. Bajazzo rührt von baja, einfältigen Spaß, her und Buffone von buffare, die Backen aufblasen. Auch der Wiener „Kasperle" scheint von einem Hanswurst herzurühren der Kaspar hieß. Straßnitzky, der Wiener Hanswurst, konnte es sogar zu einer gewissen litterarischen Bedeutung bringen. Der Kampf gegen Hanswurst, der ja auch in den Hofnarren seine Ahnen hatte, war eigentlich nur gegen die Stegreifkomödie gerichtet, die ein rechtes Theaterwesen gar nicht aufkommen ließ. In diesem Sinne war dessen Bekämpfung ein recht löbliches Werk und es ist selbst in Italien Gozzi gelungen ihn zurückzudrängen. Und in diesem Sinne mögen die Alten ihn nicht gekannt haben, wenigstens dann nicht mehr als sie eine entwickelte dramatische Kunst besaßen. Wäre Johann Nestroy (1817—1852) nicht bedeutend als Schauspieler und noch bedeutender als Possendichter gewesen, vielleicht ist er überhaupt der bedeutendste aller deutschen zu nennen, so könnte man geneigt werden ihn dieser edlen Zunft beizuzählen; sein Stegreiftext, der einen wesentlichen Teil seiner Posse bildete, könnte diese Annahme noch nähren. Indes, man kann ein ganzes Schock hochgestelzter Jambendramatiker durchsieben, ohne so viel charakterisierende Kunst zu

finden wie bei diesem Cyniker; von Humor, Witz, Satire und Komik gar nicht zu reden. Oft weiß er einen tiefsinnigen Gedanken mit allerlei komischem Beiwerk zu umranken und mit den possierlichsten Sprüngen einem löblichen Ziele zuzustreben. In seinem „Mädl aus der Vorstadt" philosophiert er: „Die eigenen Kinder sind dem Vater gewiß immer die liebsten, und wen'ns wahre Affen sind, so gefall'n ein'm doch die eigenen Affen besser als fremde Engel. Hingegen hat man als Gatte oft eine engelschöne Frau, und momentan gefallt ein'm a andere besser, die nicht viel hübscher ist, als ein Aff'. Das sind die psychologischen Quadrillierungen, die das Unterfutter unseres Charakters bilden." —

Die Kunst Gold zu machen erklärt er in „Zu ebener Erd und im ersten Stock" folgendermaßen: „Was haben diese Leute, diese Alchymisten, alles über die Goldmacherkunst studiert! Ich weiß ein prächtiges Rezept. Man nehme: Keckheit, Devotion, Impertinenz, Pfiffigkeit, Egoismus, fünf lange Finger, zwei große Säcke, ein kleines Gewissen, wickle das alles in eine Livree, so giebt das in zehn Jahren einen ganzen Haufen Dukaten. Probatum est.

Einer etwas ältlichen Jungfer sagt er („Liebesgeschichten und Heiratssachen"): „Sie sind, seit Sie majorenn waren, neuerdings ein erwachsenes Frauenzimmer geworden." In „Unverhofft" äußert er sich: „Ich spreche gern verblümt, aber ich begleite meine Worte mit einem vielsagenden Wort nach der Thüre, das jede Unverständlichkeit beseitigt: Adieu!" Und in seinem „Der Unbedeutende" erklärt er: „Denn das is a alte Wahrheit: über ein altes Weib geht nix als ein Mann, der ein altes Weib is." Mit komischer Satire stellt er uns in seinem „Lumpazivagabundus" das alberne Geschwätz, welches von aufgeschnappten unverstandenen Bildungsbrocken herrührt. Als diese Posse erschien, in unseren dreißiger Jahren, zeigte sich wieder einmal ein Komet und

wieder einmal machte sich die tolle Furcht vor dem Weltuntergang geltend. Auch Schustergeselle Knieriem ist davon erfaßt und er weiß es auch wissenschaftlich zu begründen: — „. . . Ich hab' die Sach' schon lang heraus. Das Astralfeuer des Sonnenzirkels ist in der goldenen Zahl des Urions von dem Sternbild des Planetensystems in das Universum der Parallaxe mittelst des Fixsternquadranten in die Ellipse der Ekliptik geraten; folglich muß durch die Diagonale der Approximation der perpendikulären Zirkeln der nächste Komet die Welt zusammenstoßen. Diese Berechnung is so klar wie Schuhwix. Freilich hat net jeder die Wissenschaft so im klein' Finger als wie ich; aber auch der minder Gebildete kann alle Tag' Sachen genug bemerken, welche deutlich beweisen, daß die Welt net lang mehr steht. Kurzum, oben und unten sieht man, es geht rein auf'n Untergang los." —

In derselben Posse giebt auch der durch einen Haupttreffer reich gewordene Schneidergesell seine Kenntnis der italienischen Sprache zum besten: „Camilla. O, ich Unglückliche. Freund, weinen Sie mit mir. — Zwirn. Was ist denn geschehen? — Camilla. Ich hab' mein Mopperl verloren. — Zwirn. Ha, ha, ha! Ist nicht schad' um so ein Viecherl? — Camilla. Ich bin untröstlich. Jetzt erst hab' ich den Verlust bemerkt. — Zwirn. Er kann ja noch nicht weit sein. — Camilla. Das Hunderl ist sicher nach Italien geloffen. — Zwirn. Lassen wir ihn anschlagen. Ich zahl' zwanzig Dukaten wer ihn bringt . . . Camilla. . . . Die Annonce muß italienisch sein, sonst versteht's dort niemand. — Zwirn (zu Windwachel). Kannst du wällisch? — Windwachel. Kein Wort! — Zwirn. Italienisch auch nicht? — Windwachel. Ebensowenig. — Zwirn. Ich hab' vier Wochen in Triest gearbeitet, da ist so manches hängen geblieben. Probieren wir's. Schreib italienisch! (Zu Windwachel.) Cane perduto . . . non avete perduto . . . cane

perduto. (Zu Camilla.) War der Moppel ein Mannbel oder Weibel? — Camilla. Er war männlichen Geschlechtes. — Zwirn (diktiert). Questo Mopperl . . . un Signore. (Zu Camilla). Was für einen Charakter hat er gehabt? — Camilla. Je nun, wie alle Mopperln. — Zwirn (nachdenkend). Aha! (Diktiert). Carattere . . calfacteristico. (Zu Camilla.) Wie alt? — Camilla. Drei Jahre. — Zwirn. Drei Jahre . . Wie heißt denn das? (Diktiert.) Tre cento anni vecchio. (Zu Camilla.) Hatte er besondere Kennzeichen? — Camilla. Er trug ein schwarzes Halsband. — Zwirn (diktiert). Portate un nero cravettelo. (Zu Camilla.) Hatte er abgeschnittene Ohren? — Camilla. Natürlich, er war ja ein Mopperl. — Zwirn (diktiert). G'stutzte orecchi. (Zu Camilla). Wie hat's denn mit dem Gebiß ausgeschaut? — Camilla. Er hatte fast gar keine Zähne. — Zwirn. . . . So? . . . Hab's schon! (Diktiert.) Zani kani . . . War er klein oder groß? — Camilla. Ein ganz kleines Hunderl. — Zwirn. Piccolo Viech mit quattro Haxen. Recompanze zwanzig Zechini in buona moneta . . ." Es ist dies ein ebenso deutliches Italienisch wie es bei einer Gelegenheit das Latein des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms I. war. Er sah es in seiner Sparsamkeit nicht ungern, wenn seine Unterthanen der Hofküche Geschenke machten. Das wußte ein Predigerkandidat und er fügte seinem Gesuch um Verleihung eines erledigten Amtes zwei Schinken bei. Diese Art und Weise gefiel zwar dem König nicht, wohl aber die „Beilage." Er sandte das Gesuch der geistlichen Behörde mit der Weisung, den Kandidaten zu prüfen und wenn er tauglich befunden werde, die Stelle zu verleihen. Und da in der Eingabe die Schinken erwähnt wurden, fügte der König erklärend hinzu: „Fressibilia non sunt bestechia."

Wir wären somit zu der sogenannten Macaronischen

Poesie geraten, als deren Urheber der Mönch Folengo zu Mantua († 1544), bekannter unter dem Namen Merlin Cocajus, gilt. Es wird hier, wie bei obigem Satze, eine komische Wirkung hervorzubringen gesucht, indem das heimische Wort mit fremden, meist lateinischen Endungen u. dgl. versehen wird. Das verdorbene Latein früherer Zeit — Küchenlatein, Jesuitenlatein, wie es auch nicht zur Ehre der Gelehrsamkeit der Jünger Loyolas genannt wird — welches Hutten und Genossen in seinen „Epistolae obscurorum virorum" so köstlich satirisiert hat, dürfte die Anregung zu dieser derbkomischen Dichtungsart gegeben haben. Eines der bekanntesten Werke dieser Art ist die: „Floia, cortum versicale de flois schwartibus, illis diriculis, quae omnes fere Menschos, Nonnas, Weiberas, Jungferas behuppere et spitzibus suis stechere et bittere solent, autore Knikknakkio ex Flohlandia," und erschien im 16. Jahrhundert. Eine ähnliche Dichtung wird übrigens auch Goethe zugeschrieben. Daß diese Sprache und diese Art Scherzens bei dem lateinischen Völkchen Beifall fand und viel geübt wurde, läßt sich denken. Moscherosch schildert uns in dieser Sprache Bruder Studio:

Bursta studentorum finstri sub tempore nachti,
Cum sterni leuchtunt, Monus quoque scheinet ab himmlo
Gassatim laufent per omnes compita gassas,
Cum geygis, cytaris, lauthis harpfisque spilentes.
Hautjunque in steinios, quod feurius springet ab illis;
Tunc veniunt waechtri cum spissibus atque reclamant:
Ite domum, gasti, schlaxit jam zwölfius ura.

Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich ein Blatt Papier, das wahrscheinlich aus dem Schulbuch eines Knaben des 18. Jahrhunderts herrührt, und mit folgenden Versen geziert ist:

Hic liber est mein,
Ideo nomen meum scripsi drein.
Sivis hunc librum stehlen
Pludebis an der Kehlen.
Tunc veniunt die Raben
Et volunt tibi oculos ausgraben.
Tunc clamabis ach, ach, ach!
Ubique tibi recte geschach.

Ähnliche deutsche Sprüchlein sind übrigens heutzutage noch im Laufe. Ich fand einmal in einem Buche von jugendlicher Hand geschrieben:

Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb.
Mag er sein Herr oder Knecht,
Für ihn ist der Galgen recht.

Mit einer ähnlichen Sprachmengerei wird auch sonst noch von den Poeten versucht, eine komische Wirkung zu erzielen. Wer kennt nicht die zum geflügelten Wort gewordenen Verse Bürgers:

Er starb post Christum natum,
Ich weiß nicht mehr das Datum,

oder

Besaget doch das Diktum:
Cacatum non est pictum.

Als wohlfeiles Mittel zur Erzielung einer komischen Wirkung finden wir derartiges oft beim Schauspiel angewendet, es sei nur an „Horribilicribrifax“ von Andreas Gryphius erinnert und auch an Lessings „Minna von Barnhelm.“ Mit Sprachverrenkungen versuchten oft auch unsere alten Autoren komisch zu wirken, besonders Fischart entwickelt dabei eine häufig ganz unerträgliche Meisterschaft.

Die komischen Epen sind größtenteils satirisch oder parodistisch, oft auch beides zugleich. Davon soll anderwärts die Rede sein. Die „Batrachomyomachie“ (Froschmäusekrieg), welche man Homer aufmutzen wollte, ist ein späteres Werk des griechischen Mönches Pigris, welches unser Georg Rollenhagen (1542—1609) in seinen „Froschmäusler“ deutsch und Jakob Balde (1604—1668) in lateinischer Sprache nachahmten. Von den Italienern sei Pulcis „Morgante maggiore“ (1480) erwähnt, das die Abenteuerlichkeiten der Ritterwelt komisch schildert. Jeder Gesang beginnt fromm:

In principio era il verbo apperso a Dio.[1])

und endet, wie Weber bemerkt, auch geistlich

Come io seguittero nell' altro Canto
Colla virtù della Spirito Santo.[2])

womit dann wieder folgende Verse stark kontrastieren:

Or queste son tre virtù cardinale
La Gola, il dado e l'culo, come io t'o detto.[3])

Auch Ariostos „Rasender Roland“ gehört teilweise zu den komischen Dichtungen. Kardinal d'Este fragte ihn, nachdem er das Werk gelesen hatte: „Messer Ludovico, dove avete pigliato tante coglionnerie.“[4]) Von französischen komischen Epen verdient vor allen Gressets „Vert-vert“ genannt zu werden, der drollige Papagei eines Nonnen-

[1]) Im Anfang war das Wort und war bei Gott. [2]) Ich fahre damit fort im folgenden Gesange — Wenn zugeneigt mir bleibt der heil'ge Geist so lange. [3]) Vom ersten Range giebt's der Tugenden je drei — Gut Essen, Trinken, und ein Spielchen noch dabei. [4]) Meister Ludwig, woher habt Ihr alle diese Dummheiten.

klosters, der, auf einer Reise mitgenommen, zu seinen frommen Sprüchen die ordinärsten Flüche erlernt, wodann

Les bonnes soeurs crurent qu'il parlait grec.[1])

Voltaires „Pucelle" ist ziemlich satirisch und noch mehr obscön; mehr noch gilt letzteres von Boulangers „Le balai" und Parnys „Guerre des Dieux." Die Regierung lohnte den Dichter mit einer Ehrengabe von 3000 Livres und den Verleger Didot mit 1200 Livres. Das geschah im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts; im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts würde der Autor eines derartigen Werkes und auch der Verleger so ziemlich in allen Ländern Europas wegen Religionsverspottung, Verbreitung unzüchtiger Schriften und anderen Verbrechen eingesponnen werden. Übrigens können auch diese Werke mehr der satirischen Gattung beigezählt werden. Wielands „Oberon" ist mehr humoristisch als komisch, sodaß von bedeutenden derb komischen Epen, die ohne beabsichtigte Satire sind, bei uns neben Kortums „Jobsiade" kaum ein anderer als Busch noch nennen ließe. Der gute Jobs mit seinen wunderlichen Antworten:

Über solche Antworten des Kandidat Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspektor sprach: Hem! hem!
Darauf die andern secundum ordinem —

Sein Schreiben an die Eltern um Geld mag schon manchem Studentenbrief als Vorlage gedient haben:

Sehr geliebteste Eltern!
Ich melde
Hiebei, daß es mir fehlet an Gelde,
Habet also die Gewogenheit
Und schicket mir bald eine Kleinigkeit.

[1]) Die guten Schwestern glaubten er spräche griechisch nun.

Nämlich etwa 20 bis 30 Dukaten,
Denn ich weiß mir kaum mehr zu raten,
Weil es alles so knapp geht hier,
Drum sendet doch dieses Geld bald mir.

Alles ist hier ganz erschrecklich teuer,
Tisch, Stube, Wäsche, Licht und Feuer,
Und was sonst etwa vorfällt noch,
Drum schicket die 30 Dukaten doch.

Kaum begreift ihr die starke Ausgabe,
Welche ich auf der Universität habe
Für so viele Bücher und Kollegia,
Ach wären doch die 30 Dukaten schon da!

Ich studiere täglich recht fleißig.
Sendet mir doch nächstens die 30
Dukaten, so bald als möglich ist, her,
Denn mein Beutel ist jämmerlich leer. . .

So geht es noch ein Häuflein Verse fort um zu schließen:

Vergesset doch nicht Dukaten zu schicken,
Damit ich sie schier baldigst möge erblicken.
Ihr bekommt einst dafür in meiner Person
Einen hochgelehrten und klugen Sohn . .

Hiemit will ich also mein Schreiben beschließen,
Meine Geschwister thu ich freundlich grüßen
Und verharre hierauf zum Schluß
Euer gehorsamer Sohn Hieronimus.

Von Wilhelm Busch, dem wir auch zahlreiche satirische Dichtungen verdanken, ist „Max und Moritz" sicherlich die bekannteste drastische Dichtung, deren Namensträger zur Bezeichnung ausgelassener Rangen typisch geworden sind. Ebenso ist die Stelle:

Dieſes war der erſte Streich,
Doch der zweite folgt ſogleich —

wie noch manches andere zum geflügelten Wort geworden.

Der Knittelvers eignet ſich überhaupt am beſten für derb komiſche Gedichte. Als deſſen Meiſter haben wir Hans Sachs zu betrachten, von dem ein bekannter Vers dieſer Art beſagt:

Hans Sachs war Schuh-
Macher und Poet dazu.

Eigentlich muß er, wenn von komiſcher Dichtung die Rede iſt, an erſter Stelle genannt werden, denn ſein Humor iſt häufig nichts anderes als Komik, die gewöhnlich noch von der naiven Darſtellung erhöht wird. Kann es etwas Drolligeres geben, als wenn Urmutter Eva mit der Nachthaube auf dem Kopf zur Hausthüre hinausſchaut und ausruft:

Schon acht der Seiger geſchlagen hat,
Weiß nit wo Adam bleibt ſo ſpat!

Doch wir wollen gelegentlich des Kapitels Komödie weiter davon ſprechen.

Das komiſche Epos hat jedoch der Herrgott am ſechſten Tag erſchaffen, ein Gedicht, das ſeine Kraft durch Zeit und Zeiten bewahrt hat, deſſen zahlreiche Ausgaben zwar verſchieden ſind, deſſen Einband nur veralten mag, deſſen Text aber ſtets gleich bleibt.

XV.

Wortſpiel und Buchſtabenſpiel.

Wir reiten, Freund, auf gleichen Steckenpferden,
Verſchieden iſt die Art des Gangs allein:
Ich freue mich Gedanken los zu werden,
Wenn du dich freuſt gedankenlos zu ſein.
E. Edel.

More matter, with less art.[1])
Shakeſpeare.

Non omnia possumus omnes.[2])
Lucilius.

Im allgemeinen iſt der Wortwitz ein recht alberner Geſelle, ein geiſtiger Homunculus, nicht mit Kunſt, ſondern mit Künſtelei geſchaffen. Er iſt ein Witz, der keiner iſt, der Geiſt der Leute, die keinen haben. Man kann ein Demoſthenes ſein und man hat doch nichts beſonders Witziges hervorgebracht, wenn man wie er von einem Dieb, der Chalkos (Erz) heißt, ſagt, wie ſollten unſere Wände von Lehm einem Dieb von Erz widerſtehen. Und auch Heraklides machte es nicht beſſer, wenn er, von Drakos Geſetzen ſprechend, meint, ſie wären nicht von einem Menſchen, ſondern von einem Drachen.[3]) Den Witz an etwas ſo Zufälliges, wie es ein Name iſt, zu heften, geht nur an, wenn damit

---

[1]) Mehr Inhalt mit weniger Kunſt. (Hamlet). [2]) Wir können nicht alle alles. [3]) draco = Drache.

wirklich ein trefflicher Vergleich gebracht wird, oder wenn er neben anderen Scherzen bescheiden wandelt. Wo das Wortspiel wirklich nur Körper aber nicht auch Seele des Witzes ist, kann dieser als doppelt gelungen gelten. Oft liegt auch ein Wortspiel trotz seiner Trivialität so nahe, daß man es kaum vermeiden kann, es zu berühren; und darum ist es auch als die ursprüngliche, älteste Form des Witzes zu betrachten. In seiner weitesten Bedeutung zählt alles dazu, was durch ein Spiel der Worte oder Buchstaben Geist bekunden will, also auch das Rätsel in seinen verschiedenen Formen, Anagramme, Chronodistichon u. s. w.; in engerem Sinne jedoch ist damit das eigentliche Wortspiel gemeint, das gleichlautende Wörter von verschiedener Bedeutung in überraschender Weise verbindet und dessen unterste Schichte der Calembourg der Franzosen, der Kalauer der Deutschen bildet. Aber in welcher Gestalt auch immer es sich zeigt — es darf nicht gesucht werden, sondern muß von selbst herbeigelaufen kommen. Derbwitzig, wenn auch nicht nach dem Geschmacke unserer Zeit ist es, wenn Doktor Eck, der Gegner Luthers, von diesem sagt: „Laßt das r aus Lutherus weg, so heißt es Lutheus, Dreckluther," worauf dieser noch witziger antwortet: „Gebt Doktor Eck mein r, so heißt er Dreckius." Weniger witzig ist es aber wenn der Reformator die Dekretalen — sie bilden die zweite Abteilung des kanonischen Rechts — in Drecktalen, und Fakultät in Vaccultas[1]) verdreht. Derartige Wortdrehereien waren übrigens in jener Zeit sehr üblich; auch klebte der Buchstabenwitz an den Äußerungen der Dichter und Gelehrten der humanistischen Zeit; Owens Epigramme sind damit gespickt. Ein merkwürdiges Wortspiel enthält das Distichon des preußischen Dichters Lödicker, welches er auf die zu

[1]) Vacca = Kuh, also etwa Kuhfaltät.

Königsberg erfolgte Geburt des Kurprinzen Friedrich machte, der ſpäter wirklich auch der erſte Preußenkönig wurde:

Nacitur in Regis Fridericus Monte. Quid istud?
Praedicunt Musae: „Rex Fridericus erit."
(Auf dem Berge des Königs wird Friedrich geboren. Was ſagt das? Sieh, die Muſe weisſagt: König wird Friedrich einſt ſein.)

Boshaft dagegen iſt das Wortſpiel, das jemand Heinrich IV. von Frankreich an die Thüre ſeines Schlafgemaches ſchrieb, als er ſich mit Maria von Medici vermählt hatte: „Non erat opus bene valentibus medicis" (Geſunde brauchten der Ärzte [Medicis] nicht). Recht albern war es von Voltaire, Leſſing, der ihn bekanntlich angegriffen hatte, Le singe[1]) zu nennen, zumal weder deſſen Wirken, noch deſſen Äußeres dieſem Vergleich einen Anhaltspunkt bot. Es war ſogar doppelt albern, da Voltaire ſelbſt nichts weniger als ſchön war. Der ebenſo eitle wie geiſtreiche Schriftſteller ärgerte ſich auch nicht wenig, als ihn einſt während ſeiner Reiſe im Gefolge Friedrichs II. die märkiſchen Bauern für des Königs Affen hielten und dermaßen auch zu necken verſuchten. Beſſer war ſchon ſein calembourgartiges Wortſpiel, das er zur Dame ſagte, die über „Cors" (Hühneraugen) klagte: „Kein Wunder, die Schuhmacher ſind Cordonniers.[2]) Leſſing ſoll von einer ſchönen aber höchſt einfältigen Dame geäußert haben: „So lange ſie nicht ſprach hatte ſie mir zugeſprochen, doch als ſie zu ſprechen anfing, ſprach ſie mir nicht mehr zu," ein Wortſpiel, das vielleicht nur zu langſpitzig, iſt um als ganz gelungen zu gelten. Beißend iſt das Wortſpiel, das die Pariſer dem alten Herzog von Richelieu widmeten, der ſeinen Wangen durch aufgelegtes friſches Kalbfleiſch ein jugendlicheres Ausſehen zu geben

[1]) Der Affe. [2]) Schuhmacher, kann aber auch Hühneraugengeber bedeuten.

bemüht war: „Le vieux bouquin relié en veau,“ [1]) nannten sie ihn. Die französische Sprache, ärmer als die deutsche, mit ihren zahlreichen gleichklingenden Wörtern und Zusammenziehungen, ist überhaupt für das Wortspiel mehr als jede andere geeignet. Das Wort Calembour fand verschiedene Erklärungen seines Ursprungs. Die Herleitung von calamajo burlare (mit der Feder spaßen) ist ebenso unwahrscheinlich, wie die vom Pfaff vom Kahlenberg, der im 14. Jahrhundert in Wien lebte und dessen lose Streiche in einem Büchlein niedergeschrieben, schon seit jener Zeit unserer Schwanklitteratur angehören. Die Schelmereien dieses geistlichen Hofnarrens haben mit sprachlichen Purzelbäumen nichts zu schaffen. Andere wieder leiten das Wort von einem deutschen Baron von Calemberg her, der am Hofe des Polenkönigs und Herzogs von Lothringen Stanislaus I. (1677—1766) zu Luneville lebte und mit seiner schlechten Aussprache des Französischen oft die komischsten Wortspiele unfreiwillig hervorgebracht habe. Vielleicht hat dieser Umstand wirklich dazu beigetragen, die bereits vorhandene Vorliebe für derartiges Scherzen in den Hofkreisen Geltung zu verschaffen. Die Tändelzeit der Barocke und Rokoko war für dergleichen ganz besonders geneigt, wie sie ja auch die klassische Periode der anagrammatischen, chronographischen und Rätselspiele ist. Dazu kommt noch, daß sich dieses Witzsurrogat mit etwas Gewandtheit und Übung leicht bemeistern läßt. Was die deutlich erkennbare Marklinie zwischen dem ursprünglichen geistreichen Wortspiel und dem gekünstelten, mehr oder minder thörichten bildet, das ist ja eben der Umstand, daß man ersteres nicht nachzuahmen vermöge, während letzteres als Schablone gelten kann.

---

[1]) Das alte in Kalbsleder gebundene Buch, kann aber auch lauten: Der alte in Kalbfleisch gebundene Bock.

Berühmt — oder sollte man berüchtigt sagen? — als Calembouriſt war der Marquis de Bièvre (1747—1789), der auch einen Calembour-Almanach herausgab. Als ihm bei seiner Kandidatur für die Akademie Abbé Maury vorgezogen wurde, zitierte er Virgil: „Omnia vincit amor, et nos cedamus amori.“ [1]) Seinen Koch, der eine ungeschickte Hand hatte, nannte er Ines de Castro (Casse trop — bricht viel). Über seinem Stall ließ er die Inschrift anbringen, die Eduard III. als Devise des englischen Hosenbandordens wählte: „Honny soit qui mal y pense,“ was neben: „Ehrlos sei, wer da Schlechtes denkt,“ auch: „Ehrlos sei, wer da schlecht die Pferde pflegt (panse).“ „Kennen Sie den Unterschied zwischen Frankreich und einem Apfel?“ fragte er, und als ihm niemand zu antworten wußte, erklärte er ihn: „Frankreich hatte nur einen Pipin (Pépin), der Apfel hat aber mehrere Kerne (pépin).“ Dieses den „Unterschied herausfinden“ spielt überhaupt eine wichtige Rolle bei dem Scherzungeziefer solcher Art. Ein Schock Schock haben wir auch im Deutschen aufzuweisen, wie z. B.: „Was ist der Unterschied zwischen zwei mal drei und einem Nachtwächter?“ Die Antwort lautet: „Zweimal drei giebt sechs und ein Nachtwächter giebt acht.“ Seine Geliebte, der er eine Rente ausgesetzt hatte, die ihm aber trotzdem untreu wurde, nannte er: „Ingrate Amaranthe“ (Undankbare Amaranthe — Undankbar für meine Rente). Er starb zu Spaa und wie erzählt wird mit einem Calembour: „Je m'en vais de ce pas“ (Mit diesem Schritt begebe ich mich fort — aber auch: Ich begebe mich fort von Spaa, de Spaa). Ludwig XVI., der selbst gern einen Calembour machte — so sagte er zu einem einfältigen Edelmann, der auf seine Frage, was er in London gemacht habe, ant-

[1]) Alles besiegt die Liebe, wir weichen darum Amori (amori = à Maury).

wortete: „Denken (penser) gelernt": „Ah panser les cheveaux" — Ludwig XVI. also wollte Bièvre kennen lernen und ließ ihn zu sich berufen. Bei dieser Gelegenheit fragte er ihn: „Können Sie mir sagen von welcher Sekte die Flöhe sind?" Und als, wie gewöhnlich, die Antwort ausblieb, bemerkte der König „De la secte d'Epicure (des piqûres = der Stecher.)" Rasch aber hatte der Marquis einen ebenso geschmackvollen Calembour bei der Hand, indem er die Läuse als „de la secte d'Epictète (des pique têtes = Kopfstecher), erklärte. Nun wollte der König er möge einen Calembour machen. „Donnez, moi Sir, un sujet," antwortete Bièvre. „Eh bien, faites — en un sur moi." — „Sir, le roi n'est pas un sujet." [1])

Besser als diese Buchstabenkünsteleien sind die Wortspiele, die zuweilen aus der Menge heraus laut wurden, denn es wurde damit mehr als eine schale Witzelei gesagt. So wurde Ludwig XVIII., als er nach den hundert Tagen zum zweitenmal zur Herrschaft gelangte: „Louis deux fois neuf" (zweimal neu auch und neun) genannt. Von ihm selbst wird erzählt, er habe auf dem Sterbebett den Ärzten, auf seinen Nachfolger Karl X. anspielend, zugerufen: „Finissez donc, Charles attend!" („Endigt doch, Karl wartet," aber auch: „Endigt doch, Charlatans!") Ein französischer Marschall wieder, der geadelt wurde, erhielt den Rat, in sein Wappen einen Hahn ohne Schwanz zu setzen und als Devise zu wählen: Coq imparfait, was auch coquin parfait lautet (unvollständiger Hahn — vollständiger Spitzbube). Einigermaßen mag auch der Calembour angehen, zu dem sich ein ältlicher Herr einem überlauten und dreisten jungen Menschen gegenüber veranlaßt sah: „Monsieur, si vous continuer de

[1]) Majestät, geben Sie mir einen Gegenstand (sujet). Wohlan, machen Sie einen auf mich. — Majestät, der König ist kein sujet (Gegenstand und auch Unterthan).

prendre ce haut ton, vous me forcerez de prendre mon bas ton — bâton.“ (Mein Herr, wenn sie in diesem hohen Tone fortfahren, werden sie mich nötigen meinen tiefen Ton — aber auch Stock — zu ergreifen.) Eines der gelungensten Wortspiele jedoch haben die Engländer aufzuweisen, die sich sonst nicht viel mit dergleichen abgeben: Take the externals from Majesty, what is it? a jest. (Nimm die Äußerlichkeiten [M, y] von Majestät fort und was bleibt? ein Spaß, a jest.)

Der Kalauer ist ein Berliner Junge aus der alten deutschen Familie des Wortwitzes, der sich in pariserischem Thun gefällt. Er wurde etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts geboren und wird wahrscheinlich ewig leben, weil er keinen Geist hat, den er aufgeben könnte. Es ist dies eine Art von Gewitzel, bei dem der Zuhörer „Au!“ oder „Haut's ihn!“ oder „Nu aber 'raus!“ auszurufen pflegt, was jedoch nicht recht ernst gemeint ist, denn er bleibt, und macht sich's immer bequemer und wird immer lauter. Wenn es so fortgeht, wird das liebe deutsche Reich im Zeichen des Kalauers viel eher eins und ewig sein, als in allem andern. Denn schon springt er über Elbe und Oder, Rhein und Main, Donau und Isar und wird selbst von dem beschränktesten Partikularisten mit frohem Grinsen aufgenommen. Es ist ein helles Wunder wie dieser Geselle immer zu keinem Gedanken zwei Bedeutungen herzunehmen weiß. Einigermaßen erträglich ist er noch und eigentlich kein echter Kalauer, wenn A. fragt: „Warum heißt denn Prüfung Examen?“ und B. darauf antwortet: „Weil man Amen sagen kann, wenn es ex ist.“ Dagegen ist ein echter Kalauer, aber noch immer einer von den besseren, wenn auf die Frage: „Was war das für ein Student, der gestern wegen Diebstahl verurteilt wurde?“ die Antwort laut wird: „Wahrscheinlich ein Student der Filoulogie.“ — „In England

giebt es viele Miß-Heiraten." — „Philosaufi" u. a. — Auch hier will man den Ursprung beim Pfaffen vom Kahlenberg suchen, während andere wieder behaupten er stamme von dem Berliner Witzblatt „Kladderadatsch" her, dessen Redakteur Kalisch seiner Zeit im Sommer in dem märkischen Städtchen Kalau wohnte, woher er seine Beiträge sandte, welche mit den Einleitungsworten: „Aus Kalau wird uns berichtet" begannen. Es ist diese Deutung um so unwahrscheinlicher, als Kalisch wohl kalischerte aber nicht kalauerte. Nächst Berlin scheint Breslau eine Lieblingsstätte dieses lauten Märkers zu sein, wie überhaupt die schlesische Oderstadt bestrebt ist als preußische Witzeresidenzstadt zu gelten. Ei, da hab ich schier selbst gekalauert. „Das kommt von das!" sagt eine moralisierende Redensart und „Böse Beispiele verderben gute Sitten," meint Paulus in seinen Episteln an die Corinther, was eine parodistische Redensart in: „Böse Bleistifte verderben gute Skizzen," umzuformen wußte.

Das Wortspiel an und für sich ist, wie gesagt, kein neuer Gast in Deutschland. Es wurde nicht nur von Luther und seiner Zeit gepflegt, sondern auch schon in den vorhergegangenen Tagen, wie auch später, vom Volke sowohl wie von Gelehrten, im Hause so gut wie in der Kirche. Klingt doch ein altes Kirchenlied:

Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Lies es rückwärts und von hinten,
Du wirst einen Nebel finden,
Welcher plötzlich muß verschwinden.

Ach, wie nichtig, ach wie flüchtig,
Ist des Menschen Stärke!
Der des Löwens Schlund zerrissen,
Tausend auf einmal geschmissen,
Hat auch in das Gras gebissen.

Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig
Ist des Menschen Ehre!
Trägt man dich des Todes Straßen
Wird der Bauer auf der Gassen
Seinen Hut wohl sitzen lassen.

Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig
Ist der Menschen Wissen!
Plato, der so kunstvermessen
Wie ein Gockelhahn gesessen,
Hat schon längst auch ausgefressen.

Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig
Sind der Menschen Schätze!
Deine Erben, die schon lachen,
Mußt du deine besten Sachen
Und dem Tod die Haut vermachen!

Es war kein gottbegnadetes Dichtertalent, das diese Verse geschaffen, aber ein gottbegnadeter Humorist, der noch nicht am Gestrüpp der Welt den Flügelstaub der Naivität abgestreift hatte. Es ist ein frommes Lied, man kann dabei lächelnd ernst bleiben, was bei den Versen eines komischen Frömmlers nicht der Fall ist:

Laß mich armen Sündenlümmel
Reiten auf deinem Gnadenschimmel
Ein zum Paradiese.

Dieses Zurücklesen von Leben — Nebel finden wir übrigens bereits in einem vermutlich älteren Sinnspruch von R. G. Weckherlin ausgedrückt. Es ergiebt sich hiermit also eine Art Palindrom, wie die Rätsel heißen, die von rückwärts gelesen einen anderen Sinn ergeben. Es existieren auch eine ganze Menge sogenannter Krebsgedichte, die von

vorn wie rückwärts gelesen dieselben Worte ergeben, Spielereien, wie sie in Verfallsperioden einer Litteratur häufig vorkommen. Besonders die Rederijkekamers der Niederlanden im 16. Jahrhundert legten ein großes Gewicht auf diese und noch andere Nichtigkeiten. In höchstem Ansehen stand bei ihnen die Alldichtung, d. h. ein Gedicht in welchem sich jedes Wort des einen Verses mit dem entsprechenden Wort des nächsten Verses reimte. Der Krebsvers: „Signa te signa temere me tangis et angis,“ [1]) der von vorn wie von rückwärts gelesen, dieselben Worte ergiebt, wurde in früheren Jahrhunderten als Teufelsbeschwörung gebraucht.

Das Buchstabenspiel war überhaupt als Vorläufer des Wortspiels in Mode, nachdem es bereits früher als Ableiter des Gelehrtenwitzes galt. Aus IVS (Recht) wurde durch Umstellung wirklich witzig VIS (Gewalt) gemacht; aus Roma wurde durch Rückwärtslesung Amor, wozu allerdings ein Epigramm bemerkt:

Roma quod inverso delectaretur amore,
Nomen ab inverso nomine cepit Amor. [2])

Anagrammatisch wurde Berolinum zu Lumen orbi versetzt. Hübsch kam das einmal bei einem Fackelzuge zum Ausdruck. Die Fackelträger bildeten anfangs das erstere Wort und dann in scheinbare Verwirrung geratend, bildeten sie nach einer Weile zur Überraschung aller Zuschauer die letzteren. Heidelberg giebt anagrammatisch „Geld herbei“ und Stettin „Ist nett.“ Aus Versailles wurde ville seras geschaffen,

[1]) Kreuzige dich, kreuzige dich nur, berührst und quälst mich vergebens. [2]) Rom, da Gefallen es fand an verkehrter Liebe, bekam auch Amors Namen verkehrt, so wurde Roma daraus.

aus vigneron (Weinbauer) ivorgne (Trunkenbold). Merkwürdig aber ist, wie die Worte Revolution française ein Buchstabenspiel zu Un Corse la finira (Ein Korse wird ihr ein Ende machen), allerdings erst nach Napoleons Auftreten, verdrehte, wobei die vier Veto bildenden Buchstaben ausfielen, und dies war eben auch der Spitzname von Ludwig XVI. Später, im Jahre 1814, stellte man aus jenen zwei Worten den Satz her: „La France veut son roi" (Frankreich will seinen König) — auch Anagramme können lügen.

Besonders beliebt waren einst die Chronostichen, die auch Kaiser Leopold I. eifrig übte. Als ihm im Jahre 1700 einer eine Bittschrift überreichte, die kurz lautete: ConCeDe pane M. (Gewähre Brot — wobei die großen Buchstaben die Jahreszahl angeben), schrieb der Kaiser noch kürzer darauf: ConCeDa M (Ich will gewähren). Ein verwickeltes Wort- und Buchstabenspiel finden wir in einem Sprüchlein, das zu Leopold I. Zeit laut wurde: „Austria Erunt Imperii Ottomanici Victores, Sed quando? Tunc quando vocales fient consonantes et in unum foedus contra Turcam convenit sequentes: Austraci, Emanuel, Joannes, Odescalca, Venetae. — Ergo et primum sperandum." Dieses schier unübersetzbare Wortspiel, das übrigens auch noch an den Wahlspruch Friedrichs IV. erinnert, besagt, die Türkei werde besiegt werden, wenn die Vokale einträchtig zusammenwirken und erhofft es auch. Diese Vokale sind: Österreich, Max Emanuel von Bayern, Johann Sobieski von Polen, der Papst und Venedig. Mit einer Vorliebe wurden Chronostichen bei Gebäuden oder zur Bezeichnung denkwürdiger Ereignisse angewendet, was zuweilen sogar heute noch vorkommt. Über der Pforte eines 1863 zu Wien erbauten Klosters ist die sinnige Aufschrift zu lesen:

Anno ConfLICtVs qVo MVstapha trux fVit ICtVs TVrCICa porta ruit, nostra exstruCta fuit.[1])

Das Chronogramm:

FranCorVM tVrbIs sICVLVs fert fVnera Vesper

giebt uns 1282, die Jahreszahl der Sicilischen Vesper. Im Jahre 1813 wurde in Deutschland das Chronostichon gemacht:

NVnC GaLLICIDIVM,

was neben der Zahl auch besagt: Jetzt sind die Gallier geschlagen. Seltener und verhältnismäßig neueren Ursprungs sind Wortbildungen, deren einzelne Buchstaben eine Wortkürzung bedeuten. Derartige Akrostichа wurden z. B. aus dem Namen Elba gemacht, als Napoleon dahin verbannt wurde: **E**uropa **L**iberata **B**orussorum **A**rmis. — **E**uropa **L**iberata **B**ello **A**eterno. — **E**cce **L**ibertina **B**elli **A**eterni. — **E**r **L**iegt **B**egraben, **A**men. — **E**ngland **L**acht **B**onaparte **A**us. — Das Wort Whig, der Name der liberalen Partei in England, soll eine Kürzung des Spruches sein: „**W**e **h**ope in **G**od.“[2]) Gegen die Endzeit der österreichischen Herrschaft in Italien wurde dort der Ruf „Evviva Verdi!“ allgemein laut, so daß man glauben hätte mögen, es gäbe in Italien keinen gefeierteren Mann als den thatsächlich auch beliebten Componisten. Indes bildet hier der Name Verdi das Wurzelwort des Akrostichas: Vittorio Emanuele **R**e d'Italia,“[3]) was später auch in Erfüllung ging. Einen Witz dieser Art machte auch einst der bekannte Professor Buttmann. Einem Arzt, der ihn um Rat fragte, welche

[1]) Im Jahre des Kriegs, in welchem der wilde Mustapha geschlagen wurde und die Pforte fiel, wurde unsere errichtet. [2]) Wir hoffen auf Gott. [3]) Viktor Emanuel, König von Italien.

Aufschrift er seinem neueröffneten Bad geben solle, schlug er vor einfach BAD hinzusetzen; und als der andere bemerkte, das sei doch zu schlicht, entgegnete Buttmann: „Nicht doch!" das heißt: „Balnea Alant Doctorem!"[1]) Ein anderer höchst komischer Wortwitz des Professors möge bei dieser Gelegenheit verzeichnet werden: Anfangs dieses Jahrhunderts existierte in Berlin ein geselliger Verein, „Gesetzlose Gesellschaft" betitelt, dessen Präsident Buttmann war. Bei einer der Sitzungen äußerte sich eines der Mitglieder, ein Herr Dr. Rudolphi, sehr erregt und konnte mit nichts beschwichtigt werden. Plötzlich stand Buttmann auf und rief jenem zu: „Quiesce vesanum pecus!" Alle sahen ihn erstaunt und schweigend an, um jedoch bald in ein lautes Lachen auszubrechen, dem sich auch Rudolphi anschloß, denn der Satz war eine kalauernde lateinische Übersetzung: „Ruh — toll — Vieh!" In satirischer Weise deutete Ulrich von Hutten die Jahreszahl MCCCCLX, die über dem Stadtthor von Ferrara stand in: „Multi Cardinales caeci creaverunt caecum Leonem decimum."[2]) Noch sei einer komischen Thatsache erwähnt. Im Jahre 1712 fielen in Schlesien zahlreiche Heuschreckenschwärme nieder, auf deren Flügeln man die Buchstaben B. E. S. lesen wollte, die in der tollsten Weise erklärt wurden. Der Schrecken, der dadurch erwuchs war so groß, daß die Geistlichen von der Kanzel herab dagegen zu sprechen genötigt waren und vernünftigerweise bemerkten, daß Gott nicht nötig hätte, seine Mitteilungen in solcher Art geschehen zu lassen. Ein Professor schrieb auch eine sehr gelehrte Abhandlung von den „wundersamen Heuschrecken," wobei er unter anderem auch die Buchstaben erklären wollte mit: „Bedeutet Erschreckliche

---

[1]) Das Bad soll den Arzt ernähren. [2]) Viele verblendete Kardinäle erwählten den verblendeten Leo X.

Schlachten. — Bedeutet Erfreuliche Siege. — Boshaftig Erſtorbene Sünder. — Ein anderer Gelehrter aber ſchrieb ihm: Die natürlichſte Deutung iſt: Biſt Ein Schöps! Mich wundert, daß ſie Ihnen, hochweiſer Mann, nicht eingefallen iſt."

Bekannt ſind die Akroſtichongedichte, wo die Anfangsbuchſtaben der Verſe einen Namen bilden. Dieſe Tändelei iſt ſehr alt, man findet ſie ſelbſt bei den tauſendjährigen Gebeten der Juden und im Talmud; ſie iſt auch in jeder Litteratur zu finden und hie und da iſt uns nur dadurch der Name des Verfaſſers erhalten geblieben. Ein ſpeichelleckeriſches, zum Schluß aber witziges Akroſtichon auf Ludwig XIV. lautet:

Louis est un héros sans peur et reproche;
On désire le voir. Aussitôt qu'on l'approche
Un sentiment d'amour enflamme tous les coeurs;
Il ne trouve chez nous que des adorateurs;
Son image est partout, exepté dans ma poche. [1])

Zu den Wortſpielen ſind auch jene Gedichte zu zählen, deren Endwort des Verſes als Echo des vorhergehenden erſcheint. Es dürfte wohl ſeinen Urſprung in Frankreich haben. In einem derſelben heißt es:

Que donne le monde aux siens les plus souvent? — Vent!
Que dois-je vaincre ici sans relacher? — La chair.
Qui fuit la cause des maux, qui me sont survenus? — Venus.
Que faut il dire après d'une telle infidèle? — Fi d'elle!

---

[1]) Ludwig iſt ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Man wünſcht ihn zu erblicken. Sobald er naht entflammt ein Gefühl der Liebe in jedem Herzen; er findet bei uns nur Anbeter; ſein Bild iſt überall, nur in meiner Taſche nicht. (Anſpielung auf die Geldmünze.)

Deutsch ist das etwa mit folgendem ausgedrückt:

Von welchem Wert ist, was der Weltsinn giebt zum Lohne? — Ohne.
Was muß bekämpfen ich, weil es mich sonst regierte? — Gierde.
Was bringt es mir, daß ich der Venus war getreue? — Reue.
Wie werd ich frei von ihrem fesselnden Geschmeide? — Meide!

Dem Wortspiel gehört auch das Rätsel in seinen verschiedenen Formen an und es dürfte dessen älteste Form sein. Simson gab eines den Philistern auf, das sie nur lösten, als sie mit seinem „Kalb pflügten," das heißt, als ihnen seine Braut die Lösung verriet. Homer erzählt deren und die Orakel verkündeten ihre Sprüche so. Die Sphinx gab, auf der Straße nach Theben liegend, den Vorüberwandelnden das bekannte Rätsel auf: „Welches Tier geht morgens auf vieren, mittags auf zweien und abends auf dreien, dessen Lösung, der Mensch, erst Ödipos gelang, worauf sich dieses Zwittergebild von Weib und Löwe ins Meer stürzte. Seither hat manche Sphinx, halb Weib halb Katzentier, Männern Rätsel zu lösen gegeben, die sie noch weniger gut zu lösen vermochten als Salomo die der Königin von Saba. Mit einer Vorliebe scheint das Rätsel von den germanischen Völkern gepflegt worden zu sein und schon die Edda weist deren eine Menge auf. Odin selbst giebt als blinder Gast Rätsel auf, die alle bis auf eines gelöst werden. Dieses bleibt sein Geheimnis. Nordens Götter sanken; doch auch der Gott der Monotheisten giebt Rätsel auf und es scheint auch, daß wir alle zu lösen vermögen bis auf eines, das höchste, welches sein urewiges Geheimnis bleibt: das Rätsel des Werdens und Vergehens, in welchem der Mensch selbst mit inbegriffen ist. Eines der zahlreichen deutschen Volksrätsel aus dem 15. Jahrhundert lautet:

Ein baum hat zwelf eſt
Und ieglichem aſt hat vier neſt,
Und in ieglicher neſt ſiben jungen
Der hat ieglicher ſeinen namen beſunder —

was Jahr, Woche, Tage bedeutet und wohl noch viel älteren Urſprungs iſt, ebenſo wie:

Es ritt een Männecken im Holte,
Hat 'n ſchwart Hütken up,
Hat 'n rot Mäntelken ümme
Un den Buk voller Steene. —

deſſen Löſung Hagebutte iſt.

Oft äußert ſich in ihnen der Volkswitz: Warum backen die Bauern größeres Brot als die Bäcker? Weil ſie mehr Mehl dazu nehmen. Welche Kerzen brennen länger: gezogene oder gegoſſene? — Keine, denn alle brennen kürzer. Warum ſind die Flöhe ſchwarz? — Weil ſie immer Familientrauer haben. Der Bürger fährt mit zweien, der Graf mit vier, der König mit ſechs, wer fährt mit ſieben? — Der Siebmacher. Etwas ſtädtiſcher ſind ſchon die Scherzrätſel wie: Was iſt ſehr unrecht, aber doch keine Sünde? — Wenn man mit der linken Hand in den rechten Handſchuh fährt. Auch die Bibel hat zu dergleichen viel Stoff bieten müſſen: Wie hieß König Davids Kutſcher? — Leid! Denn es heißt: Leid ſoll mir nicht widerfahren. Welches war der Familienname von Maria, der Mutter Jeſu? Bitterlich. Denn es ſteht geſchrieben: Als Jeſus geſtorben war, da weinte Maria bitterlich. Wie hieß der erſte Dichter? — Nebel. Denn es lautet in der Schrift: Dichter Nebel fiel auf die Erde. Die Kloſtergeiſtlichen, namentlich die Kapuziner, pflegten mit ähnlichen Scherzen die Frommen zu beluſtigen. Bekannt iſt die Scherzfrage der Bettelmönche: „Lirum

larum Löffelstiel, wie schreibt man das mit drei Buchstaben?" womit natürlich „das" gemeint ist. Weber erzählt, er habe einem Bernhardusfest beigewohnt, wobei unter anderem Pater Kellermeister seinen Becher plötzlich unter den Tisch hielt und fragte: Was ist das? — Unterhaltung. Er breitete seinen Mantel über den Tisch — Überlegung. Er steckte seine Uhr in den Mund — Frisur. Er fragte, was machen die zwölf Apostel in dem Himmel? Antwort: ein Dutzend. Wie viel Nägel braucht ein gut beschlagenes Pferd? Antwort: keinen. Die ersteren sind schon gewissermaßen Scherzrebuse, bildliche Darstellungen. Neuester Herkunft ist der satirische Rebus: „Wortschwall," dessen Auflösung lautet: „Parlament — Paar l am End. Friedrich II. schrieb einst an Voltaire:

$$\frac{\text{p}}{\text{6 heures}} \quad \text{à} \quad \frac{6}{100}$$

worauf dieser antwortete

G. a.

Ersteres lautet: „Souper six heures à Sanssouci" und letzteres: J'ai grand appetit (G grand a petit) = Ich habe großen Appetit. Nicht uninteressant und auch nicht sehr bekannt ist folgendes Rätsel, das ein „Dichter" Kaiser Leopold I. überreichte, als dessen Frau Claudia Felicitas schwanger war. Es war in Silben aufgelöst, die in einer Kreuzform standen und deren Zusammenhang durch den sogenannten Rösselsprung herzustellen war. Wir können es daher als eine der ältesten Schöpfungen dieser Art, die heute mit vielen anderen Gattungen Rätsel in unseren illustrierten Blättern überreichlich zu finden ist, betrachten. Auf die Form der Namensbuchstaben C. und L. anspielend heißt es da:

Es maß ein himmlisch Winkelmaß
Den halben Mond ohn' Unterlaß,

Es maß ihn ab von Zoll zu Zoll,
Bis daß der Mond war rund und voll
Und überscheinte Land und Leut'
Mit längstgewünschter Fruchtbarkeit.
„Ach," sprach der Feind, „wenn's also geht,
Der Sonnenzeiger nicht recht steht,
Zu stark ist dieser Aderlaß,
Hör auf, halt ein, Felicitas!"

Dieses wunderliche Erzeugnis lohnte der Kaiser mit je einem Dukaten für die Silbe.

In der lateinischen Zeit unserer Kulturperiode und auch später noch, bis zur jüngsten Zeit wurden von Gelehrten häufig Rätsel angefertigt. Hier sei nur die witzige Frage des Professors Böcking zu Bonn vermerkt:

Quid est studiosus sine studio?

die Antwort darauf lautet: sus. [1])

Schiller, Schleiermacher, Körner und noch andere haben eine stattliche Anzahl Rätsel geschrieben. Nicht mit Unrecht meinte Goethe, daß Schillers Schöpfungen dieser Art zu poetisch wären um ihrer eigentlichen Bedeutung nach viel zu gelten. Rätsel bilden und Rätsel lösen, beides ist gewöhnlich nur Sache mittelmäßiger Köpfe. Zu letzterem kann man es mit einer gewissen Übung zu einer ziemlichen Fertigkeit bringen; es ist eine halb kindliche halb kindische Beschäftigung, ein thätiger Müßiggang. Unsere illustrierten Blätter bringen eine Überfülle dieser Dingerchen. Mehr klug als weise, glauben sie das geistige Kletterziel ihres Inhalts nicht hoch stecken zu sollen, damit es von jedermann ohne besondere Anstrengungen erreicht werde. Manche

[1]) Was ist ein Studiosus ohne Lerneifer? Ein Schwein = studio sus.

haben Luſt und Laune die Rätſellöſung wieder in Rätſelform zu geben; ferner giebt es da auch dergleichen, die eine doppelte oder mehrfache Löſung zulaſſen, ähnlich jenem witzigen Rätſel, das einſt Friedrich Wilhelm IV., als er noch Kronprinz war, in einer Hofgeſellſchaft zum beſten gab. Zum Hofe gehörte nämlich auch ein Herr von Kleewitz, ein langweiliger Patron, den er nicht ausſtehen mochte. Und da legte der Kronprinz nun eines Tages der Geſellſchaft das Rätſel vor: „Das erſte frißt das Vieh, das zweite hat Kleewitz nie, und das Ganze iſt eine Plage.“ Niemand wollte die Löſung wiſſen, aber alle lachten, denn es war deutlich bemerkbar, daß damit Kleewitz gemeint ſei. Dieſer beklagte ſich auch beim König, der den Prinzen dann zur Rede ſtellte. Mit einem Heuchelſtaunen bemerkte nun dieſer, er begreife nicht wie Herr von Kleewitz ſich beleidigt fühlen könne, denn des Rätſels Löſung ſei: Heuſchreck.

In früherer Zeit kam es zuweilen auch vor, daß Grabſchriften in Rätſelform gebildet wurden. In der Litteratur, dem Reflex des Lebens, finden wir eine ſolche „Grabſchrift eines Selbſtmörders“ in den Schriften von Andr. Gryphius:

Hier liegt in einer Gruft, der Kläger, der Geklagte,
Der Recht ſprach, der bezeugte, und der den Zeugen fragte,
Und der das Recht ausführt, und der da mußt erbleichen,
Du zählteſt ſieben zwar und findſt nur eine Leichen. —

Beſſer aber noch ſind die Grabſchriften dieſer Art, die wirklich auf Leichenſteine geſetzt wurden. Eine befindet ſich in der Pfarrkirche zu Liebetitz in Böhmen und betrifft einen Pfarrer und deſſen Mutter, eine andere wieder befand ſich in Lyon und lautete:

Ci gît les fils, ci gît la mère
Ci gît la fille avec le père
Ci gît la soeur avec le frère

Ci git la femme avec le mari
Et ne sont que trois ici.

Des Rätſels Löſung iſt, daß im Grabe ein Mann ruhte, der erſt eine Witwe geheiratet hatte und nach deren Tod ihre Tochter; und beide ruhten an ſeiner Seite.

Auch das Leben iſt ein Rätſel, ein Rätſel mit verſchiedenen Löſungen und einer — Hauptauflöſung. Eine der Löſungen iſt, wie auch Gottſchall ſagt, die Liebe:

Du fragſt mich unter heißen Küſſen,
Warum wir lieben, leiden müſſen?
Warum ſo früh die Locke bleicht?
O ahn' es jetzt im ſüßen Leben,
Ein ſchweres Rätſel iſt das Leben,
Allein die Liebe löſt es leicht.

Ja, wenn das nur nicht auch eine Löſung in Rätſelform wäre! Ein ſchweres Rätſel das, über welches ſich ſchon ſo mancher graue Haare und ſchwarze Gedanken erdacht hat. Laſſen wir es ſein was es will! Wollen wir lieber nachdenken über das was in ihm zu thun iſt, als über das was dieſes Spiel bedeuten mag: „Where ignorance is bless 't folly to be wise.“ [1])

[1]) Wo Unwiſſenheit beglückend iſt, da iſt es Thorheit klug zu ſein. (Th. Gray.)

XVI.

Der Humor im Sprichwort.

Sprichwort, wahr Wort.

Weiſe Sprüchlein, gute Lehren
Soll man üben, nicht bloß hören.

Wo Witzbold ſeine Waren auslegt, da gilt keine andere.

Frühzeitiger Witz iſt Vorwitz.

Gelehrter Witz iſt ſelten nütz.

Vox populi vox dei.[1]
(Sprichwörter.)

In den Sprichwörtern und Redensarten liegt die Summe der Weisheit und des Witzes eines Volkes. Es wäre nutzlos, zu erörtern wie ſie entſtehen. Die einen ähneln Stellen aus der Schrift, die wieder ſelbſt aus Sprichwörtern gebildet zu ſein ſcheinen, welche damals im Schwange waren, andere wieder wurden anderen Schriften entnommen, und oft auch umgeformt. Dieſe ſind fremden Völkern entlehnt, bei denen ſie faſt gleichlautend noch vorhanden ſind; jene dagegen mögen von Nationen herrühren, von deren Exiſtenz wir oft nicht einmal den Namen wiſſen.

---

[1]) Volksſtimme, Gottesſtimme. (Unbekannten Urſprungs.)

Wie immer es sei — sie sind Gemeingut des Volkes geworden und müssen daher als solches auch betrachtet werden, als „Weisheit von der Gasse." Nicht die Entstehungsweise, sondern die Verallgemeinerung ist das Kennzeichen für die Zugehörigkeit eines Sprüchleins oder einer Redensart zum Volke. Unsere zu Geflügelten Worten gewordenen Zitate und Aussprüche gewisser Personen zeigen uns übrigens am besten den Werdegang eines Sprichwortes. Aber jene oft bedeutenden Umformungen, welche diese erfahren, weisen uns auch wie der Volksgeist daran formt und bosselt um es sich mundgerecht zu machen.

Der Humor, in des Wortes ausgedehnter Bedeutung, dieser Sprachlieblinge ist gar vielgestaltig und es dürfte kaum eine der Arten fehlen. „Wär nicht das Aber, hätt jedes Roß Haber," meint der Schwabe, ähnlich dem allgemeinen deutschen Sprüchlein: Wenns Wenn nicht wär, so wär mein Vater ein Ratsherr." Denselben Gedanken drückt der Baske aus mit: „Wenn meine Mutter Mehl hätte, so würde sie Kuchen backen," der Tscheche komischer: „Wenn wir so viel Mehl hätten, wie wir keine Butter haben, so würden wir für die ganze Welt Buchtel backen." Der Rumäne dagegen sagt: „Wenn ich Mehl hätte, würde ich Eier borgen und Kuchen backen, aber es fehlt mir an Fett." „Mit einem Wenn steckt man Paris in eine Tasche," erklärt der Franzose, und der Perser: „Wenn die Katze Flügel hätte, so würde sie die Sperlinge von der Erde vernichten." Sprichwörtlich ist bei uns auch eine ähnliche Stelle aus Bürgers Ballade „Der Kaiser und der Abt" geworden: „Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht — hat sicher aus Häckerling Geld schon gemacht." — Doch halten wir vorerst eine kurze Umschau bei den Schwaben: „Mit einem nahen Acker und einer weiten Schwiegermutter kommt man am besten fort," heißt es in

der Rotenburger Gegend und rührt sicherlich von einem her, der den Wert der Regel praktisch an sich erfahren hat. „Wenn der Bär da ist, ist's unnötig nach seinem Tritte zu fragen," sagt ein anderes Sprüchlein und ein drittes wieder meint:

Wenn der Baur nett mueß,
Rührt er weder Hand no Fuß,
Wird er aber zwunga,
So springt er mit Pfeiff und Trumma.

„Außen wie Engel — Innen wie Bengel" warnt vor dem Scheine, und: „Wer vom Hoffen lebt, stirbt am Fasten," vor thörichtem Hoffen. Ein armer Teufel, dem die Zehen zum Stiefel hinausschauen, entschuldigt sich humoristisch: „Es muß a schleachter Herr sein, wenn er nicht 's Johrs a mol zum Fenster raußgugga darf;" und einer der etwas wagen will ruft aus: „Der Frosch hot's a mal probiert und ist mit samt da Hosa ins Wasser gsprunga." Ein gewisser Galgenhumor liegt aber darin, wenn einer im Verluste sich tröstet: „Grad reacht, daß d' Goiß verreckt ist: 's Heu is rar." Wer da zudringlich um Geschenkt bettelt, den fragt der Schwabe: „Es gehört alles dir was d' Henn legt, nur d' Eier nett," und einem Büblein, dem es unter der Nase etwas — feucht ist, fragt er: „Host a Mädle gfressa, daß dir d' Zöpf no rahanget." Thut eine recht eingebildet, so wird ihr zugerufen: „O die meint auch, sie hab Milch in Hafa und es scheint nur der Mon(d) drein." Heiratet einer eine häßliche Frau, so tröstet er sich: „In den wüstesten Hecken sind oft die schönsten Neaster." Treibt ihn einer zur Arbeit an, so erklärt er mit einem Wortspiel: „Es giebt nit lauter Eilen, es giebt auch andre Vögel." Satirischer wird der Schwabe aber in dem Sprüchlein:

Es ſind nur drei gute Weiber geweſen:
Die eine iſt aus der Welt geloffen,
Die andere iſt im Bad erſoffen,
Die dritte ſucht man noch.

Oder in folgender Regel: „Ein rechter Bauraſchultis muß drei Ding haben: 1. eine große Frau, daß er für d' Gmoind ſtehen kann, 2. einen recht großen Bauch, daß alle Flüch hineingehen, 3. en rota Bart, daß ma d' Spitzbuben kennt.“ Von einem der mit betrübten Mienen daſitzt meint er: „Dear ſitzt do, aß ob ear da Glauba verſpielt hätt,“ und vom Leichtgläubigen: „Deam kann man au vormacha, unſer Herrgott heißt Lorenz.“ Bei dem Acker heißt es: „Do hilft kein Beta, do mueß Miſt hin.“ Verſucht der Pfarrer ein Steckenbleiben in der Predigt mit einem lateiniſchen Zitat zu maskieren, ſo bemerkt der Schwabe witzig: „Jetzt wetzt er wieder.“ Manche ſeiner Redensarten ſind recht witzige Epigramme: „Aller Anfang iſt ſchwer: nur 's Lumpenſammeln nicht;“ der Sack iſt anfangs leer und leicht. — „Meiſter, d' Arbet iſt fertig, ſagt der Lehrjunge, ſoll i ſie glei flicka?“ Mehr noch ſind ſolche Redensarten im niederdeutſchen Sprachgebiet zu finden. So ſpöttelt der Plattdeutſche: „Ach, watt mötet wie der Kurke Gottes halber liden! röpt der Abt uut, as em dat bradene Hohn die Finger verſengte.“ — „'T is nu leider geſunde Tied, ſä der Apteker to'n Dokter un Afdeker.“ — „Wat de Minſchen nich allens vör Geld maakt, ſä de Buur, als he 'n Apen danzen ſeeg.“ — „Min Jung ſchall Awkat warden, ſä der Buur, ſiet he in 'r Schol is hett he noch keen wahr Wort ſnakt.“ — „Dat helpt för de Mühſ, ſa der Buur und ſteek ſien Huus an.“ — „Irren is minslik, ſä de Buur to ſien Froo, as he in 'n düſtern de Magd küßt.“ — „Dat Nöhdigſte toerſt, ſä de Buur, da prügelt he ſien Froo un leet det Paard in 'n Graben liegen.“ —

„Rabet mi good, ſä de Bruut, awer rabet mi nich af.“ — „Elk deiht wat, ſä der Junge, min Vader ſleit mien Moder, mien Moder ſleit mi, un ick ſla de Zeeg.“ — „Lämmken heſt du ook freet? harr jener jung Ehmann ſeggt, as he bi 'n Schaap vörbi ging, dat den Kopp hangen leet.“ — „Dat Dicke koßt meiſte Geld, ſä de Froo to'n Lehrjungen, as ſe em dat Ünnerſte nut'n Kaffeepott in de Taſſ' göötl.“ — „Ick ſtraf mien Wiew man mit gooden Worden, ſä jener, do ſmeet he ſien Froo de Bibel an'n Kopp. — „Fix kumm, der Herr Paſtor ſtichelt, ſä der Scheeper to ſin Hund, as de Paſtor öwern »guten Hirten« predigt.“ — In der Provinz Preußen heißt es: „Aller Anfang iſt ſchwer, ſagt jener und ſtielt einen Ambos. — Wenn der Kutſcher nicht mehr fahren kann, ſo ſtellt er ſich auf den Miſthaufen und knallt mit der Peitſche.“ — „Morgenreden und Abendreden ſtimmen ſelten überein,“ lehrt das Sprüchlein im Wortſpiel. Dieſes, als der Urſprung des Witzes, dient den Sprichwörtern und Redensarten gar häufig zum Vergleich. Oft wird das Sprichwort zum Poeten und reimt:

Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sagen alle faulen Leute.

*

Wer den Pfennig nicht ehrt,
Iſt des Thalers nicht wert.

*

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

*

Katz aus dem Haus,
Rührt ſich die Maus.

Oder die kurzen Spruchreime: „Eile mit Weile. — Wie du mir, ſo ich dir. — Zwei harte Steine mahlen ſelten kleine. —

Kein Brot ohne Not. — Eigner Kohl schmeckt wohl. — Oft, West, zu Haus best." Oft wird es auch etwas umfangreicher:

Freund in der Not
Gehn zwanzig auf ein Lot,
Und sollt die Not noch größer sein,
Gehn zwanzig auf ein Quintelein.

Ähnlich klagt humoristisch der Spanier:

Cuando tenia dinero
Me llamaban Don Tomas
Y ahora que no lo tengo
Me llaman Tomas, no mas.[1])

Witzig spricht er auch von: „Don Dinero! — Herr von Geld," während wir noch weitergehen und sagen: „Geld regiert die Welt." Luther drückt das in einem volkstümlich gewordenen Sprüchlein mit der Überschrift „Was Geld für Gewalt hat" folgendermaßen aus:

Qui non habet in nummis
Den hilft nichts, daß er frumm is,
Qui dat pecuniam summis
Der schlichtet wohl was krumm is.

Dazu haben wir noch die Sprüchlein: „Geld im Beutel duzt den Wirt. — Geld macht den Markt." Aber auch: „Geld allein macht nicht glücklich," dem der schelmische Volkswitz noch zugefügt hat, „man muß es auch haben."

Eine andere, das Alter betreffende Regel lautet:

Zehn Jahr ein Kind,
Zwanzig ein Jüngling,

[1]) Als ich Geld hatte, hieß man mich Don Thomas, jetzt, wo ich keines habe, nennt man mich nur Thomas.

Dreißig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahr ſtill ſtahn,
Fünfzig Jahr wohlgethan,
Sechzig Jahr fängts Alter an,
Siebzig Jahr ein Greis,
Achtzig Jahr ſchneeweiß,
Neunzig Jahr Kinderſpott,
Hundert Jahr Gnad bei Gott.

Ähnlich ſagt ein anderes, das im ſiebzehnten Jahrhundert Weckherlin zu neuen Verſen geformt hat:

Wer, wenn er zwanzig Jahre alt,
Hat noch nicht ſchöne Leibgeſtalt
Und keine Stärke wenn er dreißig,
Wenn vierzig kein Hirn und Verſtand
Und fünfzigjährig iſt nicht fleißig:
Der wird ſehr ſchwerlich hier auf Erden
Schön ſtark, weiſe, behäbig werden.

Von dem Eheleben urteilt der Bewohner der Provinz Preußen:

Dat erſchte Johr poſſe von Harte,
Dat zweite Johr leve möt Schmarte,
Dat drödde Johr bifze de bafze,
Dat veerde Johr Troppafze.

Mit heiterer Philoſophie tröſtet das Sprüchlein:

Duck dich, Hänſel!
Duck dich, laß vorübergahn,
Das Wetter will den Willen han!

Duck dich, Gutgeſell!
Duck dich, laß vorüber gahn,
Das Unglück will den Willen han!

Duck dich, Simon!
Duck dich, laß vorübergahn,
Die Frau will ihren Willen han.

Wie man um Hab und Gut kommt, zählt ein anderes Sprüchlein auf:

Rechten, spielen, prächtig bauen,
Bürge werden, viel vertrauen,
Über seinen Stand sich zieren,
Gäste halten, bankettieren,
Unnütz Roß, viel Hund und Wind,
Übrig großes Hausgesind,
Gleichfalls löffeln, buhlen, naschen,
Macht leer Küche, Keller, Taschen.

Eine poetische Umschreibung des „Allzuviel ist ungesund," gepaart mit Nachsicht, befindet sich auch in den Versen, die in Ostpreußen häufig zu hören sind:

Einmal ist keinmal,
Zweimal ist nicht immer,
Dreimal ist guter Dinge,
Viermal geht noch an,
Fünfmal ist gar zu toll,
Sechsmal kann der Teufel holen,
Siebenmal sprengt die Kass'.

Allbekannt sind die scherzhaften aber noch mehr klugsinnigen Reime:

Sechsmal sechs ist sechsunddreißig,
Ist die Frau auch noch so fleißig
Und der Mann ist liederlich,
Geht die Wirtschaft hinter sich.

Nach einer anderen Lesung, die vielleicht noch richtiger ist, käme in der zweiten Zeile der Mann und in der dritten

die Frau zu stehen. Endlich hat das Sprichwort nicht so unrecht: „Frauen machen aus Pfennige Thaler, Männer aus Thaler Pfennige;“ allerdings mag diese Erfahrung zum erstenmal in einer Bauernstube ausgedrückt worden sein und nicht in einem großstädtischen Modesalon. Überhaupt kann das Weib nur im kleinen sparen; sie wird von zehn Fällen neunmal zur Verschwenderin, wenn ihr schrankenlos große Summen zur Verfügung stehen und sich auch die Gelegenheit zum Ausgeben bietet. Ein englisches Sprüchlein sagt: „Penny wise and pound foolish,“ [1]) ein Sprichwort ähnlich unserer Redensart: „Eine Groschenkerze verbrennen um einen verlorenen Dreier zu suchen;“ auch die Sparsamkeit der Frauen ist in den meisten Fällen nur pfennigklug. Allerdings, hält es der Mann mit dem schwäbischen:

's Branntweingläsele
Das is mein Bäsele,
Und 's Gürgele im Hals
Das bringt mi um alls —

so nützte auch die klugsinnigste Sparsamkeit der Frau nicht. Bei manchem klingt's auch alleweil:

Am Mentig ist der Hebean,
Am Zeinstig thu ich was ich ma;
Am Miggta is der Wochamarkt,
Am Donstig schaff i au nit stark,
Am Freitig laß ich Freitig sein,
Am Samstig hilf i am Sonntig rein.

Ähnlich läßt im Samlande der Volkswitz den Schuster sagen:

Mandag öff det Sindags Brodег,
Dingsdag ligg öck op dem Loder,

[1]) Pfennigklug und Sterlingthöricht.

Mödweek hal öck Lebber,
Donnerstag kam öck webber,
Friebag ſchnieb öck to
Sönnawend mak öck Schoh.

Ja, „der Faulenz und der Lüderli ſind beide gleiche Brüderli;“ „der Faule ſucht einen Herrn, der ihm in der Woche ſieben „Feiertage giebt;“ und „Faulert bohrt nicht gern dicke Bretter.“ Das Leben hat ſeine Mühen und Plagen:

Wenn's nur mal a Samſtig is,
Sonntig is glei,
Bis es aber a mol Sonntig is
Braucht's a Gſcherarei.

Ein anderes ſchwäbiſches Sprüchel:

Hauſa muß ma,
Spara muß ma,
Kinder kriegt ma,
Alt wird ma!

mag nicht für alle gelten, nicht einmal alt wird jeder, aber es iſt mit Sprichwörtern wie mit Münzen: ſie gelten allgemein, aber nicht an jedem Orte dieſelben.

Noch eine Handvoll deutſche Sprichwörter, denen etliche aus fremden Zungen folgen ſollen: „Er iſt der Achte unter den ſieben Weiſen. — Man ſoll die Ämter mit Leuten und nicht die Leute mit Ämtern verſehen. — Im Becher ertrinken mehr als im Rhein. — Es müſſen ſtarke Beine ſein, die gute Tage ertragen können. — Nichts wird ſo heiß gegeſſen als es gekocht wird. — Nicht wieder thun iſt die beſte Buße. — Der Fuchs ändert den Balk aber nicht den Schalk. — Glück und Glas, wie leicht bricht das. — Gott verläßt die Seinen nicht. — Wer ſich grün

macht, den freſſen die Ziegen. —
Boden. — Mit Harren und Hoffen
Hoffen und Harren macht manche
iſt ein böſer Vogel, Habich ein
ſei keine Ausfrau. — Der Hehler iſ
Immer heiter, Gott helf weiter
Zahnweh. — Hitzig iſt nicht witzig.
Mir und Mein regiert in aller We
wieder Ich, dann nochmals Ich,
die anderen. — Kleider machen L
leer iſt mäulen ſich die Pferde. —
Doch genug der heimiſchen W
Witzes! Sehen wir uns ein W
ſchaft um. „Zelf is het beste
beſte Kräutlein)“ ſagen unſere ni
„Jeder hält ſeine Eule für
die Kuh angehört, der faß ſi
Hunger macht rauhe Bohnen ſüß
Vortänzer ſein. — Es iſt gut v
der Winter kalt iſt.“ — „The hi
more he shows his tail,“ ſagt de
im Deutſchen als Sprüchlein gilt:
um ſo mehr zeigt er den Hintern.“
Jäger, die ins Horn blaſen. —
bevor ſie ausgekrochen ſind. —
der Senf. — Wenn ein Hund
Waſſer an. — Fiſcht nicht nach E
grund. — Großes Prahlen, klein
allen Handwerken hat keines. — T
ſchwarz.“ Der Däne meint: „M
Aale fangen und Haſen jagen. —
der Schlange die Schuld. — Vo
Wind keine Pflaumen herab. —

so setzt der Teufel einen Wurm hinein." Und der stammverwandte Isländer sagt unter anderen: „David schlug den Goliath nicht mit Worten. — Besser hartes Brot als gar keines. Der Franzose erklärt: „Le diable fut beau quand il fut jeune (Auch der Teufel war schön als er jung war)." Ferner: „Man muß es machen wie in Paris: man muß es regnen lassen. — Krummes Holz giebt gerades Feuer. — Ein Affe in Seide bleibt immer ein Affe. — Er ist am Abend vor Ostern Fischhändler geworden. — Will einer seinen Hund ersäufen, so sagt er der Hund sei toll. — Roi ou rien (König oder nichts). — Der Italiener rät weise: „Chi va piano va sano, chi va sano va lontano. (Wer langsam geht, geht vernüftig, wer vernünftig geht, geht lange)." Er warnt: „Wer sich zwischen Kleie mischt, den fressen die Schweine." Sein Rat zum Wohlleben lautet: „Wer einen guten Tag haben will, der gehe zum Barbier, wer eine gute Woche, der schlachte ein Schwein, einen guten Monat, der gehe ins Bad, ein gutes Jahr, der nehme ein Weib; wer es aber immer gut haben will, der werde ein Geistlicher. — Vergebliches Fischen, wenn die Angel keinen Köder hat. — Wo nichts ist, spült sogar die Flut nichts fort. — Nicht alle Wolken bringen Regen." — Der Spanier besitzt einen reichen Sprichwörterschatz, aus dem hier nur einige Raum finden mögen: „Cojera de perro y llanto de mujer — no hay que creer (Hinken der Hunde und Thränen der Frauen — wer darf dem trauen). — Hab nicht deine Augen in anderer Leute Briefe und deine Hände nicht in anderer Leute Taschen. — Es lobt nur der das Maultier, der niemals eines hatte. — Das Bad hat's geschworen, aus einem Schwarzen mache es keinen Weißen. — Wenn ein Wolf den anderen frißt, giebt's im Walde nichts zu fressen. — Der Höckerige sieht nicht seinen Höcker, aber er sieht den des anderen. — Unsere Fehler betrachten wir im Verkleinerungs-

ſpiegel, die Fehler anderer im Waſſerſpiegel, der alles größer ſcheinen läßt. — Die Not hat ein Ketzergeſicht, jeder flieht ſie. — Stecke deine Finger nicht zwiſchen zwei Mühlſteine. — Iſt kein Brot da, ſo iſt Kuchen auch noch zu gebrauchen.“ Dem ſeien einige portugiſieſche Sprichwörter angereiht: „Worte füllen nicht den Wanſt. Er flieht den Akaden, um dem Bürgermeiſter in die Hände zu fallen. — Er ſucht Waſſer in einem trockenen Brunnen.“ Der Rumäne wieder ſagt: „Das Wort Honig macht noch keinen Mund ſüß. — Des Nachbars Henne ſcheint dir ſtets fetter als die eigene. — Schlag deinen Sattel, ſo verſteht es deine Stute.“

Zahlreich ſind die Sprichwörter der Slaven; und von dieſen heben ſich die der Ruſſen durch ihre beſonders urſprüngliche Ausdrucksweiſe hervor: „Wer in der Newa ertrinkt, iſt vor dem Ertrinken im Meer ſicher. — Es iſt nicht jeder Großfürſt, der mit Newawaſſer getauft wird. — An einer goldenen Krücke geht der Lahme ſchneller, als der Arme auf zwei geſunden Beinen. — Mütterchen, verheirate deine Kinder erſt wenn du ſie geboren haſt. — Schick ein Kalb nach Moskau und ein Ochs kommt dir wieder zurück. — Der Kürbis nennt die Melone: Gurke. — Durch Luftkauen wird man nicht ſatt. — Freundchen, man braucht viel Sand dazu, um die Wolga zu verſchütten. — Der Fröſche Fluch bleibt im Sumpf ſtecken. — Bliefen die Wünſche wie Winde, ſo hätten es die Müller gut. — Wenn du dem Staroſt neun Würſte giebſt und es bleibt dir noch eine im Schornſtein, ſo haſt du ihm noch gar keine gegeben.“ Von den tſchechiſchen Sprichwörtern ſeien erwähnt: „Beſſer heute einmal, als morgen zweimal. — Wer ſelbſt im Ofen hat geſteckt, der ſucht auch andere dort. — Sei nicht in jedem Topf Rührlöffel. — Die heilige Manata kochte ſich die Eier hart und ſchenkte die Brühe den Armen. — Sie ſtreiten ſich um ein Froſchhaar. Polniſche Sprichwörter: Die fremde Hirſe

schützest du und an deiner eigenen picken die Spatzen. — Wer sich fremdes Glück verzuckert, verbittert sich selber alles. — In fremdem Haus wird Holz gehauen und auf uns fallen die Späne." Masurische Sprichwörter: „Die Dummen werden nicht gesät, sie wachsen von selbst. — Der Geizige hat zweimal Kopfschmerzen. — Sag nicht Hopp! bevor du nicht hinübergesprungen bist.

„Jaka sztuka, taki klin,
Jaki ojciec, taki syn,
Jaki bochen, taka skorka,
Jaka matka, taka corka.
(Wie die Klobe, so der Keil,
Wie der Vater, so der Sohn,
Wie das Brot, so die Rinde,
Wie die Mutter, so die Tochter.)"

Der Serbe sagt: „Besser einen Kuckuck in der Hand, als einen Falken im Gebirge. — Nicht jeder Vogel, der fliegt, wird gegessen. — Der Bock fürchtet nicht den Herrgott so sehr wie die Prügel. — Auch eine schwarze Kuh giebt weiße Milch. — Der Hase ist noch im Busch und du machst dir schon den Bratspieß?" Lettische Sprichwörter: „Lieber heute einen rohen Stint, als morgen einen gekochten Stör. — Der Rabe bleibt Rabe, wie er auch gebadet wird. — Der Sumpf schilt den Teich morastig. — Er ist am Strand gewesen und hat das Meer nicht gesehen." — Von dem Neugriechischen sei erwähnt: „Der Esel nennt den Hahn: Dickkopf. — Unsere Fehler sind die, welche wir beim Nachbar finden. — Er schneidet sich eine Rute, um den Wind zu schlagen. — Ihr Augen, sättigt euch an Fischen, der Bauch mag sich zum Teufel scheren!" ist ein ironischer Ausruf. Der Magyare meint: „Der eine ist ein Hund, der andere ein Köter. — Wer schlagen will, der findet leicht einen Stock. — Der Hund schlägt nicht ohne

Urſache an.“ Zahlreiche, meiſt gereimte Sprichwörter hat der Finne:

Nicht aus allen Rogeneiern
Schlüpfen graue Lachsforellen.
Krähen ſtreiten ſtets mit Raben,
Raben zanken ſtets mit Krähen;
Keiner lobt des andern Stimme,
Jeder ſchmäht des andern Federn.

*

Bis der Sumpf taut, ſtirbt der Kranich.

*

Wenn vom Geweih die Rede iſt, ſo flüchtet das Renntier.

*

Tadelſt du die ſeichten Bäche,
Dann ſei ſelbſt ein tiefer Sund;
Tadelſt du die trocknen Rinnen,
Dann ſei ſelbſt ein volles Meer.

*

Man malt den Teufel immer ſchwarz und ſieht ihn immer roſig.

*

Fällt der Narr vom Maſt des Schiffes
In den Sund, mit einer Otter
In der Hand, taucht aus dem Sund er;
Fällt der Weiſe aus dem Nachen
In den Bach, wird er ertrinken,
Trotz des hingereichten Ruders.

Der Türke ſagt: „Der Fiſch im Meer iſt noch keine Ware. — Schwatzen macht nicht die Suppe kochen. — Wenn der Wagen gebrochen iſt, will jeder den Weg weiſen. — Wär alles was man wünſchte möglich, ſo wäre jeder Fakir ein Paſcha. Der Perſer: „Eine ſchwarze Katze wird nicht

durch Seife weiß. — Nicht jede, die sich schmückt, vermag Herzen zu gewinnen. — Ich höre die Mühle klappern, aber ich sehe kein Mehl. — Auf Katzengebet regnet es nicht." Der Araber: „Nicht jeder Dämon läßt sich in eine Flasche stecken," womit auf die Sage vom König Salomon angespielt ist, der Asmodei gefangen nahm und in eine Flasche sperrte. Die Geschichte klingt etwas unglaublich, aber wenn man bedenkt, daß Asmodei als Eheteufel gilt und der sprüchevolle Judenkönig tausend Weiber hatte, so läßt sich schon die Sache in dieser und jener Weise zu einem Reim bringen. — Ferner: „Das Lamm will seinem Vater weiden lehren. — Kannst du nicht wie du willst, so wolle wie du kannst. — Wer die Palme umhauen will, der klagt auch, sie trage zu viel Datteln." Eine besondere Ursprünglichkeit weisen auch die tatarischen Sprichwörter auf: „Nicht jede Tanne ist eine Ceder, aber jede hält sich dafür. — Nicht aus jeder Quelle rinnt Naphtha. — Wenn die Hummel auch an Jasmin saugt, so macht sie doch keinen Honig. — Im Hause des Gepfählten sprich nicht einmal vom Gartenzaun. — Sich beugen ist keine Unehre, wohl aber sich beugen lassen." Im Negerenglisch heißt es: „Wenn die Kuh verhungert ist, so stopft man ihr Bananenschalen ins Maul. — Nicht jeder der ein großes Messer trägt ist Koch. — Was hat schmutzige Wäsche mit Lavendel zu thun? — Wer in den Busch schreit, erhält keine Antwort." Und einige Sprichwörter in der neger-französischen Sprache lauten: „Alles Holz ist Holz, meine Kinder, aber Mapu (Krummholz) ist nicht Acaju. — Die Angelegenheiten des Böckchens sind nicht die des Hammels. — Spiel mit dem Affen und berühr nicht seinen Schwanz", will dasselbe ausdrücken wie unser: „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß."

Ein buntes Völkergemisch, das sich hier in diesen

Sprichwörterproben zusammenfindet. Und doch! so mannigfaltig diese kennzeichnenden Wörtchen in der Form sind, der Geist ist überall derselbe. Sie sind laute Urkunden für den Beweis der Gemeinschaftlichkeit der ganzen Menschheit, Kronzeugen wider die Behauptungen und Anklagen thörichter Rassenbolde, die in der dunkeln Ahnung ihrer eigenen Unbedeutendheit ihre eigene Nationalität mit schellenlauten Worten anzupreisen und dabei andere herabzuwürdigen versuchen. Der Patriotismus liegt nicht im wohlfeilen Wortkrame, der leicht herzustellen ist, der nur ein bißchen Lungenarbeit erfordert. Der Patriotismus ist nicht die Eitelkeit im Plural, das Liebäugeln mit sich selbst unter dem Namen der Mehrheit; er liegt nicht im Vergleichen nach außen, sondern im Bauen nach innen. Die Nationalität ist nur das unterschiedliche Gewand, das ein Volk trägt, um nicht mit seinen anderen Zwillingsgeschwistern verwechselt zu werden. Halte jeder sein Kleid rein und fleckenfrei, aber gedenke auch jeder: „Das Kleid macht nicht den Mann," und auch, daß es Stunden giebt, wo wir es ablegen müssen. Reger als je ist heute der nationale Gedanke, der einen großen Teil des neunzehnten Jahrhunderts ausgefüllt hat. Ein Überschwang ist in solchen Dingen kaum zu vermeiden und so mochte es kommen, daß das Menschtum von dem Volkstum oft unnötigerweise zurückgedrängt wurde. Um die Mitte unseres Jahrhunderts mochte es sein, wo Grillparzer mürrisch ausrufen mußte:

Der Weg der neuen Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität.

Wenn wir einzelne Auswüchse in Betracht nehmen, drängt sich die Meinung auf, wir wären nun schon zu diesem

Ende gelangt. Doch wohlgemut! Der ewige elliptiſche Kreislauf aller Geſchehniſſe giebt uns die Hoffnung, daß wir auch bald zu der ſtrahlenden Humanität zurückkehren werden:

χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός.[1])

[1]) Es iſt die Zeit ein milder Gott (Sophokles: Elektra).

XVII.

Redensarten und Zitate.

Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold.
Deutſches Sprichwort.

De taal is gansch het volk!
Niederl. Sprichwort.

Les extrêmes se touchent.[1])
Mercier.

Es giebt eine Ameiſenart (formica rufescens), die eine andere zu Sklaven macht, um dann ganz von ihr abhängig zu ſein. Ähnlich ergeht es uns mit der Sprache. Geſchaffen um als Sklave unſeren Gedanken zu dienen, werden dieſe oft ganz von ihr abhängig, müſſen von ihr getragen werden, wenn ſie nach einem anderen Ort ſich begeben wollen, und müſſen es ſich gefallen laſſen, häufig in beſtimmten Redensarten zum Ausdruck zu kommen, Redensarten, die zuweilen auf gewiſſe Vorkommniſſe beruhen, welche in unſerer Erinnerung kaum mehr vorhanden ſind. Thales antwortete auf die Frage, was das Seltenſte ſei: „Ein alter Tyrann.“ Sicherlich hat er dabei nicht an den älteſten Zwingherrn gedacht, deſſen Macht nur einigermaßen von dem menſchlichen Wankelmut eingeſchränkt wird: an den Brauch. Er iſt es, der den Leuten Worte in den

[1]) Die Extreme berühren ſich (Tableau de Paris).

Mund legt, deren eigentliche Bedeutung ihnen nicht völlig bewußt ist; und er ist es auch, nebenbei bemerkt, der den Leuten Worte in den Mund legt, die ihren Empfindungen völlig fremd sind, Redemünzen mit Trost- oder Schmeichelprägung, die man fortschenkt ohne sich ärmer oder den anderen reicher zu machen. Zu mancher Redensart scheint erst nachträglich die Erklärung erfunden worden zu sein. So wird: „Er weiß wo Bartel den Most holt," von dem einen damit zu erklären versucht, es habe im 13. Jahrhundert einen Schultheiß Namens Bartel zu Heilbronn gegeben, der sich recht wohlfeil aus dem Ratskeller mit Wein versorgte. Ein anderer wieder meint, der Ausdruck beträfe einen Mann, dessen Weinberg einen vorzüglichen Tropfen lieferte. Beide Deutungen klingen nicht sehr wahrscheinlich. „Kein Blatt vor den Mund nehmen," will bekanntlich eine freie, auch rücksichtslose Wortführung ausdrücken. Ich glaube, es könnte damit gemeint sein, der Betreffende spräche wie er es im Moment empfindet, „frisch von der Leber fort," wie man auch zu sagen pflegt; er habe nicht die Sache erst sorgfältig erwogen und ermessen, seine Gedanken nicht sozusagen erst auf ein Blatt Papier geschrieben, welches er nun vor den Mund hält, d. h. von dem er abliest. In Francis „Sittenspiegel" kommt die Stelle vor: „Ehe die Komödianten die Masken erfanden, haben sie das Gesicht mit Feigenblättern verstellt und so ihre Stichelreden vorgebracht." Manche wollen jenen Ausdruck von dieser Thatsache ableiten, was indes doch zu gesucht erscheint. „Ins Bockshorn jagen," als Bezeichnung für Furcht einflößen, soll von einem Gelehrten, Mark Julius Bockshorn, herrühren, der als Professor sehr strenge war; andere wieder meinen, es bedeute, jemanden so erschrecken, daß er selbst durch die kleine Öffnung, die ein Bockshorn aufweist, zu entschlüpfen bemüht ist. Beides

klingt sehr unwahrscheinlich und letzteres noch sehr erzwungen obendrein. Möglicherweise ist hier mit Bockshorn die Pflanze (Griechisches Heu) gemeint, und es will damit nichts anderes als ins Feld, in die Weite jagen gesagt sein. Übrigens kommt es auch vor, daß im Volksmund ein unbequemer oder unverstandener Ausdruck durch ein bequemeres Wort ersetzt wird, das zwar die Sache nicht verständlicher macht, oder auch in irgend eine Unform verwandelt wird, wie z. B. das „Passeltang" (Zeitvertreib) der Alemannen aus dem französischen „passer le temps" entstanden ist und das „Dipldapldur" der Erzgebirgler, was aus der Bezeichnung Tabulatur im Sinne der Meistersänger entstanden sein soll, eine Zusammenstellung der Regeln. „Es gieht alls nach dr Dipldapldur," heißt daher es geht alles regelrecht zu. Der ersterwähnte Umstand ist es auch, der die Bürstenbinder in den Verruf als Trinker gebracht hat. Indes dürfte „wie ein Bürstenbinder trinken," eher von „Bruder Studio" herrühren. Burse bedeutete Vereinigung — auch Börse will man davon ableiten — und die Bursner, was später zu Burschen wurde, pflegten wacker zu zechen. Als der dem Volke ohnehin nie geläufige Ausdruck verblaßte, mag daraus Bürstner, Bürstenbinder geworden sein, und so die Redensart, welche schon bei Ayrer in dieser Form zu finden ist. Beiläufig bemerkt wird als Schöpfer der Bezeichnung „Bruder Studio" Albrecht Dürer genannt. Übrigens haben die Bürstenbinder dem deutschen Volkswitz auch sonst noch einen Stützpunkt geboten. Anfangs des 19. Jahrhunderts hieß es nämlich von Napoleon, in Anspielung auf seine Titelverleihungen und auf die üble Art, in der er mit den Fürsten verfuhr: „Er fürstete die Bürstenbinder und bürstete die Fürstenkinder."

Warum wir beim Stolpern sagen: „Hier liegt ein

Musikant begraben," hat auch keine genügende Erklärung, ebensowenig die Redensart: „Da liegt der Hund begraben," für: „Das ist der Kern der Sache". „Es geht ein Engel durch das Zimmer" wird nach einer lautlosen Pause im geselligen Gespräch gesagt, und das läßt sich schlicht und recht mit der feierlichen Stille erklären. Spöttisch meint der Venetianer bei einer solchen Gelegenheit: „Es ist ein Frauenzimmer geboren worden," also eine Vertreterin des Schweigens. „Falsch wie Galgenholz" wird damit zu erklären versucht, daß der Landgraf Friedrich der Friedfertige, welcher anfangs des 15. Jahrhunderts regierte, einen Diener hatte, der Fritz Galgenholz hieß und dem Feinde als Spion diente. Das „fünfte Rad am Wagen" sein, will etwas Nebensächliches, aber keineswegs Überflüssiges bedeuten. Diese Redensart stammt von dem Brauche der Fuhrleute her, ein Nebenrad bei der Fahrt mitzunehmen, das bei einem Radbruch als Ersatz dienen soll. In der deutschen Litteratur dürfte dieser Ausdruck zum erstenmal im „Lied von Troye" des Herbort vorkommen (13. Jahrh). Jemanden „hänseln" bedeutet bekanntlich necken und wird mit folgendem zu erklären versucht: Als die Hansa, der starke deutsche Städtebund, auf dem Gipfel seiner Macht stand, fand ein großer Zulauf von jungen Leuten statt, die auf seiner Flotte bedienstet werden wollten. Um nun deren Ausdauer und Tüchtigkeit zu erproben, mußten sie sich mancherlei Prüfungen gefallen lassen, von denen manche sehr unangenehm war. „Um des Kaisers Bart streiten" gilt uns heute zur Kennzeichnung eines nichtigen Redekampfes. Es wird indes behauptet, daß dieser Streit einst eine sehr praktische Bedeutung hatte. Denn es wurden Schriftstücke aufgefunden, wo das Siegel die Abbildung dieses Kaisers mit einem Bart zeigte, andere wieder ohne Bart. Hier galt es nun die Echtheit der einen

oder der anderen zu erstreiten. Die Gelehrten — was früher ebensowenig wie heute auch die Weisen bedeutete — die Gelehrten einstiger Zeit wußten sich gar seltsame Streitobjekte zu wählen. Wurde doch hitzig die Frage erörtert ob Adam einen — Nabel gehabt habe. Die scherzhafte Beteuerungsformel: „Meiner Six“ oder „Sechs“ läßt sich am einfachsten auf das scherzhafte Wortspiel einer Verdoppelung von: „Meiner Treu!“ zurückführen, Treu natürlich für Drei genommen. Manchen erschien diese Erklärung zu schlicht und sie bemühten sich, den Ausruf auf das altdeutsche Sahs, Messer, Schwert zurückzuführen, das auch den Sachsen ihre Volksbezeichnung gegeben haben soll. „Über die Schnur hauen,“ d. h. mehr verthun als just nötig ist, rührt vom Zimmerhandwerk her, wo das zu behauende Holz mit einer färbenden Schnur bezeichnet wird. Haut der Geselle über den Strich hinaus, so „verhaut“ er ganz ungebührlich. Die Redewendung „Einen Stiefel reden,“ mag wohl nichts mit dem Bekleidungsstücke zu thun haben, sondern vielmehr mit einem Trinkgefäß in Verbindung zu bringen sein, das früher Stiefel genannt wurde und zuweilen auch diese Form bekam, weil der breite Unterteil der Trinkröhre guten Halt gab. Bildlich dürfte daher hiermit gesagt sein: wie ein Trunkener schwatzen.

Viele der Sprichwörter und Redensarten sind auf die Schrift zurückzuführen: „In Abrahams Schoß eingehen,“ stammt von Lukas 16 her. „Von Angesicht zu Angesicht“ reden wir nach II. Moses 32, 2, und „angst und bang“ wird uns, weil es in Hesekiel 30, 16 steht. „An den Früchten erkennen“ wir etwas nach Matthäus 7, 16, „wie den Augapfel behüten“ wir etwas Wertvolles nach V. Moses 32, 10. „Bleib im Land und nähr dich redlich“ rät Psalm 37, 3, denn wer thöricht ins Verderben rennt, ist „mit Blindheit

geschlagen" (I. Moses 19, 11). „Die Ersten werden die Letzten sein," lehrt uns Matthäus 19, 30, wir sehen in manchem „einen Finger Gottes" (II. Moses 8, 19), sehen oft nachsichtig „durch die Finger" (III. Moses 20, 4), lassen es „Gnade vor unseren Augen finden" (I. Moses 18, 3; entsetzen wir uns, so stehen „die Haare zu Berge" (Hiob 4, 15), wir „waschen unsere Hände in Unschuld" (Psalm 73, 13), wenn wir mit dem Vorhaben der anderen Beteiligten an einer Sache nicht recht einverstanden sind, wir „schütten das Herz aus, (Samuel 1,15), wenn wir eine vertraute Seele finden, der wir unser „himmelschreiendes" (I. Moses 4) Leid klagen können, wobei wir „Himmel und Erde als Zeugen anrufen" (V. Moses 4, 26) können, daß uns keine Schuld bei der Sache trifft. „Matthäi am Letzten" gilt für etwas, das zu Ende geht: es ist das ein halber Witz, denn dieses Evangelium schließt mit den Worten „. . . bis ans Ende der Welt." Wer sich einzig nur auf Versprechungen verläßt, der „baut auf Sand" (Matth.7, 26) und kann dann enttäuscht „sauer dreinschauen." (1. Sam. 3, 13) wenn es ihm wie dem Apostel Paulus „wie Schuppen von den Augen fällt" (Apostelg. 9, 18). Einen Scherz bedeutet es, wenn wir „Tobias sechs, Vers drei" zitieren, sobald einer beim Gähnen ungeniert den Mund aufreißt. Die betreffende Stelle heißt nämlich: „Herr, er will mich fressen." Der Ausdruck „nicht das Wasser reichen können," beruht auf dem alten, auch in der Bibel erwähnten Brauch (Abraham und die drei Engel), daß der Hausherr seinen Gästen Wasser zum Waschen bringt, ja sogar ihnen die Füße wäscht, wie es auch Jesus an den Aposteln that. In Erinnerung dessen ist es an den katholischen Höfen heute noch Brauch, daß der Regierende am Gründonnerstag zwölf Greisen die Füße wäscht. Später wurde es üblich, daß bei Festmahlen dem ersten Würdenträger der zweitnächste das Wasserbecken reichte. Diese Redensart will daher besagen,

zwischen den Verglichenen sei ein großer Abstand in Wissen oder Würde vorhanden. „Eigenlob stinkt," sagt ein altes Sprichwort, denn das „Werk soll seinen Meister loben" (Sirach 9, 24). Stirbt einer, so thut er einen „ewigen Schlaf" (Jeremias 51, 57). Auch Hellas und Rom haben manches zu den volkstümlichen Redensarten beigetragen. „Das sieht ein Blinder ein" sprechen wir nach Livius 32, 34. „Wer war glücklicher als ich!" ist ein Ausruf, der von Virgils Äneis IV, 657 abstammt, und wird uns etwas zur „zweiten Natur," so geschieht es nach Ciceros Worten (De finibus 5, 25, 74).

Schon diese wenigen Proben zeigen wie wenig von unserer Alltagsrede unser eigen ist oder aus unserer Gesellschaft heraus sich gebildet hat. Und darum kommt es auch daß wenn einer seinen ursprünglichen Gedanken eine ursprüngliche Form zu geben sucht, diese uns gesucht oder gar gespreizt erscheint. Im allgemeinen hat aber diese automatenhafte Gleichförmigkeit ihr Gutes: das gegenseitige Verstehen wird hiermit erleichtert. Die Ausdrucksweise erhält damit ihre bald humoristischen, bald ernsten Farbenstriche, ohne dabei eine schwindelerregende Mannigfaltigkeit aufzuweisen. Zweifellos gäbe es auch ein viel lebhafteres Bild, wenn jeder in einer eigenartigen Tracht daherginge, aber beim Anblick dessen würde uns bald, wie dem Schüler in „Faust," vorkommen, „als ging uns ein Mühlrad im Kopf herum." Innerhalb der allgemein gültigen Grenzen bleibt uns noch genug Raum persönliche Neigungen dieser Art zu entwickeln, oder sogar höchst auffällig zu erscheinen. Wer da aber — wir haben heutzutage etliche so wunderliche Gesellen — in einer Toga mit einem Eichlaubkranze auf dem Haupte oder gar noch seltsamer durch die Straßen rennen will, der darf sich dann auch nicht wundern, für einen Erznarren gehalten zu werden. Und dasselbe gilt auch für die Sprache.

Zahlreich sind auch die Redensarten, die nur für einzelne Örtlichkeiten oder Landstriche Geltung haben; und auch hierbei wird oft auf Dinge und Geschehnisse angespielt, die bereits aus der Erinnerung verwischt sind, deren Bedeutung im besten Falle nur durch eifriges Nachspüren erforscht werden kann. Aus der Fülle des Vorhandenen seien hierher nur einige Großstädter gestellt, einige Berliner und Wiener Ausdrücke:

Die scherzhafte Wendung „Allemal derjenige, welcher," stammt aus der Posse „Fest der Handwerker" von Angely, während: „Alles muß verungeniert werden" — alles muß ruiniert werden, aus „Berlin wie es weint und lacht," von David Kalisch herrührt und später von Scheffel zum Kehrreim eines seiner Gedichte gemacht wurde. „Och 'ne schene Jejend" hat Glasbrenner zum Vater und steht in dessen Posse „Berlin wie es ißt und trinkt." Bekannter wurde dieser Ausspruch jedoch durch Heine, der ihn wiederholt benutzt, in „Tannhäuser," z. B.:

Zu Hamburg sah ich Altona,
Ist auch eine schöne Gegend.

„Dazu hat Buchholz kein Geld," lautete ursprünglich ein Bescheid von Friedrich II. Buchholz, früher einer der Riesengrenadiere, wurde später königlicher Schatzmeister, wobei er karg und gewissenhaft verfuhr und der, wenn ihm eine Ausgabe nicht gerechtfertigt schien, zu sagen pflegte, er habe hierfür kein Geld. Als einst das Ministerium für die Erneuerung einer schadhaften Brücke eine beträchtliche Summe forderte, schrieb Friedrich II. auf das Gesuch als abschlägige Bemerkung jene Worte, die dann zu einer Berliner Redensart für ähnliche Versagungen wurden. „Sich freuen wie ein Stint," kommt — wie Büchmann mitteilt — aus einem ernstgemeinten Gedicht des Predigers Schmidt, der im „Berliner Musenalmanach für 1795" sang:

O sieh, wie alles weit und breit
An warmer Sonne minnt!
Vom Storche bis zum Spatz sich freut,
Vom Karpfen bis zum Stint.

„Unvorbereitet wie ich mich habe," ist ein bei Trinksprüchen und sonstigen Reden oft benutzter scherzhafter Ausdruck. Er soll von einem Oberbaurat Matthias herrühren, der 1834 seine Rede mit diesen Worten begann und als er danach stecken blieb, ganz gemütlich das Konzept aus der Tasche nahm und weiterlas. Die im Berliner Dialekt so häufig vorkommende Verwechslung von Dativ und Accusativ pflegt der Berliner selbst zuweilen zu bespotten, indem er nachfolgende Verse zitiert, die, irre ich nicht, von Saphir sind:

Was is mich das mit dich, mein Kind,
Du scheinst mich nich ganz wohl zu sind,
Du stehst mich in Gedanken,
Du ißt mich nich, du trinkst mich nich,
Sprichst nich mit Vatern, nich mit mich,
Werst mich doch nich erkranken?

Wundert sich der Spreeathener, so meint er: „Da hört aber die Weltgeschichte auf," und steigert dies zum Staunen, so ruft er aus: „Himmel, hast de keene Flinte!" oder: „Da brat mir eener eenen Storch!" oder: „Da kann sich ja eener Hände und Beene daran wärmen." Dem Prahlhans sagt er: „Sie fahren ooch noch vierter Klasse;" paßt ihm etwas nicht, so ist es „nischt vor meinen Vater sein Sohn." Ihm „kann keener an die Wimpern klimpern," d. h. er läßt sich nichts gefallen, und wenn der andere meint, er wäre ihm zu unbequem, so spricht er ironisch: „Entschuldigen Sie man, dat ik jeboren bin." Einige Sprichwörter hat er erneuert: „Vorsicht is de Mutter von de Porzellan-

kiste. — Bescheidenheit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr. — Verdienen is 'n Hauptwort und wird jroß jeschrieben." Ein Verwachsener „schielt mit de eenen Schulter," oder hat „'nen kleenen Verdruß," während der Pockennarbige „mit's Gesicht uff'n Rohrstuhl jesessen" ist. Noch sei erwähnt die Redensart: „Wir Berliner sind nicht so schwer von Begriffen." Ein Tabakspinner, der wegen Mord zum Tode verurteilt wurde, sprach es aus, als an ihn nach der Verlesung des Urteils die übliche Frage gerichtet wurde, ob er das Urteil verstanden habe.

Der Wiener spricht mit Kaiser Franz II.: „Mir wern scho mochen!" eine Lieblingsphrase des ersten Kaisers von Österreich, der hinter der Maske spießbürgerlicher Gemütlichkeit eine gute Portion Schlauheit barg und vielleicht klüger war als sein allmächtiger Minister Metternich — „Meckre nicht" nannte ihn der Volkswitz —, der Meister des politischen Schaukelsystems. Von ihm rührt auch der Ausspruch her: „Hinter der Matzleinsdorfer Linie fängt der Orient an," d. h. an der Ostgrenze Wiens. Zu den Wiener Lieblingsredensarten gehört auch der Vers aus Bäuerles Posse „Aline": „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wean." Überhaupt hat der Wiener viele seiner Redelieblinge von den Brettern oder vom „Brettl" herabgeholt. Mit letzterem sind die „Harfenisten," wie sie dereinst genannt wurden, die „Volkssänger," wie sie heute heißen, gemeint. Auch der „liebe Augustin," der Verfasser des heute noch oft zitierten Liedchens:

O du lieber Augustin
Alles is hin.
Stock is hin, Rock is hin,
Madl is hin, Geld is hin,
O du lieber Augustin
Alles is hin. —

gehörte jener Zunft an, die in ihm schon im 17. Jahrhundert einen beliebten Vertreter hatte. Aus demselben Kunstgebiet rührt die zuversichtliche Sentenz her: „Der Weana geht nit unter;“ diesem ähnlich ist die uralte Redensart: „Gott verläßt keinen Deutschen,“ die in jüngerer Zeit als ergänzenden Zubau erhalten hat: „hungert ihn nicht, so dürstet ihn doch.“ Ferner das bierfreundliche: „Nur, nur ka Wosser net,“ das einem Couplet des einst beliebten Volkssängers und Theaterdirektors Fürst angehört. Aus einer ähnlichen Quelle dürfte auch das Sprüchlein herrühren: „Hätt ma's net, so thät ma's net, ma thut's halt weil ma's hat.“ Satirisch legt er einem frechen Gesellen, der auch nicht das geringste als Gegengewicht in die Schale zu geben vermag, die Worte in den Mund: „Glernt hob mer nix, Geld hob mer kans, ober arragant san mer.“ Skeptisch fragt er: „Was (weiß) ma's denn?“ um bald darauf das Fragen fortzusetzen: „Und wenn ma's was, sogt ma's denn? — Und wenn ma's sogt, thut ma's denn?“ Die alten Jungfrauen verurteilt er den „Stefansturm zu reiben,“ die langen, sehr starken Virginiazigarren benennt er recht kennzeichnend „Friedhofsspargel,“ eine billige leichte Biersorte, „Fensterschwitz,“ eine Schwätzerin „Ratschen“ (Knarre) und das was der Berliner amerikanisch „Rowdy“ benannt hat, heißt bei ihm „Pülcher“ (Pilger). Sein ironisch gemeintes „Alles gerettet“ wird kaum mehr gehört. Bei dem Brand des Ringtheaters (8. Dezember 1881) meldete dies der Polizeirat Landsteiner dem Erzherzog Albrecht, was jedoch der Thatsache nicht entsprach, da im Innern des Hauses einige hundert Leute den Tod fanden. Die in jüngerer Zeit aufgetauchten Redensarten erwiesen sich hier wie überall als kurzlebig. Unsere Lebenshast, besonders unsere großstädtische Lebenshast ist zu sehr von der gegenwärtigen Stunde befangen, als daß sie der verwichenen eine herz-

liche Erinnerung bewahren könnte. Die Altertümelei, in die wir hinsichtlich so mancher Dinge verfallen, bezeugt nur, daß uns die Vergangenheit fremd geworden ist, abgesehen davon, daß sich auch greisende Kulturepochen, altgewordenen Menschen gleich, in Rückblicke gefallen. Aber Rückblicke sind nicht immer Erinnerungen.

Das Wörtchen „Ja" war es, das einst zur Bezeichnung der zwei Hauptdialekte Frankreichs, des südlichen und des nördlichen diente: Langue d'oc und langue d'oil. In ähnlicher Weise läßt sich auch der Unterschied zwischen Süd und Nord Deutschlands kennzeichnen, nur daß hier merkwürdigerweise das Wörtchen der Verneinung das Zeichen bildet: es giebt Na-Deutsche und Nee-Deutsche. Aber wohlgemerkt hüben wie drüben! sowohl dieses Na wie dieses Nee hat seine mannigfaltigen Abtönungen und sie gehen an manchen Stellen fast unbemerkbar in einander über. Na und Nee und dreimal Nein! uns trenne kein Nein.

Es mag sich wohl politisch nicht rechtfertigen lassen, das staatsrechtlich außerhalb Deutschlands stehende Wien als die süddeutsche Metropole der Reichshauptstadt Berlin als die norddeutsche Metropole gegenüber zu stellen. Es mag weder die eine noch die andere sich dazu eignen, ein Bild der kleinen aber sehr charakteristischen Unterschiede der Richtung zu geben, schon aus ethnographischen Gründen nicht, abgesehen von dem starken Menschenzufluß, der, besonders in Berlin, in einer kurzen Zeit von allen Seiten her stattgefunden hat. Aber im ganzen und großen dürften doch diese beiden Städte als geeignete Beispiele dienen können. Vielleicht finde ich später noch Gelegenheit diese Sache ausführlicher zu erörtern. Hier sei nur eine kurze Bemerkung über den Humor und Witz, welcher in beiden Städten lebt, gegeben. Der Witz des Wieners ist trotz seiner scharf ausgeprägten Neckluft — „frozzeln" nennt er

es — mehr von Humor durchfeuchtet als der des Berliners, welcher schärfer, ätzender, aber auch schmerzender ist. Dieser ist mehr Kopfwitz, jener mehr Empfindungswitz. Nur möchte ich just nicht behaupten wollen, daß sich auch hier der Ausspruch Vauvenargues vollkommen begründe: Les grandes pensées viennent du coeur.[1]) Wenn die Wiener recht boshaft werden, wie z. B. dem Feldmarschall Wurmser gegenüber, den sie „die alte Trommel" nannten, weil er nämlich immer geschlagen wurde, so liegt darin noch immer etwas Milderndes, das sich mehr fühlen als ausdrücken läßt, vielleicht weil damit unmittelbar auf die Thatsache gezielt wird. Ein Beispiel ist die beste Erläuterung und so mag denn ein Witz von der schönen blauen Donau und einer von der blonden Spree diese Bemerkung schließen. Eines der alten Stadtthore Wiens, von Franz II. erbaut, zeigte oben dessen Wahlspruch: „Justitia regnorum fundamentum."[2]) Die Basteien wurden erst in den sechziger Jahren abgetragen und bis dahin konnte man sowohl oberhalb des Thores wie durch das Thor selbst gehen, was dem Wiener zu der Bemerkung Anlaß gab: „Schöne Gerechtigkeit wo alles drüber und drunter geht." Beiläufig bemerkt hatte einst auch jemand, der allenfalls mehr Kombinationsgabe als lateinisches Wissen hatte, jemandem, der ihn fragte was der erwähnte Spruch zu bedeuten habe, nach kurzem Besinnen die Antwort gegeben: „Wissen's wie's dös baut hoben, da hot's just gregnet. Und do hoben's holt hingschriebn: Just regnt's om Fundament." Der Berliner wieder behauptet von der ziemlich unförmigen Viktoria auf seinem Siegesdenkmal im Tiergarten: Das ist das einzige Frauenzimmer in Berlin, das kein Verhältnis hat."

---

[1]) Die großen Gedanken kommen vom Herzen. [2]) Gerechtigkeit ist die Grundlage der Herrschaft.

Die meisten der bisher erwähnten Sprichwörter und Redensarten gehören dem Volke an. Der geringere Teil davon wird allgemein angewandt, der größere jedoch trägt gewöhnlich den Bauernrock oder die Werkmannsjacke. Manche sind auch, wie bemerkt wurde, räumlich abgegrenzt. Aber es giebt auch solche, die intellektual abgesondert sind, ich möchte sie „geistige Provinzialismen" nennen. Es sind dies größtenteils häufig gebrauchte Zitate, für die einer ihrer Hauptsammler, Büchmann, die Bezeichnung „Geflügelte Worte" gefunden hat, wahrscheinlich nach Homers *Ἔπεα πτερόεντα* (Iliade I, 201). Es ist das eine bunte Gesellschaft, die von allen möglichen physischen und geistigen Gebieten herkommen, wahre Großstädter von Ausdrücken, weise, witzig, trivial, keck, fromm, ausgelassen. Manche von ihnen haben nur ein papierenes Dasein, d. h. sie werden zwar sehr häufig schriftlich zitiert — wie das: „Alas, poor Yorik,"[1]) aus „Hamlet" — aber nur selten in der lebendigen Rede gebraucht. Und auch hier kommen Ausdrücke vor, welche die Kenntnis einer gewissen Thatsache oder Fabel erfordern. Man spricht von einer „Achillesferse" — mancher Dichter hat dagegen sehr viele „Achillesverse" —, eine verwundbare Stelle, weil nach der Mythe Achill von seiner Mutter Thetis an der Ferse gehalten wurde, als sie ihn in den Styx tauchte, wodurch sein Leib unverwundbar wurde. Nur an der Ferse war ihm beizukommen und an dieser Stelle traf ihn der Pfeil Apolls, welcher die Gestalt des Paris annahm. Es wird eine Zahl „nach Adam Riese" richtig befunden, welcher der Verfasser des ersten deutschen Rechenbuches war: „Rechnung auff den Linihen und Federn. Auff allerley Handthierungen gemacht durch Adam Ryfen," 1523. Unsere niederländischen Vettern sagen in

[1]) Ach, armer Yorik.

derſelben Weiſe und mit ähnlicher Begründung: „volgens Bartens.“ Es wird mit „Argusaugen“ bewacht. Argus, der von Juno als Wächter beſtellt war um die in eine Kuh verwandelte Jo zu hüten, hatte tauſend Augen. Dieſe würden aber keineswegs ausreichen um umgekehrt eine Kuh, die eine Mädchengeſtalt erhalten hat, zu bewachen. Mittelſt des „Ariadnefadens,“ dem Fadenknäuel der ihn liebenden Ariadne, fand Theſeus den Rückweg aus dem Labyrinth. Etwas „ballhorniſieren,“ verbeſſern wollen und ſchlechter machen, wird von einem Lübecker Buchdrucker Johann Ballhorn abgeleitet, der im 16. Jahrhundert eine „Verbeſſerte Fibel“ herausgegeben haben ſoll, deren Verbeſſerung darin beſtand, daß er dem auf dem Titelblatt abgezeichneten Hahn einige Eier zufügte. Übrigens wird die Wahrheit des Hiſtörchens beſtritten, ohne daß dafür eine andere Erklärung angegeben würde. Von den „Baſſermannſchen Geſtalten“ war früher in den Zeitungen häufiger die Rede als jetzt. Die Bezeichnung rührt von einem Bericht her, den der Abgeordnete Baſſermann am 18. November 1848 im Frankfurter Parlament über die Berliner Zuſtände mitteilte und wo es heißt: „Ich ſah Geſtalten auf der Straße, die ich nicht ſchildern will.“ Was ein „Blaubart“ iſt, braucht wohl nicht erſt erklärt zu werden, da jeder das franzöſiſche Märchen von dem frauentötenden Ritter kennt. Nur ſei bemerkt, daß damit keineswegs eine wunderliche Geſtalt mit blauem Bart gemeint iſt; es bezieht ſich vielmehr auf den bläulichen Ton, der bei raſierten ſchwarzen Bärten oft im Geſicht des Betreffenden zu ſehen iſt. Die „blaue Blume der Romantik“ iſt ein Ausdruck, der dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ des Novalis entſtammt. Das Wort „Blauſtrumpf“ zur Bezeichnung einer Scheingelehrſamkeit bei Damen, iſt engliſchen Urſprungs und es ſoll damit urſprünglich eine Damengeſellſchaft in

der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts benannt worden sein, deren Teilnehmerinnen blaue Strümpfe trugen. Das Wort Cabale, für Ränke, enthält die Anfangsbuchstaben der Mitglieder des Ministeriums unter Karl II. von England: Cliffort, Ashley, Buckingham, Arlington, Landerdale. Im Englischen heißt es nur cabal. „Chauvinismus" stammt aus einem 1831 in Paris aufgeführten Lustspiel: „La cocarde tricolore," in welchem ein Soldat dieses Namens vorkommt. Der „panische Schrecken" ist auf den Hirtengott Pan der Römer zurückzuführen, von dem die Alten glaubten, er sende einen plötzlichen Schrecken nieder, welcher die Besinnung raubt. Und die Redensart: „Das Schwert in die Wagschale werfen" stammt von Brennus, dem Führer der Gallier her, der 39 v. Chr. Rom einnahm und beim Abwägen der Kriegsentschädigung sein Schwert den Gewichten zulegte.

Viele unserer Zitate rühren aus fremden Schriften her, so: „Audacter calumniare, semper aliquid haeret" (Kühn verleumden, immer bleibt etwas hängen). — „Nil admirari" (Nichts bewundern. — Horaz). „Audiatur et altera pars" (Auch die andere Partei werde gehört. — Seneca: Medea II, 2). „De mortuis nil nisi bene" (Von den Toten sei nur Gutes gesprochen) hat nach Diogenes Laertius der weise Chilon gesagt. Eine scherzhafte Redensart übersetzte es: „Von den Toten sind nichts als die Beene übrig geblieben." Mit Shakespeare sagen wir: „Well roared, lion!" (Gut gebrüllt, Löwe. — Sommernachtstraum V, 1). „What 's Hecuba to him?" (Was ist ihm Hekuba? — Hamlet II, 2). Das im Grunde genommen recht triviale: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt" (Hamlet I, 5), hat Lichtenberg sehr geistreich travestiert: „Es giebt Dinge in eurer Schulweisheit, von denen sich Himmel und Erde nichts

träumen lassen." Häufig ist bei uns auch zu hören: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate" (Laßt jede Hoffnung zurück, ihr, die ihr eintretet), welches Dantes „Göttliche Komödie" über der Pforte zur Hölle stehen läßt; ebenso das Zitat von Brunos „Die heldenhaften Wütenden": „Si non è vero, è ben trovato" (Wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden). Den Ausruf: „Es giebt keine Kinder mehr!" haben wir Molières „Eingebildeten Kranken" entnommen (Ah, il n'y a plus d'enfants!). „Nach uns die Sintflut!" (Après nous le déluge) hat ursprünglich die Pompadour Ludwig XV. zugerufen, als er nach der Kunde einer verlorenen Schlacht betrübt schien. Und „durch seine Abwesenheit glänzen" (Brillaient par leur absence), ist Cheniers Tragödie „Tiberius I, 1" entnommen. Mehr noch haben begreiflicherweise die deutschen Dichter und Schriftsteller zu unseren Zitaten beigetragen. Es sei nur erinnert an: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier — Reißt der schöne Wahn entzwei" (Schiller: Glocke); „die Bretter, die die Welt bedeuten" (Schiller: An die Freude); „Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich" (Goethe: Clavigo II); „Du ahnungsvoller Engel, du!" (Goethe: Faust I). „Alles ist schon dagewesen" (Gutzkow: Uriel Acosta); „Darin bin ich dir über" (Reuter: Stromtid I); „Aber fragt mich nur nicht: wie?" und „Auf Flügeln des Gesanges" von Heine.

Manches hat auch das öffentliche Leben dazu beigetragen: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum." Mit diesen Worten verkündigte am 18. Oktober 1806 der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg, die Niederlage von Jena. „Ich sehe viele, die nicht da sind," soll in einer Lehrerversammlung laut geworden sein um ganz ernsthaft die Abwesenheit mancher Mitglieder auszudrücken. „Auf

einem Prinzip herumreiten," haben wir wieder dem Fürsten von Reuß-Ebersdorf, Heinrich LXXII., zu verdanken, der sich in seinem Erlaß vom 12. Oktober 1844 äußerte: „Ich befehle hiermit folgendes .... Seit zwanzig Jahren reite ich auf einem Prinzip herum, d. h. ich verlange, daß jeglicher bei seinem Titel genannt werde" ꝛc. Doch genug der Sache, zumal derartige Sprüchlein in diesem Buche auch sonst noch häufig vorkommen. Mancher zitiert unrichtig, mancher wieder wendet die Wörtchen unpassend an und viele gebrauchen — falsche Redensarten.

XVIII.

Komiſche Volksfiguren.

Dieſen ſtein ſol nieman erhaben
Hie ſtat Ulenſpiegl begraben.
Anno domini MCCCL iar.
Grabſchrift Eulenſpiegels zu Mölln.

Allhier ruhet in Gott der weiland hochedle hocherfahrene, weltberühmte Herr Johann Andreas Eiſenbarth, königlich Großbritannischer und kurfürſtlich Braunſchweigiſch-Lüneburgiſcher privilegierter Landarzt, wie auch königlich Preußiſcher Rat und Hofokuliſt von Magdeburg. Geboren Anno 1661. Geſtorben 1727, den 11. November. Aetatis 66 Jahre.
Angebliche Grabſchrift des Dr. Eiſenbarth zu Hannöveriſch-Münden.

So wie das Volk ſeine Helden vom Schwert oder von der Feder mit einem Legendenkranz umflicht, ihnen Thaten zulegt, die ſie nie gethan, Worte zuſpricht, die ſie nie geſprochen haben, ſo hat es auch ſeine luſtigen Perſonen, die es jeden erdenklichen Schelmenſtreich ausführen läßt, ſeine Erznarren, welchen es alle möglichen Thorheiten aufmutzt. Das Volk liebt eben einen konkreten Begriff und fragt dabei nicht viel ob ſich die Sache hiſtoriſch, logiſch oder ſonſtwie begründen laſſe. Und das iſt es auch, was den Pantheismus in der Menge unmöglich macht. Voltaire

meinte: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer,“ [1]) deutlicher läßt sich dies mit den Worten ausdrücken: „Wenn es keinen Gott gäbe, so würde sich das Volk einen erfinden,“ so wie es überall und zu allen Zeiten das Symbolische wesenhaft zu machen versucht hat.

Ganz erfunden pflegen die Volksfiguren oder andere ihrer Bildungen nie zu sein. In den meisten Fällen läßt sich die betreffende Person nachweisen, mögen auch die Zuthaten sie völlig umgeformt haben; und wo dieser Nachweis nicht möglich ist, dort können wir getrost annehmen, daß ihre Spur nur im Nebel der Zeit uns entrückt ist. Die historische Persönlichkeit des Pfaffen Amis, dessen Streiche der Österreicher Der Stricker im 13. Jahrhundert zu Versen gebracht hat, läßt sich allerdings nicht nachweisen; aus dem Büchlein ergiebt sich nur, daß England seine Heimat war. Aber sicherlich lebten seine Thaten bereits früher im Volksmunde und ein großer Teil davon mag von romanischen Ländern oder vom Orient her in Deutschlands Gauen eingedrungen sein. Das Büchlein selbst scheint nur in den höfischen Kreisen genauer bekannt geworden zu sein, so daß das Volk bald viele der Streiche Amis' dem populäreren Pfaffen vom Kahlenberg und Eulenspiegel zuschrieb. Ersterer lebte im 14. Jahrhundert am Hofe des Babenbergers Otto des Fröhlichen zu Wien — sein Name war vermutlich Weigand von Theben — gleichzeitig mit Neidhardt Fuchs, der ob der losen Streiche, welche er dem Landvolk spielte, der Bauernfeind benannt wurde; beide, der eine Ritter, der andere Pfaffe, waren kaum etwas anderes als Hofnarren, obgleich sie, ähnlich dem Brauch von heute, nicht die Schellenkappe trugen. Die lustigen Schwänke, die

---

[1]) Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte einer erfunden werden.

— Philipp Frankfurter euch ſagt,
Zu Wien der hochgeprieſnen Stadt,
Der dieſe Mär gereimet hat —

wie es zum Schluſſe des mutmaßlich bald nach des Kahlenbergers Tod erſchienenen Büchleins heißt, ſind heute noch allbekannt. Als Student bringt er dem Herzog einen großen Fiſch, doch wollte ihn der Thorwart nicht hineinlaſſen, ſofern er nicht ſchwört, ihm die Hälfte des Geſchenkes, womit ihm der Herzog ſicherlich lohnen werde, zu überlaſſen. Er beſchwor es und erbat ſich dann eine Tracht Prügel, wovon der Thorwart überreichlich den Teil erhielt. Dieſes Stücklein gefiel dem Markgrafen und er verlieh dem Studenten das erledigte Pfarramt vom Kahlenberg, dicht vor den Thoren Wiens, von wo aus einige Jahrhunderte ſpäter das chriſtliche Entſatzheer auf die belagernden Türken ſiegreich ſich warf. Als ihn eines Tages die Fürſtin beſuchte und die Stube kalt war, warf er die zwölf hölzernen Bildniſſe der Apoſtel in den Ofen, um dann die Fürſtin zu veranlaſſen, neue und ſchönere herſtellen zu laſſen. — Seine kotigen zerriſſenen Schuhe beſudelten den Saal der Burg; der Markgraf wollte ihm daher andere kaufen. Der Pfaff aber meinte es würde genügen, wenn er ſie auf des Herrn Koſten ausbeſſern laſſen dürfte:

„Wo man mit wenig ſchaffet voll,
Man nie zuviel vergeuden ſoll."
Der Fürſt ſprach: „Du biſt wahrlich klug!" —
Der Pfaff die Schuhe zum Goldſchmied trug,

wo er Silberflecken und Silbernägel reichlich darauf ſchlagen ließ. Ein ähnliches Hiſtörchen kommt auch im „Eulenſpiegel" vor, doch iſt es, wie noch einige andere, dieſer Schrift entnommen, was übrigens der Verfaſſer auch bemerkt hat.

Eine Nachahmung des „Pfaffen vom Kahlenberg“ ist die 1550 erschienene „Historv Peter Lewen, des andern Kahlenbergers, was er für seltzame abenthewer fürgehabt vnd begangen, in Reimen verfaßt durch Jason Widmann von Hall, in Truck vor nie außgegangen.“ Hier wird mitgeteilt, daß Peter in seinen jungen Jahren Salzträger zu Hall war, eine große Körperkraft besaß, weshalb er der „Leu“ benannt wurde. Dann erlernte er das Gerberhandwerk und machte später den Feldzug gegen die Armagnaken mit. Nach Beendigung dessen wurde er Geistlicher und starb hochbetagt im Jahre 1496. Während seiner geistlichen Thätigkeit, und auch früher, verübte er so manche lose Streiche, von denen der Verfasser einige mitteilt, die indes nichts Besonderes bieten. Die bedeutendste komische Figur Deutschlands ist jedoch Till Eulenspiegel, dessen Schwänke schon Ende des 15. Jahrhunderts in plattdeutscher Sprache gedruckt wurden, später vermehrt hochdeutsch und in anderen Sprachen erschienen. Zu Mölln wird heute noch sein Grabstein gezeigt, dessen Echtheit sich allerdings sehr bestreiten läßt. Auch kennt man nicht den Verfasser der hochdeutschen Ausgabe; die plattdeutsche ist uns überhaupt nicht erhalten geblieben. Wohl wurde schon frühzeitig Thomas Murner als Autor genannt, was jedoch höchst zweifelhaft ist. Eulenspiegel ist eine völlig niederdeutsche Figur und seine Schelmenstreiche, von denen ein Teil auf Thatsachen beruhen mag, bestehen in nichts anderem, als in dem, daß er alles wörtlich nimmt oder ein Wortspiel gebraucht. In Braunschweig formte er Eulen und Meerkatzen aus dem Teig, weil ihm der Meister auf seine Frage: „Ja, was soll ich aber backen?“ spöttisch zur Antwort gab: „Du bist ein Bäckerknecht und fragst erst was du backen sollst? Was pflegt man zu backen? Eulen und Meerkatzen.“ Der geizige Schmied sagt zu ihm: „Steh' morgen früh

auf, die Magd soll dir den Blasebalg ziehen, und schmiede eins fürs andere, was du hast, und haue Hufnägel ab, so lange bis ich aufstehe." Morgens schmiedete Eulenspiegel nun das Werkzeug zusammen, hieb allen bereits fertigen Hufnägeln die Köpfe ab und entfernte sich, nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, über die Thüre eine Eule und einen Spiegel gemalt hatte und darüber die Worte „Hic fuit" (Er war hier) geschrieben. Dem Schuster wieder, der ihm sagte, er möge aus dem Leder groß und klein zuschneiden, so „wie der Schweinehirt aus dem Dorfe treibt," verdirbt er das Leder, indem er allerlei Figuren von Schafen, Schweinen, Ziegen und dergleichen ausschneidet. Und so machte er wieder beim Kürschner Wölfe statt Wolfspelze. Dann wieder verdingt er sich einem Barbier, welcher ihm seine nahe Wohnung mit den Worten wies: „Siehe, das Haus da gegenüber, wo die hohen Fenster sind, da geh' hinein, ich will gleich nachkommen." Eulenspiegel stieg natürlich zum Fenster hinein. Das sind die eigentlichen Eulenspiegeleien. Andere Streiche wieder scheinen ihm nur zugesprochen zu sein, ohne daß uns eben deren Herkunft bekannt ist, während noch andere, wie bereits bemerkt wurde, „Pfaff Amis" und dem „Pfaffen vom Kahlenberg" entnommen sind. Zu ersteren mag die Schelmerei gehören, daß er in Bremen von den Marktweibern Milch kaufte, diese zusammengießen ließ und dann bemerkte, er habe kein Geld, jede möge sich ihre Milch zurücknehmen, was natürlich eine Zänkerei hervorrief. Oder wenn er zu zwölf Blinden sagt, er schenke ihnen zwölf Gulden, ohne es jedoch zu thun und jeder dann meint, sein Genosse habe die ganze Summe in Händen. Die armen Blinden gingen dann ins Wirtshaus. „Als sie nun in die Herberge kamen, sprachen diese Blinden alle, daß ein guter Mann wäre zu ihnen geritten und ihnen zwölf Gulden um Gottes willen gegeben hätte, die sollten sie um

seinetwillen verzehren bis der Winter hinweg wäre. Der Wirt war gierig nach dem Geld und nahm sie für zwölf Gulden an und dachte nicht darauf, daß er sie gefragt hätte und nachgesehen, welcher Blinde die zwölf Gulden besäße. Er sprach: „Ja, meine lieben Brüder, ich will euch gütlich thun.“ Er schlachtete und hackte und kochte den Blinden und ließ sie zehren so lange, bis ihm dünkte, daß sie zwölf Gulden verzehrt hätten. Da sprach er: „Lieben Brüder, wir wollen rechnen, die zwölf Gulden sind beinahe verzehrt.“ Die Blinden sagten ja und jeder sprach den anderen an, wer diese zwölf Gulden hätte, damit er sie herausgäbe und den Wirt bezahlte. Der eine hatte die Gulden nicht, der andere hatte sie auch nicht, der dritte auch nicht, der vierte desgleichen nicht, und der letzte hatte ebensowenig wie der erste die zwölf Gulden. Die Blinden sagten das und kratzten die Köpfe, denn sie waren betrogen; der Wirt desgleichen. Der saß da und gedachte: „Verlierst du sie nun, so wird deine Kost nicht bezahlt, und behältst du sie, so fressen und zehren sie noch besser und haben doch auch nichts und du bist in zweien Schäden,“ und sperrte sie hinten in den Schweinestall und schloß sie da ein und legte ihnen Stroh und Heu vor.“

Diesem Streich läßt nun Eulenspiegel einen zweiten folgen, der die von ihm getäuschten Blinden aus ihrer argen Lage befreien soll. Er verkleidete sich nämlich und ritt in die Stadt zu diesem Wirt. Als er sein Pferd in den Stall führte, da sah er, daß die Blinden im Schweinestall lagen. „Da ging er — um wieder mit den Worten des Verfassers zu reden — in das Haus und sprach zum Wirt: „Herr Wirt, was für einen Grund habt Ihr, daß die armen Blinden so in dem Stall liegen? Erbarmt es Euch nicht, daß sie essen sollen, was ihnen Leib und Leben wehe thut?“ Der Wirt sprach: „Ich wollte, sie wären beim Kuckuck und

mir wäre meine Koſt bezahlt;“ und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie er mit den Blinden betrogen wäre. Eulenſpiegel ſagte: „Wie, Herr Wirt, könnten Sie keinen Bürgen bekommen?“ Der Wirt dachte ſich: „O hätte ich doch einen Bürgen!“ und ſagte dann: „Freund, könnte ich einen ſicheren Bürgen bekommen, ſo ließe ich die unſeligen Blinden laufen.“ Eulenſpiegel ſprach: „Wohlan, ich will die ganze Stadt ausforſchen um Euch einen Bürgen zu verſchaffen!“

Nun ging Eulenſpiegel zum Pfarrer und ſagte ihm, der Wirt ſei plötzlich vom Teufel beſeſſen worden und er laſſe bitten, der Geiſtliche möge den Böſen austreiben. Der Pfarrer erklärte ſich bereit dazu, doch meinte er, man müſſe einen oder zwei Tage abwarten, denn ſolche Dinge dürfen nicht übereilt werden. Eulenſpiegel kehrte nun zu dem Wirt zurück und ſagte ihm, er hätte in dem Pfarrer einen Bürgen gefunden, die Wirtin möge mit ihm hingehen und ſich davon überzeugen. So geſchah es auch, und Eulenſpiegel ſprach zu dem Geiſtlichen: „Herr Pfarrer, hier iſt die Frau, ſagt ihr nun ſelber was Ihr mir geſagt und verſprochen habt.“ Seine Antwort war: „Ja, liebe Frau, geduldet Euch einen oder zwei Tage und ich will helfen!“ Die Frau ſtimmte zu und kehrte mit Eulenſpiegel zu ihrem Gatten zurück, der nun ganz erfreut war und die Blinden abziehen ließ. Nach drei Tagen ging die Frau zu dem Pfarrer wieder und verlangte die zwölf Gulden. „Liebe Frau, hat Euch Euer Hauswirt das ſo geheißen?“ fragte er, was die Frau bejahte. „Das iſt der böſen Geiſter Eigenſchaft, daß ſie Geld haben wollen,“ meinte der ehrwürdige Herr, worauf aber die Wirtsfrau entgegnete: „Das iſt kein böſer Geiſt, bezahlt ihm die Koſt.“ — „Mir aber — ſprach jener wieder — iſt geſagt worden, Euer Hauswirt ſei beſeſſen; holt mir ihn, ich will ihn mit Gottes Beiſtand davon befreien.“ Jetzt wurde das Weib zornig: „So reden

Schälke, die Lügner sind, wenn sie bezahlen sollen. Ist mein Hauswirt vom bösen Geist besessen, so sollst du das noch heute empfinden." Damit lief sie heim und erzählte den Vorfall ihrem Gatten, der sich bewaffnete und dem Pfarrer an den Leib rückte, so daß dieser die Nachbarschaft zu Hilfe rufen mußte. Das Ende vom Liede war, daß der eine bis an sein Lebensende glaubte, der Pfaffe habe ihn betrogen, der andere wieder, daß der Wirt vom Bösen besessen sei.

Man sieht, daß dieses Histörchen, welches schon Hans Sachs unter dem Titel „Der Eulenspiegel mit den Blinden" zu einem Fastnachtsspiel bearbeitet hat, in seiner zweiten Hälfte so manchem Gaunerstreich von heute sehr ähnlich ist. Alleweil ist zu hören, daß dieser oder jener in ähnlicher Weise geprellt wurde. „An nescis, mi fili, quantilla prudentia mundus regatur!" [1]) soll der schwedische Staatsmann Oxenstjerna — andere sagen Papst Julius III. — ausgerufen haben. Diesem Sprüchlein ließe sich als Seitenstück geben: „Ihr wißt kaum, ihr lieben Leute, mit wie wenig Witz die Menschen betrogen werden."

Dem „Pfaffen Amis" ist die Historie entnommen wonach Eulenspiegel die Kranken eines Spitals heilt, indem er jedem einzelnen zuflüsterte, er werde ihn und seine Genossen heilen, indem er den Hinfälligsten zu Pulver verbrenne und das den anderen in einem Tränklein gäbe. Er werde morgens in den Saal rufen: „Wer da nicht krank ist, der komme heraus behende und bald;" und wer dann zurückbleibt, der werde verbrannt. Natürlich beeilte sich jeder morgens für gesund zu gelten. Auch die seither so oft verwendete Fabel von dem gemalten Bilde, das aber nur ein ehelich Geborener

---

[1]) Du weißt nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

sehe und daher von jedem gesehen wurde, trotzdem es nicht vorhanden war, kommt in „Pfaff Amis“ vor. Die Erzählung aber, wie Eulenspiegel in Magdeburg erklärte, vom Marktplatze aus fliegen zu wollen, was zu einer großen Ansammlung von Menschen Anlaß gab, denen er dann lachend sagte, wie thöricht sie wären selbst das Unwahrscheinlichste zu glauben, ist dem „Pfaffen vom Kahlenberg“ entlehnt. An unflätigen Späßen fehlt es in keiner dieser Sammlungen; mehr noch gilt dies für die Schwänke Naßreddins, der im 14. Jahrhundert in Akschehir, Kleinasien gelebt hat und von manchen auch der „türkische Eulenspiegel“ benannt wurde. Gerechtfertigt finde ich diese Benamung nicht. Ein großer Teil der ihm zugeschriebenen Thaten und Worte besteht — abgesehen von den Schweinereien — aus Albernheiten, die ihm selbst Schaden bringen oder die ihn als einfältigen Gesellen darstellen. Anderes wieder zeigt von Witz und Weisheit. Wir finden also auch hier und noch auffallender als bei unseren Schriftchen dieser Art die widerstrebendsten Histörchen unter dem Namen einer volkstümlichen Person vereint.

„Der Meister — heißt es in der von Müllendorff herausgegebenen deutschen Übersetzung — lief um Mitternacht auf die Straße und spazierte umher. — Der Polizeimeister des Ortes begegnete ihm und sagte: »Herr, was suchst du zu Unzeit auf der Straße?« — Der Meister antwortete: »Mein Schlaf ist entflohen, ihn suche ich.« Ein andermal hatte der Verewigte wieder seinen Esel verloren. Während er suchte, sang er zugleich ein Lied. Sie sagten: »Wer seinen Esel verloren hat, der singt kein Lied, der klagt!« — Da sprach der Verewigte: »Hinter jenem Berge bleibt mir noch einige Hoffnung. Wenn ich ihn auch da nicht finden kann, dann sollt ihr mich klagen sehen.« — Der Meister hatte neun Eier für einen Para gekauft und verkaufte zehn

für einen Para. »Was machst du?« fragte man. Er sagte: »Die Freunde sollen mich im Geschäftsverkehr sehen.« — Ein andermal legte er selbst Trauerkleider an. Auf Befragen erklärte er: »Der Vater meines Sohnes ist gestorben, darum bin ich in Trauer.« Dieses Wort ist übrigens nicht so albern wie es aussieht. So widerspruchsvoll es auch scheinen mag: mancher kann in der That leben, trotzdem der Vater seines Sohnes gestorben ist. Doch hören wir noch ein Weilchen Naßreddins Worte an: „Man verlangte vom Meister eine Wäscheleine. Der Meister ging ins Haus und sprach dann: »Man hat auf der Leine Mehl ausgebreitet.« — Sie sagten darauf: »Breitet man auf einer Leine Mehl aus?« — Er antwortete: »Wenn man keine Lust hat sie herzugeben, so breitet man es ganz prächtig darauf aus.« — Während der Meister am Ufer eines Baches die gesetzliche Waschung vornahm, fiel einer seiner Schuhe ins Wasser. Als er sah, daß das Wasser den Schuh hinwegführte, ließ er einen Seufzer fahren und sprach: »Nimm deine Reinigung und gieb mir den Schuh wieder.« — Dem Meister gab jemand ein Hemd und sprach: »Verkaufe es auf dem Markt.« — Allein das Hemd war gestohlenes Gut und der Meister wußte dies. Er nahm es und trug es auf den Markt. Einer aus der Menge stahl ihm auf irgendeine Weise das Hemd. Der Meister machte Kehrt und als er zurückkam, sagte der Eigentümer des Hemdes: »Für wieviel hast du es verkauft?« — Der Meister antwortete: »Weil kein Geschäftsverkehr war, habe ich es zum Einkaufspreis gegeben!«"

Verhältnismäßig junger Geburt sind zwei andere deutsche komische Volksfiguren: Doktor Eisenbart und Münchhausen. Ersterer soll ein bekannter Quacksalber gewesen sein, der auf allen Märkten herumzog und seine Rede gewöhnlich mit den Worten begann: „Hochgeehrteste Herren,

ich bin der berühmte Eisenbart!" Er soll in Münden gestorben sein, wo sich an der Außenmauer der St. Blasiuskirche sein Grabstein befindet, dessen pompöse Aufschrift oben mitgeteilt wurde. Ein Beweis, daß wirklich unser Quacksalber hier seine Ruhestätte fand, ist damit allerdings nicht unzweifelhaft erbracht. Ziemlich später, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts mochte, vielleicht aus Studentenkreisen, das allbekannte spottlustige „Lied vom Doktor Eisenbart" hervorgegangen sein, das übrigens auch als „Dr. Izembert" ins Französische übertragen wurde, sowie Eulenspiegel als **Espiègle**:

Ich bin der Doktor Eisenbart,
Kurier die Leut nach meiner Art;
Ich mache, daß die Blinden gehn
Und daß die Lahmen wieder sehn.

Zu Wimpfen accouchierte ich
Ein Kind zur Welt gar meisterlich:
Dem Kind zerbrach ich sanft das G'nick,
Die Mutter starb zum guten Glück.

Zu Potsdam trepanierte ich
Den Koch des großen Friederich:
Ich schlug ihn mit dem Beil vor'n Kopf,
Gestorben ist der arme Tropf.

Zu Ulm kuriert' ich einen Mann,
Daß ihm das Blut vom Beine rann:
Er wollte gern gekuhpockt sein,
Ich impft's ihm mit dem Bratspieß ein.

Des Küsters Sohn von Dudeldum,
Dem gab ich zehn Pfund Opium,
Drauf schlief er Jahre, Tag und Nacht
Und ist bis jetzt noch nicht erwacht.

Sodann dem Hauptmann von der Luft
Nahm ich drei Bomben aus der Bruft.
Die Schmerzen waren ihm zu groß;
Wohl ihm! er ift die Juden los.

Es hatt' ein Mann in Langenfalz
Ein'n zentnerfchweren Kropf am Hals,
Den fchnürt' ich mit dem Hemmfeil zu,
Probatum est: er hat jetzt Ruh.

Zu Prag da nahm ich einem Weib
Zehn Fuder Steine aus dem Leib;
Der letzte war ihr Leichenftein,
Sie wird wohl jetzt kurieret fein.

Jüngft kam ein reicher Handelsmann
Auf einem magern Klepper an,
Es war ein Schacherjud aus Metz,
Ich gab ihm Schinken für die Krätz.

Vor Hunger war ein alter Filz
Geplagt mit Schmerzen an der Milz,
Ich hab ihn Extrapoft gefchickt,
Wo teure Zeit ihn nicht mehr drückt.

Heut früh nahm ich ihn in die Kur,
Juft drei Minuten vor zwölf Uhr,
Und als die Glocke zwölf Uhr fchlug,
Er nicht mehr nach der Suppe frug.

Ein alter Bau'r mich zu fich rief,
Der feit zwölf Jahren nicht mehr fchlief:
Ich hab ihn gleich zur Ruh gebracht:
Er ift bis heute nicht erwacht.

Zu Wien kuriert' ich einen Mann,
Der hatte einen hohlen Zahn:

Ich schoß ihn raus mit der Pistol,
Ach Gott, wie ist dem Mann so wohl!

Mein allergrößtes Meisterstück
Das macht' ich einst zu Osnabrück:
Podagrisch war ein alter Knab,
Ich schnitt ihm beide Beine ab.

Vertraut sich mir ein Patient,
So mach' er erst sein Testament.
Ich schicke niemand aus der Welt
Bevor er nicht sein Haus bestellt.

Wem einmal ich die Ader schlug,
Hat für sein Lebelang genug,
Das Blut ich aus dem Leibe treib',
Damit nichts mehr drin übrig bleib'.

Sehr wohlfeil ist auch meine Kur,
Denn jeder braucht sie einmal nur;
Was mancher nicht im Jahr vermag,
Kuriere ich an einem Tag.

Das ist die Art, wie ich kurier',
Sie ist probat, ich bürg' dafür;
Daß jedes seine Wirkung thut,
Schwör' ich bei meinem Doktorhut.

Münchhausen wieder, der uns als die Verkörperung des prahlenden Lügners und Aufschneiders gilt, soll sein Urbild in dem Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen haben, der in Bodenwerder bei Hannover lebte (1720—1781) und als Aufschneider bekannt war. Büchmann führt in seinen „Geflügelten Worten" ein Schriftchen, betitelt „16 M—h—s—nsche Geschichten," an, das bereits 1781 im „Vademecum für lustige Leute" erschienen ist. Geläufiger wurde der Name jedoch erst nach dem Erscheinen von „Münch-

hausens Reisen," ein Buch, das G. A. Bürger nach einem 1785 erschienenen englischen Werke von Raspe bearbeitet hat. Neben diesen allgemein oder nur in gewissen geistigen Schichten bekannten Figuren giebt es noch zahlreiche lokale heitere Gestalten, deren Angedenken örtlich in einzelnen Histörchen oder Redensarten fortlebt. Manche wieder sind Großstädter; einer dieser, in seinem Wesen ein wenig den komischen Zeitungsfiguren verwandt, ist Baron Mikosch. Entstanden dürfte dieser in Wien sein, wo er indes nur als der komisch-naive „Ungar" auftritt, im Gegensatz zu dem starrköpfigen, listigen „Böhm". Wie nun diese Wiener Ungarfigur auf ihrer Wanderung nach Berlin zu einem „Baron Mikosch" geworden ist, mag der Dingsda wissen; möglich, daß der Name der ungarischen komischen Volksfigur „Bolond Miska" (der närrische Max) etwas dazu beigetragen hat. Genug, dieser Baron existiert in Berlin und ist auch in anderen größeren deutschen Städten nicht unbekannt. Mikosch also — um einige Histörchen von ihm zum besten zu geben — liest die Titelaufschrift „Die Macht der Kunst," was ihn zu der sprachwissenschaftlichen Äußerung veranlaßt: „Dummer Schwob, konn nit a mol sein eigene Sproch. Muß doch: »Der mocht die Kunst« heißen." In Wien fragte er nach Besichtigung aller merkwürdigen Baulichkeiten: „Ober wo is Haus Österreich?" Und als ihm der Maler ein völlig mißlungenes Bild seines verstorbenen Vaters hergestellt hatte, ruft er im Anblick dessen seufzend aus: „Ormer Votter, wie host du dich verändert, seitdem du gestorben bist." Nach seinem Namen und Charakter befragt, antwortet er: „Baron Mikosch, Phlegmatikus."

Die merkwürdigsten Volksfiguren sind jedoch auf italienischem Boden zu finden: Pasquino und Marfori zu Rom. Ersterer war ein lustiger Schneider in der Siebenhügelstadt; und als später neben seinem Hause ein mar-

morner Rumpf aufgefunden wurde und eine Stelle fand, befestigte sich im Volke die Meinung, dieser sei der Schneider selbst im versteinerten Zustande. Irgend ein witziger Kopf mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, dort eine satirische Bemerkung, die auf ein Papier niedergeschrieben war, anzukleben, ein Gedanke, der durch Jahrhunderte fort Nachahmer fand, ohne daß es je der Polizei gelungen wäre, den Thäter zu ertappen. Gegenüber befindet sich die Bildsäule des Flußgottes, die vom Volke Marforio benannt wurde und häufig die Fragen zu Pasquinos witzigen Antworten enthielt. Als Sixtus V. Papst geworden war und denen, die ihm zur Zeit wo er noch in der Franziskanerkutte ging, vier Scudi liehen, Bistümer verlieh, fragte Marforio: „Was kostet ein Bistum?" worauf ihm sein Genosse antwortete: „Vier Scudi." Urban VIII., aus der Familie Barbarini, ließ, wie schon erwähnt wurde, das Pantheon verwüsten, um die Peterskirche und die Engelsburg mit den vorhandenen Kunstgegenständen zu schmücken und auszurüsten. „Quod non fecere Barbari, fecerunt Barbarini," [1]) meinte Pasquino dazu. An der Wappeninschrift des Papstes Innocenz XII. „Aliis, non sibi" [2]) versetzte er den Beistrich hinter non. Pius VI. ließ selbst auf die geringsten von ihm veranlaßten Kunstwerke die Aufschrift anbringen: „Munificentia Pii VI.; Pasquino zeigte nun eines Tages eines der damals sehr kleinen Brötchen mit derselben Aufschrift. Und die bekannten „Senat und Volk von Rom" andeutenden Buchstaben S. P. Q. R. wußte er vorwärts und rückwärts lesend zu deuten: „Sancte Padre Quid Rides? — Rideo Quia Papa Sum!" [3]) Auch zum Anheften ausführlicher

---

[1]) Was die Barbaren nicht gethan haben, haben die Barbarini gethan. [2]) Anderen, nicht sich. [3]) Heiliger Vater, warum lachst du? Ich lache, weil ich Papst bin.

Pamphlete wurden diese beiden Figuren häufig verwendet. Heinrich IV. von Frankreich ließ dort 1585 eine gegen Papst Sixtus V. gerichtete scharfe Schrift befestigen. Eigentlich stehen Figuren wie Pasquino und Marforio doch zu hoch, um mit Eulenspiegel und dergleichen Gelichter in eine Reihe gestellt werden zu können. Jene sind strafende Satiriker, die oft sehr empfindlich zu treffen wissen; diese sind schalkhafte Schelme, deren lose Streiche zu sehr Lachen erwecken, um den Gedanken, daß sie Strafe verdienen, Raum zu gewähren.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt,

läßt Goethe den Herrgott im Vorspiel zu „Faust" sagen, und so denkt auch das Volk. Ferner ist es auch eine gewisse Bewunderung, welche das Volk gewöhnlich für jede besondere Leistung hegt, die innerhalb seines Verständnisses liegt, mag es selbst eine Leistung sein, die es in ihrem Wesen verabscheut. Ehrenmänner wie Bourguignon, geboren 1693, gerädert 1721, besser bekannt unter seinem Räubernamen Cartouche, oder Johannes Bückler, der liebe Schinderhannes, welcher 1803 in Mainz hingerichtet wurde, oder des letzteren Zeitgenosse Grasel in Österreich — sie alle brachten eine mit Bewunderung gemischte Furcht hervor. „Roher Geschmack!" mag mancher achselzuckend urteilen. Sollte es aber nicht auch etwas Besseres bedeuten? Sollte sich nicht auch darin ein Streben erkennen lassen, den Geist von der Scholle zu erheben? Oft ist es nur der verdorbene Geschmack, der sich über den rohen lustig macht.

XIX.

Glimpf und Schimpf.

1.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,
künde ich ie min herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.
Walter von der Vogelweide.

Use every man after his desert, and who
should 'scape whipping?[1])
Shakespeare.

Eigentlich sollte die Überschrift „Schimpf und Glimpf" lauten, denn es wird viel mehr gescholten als gelobt, gespottet als gepriesen. Jedes Volk hat für das andere Tadel- oder Neckworte, und innerhalb eines Landes der eine Bezirk für den anderen, der eine Ort für den anderen, der eine Beruf für den anderen und schließlich auch ein Mensch für den anderen. Fragt man nach den Ursachen — ach, die sind so mannigfaltig! Neid, Haß und vor allem Selbstsucht und Böswille bilden das Hauptgetriebe, dem noch manche Räderchen zugegeben sind. Nur wähne keiner, daß

[1]) Behandle jedermann nach Verdienst, und wer ist vor Prügel sicher?

Pamphlete wurden diese beiden Figuren häufig verwendet. Heinrich IV. von Frankreich ließ dort 1585 eine gegen Papst Sixtus V. gerichtete scharfe Schrift befestigen. Eigentlich stehen Figuren wie Pasquino und Marforio doch zu hoch, um mit Eulenspiegel und dergleichen Gelichter in eine Reihe gestellt werden zu können. Jene sind strafende Satiriker, die oft sehr empfindlich zu treffen wissen; diese sind schalkhafte Schelme, deren lose Streiche zu sehr Lachen erwecken, um den Gedanken, daß sie Strafe verdienen, Raum zu gewähren.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt,

läßt Goethe den Herrgott im Vorspiel zu „Faust" sagen, und so denkt auch das Volk. Ferner ist es auch eine gewisse Bewunderung, welche das Volk gewöhnlich für jede besondere Leistung hegt, die innerhalb seines Verständnisses liegt, mag es selbst eine Leistung sein, die es in ihrem Wesen verabscheut. Ehrenmänner wie Bourguignon, geboren 1693, gerädert 1721, besser bekannt unter seinem Räubernamen Cartouche, oder Johannes Bückler, der liebe Schinderhannes, welcher 1803 in Mainz hingerichtet wurde, oder des letzteren Zeitgenosse Grasel in Österreich — sie alle brachten eine mit Bewunderung gemischte Furcht hervor. „Roher Geschmack!" mag mancher achselzuckend urteilen. Sollte es aber nicht auch etwas Besseres bedeuten? Sollte sich nicht auch darin ein Streben erkennen lassen, den Geist von der Scholle zu erheben? Oft ist es nur der verdorbene Geschmack, der sich über den rohen lustig macht.

XIX.

Glimpf und Schimpf.

1.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,
künde ich ie min herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.
Walter von der Vogelweide.

Use every man after his desert, and who
should 'scape whipping?[1])
Shakespeare.

Eigentlich sollte die Überschrift „Schimpf und Glimpf" lauten, denn es wird viel mehr gescholten als gelobt, gespottet als gepriesen. Jedes Volk hat für das andere Tadel- oder Neckworte, und innerhalb eines Landes der eine Bezirk für den anderen, der eine Ort für den anderen, der eine Beruf für den anderen und schließlich auch ein Mensch für den anderen. Fragt man nach den Ursachen — ach, die sind so mannigfaltig! Neid, Haß und vor allem Selbstsucht und Böswille bilden das Hauptgetriebe, dem noch manche Räderchen zugegeben sind. Nur wähne keiner, daß

[1]) Behandle jedermann nach Verdienst, und wer ist vor Prügel sicher?

die Schöpfung in ihrem weisen Walten damit ein Gegengewicht für die etwa allzuschwer in die Wagschale fallende Nächstenliebe schaffen wollte. Die wohlfeilste Art, sich den Dünkel zu erwerben, moralisch höher zu stehen, ist eben der Versuch, den anderen herabzusetzen, wobei allerdings nur das Gegenteil zu erreichen ist. Übrigens sollen wir auch nicht jede Neckerei ernst nehmen. Die ganze Menschheit ist wie ein talentvoller Gassenjunge, deren es in ihrer Mitte so viele giebt. Viele ihrer Unarten rühren nur daher, daß sie sich selbst überlassen blieb, daß ihre Erziehung nicht von höhergearteten Geschöpfen geleitet wurde. Wohl streifte sie im Zeitenlauf manches ab, aber etwas Taugenichts wird sie stets bleiben.

Nicht sehr günstig kommt der Deutsche im Urteil anderer Völker fort. Und merkwürdigerweise sind es nicht Franzosen, Italiener Spanier, die uns am wenigsten hold sind. Trotz uralter Fehden, die dem gallischen Nachbar sogar den Titel eines Erbfeindes der Deutschen verschafft haben; trotz uralter Kultur, Römererbe, die fast ganz von den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges verschont blieb und den Hochmut geneigter werden läßt — ist der Romane in seinem Urteil über den Deutschen noch ziemlich maßvoll. Es ist eigentlich mehr ein Necken, ein Spötteln, ein Karikieren und Übertreiben wirklich vorhandener Fehler, ein Vergröbern der Vorzüge, die ihnen selbst fehlen, oder eine mehr komisch als ärgerlich wirkende Unterschätzung. Anders aber der Slave. Aus seinen Äußerungen sprüht oft ein glühender Haß, dem zuweilen auch ein lächerlicher Dünkel zugesellt ist; und manchmal läßt sich auch der Neid ob der kulturellen Überlegenheit erkennen, der Ärger des undankbaren Schülers über seinen Meister.

Der Russe meint: „Es wird dem Herzen leichter, wenn man auf einen Deutschen schimpft.“ Ferner: „Wer als

Deutscher geboren wird, den hat Gott hinlänglich gestraft. — Gott belehrte den Menschen, der Teufel aber den Deutschen," der sogar den „Affen erfunden" hat. „Stumm sind die Deutschen hinter den Bergen, stumm die Fische unter dem Wasser; uns aber gab Gott reichlich Brot und eine geziemende Sprache." Eine unfreiwillige Anerkennung liegt in den Worten: „Auch vom Deutschen kann der Russe etwas lernen," ebenso in der Redensart: „Der Deutsche kommt wie die Weide überall fort." Russen und Polen pflegen sonst nicht eine Melodie zu singen, aber im Deutschenhaß stimmen sie ziemlich überein. „So lange die Welt Welt ist, wird der Pole dem Deutschen nie Bruder sein" und Deutsch gilt ihm als die „Sprache der Böcke." Überhaupt ist das deutsche Wort dem Slaven und auch anderen Völkern keine liebwerte Sache. Schon der Name „Nemec," den er ihm giebt, stellt ihn als einen „Stummen" hin. Der Littauer meint sogar, der Deutsche habe keine eigentliche Sprache, sondern mache sich nur durch ein Lallen verständlich; ferner gilt er ihm für eine Rohrdommel (Bublys), Kaulbarsch (Puykis), Lämmchen, Schnadderer, Stammler, Schnarrer. Und nicht wenig eingebildet ruft er aus: „Sztay! Wokaitys jau taip iszmannas, kaip Lietuwiniks" (Seht, der Deutsche will klüger sein, als der Littauer). Ähnlich meint auch der mährische Hannake: „Wir sind wir, aber der Deutsche ist doch nur ein Deutscher." Der Kleinrusse urteilt: „Wo ein Deutscher, ist Falschheit, wo eine Zigeunerin, ist Diebstahl. — Dem Deutschen ist alles recht, wenn er nur Kartoffel hat und Tabak rauchen kann." Der Tscheche warnt: „Trau nicht, denn er ist ein Deutscher;" der Kroate will: „Lieber türkische Feindschaft als deutsche Liebe." Daß der Deutsche dem Slaven mißgünstig gesinnt sei, darüber sind sie alle einig. Der Russe ruft aus: „Der deutsche Stamm führt nichts Gutes gegen den slavischen im Schilde;" der Pole

die Schöpfung in ihrem weisen Walten damit ein Gegengewicht für die etwa allzuschwer in die Wagschale fallende Nächstenliebe schaffen wollte. Die wohlfeilste Art, sich den Dünkel zu erwerben, moralisch höher zu stehen, ist eben der Versuch, den anderen herabzusetzen, wobei allerdings nur das Gegenteil zu erreichen ist. Übrigens sollen wir auch nicht jede Neckerei ernst nehmen. Die ganze Menschheit ist wie ein talentvoller Gassenjunge, deren es in ihrer Mitte so viele giebt. Viele ihrer Unarten rühren nur daher, daß sie sich selbst überlassen blieb, daß ihre Erziehung nicht von höhergearteten Geschöpfen geleitet wurde. Wohl streifte sie im Zeitenlauf manches ab, aber etwas Taugenichts wird sie stets bleiben.

Nicht sehr günstig kommt der Deutsche im Urteil anderer Völker fort. Und merkwürdigerweise sind es nicht Franzosen, Italiener Spanier, die uns am wenigsten hold sind. Trotz uralter Fehden, die dem gallischen Nachbar sogar den Titel eines Erbfeindes der Deutschen verschafft haben; trotz uralter Kultur, Römererbe, die fast ganz von den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges verschont blieb und den Hochmut geneigter werden läßt — ist der Romane in seinem Urteil über den Deutschen noch ziemlich maßvoll. Es ist eigentlich mehr ein Necken, ein Spötteln, ein Karikieren und Übertreiben wirklich vorhandener Fehler, ein Vergröbern der Vorzüge, die ihnen selbst fehlen, oder eine mehr komisch als ärgerlich wirkende Unterschätzung. Anders aber der Slave. Aus seinen Äußerungen sprüht oft ein glühender Haß, dem zuweilen auch ein lächerlicher Dünkel zugesellt ist; und manchmal läßt sich auch der Neid ob der kulturellen Überlegenheit erkennen, der Ärger des undankbaren Schülers über seinen Meister.

Der Russe meint: „Es wird dem Herzen leichter, wenn man auf einen Deutschen schimpft.“ Ferner: „Wer als

Deutscher geboren wird, den hat Gott hinlänglich gestraft. — Gott belehrte den Menschen, der Teufel aber den Deutschen," der sogar den „Affen erfunden" hat. „Stumm sind die Deutschen hinter den Bergen, stumm die Fische unter dem Wasser; uns aber gab Gott reichlich Brot und eine geziemende Sprache." Eine unfreiwillige Anerkennung liegt in den Worten: „Auch vom Deutschen kann der Russe etwas lernen," ebenso in der Redensart: „Der Deutsche kommt wie die Weide überall fort." Russen und Polen pflegen sonst nicht eine Melodie zu singen, aber im Deutschenhaß stimmen sie ziemlich überein. „So lange die Welt Welt ist, wird der Pole dem Deutschen nie Bruder sein" und Deutsch gilt ihm als die „Sprache der Böcke." Überhaupt ist das deutsche Wort dem Slaven und auch anderen Völkern keine liebwerte Sache. Schon der Name „Nemec," den er ihm giebt, stellt ihn als einen „Stummen" hin. Der Littauer meint sogar, der Deutsche habe keine eigentliche Sprache, sondern mache sich nur durch ein Lallen verständlich; ferner gilt er ihm für eine Rohrdommel (Bublys), Kaulbarsch (Puykis), Lämmchen, Schnadderer, Stammler, Schnarrer. Und nicht wenig eingebildet ruft er aus: „Sztay! Wokaitys jau taip iszmannas, kaip Lietuwiniks" (Seht, der Deutsche will klüger sein, als der Littauer). Ähnlich meint auch der mährische Hannake: „Wir sind wir, aber der Deutsche ist doch nur ein Deutscher." Der Kleinrusse urteilt: „Wo ein Deutscher, ist Falschheit, wo eine Zigeunerin, ist Diebstahl. — Dem Deutschen ist alles recht, wenn er nur Kartoffel hat und Tabak rauchen kann." Der Tscheche warnt: „Trau nicht, denn er ist ein Deutscher;" der Kroate will: „Lieber türkische Feindschaft als deutsche Liebe." Daß der Deutsche dem Slaven mißgünstig gesinnt sei, darüber sind sie alle einig. Der Russe ruft aus: „Der deutsche Stamm führt nichts Gutes gegen den slavischen im Schilde;" der Pole

erklärt: „Friede mit den Deutschen wie zwischen Wolf und Schafen;“ und der Tscheche sagt: „Der Deutsche wird dem Tschechen erst wohlgesinnt, wenn die Schlange auf dem Eis sich wärmt.“ Der Magyare, sonst kein Freund des Slaven, stimmt insofern mit ihm überein, als eine seiner üblichen Redensarten sagt: „Der Deutsche ist doch ein Hundsfott (hunczut).“ Das klingt allerdings böse, ist aber minder arg gemeint, denn das Wörtchen gilt auch in der Bedeutung von Tausendsassa, Teufelskerl und dergleichen. Als Schimpfwort kam es eigentlich erst zur Zeit des Kampfes gegen die österreichische Herrschaft in Schwang. Übrigens ist es überhaupt kein magyarisches Wort, sondern nur eine Verkrüppelung des deutschen Ausdrucks und dürfte von magyarischen Soldaten, die in deutschen Garnisonen lagen, heimgebracht worden sein, oder auch umgekehrt von deutschen Kriegern, die im Lande sich befanden. Wurde doch zur Zeit des siebenjährigen Krieges in derselben Weise in Deutschland der unflätige magyarische Fluch „Bassama!“ geläufig, ein Wort, dessen Bedeutung sich öffentlich nicht gut erklären läßt. Der Finne hält den Deutschen — **saxa**, wie er ihn nennt — für beschränkt und seine Rede für falsch:

Zehn Jahre schmiedete schon Eisen,
Zehn Jahre hämmerte schon Kupfer,
Zehn Jahre schürte schon das Feuer,
Zehn Jahre war er schon ein Schmied,
Er, der Sohn der Fremde, Sachse,
Er, der unbedachte Sachse:
„Wer ist Ilmarinen?“ fragt er,
„Sagt mir wer ist Ilmarinen?“

Mit Ilmarinen ist der finnische Vulkan gemeint. Ferner meint er:

Deutsche Waren sind zerbrechlich,
Und betrüglich deutsche Worte.

Der Franzoſe hält den Deutſchen für eigenſinnig, raufluſtig und auch zechfreudig. „Tête quarré“ und „tête allemande“ ſind ſeine Ausdrücke für Hartköpfigkeit, und „die deutſche Flöte ſpielen“ iſt eine Umſchreibung für trinken. Indes hält er für den eigentlichen Trunkenbold den Polen: „Betrunken wie ein Pole, diebiſch wie ein Amerikaner, eiferſüchtig wie ein Spanier, frech wie ein Araber, hochmütig wie ein Schotte, kalt wie ein Holländer, rachſüchtig wie ein Korſe und ſtreitſüchtig wie ein Deutſcher,“ urteilt er. Ähnlich meint auch der geſchmeidige Italiener: „Die Deutſchen haben den Verſtand in der Fauſt,“ ein Sprüchlein, das vielleicht noch aus der Zeit der deutſchen Römerzüge herrührt. In bemerkenswerter Weiſe kennzeichnet er auch das litterariſche Treiben einiger Völker: „Die Engländer ſchreiben tiefſinnig, die Franzoſen anmutig, die Italiener göttlich, aber die Deutſchen viel.“ Verſteht der Franzoſe etwas nicht, ſo iſt es ihm — hochdeutſch: „C'est du haut-allemand.“ Und meint er, daß ihn jemand zum beſten halten will, ſo ſagt er: „Sie halten mich wohl für einen Deutſchen,“ worauf Marſchall Schomberg einſt die Antwort gab: „On a tort, on devrait vous prendre pour un sot.“ [1]) Auch „deutſcher Bär,“ „deutſches Vieh“ und „deutſches Schwein“ gehören zu ſeinen Koſeworten. Trinkluſt wird dem Deutſchen durchweg zugeſprochen. Schon ein mittelalterliches lateiniſches Epigramm meint:

Si latet in vino verum, ut proverbia dicunt,
Invenit verum Teuto, vel inveniet. [2])

Für die Wiener galt ſogar bis zum 19. Jahrhundert die Bezeichnung „Flaſchelträger,“ womit geſagt ſein ſollte,

[1]) Man thut unrecht, man ſollte ſie für einen Dummkopf halten. [2]) Iſt die Wahrheit im Wein, wie's Sprüchlein vermeldet, dann wahrlich — Hat ſie erfunden Teut, oder erfindet ſie noch.

daß sie stets die Flasche mit sich führen. Der Spanier bezeichnet eine starke Trinkleistung mit „Trinken wie ein Deutscher;“ und der Italiener meint noch: „Drei Dinge sind schlecht aufgehoben: ein Vogel in Kindeshand, ein Mädchen in der Hand der Alten und Wein in der Hand des Deutschen.“ Übrigens ist sich der Deutsche dieser Schwäche gar wohl bewußt, aber er thut dabei wie es der Mensch gewöhnlich mit seinen Fehlern zu machen pflegt: man sucht sie anfangs zu verbergen und wenn das nicht länger möglich ist, preist man sie als Vorzüge.

Daß der Deutsche bei seiner lieben Vetterschaft nicht viel größere Gunst findet, ist begreiflich. In der Familie werden gewöhnlich Vorzüge unterschätzt und Fehler überschätzt. Der Holländer nennt ihn „Moff,“ Tölpel, der Schwede urteilt von ihm und von sich selbst: „Der Deutsche thut alles fürs Geld, der Schwede alles für Schnaps;“ der Däne sagt: „Der Deutsche vertrinkt die Sorgen, der Franzose versingt sie, der Spanier verweint sie, der Italiener verschläft sie, und der Däne vertreibt sie auf alle vier Arten.“ Will der Engländer den Deutschen schelten, so nennt er ihn „Dutchman,“ was eigentlich Niederländer bedeutet. Der Haß gegen diesen mag bei dem Sohne Albions in der Zeit entstanden sein, in der Holland noch die Herrschaft zur See behauptete und Englands Flotte wiederholt schlug. Selbst bei den Deutsch-Amerikanern konnte sich die spöttische Redensart festsetzen: „Der Deutsche muß einen Zopf haben.“

Aber auch der Deutsche ist mit solchen Gaben nicht karg. Auch er hat für jedes Volk ein Tadelwort oder einen Spott. Der Russe ist ein „Krautfresser,“ der Franzose ist ein Leichtfuß, unbeständig: „Franzmanns Wort und dürres Laub — Werden jedem Wind zu Raub;“ auch ist ihm die Bezeichnung „welscher Hanswurst“ geläufig. Ein alter Reim wieder urteilt:

Alle Brücken im Lande Polen,
Die Mönche in Böhmen unverhohlen,
Das Kriegsvolk aus Mittagsland,
Die Nonnen in Schwaben wohlbekannt,
Der Spanier und Wenden Treu,
Der Preußen Glaub' und harte Reu,
Der Franzosen Beständigkeit,
Wie auch der Deutschen Nüchternheit,
Samt der Italiener Andacht
Sind einer Bohne wert geacht't.

Dieses Sprüchlein ist aus dem Lateinischen übersetzt worden und rührt vermutlich von einem Mönch her, den es, wie ein alter Schriftsteller sagt, „verdroß, daß die Preußen mit unter den ersten gewesen, welche den päpstlichen Aberglauben fahren ließen." Dasselbe mag auch für das nachfolgende gelten:

Der Schwab ein Schwätzer,
Der Böhm ein Ketzer,
Der Pole ein Dieb,
Der Preuß ein Nimmerlieb,

oder auch

Der Preuß, der seinen Herrn verriet.

Für das Land Italien hat der Deutsche nur Worte der Bewunderung, die Bewohner dagegen hält er, wie auch andere Völker, für listig und unsauber. Schon in alter Zeit hieß es von denen, die aus Italien heimkehrten: „Den Beutel geleert, den Leib versehrt, das Gewissen entehrt." Ebenso sagt er: „Ein schwarzer Deutscher, ein weißer Italiener, ein roter Spanier sind selten gut, wie auch ein Niederländer von welcher Farbe immer." Von dem Polen meint er noch, er würde eher am Sonntag ein Pferd stehlen, als am Freitag Fleisch essen.

Halten wir nun eine kurze Rundschau um die Liebenswürdigkeiten in Betracht zu ziehen, welche die anderen

Völker sich gegenseitig zu sagen wissen. Der Italiener meint, die Franzosen wären die Brüder von „Attila, der Geißel Gottes.“ Spöttisch bemerken sie: „Die Franzosen sprechen nicht wie sie thun wollen, lesen nicht wie sie schreiben und singen nicht wie es in den Noten steht.“ Der Spanier hat für sie die kurze Bezeichnung „Gabachos“ (Lumpengesindel) und auch der Engländer spricht nicht sehr achtungsvoll von den „Parlewuhs,“ der Bläme hat für ihn und für die Wallonen die Bezeichnung „Franskilljons“ und erklärt: „Wat waalsch is falsch,“ was der Wallone mit der Bemerkung lohnt: „C'est ne pas un homme, c'est un Flamand.“[1]) Eine ähnliche unverschämte Bemerkung machte im vorigen Jahrhundert der Herzog von Grammont betreffs der Schweizer, indem er das Rätsel aufgab: „Welches Tier ist dem Menschen am ähnlichsten? — Der Schweizer.“ Noch unverschämter war es, daß Voltaire in Berlin, als ihm die märkischen Soldaten, welche in einem Theaterstück Statistendienst versehen sollten und sich dabei nicht sehr geschickt benahmen, ausrufen konnte: „J'ai demandé des hommes et on me donne des Allemands.“[2]) Der Russe spöttelt: „Wenn der Franzos nach Moskau kommt, so ist sein erstes Wort: Napoleon.“ Selbst der Neger auf den französischen Kolonien macht sich über den französischen Dünkel lustig: „Mouché Connaîtout pas connaît tout“ (Herr Weißalles weiß nicht alles). Von sich selbst sagt der Franzose: „Wenn der Franzose schläft, wiegt ihn der Teufel.“

Der Engländer gilt fast überall als Vielesser; England selbst als „das Paradies der Frauen und die Hölle der Pferde.“ Der Holländer spottet seiner mit „Stoertman,“ Schwanzmann, was einen recht alten Ursprung hat. Früher

[1]) Was welsch ist, das ist falsch. — Das ist kein Mensch, das ist ein Bläme. [2]) Ich habe Menschen verlangt und man giebt mir Deutsche.

meinte nämlich die Legende, daß alle Nachkommen derjenigen Engländer, die 1170 den Erzbischof Thomas Becket erschlagen haben, als Strafe dafür mit Schwänzen geboren werden. Der Spanier meint:

Ingles borracho,
Frances gabacho,
Hollandes mantequero,
Español gran caballero.
(Engländer ein Trunkenbold,
Franzose ein Lumpenkerl,
Holländer ein Butterbauer,
Spanier ein echter Ritter.)

Der Russe erklärt: „Der Engländer hat den Verstand in den Fingerspitzen, der Franzose auf der Zungenspitze." Der Pole wieder sagt: „Der Italiener denkt es aus, der Franzose macht es, der Engländer verkauft es, der dumme Pole kauft es und der Russe raubt es ihm." Der Kleinrusse weiß recht merkwürdige Fragen zu stellen und auch zu beantworten: „Wie soll ich den Russen erkennen? — Leg dich schlafen (d. h. dann wird er dich bestehlen). Wie den Polen? — Lauf und blick rückwärts und er wird dir nachlaufen. Wie den Wallachen? — Zeig ihm einen Geldbeutel und frage, wem er gehört." Der Pole bezeichnet mit „ungrischnichtsnutzig" den höchsten Grad der Unbrauchbarkeit, und der Tscheche meint: „Die Sünde wird in Ungarn geboren." Der Magyare wieder bekundet dem Slaven seine Mißachtung und am meisten noch dem armen, demütigen Slovaken gegenüber, von dem er sagt: „Tót nem ember" (der Slovake ist kein Mensch). Thatsächlich pflegt er auch das Wort ember hinter jeder Nationalitätsbezeichnung zu setzen, so daß es heißt: der deutsche Mensch oder Mann, der französische Mann u. s. w., nur für den Slovaken hat er dieses

Wort nicht, der ist ihm einfach nur ein tot. In bemerkenswerter Weise wissen die siebenbürger Sachsen den Unterschied der in ihrem Lande wohnenden drei Nationalitäten in einem lustigen Histörchen darzustellen. „Als Christus gekreuzigt war," erzählen sie, „gingen ein siebenbürger Sachse, ein Magyare und ein Rumäne oder Wallache, wie er oft noch genannt wird, an dem Richtort vorüber. Sie berieten sich, wie sie sich des Leichnams bemächtigen könnten. »Wir wollen mit der Wache ein gutes Wort reden,« meinte der Sachse. »Bah, schlagen wir die Kerle nieder,« sprach der Magyare. »Nichts da,« rief der Rumäne aus, »wenn's finster wird, wollen wir ihn stehlen.«" Ein Geschichtchen dieser Art — es giebt deren viele — wissen auch die Polen zu erzählen: Als der Herrgott den Teufel aus dem Himmel stürzte, sei der Böse so heftig auf die Erde gefallen, daß sein Körper nach allen Richtungen hin auseinanderfiel: der Kopf nach Spanien, das Herz nach Italien, der Bauch nach Deutschland, die Hände nach der Türkei und Tatarei und die Füße nach Frankreich. Darum sind auch die Franzosen so tanzlustig, die Türken und Tataren so mordgierig, die Deutschen so eßgierig, die Italiener so tückisch, die Spanier so hochmütig. Auf das slavische Gebiet sei nur des Teufels Schreibtafel gefallen, worauf sie die Sünden der anderen verzeichnen mögen, die sie selbst büßen müßten. Der Tscheche gilt seinen deutsch-österreichischen Reichsgenossen als starrköpfig und außerdem noch als — je nun, nennen wir's sehr selbstsüchtig. „Einen böhmischen Zirkel machen," stellt nämlich eine halbkreisförmige Bewegung dar, die von außen nach der eigenen Tasche führt. Der Grieche wird fast allgemein als recht schlau und betrügerisch bezeichnet. Für den Franzosen ist der Name sogar mit dem eines Falschspielers identisch. Der Serbe spricht ihm das Menschtum ab: „Der Krebs ist kein Fisch und der Grieche kein Mensch." Und der Russe

ſagt: „Den Zigeuner überliſtet der Jude, den Juden der Grieche und den Griechen der Teufel.“

Einige Bemerkungen, wie hervorragende Männer über gewiſſe Länder urteilten, mögen ſich hier ſchicklich anreihen laſſen. Kaiſer Karl V. ſagte: „Der Italiener iſt weiſe und ſcheint es, der Spanier ſcheint weiſe und iſt es nicht, der Franzoſe iſt weiſe ohne es zu ſcheinen.“ Von ihm rührt bekanntlich auch der Ausſpruch her: „Spaniſch mit Gott, italieniſch mit den Frauen, franzöſiſch mit den Freunden, engliſch mit den Vögeln, deutſch mit den Pferden.“ Thatſächlich ging er auch ſpäter um mit „Gott zu reden“ nach Spanien, wenn ſeine Einkehr im Kloſter Juſte ſo genannt werden kann. Löblicher wurde von ſeinen Vorgängern und Ahnen von Deutſchland und deſſen Eigenarten geſprochen. Friedrich Barbaroſſa meinte: „Ein recht deutſch Herz trachtet nicht nach Reichtum, ſondern nach Ehr und Glimpf.“ Heinrich II., dem man den Rat gegeben hatte, ſeinen Gegner durch Gift aus dem Wege zu ſchaffen, antwortete: „Es iſt der Deutſchen Brauch, daß ſie dem Feinde redlich unter die Augen ziehen, denſelben mannlich, nicht meuchlings überwinden.“ Und Rudolf von Habsburg, bei der Krönung auf ſeine ſehr ſchlichte Kleidung aufmerkſam gemacht, erwiderte: „Der Deutſchen Lob beſtat auf guter Rüſtung und nit auf ſtolzen Kleidern.“ Maximilian II. meinte, ein tüchtiges Kriegsheer müßte haben: einen italieniſchen Kopf, ein deutſches Herz und ſpaniſche Schultern. Von Napoleon I. rührt die Bezeichnung „grand nation“ her, auch nannte er Frankreich zärtlich ſeine „Geliebte,“ während es für Ludwig XI. nur eine Wieſe war, „die ſich jährlich öfters mähen läßt.“ Saint-Simon wieder gebrauchte zuerſt den Ausdruck, Frankreich ſei die „Avantgarde der Civiliſation.“ Von Öſterreich meinte Napoleon I.: „Sie brauchen fünfzehn Jahre, um zu rüſten und weitere fünfzehn, um zu

Wort nicht, der ist ihm einfach nur ein tót. In bemerkenswerter Weise wissen die siebenbürger Sachsen den Unterschied der in ihrem Lande wohnenden drei Nationalitäten in einem lustigen Histörchen darzustellen. „Als Christus gekreuzigt war," erzählen sie, „gingen ein siebenbürger Sachse, ein Magyare und ein Rumäne oder Wallache, wie er oft noch genannt wird, an dem Richtort vorüber. Sie berieten sich, wie sie sich des Leichnams bemächtigen könnten. »Wir wollen mit der Wache ein gutes Wort reden,« meinte der Sachse. »Bah, schlagen wir die Kerle nieder,« sprach der Magyare. »Nichts da,« rief der Rumäne aus, »wenn's finster wird, wollen wir ihn stehlen.«" Ein Geschichtchen dieser Art — es giebt deren viele — wissen auch die Polen zu erzählen: Als der Herrgott den Teufel aus dem Himmel stürzte, sei der Böse so heftig auf die Erde gefallen, daß sein Körper nach allen Richtungen hin auseinanderfiel: der Kopf nach Spanien, das Herz nach Italien, der Bauch nach Deutschland, die Hände nach der Türkei und Tatarei und die Füße nach Frankreich. Darum sind auch die Franzosen so tanzlustig, die Türken und Tataren so mordgierig, die Deutschen so eßgierig, die Italiener so tückisch, die Spanier so hochmütig. Auf das slavische Gebiet sei nur des Teufels Schreibtafel gefallen, worauf sie die Sünden der anderen verzeichnen mögen, die sie selbst büßen müßten. Der Tscheche gilt seinen deutsch-österreichischen Reichsgenossen als starrköpfig und außerdem noch als — je nun, nennen wir's sehr selbstsüchtig. „Einen böhmischen Zirkel machen," stellt nämlich eine halbkreisförmige Bewegung dar, die von außen nach der eigenen Tasche führt. Der Grieche wird fast allgemein als recht schlau und betrügerisch bezeichnet. Für den Franzosen ist der Name sogar mit dem eines Falschspielers identisch. Der Serbe spricht ihm das Menschtum ab: „Der Krebs ist kein Fisch und der Grieche kein Mensch." Und der Russe

sagt: „Den Zigeuner überlistet der Jude, den Juden der Grieche und den Griechen der Teufel.“

Einige Bemerkungen, wie hervorragende Männer über gewisse Länder urteilten, mögen sich hier schicklich anreihen lassen. Kaiser Karl V. sagte: „Der Italiener ist weise und scheint es, der Spanier scheint weise und ist es nicht, der Franzose ist weise ohne es zu scheinen.“ Von ihm rührt bekanntlich auch der Ausspruch her: „Spanisch mit Gott, italienisch mit den Frauen, französisch mit den Freunden, englisch mit den Vögeln, deutsch mit den Pferden.“ Thatsächlich ging er auch später um mit „Gott zu reden“ nach Spanien, wenn seine Einkehr im Kloster Juste so genannt werden kann. Löblicher wurde von seinen Vorgängern und Ahnen von Deutschland und dessen Eigenarten gesprochen. Friedrich Barbarossa meinte: „Ein recht deutsch Herz trachtet nicht nach Reichtum, sondern nach Ehr und Glimpf.“ Heinrich II., dem man den Rat gegeben hatte, seinen Gegner durch Gift aus dem Wege zu schaffen, antwortete: „Es ist der Deutschen Brauch, daß sie dem Feinde redlich unter die Augen ziehen, denselben mannlich, nicht meuchlings überwinden.“ Und Rudolf von Habsburg, bei der Krönung auf seine sehr schlichte Kleidung aufmerksam gemacht, erwiderte: „Der Deutschen Lob bestat auf guter Rüstung und nit auf stolzen Kleidern.“ Maximilian II. meinte, ein tüchtiges Kriegsheer müßte haben: einen italienischen Kopf, ein deutsches Herz und spanische Schultern. Von Napoleon I. rührt die Bezeichnung „grand nation“ her, auch nannte er Frankreich zärtlich seine „Geliebte,“ während es für Ludwig XI. nur eine Wiese war, „die sich jährlich öfters mähen läßt.“ Saint-Simon wieder gebrauchte zuerst den Ausdruck, Frankreich sei die „Avantgarde der Civilisation.“ Von Österreich meinte Napoleon I.: „Sie brauchen fünfzehn Jahre, um zu rüsten und weitere fünfzehn, um zu

sagen: wir sind gerüstet.“ Die Bemerkung: „Preußen gleicht einer Wolljacke; sie juckt eine Weile, aber schließlich gewöhnt man sich daran,“ ist noch nicht alt und verschiedenen zugeschrieben, auch Bismarck, der den Franzosen trefflich mit Apoll verglich, welcher den Marsyas geschunden. Auch sie dünke es ein todwürdiges Verbrechen, daß jemand besser als sie musizieren wolle. Von den Deutschen meinte er in einer seiner Reden: „Es wird bei uns Deutschen mit wenig so viel Zeit totgeschlagen, wie mit dem Biertrinken.“ In der Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888 wieder ließ er aber den bekannten Ruf ertönen: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Ähnlich hatte er sich übrigens schon zwanzig Jahre früher in der Sitzung vom 18. Mai 1868 des Zollparlaments geäußert: „Ein Appell an die Furcht findet im deutschen Herzen niemals ein Echo.“ Der Ausdruck „deutscher Michel“ leiten einige von dem altdeutschen mihil — groß, derb — ab, während andere behaupten, er rühre von Michael Obertraut her, der dänischer General war, tapfer gestritten habe und von seinen Soldaten so benamst wurde. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Bezeichnung von dem häufig als Schlachtruf dienenden Namen des kampfgerüsteten Erzengels abstammt, der ja auch gewissermaßen als Schutzpatron der Deutschen galt. Der Spitzname John Bull für den Engländer stammt aus der 1712 erschienenen Satire „History of John Bull“ von Arbuthnoth. „Bruder Jonathan,“ wie die Nordamerikaner genannt werden, war ursprünglich der Gouverneur von Connecticut, Jonathan Trumbrill, den Washington sehr hoch schätzte und dessen Rat er oft einholte. „Wir müssen Bruder Jonathan fragen,“ sprach er gewöhnlich bei einem schwierigen Fall. Diese Bezeichnung ging dann auf die ganze Bevölkerung über. Der Staat selbst wird häufig scherzhaft Uncle Sam (Onkel Sam) genannt, was von den Buch-

staben U S, die übliche Kürzung von United States herrührt. Sam, die Kürzung von Samuel, ist in Amerika als Name sehr üblich.

Was die deutschen Stämme, Bezirke oder Ortschaften untereinander betrifft, so weiß jeder dem lieben Bruder etwas zuzustutzen und aufzumutzen. Der Franke galt einst für grob; auch behauptete das Sprüchlein: „Franken und schlechtes Geld, führt der Teufel durch alle Welt.“ Der Franke dagegen meinte:

Wir guten Franken,
Wir loben und danken,
Daß wir nicht sein
Wie die Groben am Rhein.

Eine andere Redensart wieder verhöhnt die Bayern. „Gott ist kein Bayer, er läßt sich nicht spotten;“ während in einigen Reimen die Behauptung aufgestellt wird, Bayern versorge ganz Deutschland mit Dieben, Schwaben mit Dirnen. Ferner bezieht sich auf den Bayern das Rätsel: „Es ist ein Ding, das keine Augen hat und doch sieht, keine Ohren hat und doch hört, keinen Mund und doch ißt, keine Nase und doch riecht, keine Hände und doch greift, keine Füße und doch geht.“ Damit soll nämlich der Bayer gemeint sein, der dialektisch Augen Gökel, Ohren Loser, Mund Foz, Nase Schmecker, Hände Bragen und Füße Haxen nennt. Der Bayer dagegen nennt den Preußen hochmütig und „Bettelpreuß,“ auch gilt dieser fast allgemein für einen Großsprecher. Viel Neckereien hat auch der Schwabe zu erdulden, der erst „mit dem vierzigsten Jahr gescheit wird,“ und dessen gesegneter Appetit zu dem Sprichwort Anlaß gab: „Der Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen.“ Bekannt sind die Heldenthaten der sieben Schwaben, die schier zu komischen Volksfiguren geworden sind und von denen noch die Redensart lebendig ist:

Hannemann, geh du voran,
Du hast die Wasserstiebeln an.

Wer der heitere Meister dieser lustigen Gestalten ist, läßt sich nicht feststellen. Möglich, daß die Einteilung der Schwaben in sieben Gattungen dabei mitgewirkt hat. Man zählt nämlich: Bigottschwaben, die stets Bi Gott schwören; Blitzschwaben, die dafür Potz Blitz sagen; Gelbfüßler, die Eier in ein Faß eingestampft haben sollen; Knöpfle-, Spätzle- und Suppenschwaben, nach ihrem Lieblingsessen; Nestelschwaben, die statt Knöpfe Nestel an den Kleidern haben; Rotfüßler, die Wasser wie die rotfüßigen Gänse trinken; und Spiegelschwaben, die mit dem Rockärmel die Nase säubern. Von den schwäbischen Dialektunterschieden heißt es:

Wer nicht die drei Sprachen kann:
Gau, stau und blibe lau,
Soll nicht ins Schwabeland gau.

Spöttisch wurde früher auch in Deutschland gesagt: „Ob man schon aus der Schweiz ohne Verstand kommt, oder ob man ihn erst in Schwaben verliert, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Ferner heißt es: „Wenn ein Tiroler und ein Schwabe beisammen sind, so ist der dümmste — einer um den andern. Tirol gilt auch als außerhalb der Welt liegend: „Adje Welt, ich geh nach Tirol!" Von den Hessen wird gesagt:

Die Hessen haben weder zu sieden noch zu braten,
Wenn Schlehen und Holzäpfel nicht geraten.

Ferner:

Das Land zu Hessen
Hat große Berg und nichts zu fressen,
Große Krüg' und sauern Wein,
Wer wollt im Land zu Hessen sein?

Und ihre Genügsamkeit kennzeichnet:

Wo Hessen und Holländer verderben,
Wer könnte da sein Brot erwerben.

Aber ihre Tapferkeit wird allseits rühmlich anerkannt. „Die Hessen, die besten!“ hieß es schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges; und auch der Ausdruck „blinder Hesse“ soll in dem ungescheuten Losgehen auf den Feind seinen Ursprung haben. Die Thüringer werden mit „Heringsnasen“ geneckt, weil sie eine Vorliebe für diesen Fisch haben sollen. Von Sachsen heißt es, daß hier „die schönen Mädchen wachsen.“ Sein etwas breiter Dialekt mit der fast systematischen Verwechslung von G und K, D und T, sowie seine „Kemiedlichgeid“ und mit etwas Schüchternheit verbundene Höflichkeit, giebt, namentlich seinem nächsten Nachbar, dem Preußen, Anlaß zu spöttelnden Bemerkungen. Dieser legt ihm das Selbstlob in den Mund: „Wir Sachsen sein helle,“ d. h. klug, aufgeklärt, ein Ausdruck, der mir übrigens gar nicht sächsischer Herkunft zu sein scheint, keineswegs aber alt ist. Zuweilen neckt er ihn auch mit dem „Rätsel“: „Das erste ist ein See, das zweite ist eine Fee und das Ganze gehört zum Waschen.“ Die Quasilösung lautet Seife, sächsisch ausgesprochen: Seefe. Ein Sachse, der im Eisenbahnwagen einst mit dieser Spöttelei gehänselt wurde, bemerkte: „Ich will Ihnen ein anderes Rätsel aufgeben: „Das erste ist süß, das zweite heißt englisch ja, das dritte ist ein Reformator, und das Ganze sind sie selbst.“ Sein Nachbar konnte die Deutung nicht ausfindig machen und der Sachse wollte die Aufklärung erst beim Verlassen des Wagens geben. Und dann erklärte er ihm: „Das erste heeßt Syrup, das zweete Ches (yes) und das dritte Luder (Luther), das Ganze daher: „Sie rubbiches Luder.“ Von dem Sachsen sagt auch ein Reim:

In kurzem Rock
Springt der Sachse wie ein Bock,

was sich vielleicht auf irgendeine frühere Tracht beziehen mag. Deutschland ist zwar erst in unseren Tagen fast ganz geeint und fast einig geworden, allein eine flüssige Concordia giebt es schon seit langem:

Sachs, Bayer, Schwab, Frank,
Lieben alle vier den Trank.

Vom Elsaß wird gesagt:

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Thal,
Ist ganz Elsaß überall.

Als Erklärung dient: Rappoltsweiler hat drei Schlösser auf einem Berg. Reichenweiler drei Kirchen auf einem Kirchhof und die drei Städtchen Kaisersberg, Ammersweier und Kiesheim liegen in einem Thal. Von der Kurpfalz hieß es einst: „Kurpfalz — Gott erhalt's!" wogegen heute als Sprüchlein üblicher ist: „Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's!" Die Schlesier werden mit „Eselsfresser" geneckt. Die einen leiten dies von dem Umstande her, daß sie die Einkünfte aus dem im Briegischen liegenden goldhaltigen Gebirge, das Goldener Esel heißt, aufbrauchten, eine Erklärung, die just nicht wahrscheinlicher ist als die andere, wonach sie einst einen Esel für einen großgewachsenen Hasen hielten und verzehrten. Von Bettelstudenten oder -Mönchen dürfte der Neckvers herrühren:

„Grob Brot, dünn Bier und lange Meilen,
Haec sunt in Westphalia,
Si non vis credere, lauf hin da,
Wenn du nicht mußt, wirst nicht lang weilen."

Dasſelbe mag auch für nachfo
phalus est sine **pi**, sine **pu**, sine
pietate, gottlos, sine pudore, ohr
ohne Gewiſſen, sine veritate, o
Auch die Mark Brandenbur
Reiches Streuſandbüchſe," wie ſie
wird im Volksſpruch wegen ihre
Reich an Neckworten und ſ
die Schweiz und Elſaß. Den Lo
„Hannickel," eine Zuſammenziehu
Namen Jean und Nikolaus; de
„Rheinſchnocker," der näſelnde U
der Deutſche im allgemeinen de
wie in den Donauländern, wo
wöhnlich nur mit „der Schwob"
Die Schweizer — Helvetier,
ausſprechen — haben es auf i
ſehen. Daß ſie wegen ihres
haft „Moſtindien" genannt wir
Schlimmer aber iſt die Behaupt
zu ihren Gunſten keinen Unter
Dein. Boshaft wird geſagt, ſie
weil der Teufel befürchte, ſie ſte
Braunſchweig ſcheint nur ei

Braunſchweig, wärſt d
Käm nicht leicht ein

Der Schotte gilt dem Engl
herzig und ſein Land für öde:
geweſen, ſo hätte ihn der Herrgo
verwieſen." Ferner nennt er ih
von Alexander, ebenſo wie den
des dort häufig vorkommenden

hält er den Iren für unverschämt und starrköpfig und die Kartoffel, welche ein Hauptnahrungsmittel bilden muß, weil die arme Bevölkerung von den englischen Gutsherren ausgesogen wird, bezeichnet er spöttisch als „irische Aprikose." Der Franzose nennt den Bretagner starrköpfig; von den Bewohnern der Champagne sagt er: „Neunundneunzig Hammel und einer aus der Champagne machen hundert Tiere." Der Gascogner, den er auch nach seinem Lieblingsausruf Cadedie benamst, ist der Prahlhans und Aufschneider, jedoch nicht ohne Witz und Munterkeit. Der Normanne gilt ihm als ränkesüchtig, der Picarde für händelsüchtig und trunkliebend. So meint ein Sprichwort: „Um ihren Herren wieder zu finden, sehen die Hunde der Normandie nach oben, die der Picardie nach unten" (d. h. die einen nach dem Galgen, die anderen nach der Gosse). Von dem Lothringer wußte er zu sagen:

Lorrain vilain
Traître à son Dieu et à son prochain![1])

Und der Savoyard ist ihm der rohe, ungebildete Mensch, ein Rübenesser wie der Bewohner der Auvergne.

Was dem Franzosen der Gascogner ist, das ist der Andalusier dem Spanier. Der Baske wieder gilt als hinterlistig und seine Sprache für ein Kauderwelsch.

Der Italiener mißachtet den Friauler am meisten: „Nenn mich Hund, aber nicht Friauler!" ruft er aus und erklärt: „In Friaul pflanzt man Bohnen und es wachsen daraus Diebe."

So wird denn überall geschmäht, gescholten, gespottet und gelobt, der Fremde, wie der Nachbar, und in Augen-

[1]) Lothringer Spitzbube — Verräter an Gott und an seinem Nächsten.

blicken weiſer Einkehr, in Stunden eitler Selbſtüberſchätzung auch das liebe Ich, rundaus oder, wie es meiſtens erfolgt, in örtlicher Verhüllung: „L'amour-propre est le plus grand de tous les flatteurs.“ [1]) Gelinder würde in vielem unſer Urteil auch ausfallen, wenn wir dabei das Wort einer geiſtreichen Franzöſin in Erinnerung behalten wollen: „Jeder hat die Fehler ſeiner Tugenden.“ Es giebt in der Sprache des Lebens keinen abſoluten Superlativ, nichts vollkommen Gutes, aber auch nichts vollkommen Schlechtes. Neid, Haß und Spottſucht, Thorheit, Egoismus und Zuneigung laſſen uns das Vorhandene verzerrt, vergrößert, verkleinert erſcheinen, entrücken es ganz dem Blick oder ſtellen trügeriſch etwas dar, was in Wirklichkeit gar nicht vorhanden iſt. Zum guten Glück ſind Worte nur Rechenpfennige und die That erſt beſtimmt, was ſie gelten ſollen. Wie ſagt doch Wilhelm Buſch?

Wenn alles hängen bliebe,
Was wir in Haß und Liebe
So von einander ſchwatzen,
Wenn Worte Haare wären,
Wir würden rauh wie Bären
Und hätten keine Glatzen.

[1]) Die Eigenliebe iſt der größte aller Schmeichler (Larochefoucauld).

XX.

Glimpf und Schimpf.

2.

Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürenberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Ulmer Geld,
Regieren die Welt.

Viele Sprüchlein von der Art des vorstehenden haben ihre Geltung längst verloren und sind nur als Erinnerungszeichen, als Grabschriften verlebter Zeiten übrig geblieben. Andere wieder sind nie wahr gewesen. Es wurde aus vereinzelten Fällen eine Regel geschnitzt, oder Gunst, Ungunst äußerten sich hyperbolisch; und darin folgt ein Geschlecht treulich dem anderen. Manche wieder haben sich in Kraft gehalten, weil sie nicht nur einen Prägungswert, sondern auch einen vollgewichtigen Gehaltwert besitzen, just so wie es sich mit Menschen verhält.

Von Aachen, dem „Neurom," dem „Haupt des römischen Reiches," wie die Lieblingsstadt Karls des Großen einst hieß, der Stadt, in welcher der Teufel im Ponellenturm unentrinnbar gefangen sitzt, kommt im Sprichwort nicht sehr gnädig fort:

Nordwind,
Aachner Kind,
Lüttticher Blut,
Thut selten gut.

Ähnlich heißt es auch:

Speyer Wind,
Heidelberger Kind,
Heſſenblut,
Thut ſelten gut.

Aber auch die Berliner haben dasſelbe Lied anzuhören:

Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd,
Sind alle nichts wert.

Ein „Charlottenburger" war früher bei dem Berliner ein Menſch, der ſich ohne Taſchentuch ſchneuzt, und einen „Potsdamer" nannte er den Angeführten. Auch behauptete der Volkswitz, dort könne nie ein Pferdehandel zuſtande kommen, weil aus dem Glockenſpiele fortwährend ertöne: „Üb immer Treu und Redlichkeit." Von den Stiften am Rhein, die „Pfaffengaſſe" wurde einſt die Strecke genannt, heißt es: „Straßburg, das Edelſte, Chur, das Oberſte, Koſtnitz, das Größte, Baſel, das Luſtigſte, Speyer, das Würdigſte, Mainz, das Heiligſte, Trier, das Älteſte, Köln, das Reichſte." Die von Cleve waren im Ruf lieber zu nehmen als zu geben:

He is van Clev,
He hätt lever, alt dat he geef.

Dann heißt es auch: „Cleve iſt ein Herrenſtuhl — Emmerich ein Entenpfuhl — Goch, das iſt noch wat — Kalkar iſt ein Gath (Loch)." Köln gilt als „die heilige Stadt," als „deutſches Rom" und von Trier heißt es, es ſtand ſchon tauſend Jahre als Rom gebaut wurde. In Mainz mag es früher gar prächtig zu leben geweſen ſein, denn das

Sprichwort verstieg sich zu dem Ausruf: „Wenn Frankfurt mein wäre, so wollt ich's zu Mainz verzehren." Von Sachsenhausen wurde gesungen:

Däi Saxehoiser Waiwercher,
Dai trache scheene Hoiwercher,
Dai trache feine Schiggelcher
Un danze wie die Giggelcher.

Von Stuttgart:

Wißt ihr nicht wo Stuttgart liegt,
Stuttgart liegt in Teichen,
Wo's so schöne Mädle giebt,
Aber keine reichen.

Vielleicht sind diese Verse jenen kecken Reimen der Jenenser Studenten nachgebildet:

Wißt ihr nicht wo Jena liegt,
Jena liegt im Thale,
Sind so viele Jungfern drin
Wie Walfisch in der Saale.

Ferner meinten sie auch:

Wenn's Kirschkuchen regnet und Bratwürste schneit,
Dann werden die Jenaschen Mädchen gescheit.

Aber schließlich kamen sie doch zu dem Urteil:

Und in Jene
Lebt sich's bene.

Von Reutlingen galt:

Wer von Reutlingen kommt unbeschmissen,
Und aus Tübingen ungelitten,
Und aus Rotenburg ungeschlagen,
Der kann wohl von Wundern sagen.

Ähnlich, in Beziehung auf das Universitätsleben, heißt es auch:

Wer kommt von Halle ohne Weib,
Von Leipzig mit gesundem Leib,
Von Jena unerschlagen,
Der kann von Wundern sagen.

Vielleicht sind dies alles nur Variationen eines älteren Sprüchleins, das schon in einem 1645 von Sievert herausgegebenen Büchlein steht:

„Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib,
Von Helmstatt ohne Wunden,
Von Gießen ohne Schrunden,
Von Marburg ohne Fallen,
Hat nicht studiert in allen."

Von Halle heißt es auch, „da saufen sie alle." Und die Bewohner werden eingeteilt in: „Hallenser, Halloren, Hallunken." Von den Lippeschen Städten sagt der Reim:

Detmold, dat hauge Best,
Lemgo, dat Hexennest,
Blomberg, de Bläoume,
Häurne, der Kräoume,
Juflen, dat Soltfatt,
Barntrup will auk no watt.

Dresden ist „Elbflorenz," Leipzig „Pleißathen" — wie Berlin „Spreeathen". und München „Isarathen" — auch „Klein-Paris," ein Ausdruck, der seit Goethes „Faust" im Schwang ist, jedoch schon früher gebraucht worden sein soll. Von den vogtländischen Ortschaften wird gesagt:

Durch Adams Fall ist Triptis verderbt,
Und Auma liegt daneben,

In Weida ist kein Heller Geld,
Und Neustadt kann nichts geben.
In Ziegenrück ist große Not,
In Ranis ist kein Bissen Brot,
Und Pausa ist die Schwester —
Sind das nicht leere Nester?

In Erfurt machen sie den Witz: „Die Erfurter Ostergloken hört man noch zu Pfingsten.“ Bei Erfurt liegt nämlich ein Dorf Namens Pfingsten. Nicht den besten Ruf scheint die Hildesheimer Justiz gehabt zu haben:

Ein Hildesheimisch Gebot,
Ein Peinascher Pot,
Das hält drei Tage,
Erbarm sich Gott.

Etwas mehr Zeit, aber doch wenig genug, wird dem Bayreuther Gesetz gegeben:

Bayreuther Gebot,
Selber Brot,
Thiersteiner Bier,
Währt nur der Wochen vier.

In noch schlimmerem Ruf stand die Bremer Gerechtigkeit, von der es hieß wie von der des märkischen Städtchens Pinneberg:

Wer gern stehlen will und mag nicht hangen,
Der geh nach Pinneberg und laß sich fangen.

In Pommern heißen die Wolliner Stintköppe; die Kamminer Flunderköppe; die Gollnower Pomuffelsköppe; und von Bütow und Rummelsburg wird behauptet, sie hätten nur eine Lerche, die Vormittag in dem einen Ort und Nachmittag in dem anderen singe. „In Greifswald —

Weht der Wind kalt;" und: „Maſſow — Was ſo — Is ſo — Und blüwt ſo." Jakobshagen wird kurz Schafskobshagen genannt; die Anklamer wieder heißen Schwinetrekker, weil ſie dem Herzog, der Schwäne von ihnen verlangt hatte, Schweine brachten. Böſe Dinge werden Danzig nachgeſagt, und auch den Breslauern will das deutſche Sprichwort nicht wohl, denn es meint: „Zehn Breslauer um einen Heller und auch das iſt noch zu teuer." Von den Bewohnern holſteiniſcher Ortſchaften wird geſagt:

Ein Herr aus Glückſtadt,
Ein Mann aus Itzehoe,
Ein Menſch aus Wilſter,
Ein Kerl aus Krempe.

Wien galt einſt für: „aut ventosa, aut venosa" — windig oder geſtig. Prag wird das „hunderttürmige" genannt, von der tſchechiſchen Bevölkerung aber „das goldene." Das ſchöne an der Mur liegende Graz gab einem Franzoſen zu dem hübſchen Wortſpiel Anlaß: „La ville de grâces au bord de l'amour" (Die Stadt der Grazien am Ufer der Liebe). Daß es dem katholiſchen Öſterreich-Ungarn nicht an einer Handvoll „Kleinrom" fehlt, läßt ſich denken; erwähnt ſei nur, daß es in Ungarn auch ein „Kalviniſches Rom" giebt, die Stadt Debrezin; bekanntlich wird auch Genf ſo genannt, das nebſtbei „das Paradies der alten Jungfern" heißt.

Wenden wir uns nun der Schweiz zu, ſo erfahren wir:

Aarau iſt 'ne ſchöne Stadt,
Biberſtein ein Bettelſack,
Kilchberg iſt ein Butterkübel,
Küttiche der Deckel drüber,
Suhr das iſt der Stämpfel.

Ferner:

Altenburg liegt an der Aare,
Königsfelde is voll Narre.

Die Baseler gelten für schlau, die von Bern und Genf für sehr selbstsüchtig. „Die von Bern leiden eher Schand als Schaden," lehrt das Sprichwort, das auch behauptet: „Ein Genfer thut nichts umsonst." Was diesen betrifft, sind auch die Franzosen derselben Meinung, die sich bei ihnen noch viel schärfer äußert. Der Herzog von Choiseul, nebenbei bemerkt, äußerte sich eines Tages boshaft-witzig: „Wenn Sie einen Genfer zum Fenster hinausspringen sehen, so springen Sie getrost nach, denn es müssen dabei mindestens sechs Prozent zu verdienen sein."

Die Niederländer wieder haben fast für alle ihre Ortschaften oder deren Bewohner Spitznamen, und zwar beziehen sich die meisten auf das Essen. Die von Loo sind „Kompotesser," die von Nieuwport „Kabeljauesser," die von Waes „Rübenesser." Die Bewohner von Ostende nennt er „Senfesser" und für die von Lierre hat er das Kosewörtchen „Schafsköpfe." Von Delft sagt ein Spottreim:

Die frommen Delvenaren,
Die schossen ein fettes Kalb,
Als sie im Kampfe waren
Mit Herzog Albas Heer.

Als nämlich 1574 die Spanier Delft überrumpeln wollten, mißlang der Anschlag und die Delfter schossen dem abziehenden Feind nach, ohne etwas anderes zu treffen als ein Kalb. Dieses Tier ist also ein Seitenstück zu dem früher so vielgenannten „Schimmel von Bronzell." Es ist vielleicht hier der Ort, seiner zu gedenken. Als sich 1850 die Österreicher und Preußen feindlich gegenüberstanden — fast

wäre es zu einem Kriege gekommen, wenn Preußen nicht in dem bekannten Übereinkommen zu Olmütz nachgegeben hätte — entwickelte sich bei Bronzell ein Gefecht, dem jedoch rasch Einhalt gethan wurde. Das einzige Opfer war ein Schimmel, der von den Kugeln getroffen wurde. Wie bei den Holländern verhält es sich auch bei ihren südlichen Brüdern in Belgien, den Vlämen. Der Dichter de Dene zählte im Jahre 1560 aus der Provinz Flandern allein sechzig Spitznamen auf. Besonders die von Mecheln standen nicht in dem Ruf, besonders geistreich zu sein; ein altes lateinisches Epigramm, das hier in deutscher Übersetzung folgt, erklärt:

Brüssel ist adelsberühmt, Antwerpen mächtig durch Reichtum,
Gent durch Seile bekannt, Brügge durch reizende Mädchen,
Löwen Gelehrten erfüllt, doch Mecheln gesegnet mit Narren.

Die Brüsseler heißen auch „Hühnerfresser," weil sich einst, als sie in die Schlacht zogen, jeder von ihnen ein Huhn für die Siegesmahlzeit mitnahm, indes wurden sie geschlagen. Antwerpen heißt die „Scheldekönigin." Mit den Seilen Gents hat es auch eine eigene Bewandtnis. Die Genter werden auch „Strickträger" genannt, denn es wird erzählt — aber es ist nicht beglaubigt —, daß nach dem Aufstande von 1539 die Magistratspersonen vor Karl V. mit einem Strick um den Hals erscheinen mußten. Die von Mecheln werden auch als „Mondauslöscher" gehänselt, weil sie eines Abends bei hellem Mondschein wähnten, der Kirchturm stehe in Flammen und die Feuerspritzen dahin schickten; auch für sehr höflich gelten sie, die „Meesters van Polit."

Der Londoner wird „Cockney" genannt, ein Neckwort, das wahrscheinlich mit Hahn irgendwie in Verbindung steht. Ferner heißt es: „Wer nach Westminster um eine Frau, nach St. Paul um einen Mann, nach Smithfield um

ein Pferd geht, der wird eine Dirne, einen Dieb, einen Klepper finden.“ Ein anderes Sprüchlein lautet: „Lincoln war Englands berühmteste Stadt, London ist es jetzt, York wird es einst sein.“ Von Great Glen wird behauptet, es besäße mehr große Hunde als ehrliche Leute; und kurz und kräftig wird geurteilt: „Long, lazy, louzy Lewisham.“ Kopenhagen, die Hauptstadt der Dänen, der „Grützköpfe,“ wie sie von den Friesen nach ihrem Nationalgericht genannt werden, erhielt den Beinamen „das nordische Venedig“ und Gothenburg heißt auch „Klein-Amsterdam.“ — Die Portugiesen sagen:

Qui ho na vista Lisboa
Vo ha vista cosa boa,[1])

und rühmen Mafra als „Maraviglia do Portugal.“[2]) Den Bewohner Lissabons nennen sie auch „Alfacinha“ (Lattich), vermutlich, weil er dessen Genuß vorzieht. Beiläufig bemerkt, manche halten die Portugiesinnen für die schönsten Frauen der Welt. — Der Spanier betrachtet Madrid als die erste Stadt der Welt. Ein Dominikaner, der über die Versuchung Jesu predigte, behauptete dabei, Satan habe ihm wohl alle Länder gezeigt, allein zum Glücke für den Gottessohn verbargen ihm die Pyrenäen Spanien und Madrid, sonst wäre er wahrscheinlich doch unterlegen. Von Sevilla und Granada wird gerühmt:

Quien no ha visto à Sevilla,
No ha visto maravilla;
Quien no ha visto Granada,
No ha visto nada.[3])

---

[1]) Wer nicht Lissabon gesehen, der hat nichts Gutes gesehen. [2]) Wunder Portugals. [3]) Wer nicht Sevilla gesehen, der hat kein Wunder gesehen; wer Granada nicht gesehen, der hat gar nichts gesehen.

Valencia ist „die Schöne," Toledo „die Alte," Gibraltar, das in englischen Händen sich befindet, „der Schlüssel zu Spanien."

Was den „Garten Europas," Italien, betrifft, so wird vor allem die Schönheit Neapels, der „Mädchenstadt," gerühmt, die drei F nötig hat: „Feste, farine, forchi" (Feste, Brot, Galgen). Weltbekannt ist das Sprichwort: „Vedi Napoli e poi muori!" (Neapel sehen und sterben!) Allerdings wird auch behauptet, es sei hiermit ein Wortspiel beabsichtigt und mit muori der Ort Mori gemeint, was indes wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Vom Venediger sagt ein Reim:

La matina una messetta,
La podisnar una bassetta
E la sera una donnetta.[1])

Auch giebt es dort: „Troppo feste, troppo teste, troppo tempeste."[2]) Gewarnt wird vor vier P, nämlich: „Pietra bianca, Prete, Putana, Pantalone."[3]) Mit letzterem Worte, das bekanntlich zur Bezeichnung einer komischen Figur dient, sind spöttisch die rachsüchtigen Edelleute gemeint. Diese Benennung galt ursprünglich überhaupt für den Venetianer und rührt von deren früherem Schlachtruf: „Piante leone!" her, „Pflanzt den Löwen auf!" das Banner der Republik nämlich. Genua heißt „die Stolze," Bologna „die Fette." Ravenna, das Ejau erbaut haben soll, ist „die Alte." Von Genua werden aber auch böse Dinge gesagt:

---

[1]) Morgens eine kleine Messe, nachmittags ein Spielchen und abends ein Mädchen. [2]) Zuviel Festtage, zuviel Köpfe im Rate, zuviel Stürme. [3]) Die weißen Pflastersteine (die sehr schlüpfrig sind), Geistliche, Dirnen und Edelleute.

Monte senza legno,
Mare senza pisce,
Donne senza vergogna,
Gente senza fede.

(Berge ohne Holz, Meer ohne Fische, Frauen ohne Scham und Männer ohne Ehre.) Ferner: „Um einen Genueser zu machen, braucht man sieben Juden und einen Florentiner.“ Florenz, die Blumenstadt, wird schlicht aber eindrucksvoll „die Schöne“ genannt. Von ihr sagte Kaiser Karl V.: „Man sollte Florenz seiner Schönheit wegen nur an Feiertagen sehen lassen.“ Dagegen aber hatte Florenz schon vor Jahrhunderten in anderer Beziehung einen recht übeln Ruf; „Florenzen“ kommt schon bei Geiler von Kaisersberg als die Bethätigung einer höchst seltsamen „Männerfreundschaft“ vor. „Es ist der Tüfel, daß der Walen Ketzerei in dies Dütschland kummen is,“ klagt er, eine Stelle, die den Lobrednern der guten alten Zeit zur Beachtung empfohlen wird. Auch wird „blinde Florentiner“ gespöttelt, denn sie sollen wegen ihrer übermäßigen Vorliebe für Frau Venus sehr schwache Augen haben. Lucca aber wird als „die Fleißige“ gerühmt und mehr noch — „Keusch wie eine Luccheserin,“ ist in Italien eine ebenso ernst gemeinte wie allgemeine Redensart. Dagegen gilt Capua, die früher die dritte Stadt der Welt genannt wurde — die erste und die zweite waren Rom und Karthago — als „die Verliebte.“ Drei Dinge werden als einzig gerühmt: der Hafen von Ancona, der Turm von Cremona und Petrus in Rom. Mit letzterem ist nicht nur der Dom gemeint, sondern auch der Name als der des Oberhauptes der katholischen Christenheit, denn außer dem Apostel — den die Sage nach Rom gekommen sein läßt um dort das Pontifikat zu gründen — hieß kein Papst Petrus. Um in Rom, „die Stadt der Welt,“ wie sie schon zur Römerzeit hieß, gut zu leben, braucht man drei T

und zwar: „tempe, teste, testoni“ (Zeit, Verstand, Geld); dagegen wird vor vier F gewarnt: „famina, frigus, fructus, femur“ (Hunger, Kälte, Früchte, Frauen). Ein Volkswitz erklärt: „Gott ist überall, nur nicht in Rom, denn wäre er hier, so brauchte er keinen Statthalter.“ Von den früheren päpstlichen Soldaten meinte ein Vers, man brauche sieben ihrer um eine Rübe auszustechen, doch wenn kein Unteroffizier dabei ist, bringen sie es nicht zuwege.

Frankreich, „la belle France,“ wie es sich selbst nennt, hat eine Fülle derartiger Lob- und Tadelsprüche aufzuweisen. Der Deutsche hat eine Redensart unbekannten Ursprunges, die ein Wohlleben mit „wie Gott in Frankreich leben“ bezeichnet. Von Bezier wurde nun behauptet: „Wollte Gott auf Erden leben, so würde er Bezier dazu auswählen.“ Die von Béthune werden durch das Wortspiel zu bête une (ein Vieh) gemacht. Spöttisch singt man:

A Bulles en Bullois,
Les femmes quelquefois,
Accouchent au but de trois mois,
Seulement la première fois.[1])

Von Clermont heißt es: „klarer Wein, große Häuser, nichts drin.“ Ein Wortspiel wieder ist es, wenn gesagt wird:

Entre Conte et Conty
On voit toujours pois fleuris.[2])

Zwischen den genannten Ortschaften befinden sich nämlich die Dörfer Poix und Fleury. Ähnlich ist auch die bekannte Scherzfrage, die sich auf zwei österreichische Städtchen be-

[1]) Zu Bulles im Bullerland, da kommen manchmal die Frauen nach drei Monaten nieder, doch nur beim ersten Kind.
[2]) Zwischen Conte und Conty sieht man immer blühende Erbsen.

zieht: „Was liegt zwischen Grein und Stein?“ Wer nicht weiß, daß es dazwischen ein Örtchen Namens Und giebt, der wird wohl auf die richtige Antwort nicht so bald verfallen. Die Bewohner des französischen Ortes Flessel werden so wie die von Courgy, Fransart und St. Florentin „Esel“ genannt. Der Titel soll in folgendem Vorfall seine Begründung finden: „Ein Bauer belud seinen Esel mit Latten, die er nach Amiens zu Markt bringen wollte. Weil er sie aber nicht der Länge nach, sondern quer gelegt hatte, konnte er mit seinem beladenen Grautier nicht durch das Stadtthor kommen. Er kehrte heim und beklagte sich überall, daß das Thor von Amiens so eng wäre. Ein ähnliches Histörchen also wie das, welches zur Begründung des Titels „Ulmer Spatzen“ angeführt wird. Die Bewohner der schwäbischen Stadt — heißt es — bemühten sich vergeblich, einen Balken querüber in die Kirche zu schaffen. Erst als sie einen Spatzen sahen, der einen Strohhalm der Länge nach im Schnabel hielt und damit seinem Nest zuflog, erkannten sie, daß es auch möglich sei, den Balken der Länge nach durch die Pforte zu bringen. Die Bewohner von Lagny werden mit der Frage verspottet: „Was kostet die Gerste (l'orge)?“ Der fürwitzige Frager kann dabei die schönsten Prügel bekommen. Wiederum handelt es sich hier um ein Wortspiel: Der Herzog von Lorges, der mit seinen Truppen dort einen Aufstand unterdrückt hatte, zeigte sich anfangs sehr freundlich und lud die Frauen der Stadt zu einem Ball, bei welchem ihnen von den Soldaten sehr übel mitgespielt wurde. Die von Lucheux sind „gueux et glorieux“ (Bettler und Prahler). Die Orleaner werden als witzige Leute „Wespen“ genannt, die von Revelles „Dickschädel“ und die von Ravenel „Plattfüße.“ Mit aufgestützten Armen sitzen heißt bei uns bekanntlich ein „mecklenburger Wappen“ machen, wobei an den Ochsenkopf im Wappenschilde gedacht

wird. In Frankreich wieder bildet einer, der ungebührlich auf dem Stuhl sitzt, „das Wappen von Bourges," das einen Esel im Lehnstuhl darstellt. Paris, die „Kotstadt" (Lutetia) rühmt zwar sich selbst und wird auch von anderen gepriesen, aber es heißt auch: „Les bonardins de Paris" (Die Tröpfe von Paris) und man singt:

A Paris, à Paris
Chaque femme a cent maris.[1])

In neuerer Zeit wurde es auch „Babel an der Seine" genannt, wie überhaupt jede Großstadt als irgend ein Babel bezeichnet wird.

Der Russe rühmt vor allem Moskau und dann Nowgorod, die einst viel bevölkertere Stadt. „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!" hat sich als Sprüchlein von jenen Tagen her erhalten. Die Bewohner gelten zwar als eigensinnig, aber auch als zuverlässig. Wjätka ist „die Mutter alles Reichtums." Konstantinopel wird „der Schlüssel zur Weltherrschaft" genannt und zählt auch zu den schönsten Städten der Erde. In Amerika drüben wird New Orleans seiner baulichen Anlage wegen „die Halbmondstadt" geheißen, Chicago „die Gartenstadt;" Cincinnati figuriert wegen seines Schweinereichtums als „Porkopolis" und die von New York nach ihrer ursprünglichen niederländischen Bevölkerung — New York hieß auch früher Neu-Amsterdam — „Knickerbockers."

Daß jedem Stand, jeder Beschäftigung Neckworte oder Spottreden zugeworfen werden, wurde bereits erwähnt. Von dem Schneider, der, wie der Volkswitz meint, in einem windigen Wetter sein Plätteisen mit sich führen muß, um nicht fortgeweht zu werden, sagt der Schwabe:

[1]) In Paris, in Paris hat jede Frau hundert Männer.

zieht: „Was liegt zwischen Grein und Stein?“ Wer nicht weiß, daß es dazwischen ein Örtchen Namens Und giebt, der wird wohl auf die richtige Antwort nicht so bald verfallen. Die Bewohner des französischen Ortes Flessel werden so wie die von Courgy, Fransart und St. Florentin „Esel“ genannt. Der Titel soll in folgendem Vorfall seine Begründung finden: „Ein Bauer belud seinen Esel mit Latten, die er nach Amiens zu Markt bringen wollte. Weil er sie aber nicht der Länge nach, sondern quer gelegt hatte, konnte er mit seinem beladenen Grautier nicht durch das Stadtthor kommen. Er kehrte heim und beklagte sich überall, daß das Thor von Amiens so eng wäre. Ein ähnliches Histörchen also wie das, welches zur Begründung des Titels „Ulmer Spatzen“ angeführt wird. Die Bewohner der schwäbischen Stadt — heißt es — bemühten sich vergeblich, einen Balken querüber in die Kirche zu schaffen. Erst als sie einen Spatzen sahen, der einen Strohhalm der Länge nach im Schnabel hielt und damit seinem Nest zuflog, erkannten sie, daß es auch möglich sei, den Balken der Länge nach durch die Pforte zu bringen. Die Bewohner von Lagny werden mit der Frage verspottet: „Was kostet die Gerste (l'orge)?“ Der fürwitzige Frager kann dabei die schönsten Prügel bekommen. Wiederum handelt es sich hier um ein Wortspiel: Der Herzog von Lorges, der mit seinen Truppen dort einen Aufstand unterdrückt hatte, zeigte sich anfangs sehr freundlich und lud die Frauen der Stadt zu einem Ball, bei welchem ihnen von den Soldaten sehr übel mitgespielt wurde. Die von Lucheux sind „gueux et glorieux“ (Bettler und Prahler). Die Orleaner werden als witzige Leute „Wespen“ genannt, die von Revelles „Dickschädel“ und die von Ravenel „Plattfüße.“ Mit aufgestützten Armen sitzen heißt bei uns bekanntlich ein „mecklenburger Wappen“ machen, wobei an den Ochsenkopf im Wappenschilde gedacht

wird. In Frankreich wieder bildet einer, der ungebührlich auf dem Stuhl sitzt, „das Wappen von Bourges," das einen Esel im Lehnstuhl darstellt. Paris, die „Kotstadt" (Lutetia) rühmt zwar sich selbst und wird auch von anderen gepriesen, aber es heißt auch: „Les bonardins de Paris" (Die Tröpfe von Paris) und man singt:

A Paris, à Paris
Chaque femme a cent maris.[1])

In neuerer Zeit wurde es auch „Babel an der Seine" genannt, wie überhaupt jede Großstadt als irgend ein Babel bezeichnet wird.

Der Russe rühmt vor allem Moskau und dann Nowgorod, die einst viel bevölkertere Stadt. „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!" hat sich als Sprüchlein von jenen Tagen her erhalten. Die Bewohner gelten zwar als eigensinnig, aber auch als zuverlässig. Wjätka ist „die Mutter alles Reichtums." Konstantinopel wird „der Schlüssel zur Weltherrschaft" genannt und zählt auch zu den schönsten Städten der Erde. In Amerika drüben wird New Orleans seiner baulichen Anlage wegen „die Halbmondstadt" geheißen, Chicago „die Gartenstadt;" Cincinnati figuriert wegen seines Schweinereichtums als „Porkopolis" und die von New York nach ihrer ursprünglichen niederländischen Bevölkerung — New York hieß auch früher Neu-Amsterdam — „Knickerbockers."

Daß jedem Stand, jeder Beschäftigung Neckworte oder Spottreden zugeworfen werden, wurde bereits erwähnt. Von dem Schneider, der, wie der Volkswitz meint, in einem windigen Wetter sein Plätteisen mit sich führen muß, um nicht fortgeweht zu werden, sagt der Schwabe:

[1]) In Paris, in Paris hat jede Frau hundert Männer.

A Schneider und a Muck,
Des ſind zwoa rare Stuck.
Die Muck, die is ſo keck
Und wirft da Schneider in Dreck.

Dem Müller ruft er zu:

Müller Meahler,
Roggaſteahler,
Kleiabeißer,
Hoſa —

oder zur Abwechſelung auch:

A Rettich und a Rüeb,
A Müller und a Dieb,
A Schäfer und a Schinder
Sind lauter Gſchwiſterkinder.

Der Spanier hat als ähnliches Sprichwort: „Cien sastres, cien molineros y cien tejederos son trecientos ladrones.“[1])

Doch verlaſſen wir dieſes Gebiet, das zu durchqueren gar zu lange dauert, und halten wir noch eine kurze Umſchau zwiſchen der Menge hiſtoriſcher Bezeichnungen von Lob und Tadel. Den Gewalthabern, den Mächtigen der Erde gebührt die erſte Erwähnung. Hier finden wir eine Unzahl ehrender Beinamen, die jedoch zumeiſt die Schöpflinge eines banauſiſchen Gelichters ſind, kriechender Höflinge und ſpeichelleckeriſcher Schreibgeſellen. Kaum ein einziger der vielen „Großen,“ die aus dem Buch der Geſchichte herausſtarren, verdankt ſeinen Titel dem Volke. Das Volk gebraucht überhaupt nicht Ausdrücke, die ſeine Meinung unbeſtimmt ausdrücken würden; es irrt in ſeinem Urteile

[1]) Hundert Schneider, hundert Müller, hundert Weber, ſind dreihundert Diebe.

oft, aber dieses Urteil ist immer klar. Es mochte einen Fürsten gut oder böse, kühn oder weise oder sonst dergleichen nennen, körperliche Eigenschaften dabei heranziehen, aber es mochte kaum je einen als groß darstellen, sofern sich dieses Wort nicht auf das Körpermaß bezieht. Es wäre in der That auch traurig, wenn alle diese „Großen von Gottes Gnaden" es durch die Stimme des Volkes geworden wären. Denn fast alle verdanken dieses Beiwort dem eigenen Schlachtenglück oder dem ihrer Heerführer. Ob Salomon der Weise von seinem Volke so genannt wurde, ist unbekannt, wir wissen nur, daß er dafür allgemein galt. Ein anderer dieses Beiwortes, Alphons X. von Kastilien (1252—1282), wurde auch noch „der Astronom" benannt. Von ihm rührt der bekannte Ausspruch her: „Ich hätte besser die Welt gemacht," was seither und wohl auch früher mancher ausgerufen hat, allerdings nicht wie er, der dabei nur das Ptolemäische System im Auge hatte. „Gerechte" zählt das Fürstenregister recht viel auf. Merkwürdig genug, daß das Volk damit etwas zu preisen sich genötigt fühlt, was doch allgemein sein und als selbstverständlich gelten sollte. Wirklich verdient scheint diesen Titel der Ungarkönig Matthias Corvinus (1443—1490) zu haben, denn bis heute noch hat sich bei den Magyaren eine Redensart erhalten, die bei seinem Tode laut wurde: „König Matthias ist tot, die Gerechtigkeit ist dahin." Manche Bezeichnungen wieder bilden einen Markstein der Zeit. Kaiser Maximilian I. (1459—1519) wurde „der letzte Ritter" genannt, und er verdiente diese Benennung auch; nicht weil er es thatsächlich war, sondern weil zu seiner Zeit das mittelalterliche Ritterwesen seinem Ende entgegen ging. Andere Bezeichnungen wieder entstanden durch den Spott der Feinde oder des Volkes, wie: Johann ohne Land, Friedel mit der leeren Tasche. Ludwig XIV. wurde der „Sonnenkönig" genannt und na-

türlich auch „der Große," ein Schmuckwort, das dann fast epidemisch wurde. Auch Napoleon I. hieß „der Große;" für seine Soldaten war er aber „der kleine Korporal." Als er einst nach einem Dorfe kam, begann der Pfarrer seine Begrüßungsreden mit den Worten: „Kleiner Gott, großer Napoleon!" worauf er ihm erwiderte: „Kleiner Pfarrer, großer Narr!" Fern lag ihm zwar nicht der Wunsch nach Vergötterung und er äußerte sich einmal, das wäre das einzige, worum er Jesus beneide. „Alexander mochte sich für den Sohn Jupiters ausgeben," fügte er hinzu, „wenn ich dergleichen thäte, so würden mir die Marktweiber von Paris Steine nachwerfen." Sein Bruder Jerome erhielt ob seiner überfröhlichen Lebensweise als König von Westfalen den Titel „König Lustik," während sein Neffe Napoleon III. von Viktor Hugo „Napoleon der Kleine" genannt wurde, vom Volke wieder „Badinguet," was der Name des Maurers gewesen sein soll, in dessen Kleidung er als Gefangener von Ham entwich. Der „Kladderadatsch" nannte ihn „ER," eine witzige Übersetzung des Wortspiels Louis = lui. Lord Palmerston galt als „Lord Feuerbrand," ein Ausdruck, der mit seinem Temperament zu erklären ist. Bekannt ist die Anekdote mit der Antwort, die er dem Bildhauer Behnes gab und die seither fast jedem Staatsmann zugesprochen wird. Palmerston saß ihm zu einer Büste und da eröffnete der Bildhauer eines Tages das Gespräch mit den Worten: „Was giebt es Neues von Frankreich, mein Lord? Wie steht's mit Napoleon?" Palmerston sah den Sprecher im ersten Augenblick verwundert an, dann antwortete er lächelnd: „Wahrhaftig, Mister Behnes, ich weiß es nicht. Habe heute noch keine Zeitung gelesen." Sein Nachfolger im Amte, Gladstone, wird „The great old man" (Der große alte Mann) betitelt; dagegen mußte sich sein parlamentarischer Gegner Disraeli gefallen lassen,

daß sein Name von seinen Feinden in Dizzy (Schwindler) abgekürzt wurde. Preußen zählt in der Reihe seiner Fürsten zwei, die den Beinamen des Großen erhielten: der große Kurfürst und Friedrich der Große. Als Scherz mag noch erwähnt sein, daß der Fürst von Ligne zur Zeit des Wiener Kongresses Friedrich Wilhelm III. wegen dessen Vorliebe für den Infinitiv in der Rede „König Infinitivus" nannte. Von den vielen Titeln, welche dem ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches verliehen wurden, hat sich keiner dauernd erhalten. Früher hörte man häufig „Wilhelm der Adler" preislich sagen, indes hat dieser Ausdruck nur einen scherzhaften Ursprung. Er entstand als Wilhelm zur Regierung gelangte und zahlreiche Adelstitel verlieh.

Dieser Gegenstand ließe sich nach jeder Richtung hin fast bis ins Unendliche fortsetzen. Doch genug davon! Auch keine Reflexionen weiter darüber. Liebe und Haß, die beiden Pole des menschlichen Fühlens, werden stets der Übertreibung Raum gewähren und der Spott wird stets im Menschenherzen hausen als schalkischer Knecht oder als roher Gebieter.

XXI.

Abdera.

Die Dummheit hat ihr Sublimes ſo gut als der Verſtand und wer darin bis zum Abſurden gehen kann, hat das Erhabene in dieſer Art erreicht, welches für geſcheite Leute immer eine Quelle von Vergnügen iſt. Die Abderiten hatten das Glück im Beſitze dieſer Vollkommenheit zu ſein. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber ſobald man ſah, daß ſie ſo ganz aus einem Stück war und (eben darum) ſo viel Zuverſicht und Gutmütigkeit in ſich hatte, ſo verſöhnte man ſich gleich wieder mit ihnen und beluſtigte ſich oft beſſer an ihrer Albernheit als an anderer Leute Witz.

Wieland: Geſchichte der Abderiten.

Selig ſind, die da geiſtig arm ſind.
Matth. 5, 3.

Lacht wie ihr wollt über die Dummheit, aber unterſchätzt ſie nicht! Die Dummheit gleicht dem Glück oder ſie iſt vielleicht das Glück ſelbſt, denn keiner wird ſich ihres Beſitzes bewußt, eh er ſie verloren hat. Ihr Weiſen und Witzigen wißt mit aller eurer Weisheit gar nicht wie wenig Verſtand man zum Leben braucht, wie klug die Thorheit oft in ihrer Unvernunft iſt und welche dummen Streiche manchmal die Vernunft ausführt. Die Dummheit ſteht felſenfeſt und iſt von ihrer geiſtigen Vollkommenheit überzeugt, während der Kluge immer wenigſtens etwas Mißtrauen gegen ſich ſelbſt

hegt. Zum Glück aber! wurde uns allen die eine nicht, so ist doch jedem die Schwester nicht versagt worden: ein bißchen Narretei führt jeder heim.

Jedes Land hat seine Ortschaften, deren Bewohner in dem Verruf besonderer Thorheit stehen; manchem Ort wieder wird nur eine einzige mit Recht oder Unrecht zugesprochen und diese dient dann den Neckelüsten des ganzen Volkes. Die Kiebinger werden „Mondfänger" und „Stangenstrecker" genannt. Da soll eines Abends ein Bauer den Mond im Neckar sich abspiegeln gesehen haben und nun heimgelaufen sein um sich ein Netz zu holen und im Verein mit seinem Jungen den Mond herauszufischen. So oft aber sein Junge rief: „Ätte zieh, da hascht'n!" und er das Netz herauszog, war der Mond entwischt. Ein anderes mal, heißt es wieder, wollten die Kiebinger den Mondschein, der in einen Schweinestall schien, fangen, allein es gelang ihnen nicht die Thüre schnell genug zu schließen. Da riet einer, den Mond mit einer Stange herunterzustoßen. Weil aber keine lang genug war, wurde beschlossen die Stange zu strecken, auszudehnen. An jedem Ende zog nun ein Bauer, wobei es geschah, daß sie der eine dem anderen aus der Hand riß. „Es gaht!" rief er aus und lief, im Glauben die Stange zu verlängern, bis ans Dorfende. Die Memminger wieder sollten glauben, der Mond scheine nur bei ihnen. Und als sich einst nachts bei der Heimkehr von einer Kirchweih etliche Memminger verirrt hatten, rief einer plötzlich aus: Memmingen ist nicht mehr weit. Ich sehe schon den Memminger Mond." Auch soll dort der weise Rat einmal beschlossen haben, den Kuckuck aus dem Kornfeld zu holen, damit er die Frucht nicht zertrete. Zu diesem Zwecke schickte er vier Mann mit einer Bahre in das Korn, damit sie den bösen Vogel hinaustragen. Ein ähnliches Histörchen wird übrigens noch von so manchem Städtchen erzählt,

auch von Ulm und von Mundingen. Hier soll sogar noch eine andere Kuckuckgeschichte sich zugetragen haben: Ein Bauer fuhr einmal vom Markte heim und da hörte er wie an der Grenze seines Heimatsortes ein Kuckuck mit einem Genossen von der Nachbarflur um die Wette schrie. Der von Mundingen verstummte jedoch früher. Um nun dem Kuckuck des Nachbardorfes nicht die Ehre der größeren Ausdauer zu überlassen, verließ er seinen Wagen und ging in den Wald hinein und setzte selbst den Kuckucksruf fort bis der andere schwieg. Zu seinem Gefährte zurückgekehrt, mußte er jedoch mit Schrecken gewahren, daß indes ein Wolf sein Pferd gefressen habe. Daheim klagte er sein Leid, und die Mundinger beschlossen, ihm den Schaden zu ersetzen, weil er für die Ehre des Ortes eingestanden sei. Nicht gespöttelt! dergleichen kommt noch heute sehr häufig vor, wenn auch der Ort nicht Mundingen heißt und der Kuckuckschrei just kein Kuckuckschrei ist. Von den Rottweilern wird erzählt, sie hätten einen großen Kürbis gefunden, den sie für ein Ei hielten, das nun der Bürgermeister ausbrüten sollte. Vergebens war sein Sträuben, er mußte Tag und Nacht darauf sitzen. Nichts wollte sich zeigen; das Ei wurde für faul gehalten und ins Feld geworfen, wobei es platzte. Durch den Fall wurde ein Hase aufgescheucht, der erschreckt floh. Die Rottweiler aber riefen nun aus: „Seht, ein junger Esel ist in dem Ei gewesen!“ Ein anderer Bürgermeister dieses Ortes soll einst bei einer Ansprache vor Kaiser Sigismund hinter sich einen ungebührlichen Laut vernehmen haben lassen. Da drehte er sich um und rief aus: „Wollt ihr sprechen hinter mir, so muß ich schweigen.“ Dies sind jedoch nur sozusagen Abfälle, teilweise sogar nur Nachahmungen der Thorheiten, die Schilda — das sich jetzt Schildau nennt — in Sachsen, Schöppenstedt in Braunschweig, Teterow in Mecklenburg, Polkwitz in Schlesien, Köpenik in der Mark, Beckum in Westfalen,

Hoftrup in Schleswig-Holstein und Krähwinkel — Orte dieses Namens giebt es mehrere — zugeurteilt werden. Es könnten noch einige Namen zugefügt werden, wobei das schwäbische Dorf Gansloſen nicht das letzte wäre. Heute würde man diesen Ort vergeblich auf der Karte suchen, denn die Bewohner, empfindlich über die Neckereien, ersuchten um die Vergünstigung, ihren Ort Audorf nennen zu dürfen, was ihnen auch gewährt wurde. Daß die Schildaer klüger sind als ihr Ruf annehmen ließe, zeigt sich auch aus der Antwort, die ein Ortsbewohner gab, als ihn ein Fremder fragte, was diese Schildbürgerstreiche eigentlich seien. „Dummheiten, die man anderwärts macht und nach unserem Ort benennt," war die Antwort.

„Schilda — heißt es in Webers »Demokritos« — steht oben an, denn es säte zur Verbesserung der Stadtnahrung einige hundert Zentner Salz, und da junge unbekannte Pflänzchen zur Freude der Bürgerschaft hervorkamen, die den auf den Feldern sitzenden Aufsehern, wie der berühmte Focus unter der Dresdner Brücke, nicht wenig am Hinteren brannten, so hielt man sie reif zur Ernte. Um dem Brotmangel zu steuern, baute hochweiser Rat eine Mühle in der Größe der Schweinfurter. Denn wo eine Mühle ist, da giebt es auch Mehl, wo Mehl ist, ist auch Brot. Die Mühlsteine wurden auf einer Anhöhe behauen und hinabgerollt; und ein Ratsmitglied dachte so patriotisch, den Kopf in einen hineinzustoßen, damit man auch wisse wohin er gerollt sei. Aber es fand sich weder Ratsmitglied noch Mühlstein, daher Steckbriefe ausgingen, daß ein Senator entwichen sei, der statt des Halskragens einen Mühlstein trage. Für Wasser war man nicht minder besorgt. Der Rat ließ einen Brunnen graben von dreißig Mannslängen, beschloß selbst die Tiefe abzumessen und Seine Magnificenz hingen sich im vollen Ornat zuerst an den Balken, der

älteste Ratsherr an dessen Füße und so jeder an die seines Vormannes. Siehe! da spuckte der Bürgermeister nur so ein bißchen in die Hände und diese Kleinigkeit ward Ursache einer großen Begebenheit! Der ganze Rat brach den Hals.

Bei der Ankunft des Königs ließ der Rat von Schilda ein Feuerwerk veranstalten, da es aber vorher probiert werden sollte, so war es vor der hohen Ankunft bereits in der Luft und man verfiel auf eine Kanonade — aber ohne Kanonen? Nun, der Rat wußte auch hier Rat. Die stärksten Baßstimmen stellten sich auf die Mauern und donnerten wenigstens wie die Katzenköpfe. ... Hart am Thore Schildas stand der Wegzeiger von Schilda und ihrem schönen neuerbauten Rathause fehlte durchaus nichts, als Treppe, Abtritt und Fenster, folglich auch Licht, was jedoch in vielen, weit weniger fehlerhaften Palästen oft fehlt. Achtzig Stämme des schönsten Bauholzes hatten sie bereits mit vieler Mühe den Berg hinabgeschafft, als der einundachtzigste von selbst hinabrollte; und erstaunt über diese Erscheinung, befahl der Rat, jene achtzig wieder hinaufzuschaffen, um sie mit mehr Bequemlichkeit hinabrollen zu lassen. Zum Angedenken des harten Winters wurde eine schöne lateinische Inschrift ins Eis gehauen; und da man wegen Feindesgefahr die große Glocke in den See senkte, so machte Seine Magnificenz ein × an das Schiff, gerade an die Stelle, wo man die Glocke eingesenkt hatte, um sie desto leichter wieder aufzufinden. Der Barbier war einst drei Wochen abwesend, bei seiner Wiederkehr beliebten Seine Wohlweisheit sich barbieren zu lassen — dreimal hintereinander." Doch genug davon; diese und andere Streiche werden auch noch von verschiedenen Orten und in allen Ländern erzählt. Hier wird der Krebs zum Ersäufen verurteilt, weil er des hochvermögenden Bürgermeisters vorwitzige Finger zwischen seine Scheren nahm; dort wird der diebische Rabe strafweise vom

Kirchturm gestürzt; an dem einen Orte wird versucht, die Kirche auf Erbsen oder sonstwie fortzurollen; an dem anderen wieder wird ein Sandhügel abgetragen, indem man daneben eine große Grube gräbt und den Sand hineinwirft, oder der Bürgermeister läßt die Stadtthore schließen, damit sein entflohener Vogel nicht entwische.

Von Köpenik wird gesagt, die Ratsherren hätten einst nach einer wichtigen Sitzung nicht gewußt, welche Beine unter dem Tische jedem einzelnen gehören. Erst als der Schweinehirt auf den Einfall kam, mit seiner langen Peitsche dahinter zu schlagen, konnte jeder nach der Schmerzempfindung beurteilen, welches Paar ihm gehöre. Dasselbe Histörchen wird uns von dem böhmischen Orte Bunzlau erzählt; ebenso wird einem ganzen Schock Ortschaften aufgemutzt, sie hätten sich aus der Apotheke oder aus der Stadt Schönwetter geholt. Daneben läuft auch hier und da eine protzige Verspottung der Armut, wie bei den „Heringleckern" — ein Name, den mehrere Ortschaftsbewohner führen — wo der Schulze jährlich einen Hering kauft, welchen jeder Heimische einmal belecken darf. Viele solcher Histörchen weist das bereits 1597 erschienene „Lalenbuch" der helvetischen Lalenbürger auf. Bei den Schweizern gilt auch Boudry im Kanton Neuenburg für ein Schilda. Es wird erzählt, daß, als der König von Preußen einst den Ort besuchte — dieser Kanton gehörte bekanntlich bis 1856 zu Preußen — ihm das Hauptprodukt dieser Gegend, Wein, vorgesetzt wurde. „Ihr Wein ist recht gut," bemerkte der König zum Stadtoberhaupt. „O Majestät, wir haben noch besseren im Keller," antwortete er lächelnd. „Sie thun wohl daran, ihn für eine bessere Gelegenheit aufzubewahren," antwortete der König etwas ärgerlich und hob die Tafel auf. Auch heißt es, sie zögen im Herbst scharenweise nach dem See, um den Nebel in Säcken aufzufangen und nach ihren Wein-

bergen zu tragen. Der Pole hat sein Schilda an Kulikow, der Italiener an Crema und der Franzose an Beaune, deren Ehrentitel „Die Esel von Beaune" bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Piron hat dieses burgundische Städtchen viel gehänselt. Im dortigen Theater vernahm er einst Ausrufe: „Ruhig, man hört kein Wort!" worauf er antwortete: „An den Ohren fehlt es sicherlich nicht!" Er mußte vor den erzürnten Einwohnern aus dem Orte flüchten: auf dem Wege hieb er allen Disteln die Köpfe ab mit der Bemerkung: „Ich schneide meinen Feinden die Lebensmittel ab." Von dem dortigen Bürgermeister erzählt eben die Märe, er hätte die Stadtthore schließen lassen, damit sein entwischter Kanarienvogel nicht hinaus könne; ferner, daß er einst dem Oberst an der Spitze seines Regiments eine Bedeckung von vier Bürgern angeboten habe, weil der Wald, durch den er mit seinen Truppen marschieren wollte, unsicher sei.

Als das Urbild aller dieser Orte müssen wir Abdera betrachten, die Vaterstadt des Demokrit, der natürlich dort für einen Narren gehalten wurde und dessen Geisteszustand die Abderiten von Hippokrates untersuchen ließen; als er ihn für den einzigen Vernünftigen in Abdera erklärte, schwand freilich die Achtung vor der Autorität des berühmten Arztes hin. Wieland hat, wie bereits erwähnt wurde, die wenigen vorhandenen Daten gesammelt, manches von eigener Erfindung zugefügt und so seine „Geschichte der Abderiten" geschaffen, aus der einige Stellen hier folgen mögen: „Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo sie angebracht wurden, oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas Al-

bernes zu ſagen. . . Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitiſcher Einfall, ein Abderitenſtückchen war bei dieſen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger- oder bei den Helvetiern ein Lalenbürgerſtreich iſt; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit ſinnreichen Zügen dieſer Art zu verſehen. Für jetzt mögen davon nur ein paar Beiſpiele zur Probe dienen:

Einſtmal fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen ſchönen Brunnen haben müſſe. Er ſollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes geſetzt werden und zur Beſtreitung der Koſten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorſtellte. Die Seepferde und Delphinen ſollten eine Menge Waſſers aus ihren Naſen hervorſpritzen. Aber wie alles fertig war, fand ſich, daß kaum Waſſer genug da war, um die Naſe eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk ſpielen ließ, ſah es nicht anders aus, als ob alle dieſe Seepferde und Delphinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen ſie alſo die ganze Gruppe in den Tempel des Neptun bringen; und ſo oft man ſie einem Fremden wies, bedauerte der Küſter ſehr ernſthaft im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein ſo herrliches Kunſtwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müſſe.

Ein andermal erhandelten ſie eine ſchöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meiſterſtücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch und ſollte auf einen Altar der Liebesgöttin geſtellt werden. Als ſie angelangt war, geriet ganz Abdera in Entzücken über die

Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. „Sie ist zu schön," riefen sie einhellig, „um auf einem niedrigen Platz zu stehen; ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das erste sein, was dem Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt." Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß: und wiewohl es unmöglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Austernnymphe vorstellen soll, so nötigten sie doch alle Fremden, zu gestehen, daß man nichts Vollkommneres sehen könne.

Euripides kam auf der Durchreise nach Abdera und wurde gebeten, mit seiner Truppe eines seiner Stücke aufzuführen. Er läßt die „Andromeda" darstellen, und der Vers „O du der Götter und Menschen Herrscher, Amor!" macht, daß die Leutchen ganz toll werden. Jeder deklamierte ihn auf der Straße, daheim, in Gesellschaft. Diese Wut sollte erst durch einen höchst bedeutsamen Vorfall gedämmt werden. Ein Zahnarzt mietete einen Esel, um sich in die Nachbarschaft zu begeben. Wegüber hielt er Rast und wollte sich, weil ringsum kein schattiges Plätzchen vorhanden war, in des Esels Schatten lagern, was ihm jedoch der Treiber mit dem Bemerken verwehrte, er habe nur den Esel, nicht auch dessen Schatten vermietet, wenn er den auch benützen wolle, so müsse er ihm noch zwei Drachmen bezahlen. Der Zahnarzt war anderer Meinung, ein Wort gab das andere, und sie machten schließlich Kehrt, um den Fall dem Richter vorzulegen. Ein Ausgleich war nicht möglich, die Sache mußte vor das Richterkollegium kommen und schließlich sogar vor den großen Rat. Die ganze Stadt spaltete sich in zwei Parteien, die aristokratische der „Schatten," welche dem Esel-

treiber Recht gab, und in die der „Esel," welche auf des Zahnarztes Seite stand. Von den Pfaffen aufgeregt, wurde die Stimmung immer hitziger, so daß der Bestand des Gemeinwesens in Gefahr geriet. Der große Rat war endlich nach langer Zeit des heftigsten Streites versammelt; das Volk harrte erregt der Entscheidung. Jetzt wurde auch der Streitverursacher herbeigebracht, der Esel, welcher indessen von Amts wegen verpflegt worden war. Die Göttin Latona mochte es wissen, wie es nun geschah! einer hatte den Einfall, den Esel anzugreifen, die anderen folgten nach und bald war er in tausende Stückchen zerrissen und jeder ging im Triumph mit seinem Teilchen fort. Der hohe Rat atmete erleichtert auf! Wo kein Esel, dort ist auch kein Schatten und auch kein Prozeß darüber. Die Angelegenheit wurde wegen mangelnden Gegenstandes als erledigt betrachtet.

„Uns dünkt — geben wir wieder Wieland das Wort — diese Beispiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Charakter stärker zeichnen könnte als dieser: daß sie (nach dem Zeugnisse des Justinus) die Frösche in und um ihrer Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie endlich selbst genötigt wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben." — Bemerkt muß aber hierzu werden, daß die Frösche geheiligt waren, als Schutztiere der Göttin Latona betrachtet wurden. Ferner, daß gegen Demokrit als Hauptbeschuldigung der Vorwurf diente, er habe Frösche zergliedert. Vielleicht galt er nur darum als Atheist. „Dies Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand (Demokrit), sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen

würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch sie dem Übel steuern wollten, wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war, daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankam und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzte, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der den wiederkommenden Frühling Brekekek krax krax entgegen gesungen hätte."

Das Schicksal Abderas verliert sich in Dunkelheit. Man weiß nicht, was aus dieser thrazischen Stadt geworden ist, man kennt auch nicht die Stelle, wo sie gestanden. In einer alten Schrift, die mir einstmals in die Hände geriet, las ich, daß sich die Bewohner zerstreut hatten, daß sie später ins römische Reich gelangten und hier sich vermehrten. Rom hatte zwar keinen Ort wie Abdera aufzuweisen, aber es hatte eine Menge Abderiten. Strabo erzählt zwar von Cumä, daß dort der öffentliche Ausrufer den Bürgern melden mußte, wenn er einen Regen kommen sah, damit sie sich unter ihre Vorhäuser begeben könnten. Cumä war jedoch eine griechische Kolonie und vielleicht nur etwas dichter mit den Nachkommen der Fröschestadt besetzt. Auch anderwärts verbreiteten sich die Abderiten und gediehen, überlebten Rom und dessen Dränger und werden fortwähren bis ans Ende der Tage. Abdera wurde der Zeitlichkeit entrückt um ewig zu werden. Etliche Ziegel vom Dache seines Rathauses sind auf jedem Rathaus der fünf Erdteile zu finden; etliche Steine seiner Häuser in jedem Palast, in jeder Hütte eingemauert. Ihr Brunnen ohne Wasser ist nicht einzig geblieben, ihr turmhohes Figürchen findet in tausend Städten seinesgleichen; mehr als an einem Ort wird ein Demokrit für einen Narren gehalten; der Klingklang einer

öden Operette, der Wortkram einer seichten Phrase, oder der Laut eines frechen, eines sentimentalen Gassenhauers sind auch da, dort und überall in rasender Begeisterung wiederholt worden. Abdera ist allerorten! Und genau besehen haben die Abderiten wenigstens den Vorzug der Ursprünglichkeit für sich, während wir selbst in der Dummheit nur Eklektiker sind. Oft übertreiben wir es sogar, wie alle Nachahmer. Völker haben schon mehr als Haus und Hof aufgegeben — heiliger Frösche wegen; und mehr als ein Leib ging in Qualen unter, weil er atheistisch — Frösche zergliederte. Schilda und dessen Ortsschwestern werden weniger ihrer Dummheit als ihrer Ehrlichkeit wegen verspottet, nur darum, weil ihre Streiche nicht vermummt auftreten. „Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen," sagt ein pessimistisch angehauchtes Sprichwort. Kleine Dummheiten verlacht, bespöttelt man, und für große wird gekämpft und gerungen, gestritten und gelitten, das Gestern verleugnet und das Heute verbittert. Nicht daß wir thöricht sind ist unser Fehler — wehe der Menschheit, wenn sie keine Dummheiten mehr begeht! Nicht daß wir mit thörichten Mitteln nach Klugem streben, kann uns zur Last gelegt werden, sondern umgekehrt, daß wir mit klugen Mitteln das Thörichte zu schaffen bemüht sind. Zum Glück für die Menschheit ist die Dummheit federleicht, so daß das wenige Weise, das geschieht, endlich doch überwiegend in die Wagschale fällt.

XXII.

Volksreime.

Wenn die Welt war derschaffen
Nach 'n Menschewerstand,
Aft sach sie wohl aus
Wie 's Bettlottergwand
Aus Tirol.

Schmirn und Salben
Hilft allenthalben,
Hilft's net bei den Kären
Hilft's doch bei den Herren.
Aus Schwaben.

Pietsch kommt, Pietsch kommt,
Pietsch is kreuzfidele,
Er hat 'n kleenen Spitz gekooft,
Der sitzt 'n in der Kehle.
Aus Berlin.

Das Volk reimt gerne. Es reimt seine Sprichwörter, seine Lebensregeln, es bringt alle möglichen frohe und ernste Vorgänge und Stimmungen derart zum Ausdruck. Am bekanntesten sind die Schnaderhüpfeln der deutschen Alpenbewohner, die auch noch, je nach Örtlichkeit und Inhalt, verschiedene Namen führen: Schadderhaggen, Trutzliedeln in Tirol, Schmetterliedl, Schwatzliedl in Steiermark, Gsetzl, Basseln, Gstanzeln, Vierzeilige in Salzburg, Bayern, Niederösterreich und sonst noch mehr. Ein großer Teil dieser Reime gilt der Liebe Lust und Leid, viele andere wieder

dienen den Neckgelüsten. „Das Haupttreibhaus für diese poetischen Nesseln und Kratzdisteln — schreibt Ludwig Hörmann, der verdienstvolle Sammler der Schnaderhüpfeln aus den Alpen — ist die Wirtsstube, besonders wenn eine lustige Tanzmusik die Beine der Burschen und Dirnen in Bewegung setzt und der feurige Etschländer die Zunge löst. Waren doch sicher diese Liedchen, wie schon der Name Schnaderhüpfel und der lebhafte Rhythmus beweist, ursprünglich für den Tanzboden berechnet und verdanken demselben ihre Entstehung.... Aber auch wenn nicht getanzt wird, nimmt unter dem Gesang im Wirtshaus das Schnaderhüpfl als Possen- und Trutzliedl den ersten Rang ein. Am lebhaftesten erklingt es, wenn zwei gute „Reimer" im gesungenen Wettkampf an einander geraten. Stundenlang hüpft da Liedchen um Liedchen, ursprünglich-derb und doch nadelspitzig, im neckenden und höhnenden Gesang aus den heißen Kehlen, umjauchzt vom Beifall und Gelächter der Tischgenossen. Hier werden alle jene merkwürdigen und lächerlichen Dorfvorfälle, die der Heimgarten und der Brunnenklatsch ausgeheckt, in treffenden Spottreimen verraten, mißglückte Liebesabenteuer der Burschen, Schwächen der Mädchen schonungslos gegeißelt, wahre oder erdichtete Lalenburgereien der Nachbargemeinden in beißende Pasquille umgesetzt und singend ausgespielt." Das Ende vom Lied ist natürlich sehr oft eine Prügelei, wobei der Schlagring in Thätigkeit tritt und die Zither, das begleitende Instrument, ganz und der Schädel des Sängers halb zertrümmert wird.

Lassen wir vor allem den Humor laut werden. Der Tiroler singt:

Dort oben auf 'n Eck
Steht a schneeweißer Schimmel,
Und die lustigen Leut
Kömmen alle in Himmel.

Ähnlich ruft auch der Kärntner aus:

Derweil mr jung sein
Sein mr lustige Leut,
Zan Weinen und Sündnbüeßen
Is schon noch Zeit.

*

Und wallfahrtn bin i gangn
Alle Tag zeitli frueh,
Ka Kirchn han i gfundn,
Aber Wirtshäuser gnue.

Der Salzburger meint:

Und a Diendl hübsch jung,
Und a Wein, der hübsch alt,
Und das is, was mr allweil
Am besten no gfallt.

Der Tiroler will:

Vom Gamsbock die Krücklen,
Vom Hirschen das Gweih,
Vom Spielhahn die Federn,
Vom Dirndl die Treu.

Und welches Wetter ihm am besten gefällt?

Wann's Kronthaler regnt,
Und Guldenstückl schneibt,
Ast bittn ma am Herrgott,
Daß Wetter so bleibt.

Etwas skeptisch urteilt er:

Die Menscher (Mädchen) sein nett
Wie z' Alm oben die Küah,
Wenn d' ihnen nix geist (giebst),
Gehn s' wieder von dia.

Den schwarzen Augen traut er nicht viel:

Schwarz sein die Holerbeer,
Weiß sein die Blüh,
Schön sein die schwarzen Augn,
Treu sein sie nie.

Einem lockeren Gesellen ruft er zu:

Aus Lumpen, so sogen's,
Da machen's Papiar,
Wos weard denn da amol,
Mei Hansl, aus diar?

Schlau rät er:

A bißl sakrisch, a bißl sakrisch,
A bißl vornehm mueß ma thoan,
Die großn Thaler mueß ma sechn lassn,
Aber hergebn mueß ma koan.

Der Schweizer klagt:

Gun i (Geh ich) wit use,
So hon i wit hei(m),
Gun i durds Gaßli,
So stachet mi d' Stei,
Gun i durds Gräsli,
So netzt mi der Tau,
Und blib i dahaime,
So krieg i kai Frau.

Die Ortsneckerei kommt natürlich sehr oft zur Geltung, und manchmal geht das Stichelwort auch noch viel weiter. So gab es anfangs der siebziger Jahre, nach der Gründung des Deutschen Reiches an der bayrisch-österreichischen Grenze Sonntags mehr als einmal blutige Köpfe, weil die Burschen

aus dem Reichsgebiet denen vom Kaisertum Österreich das Trutzliedl zusangen:

Wir hab'n a Kaiserreich,
Reich, reich, reich, reich,
Ös habts a Kaisertum,
Dumm, dumm, dumm, dumm.

Auch singen die Tiroler:

Die Madln und Buebn
Sein alleweil in Strit,
Die Madln wolln bayrisch sein,
Die Buebn aber nit.

Im Unterinnthal singen sie:

Und im Innbacher Dörfel,
Da moanens sie's rar,
Habn ausgeschnittene Schuech
Und 'n Geldbeutel lar.

Auch an Selbstlob fehlt es nicht:

Sein lustige Buebn
Mit kreuzbravem Sinn,
Und viel schöne Diendln
Im Kärntnerland drin.

*

An ehrlichs Geblüet,
Und an aufrichtigs Gemüet,
Und a Herzel, a treus,
Das is d' Salzburger Weis.

Warum der Schweizerkäse so scharf (räß) ist, lehrt uns der Vorarlberger:

Wie machents d' Appenzeller Maideli de Chäs?
Sie tuent 'n in as Chübeli,
Und druckent mit dem Fädeli,
Drum ist der Chäs so räß.

Stolz ruft der Tiroler Bua aus:

Is kaner im Land
Der mi schmeißt, der mi fangt,
Der mi schmeißt, der mi schwingt,
Der mir d' Federn bernimmt.

Der Sieger hat nämlich das Recht, vom Hut des im Ringkampf Besiegten die Feder herabzunehmen und sie auf seinen Hut zu stecken. Der Finkensteiner aus Kärnten prahlt:

Bin a lustiger Bue,
Bin a Finkenstaner,
So weit als ma läuten hört,
Schmeißt mi kaner.

Die von Lölling, bei Hüttenberg:

Sein mer Löllinger mir,
Sein mer wild wie de Stier,
Wann niemd mehr will raffn,
Nachher raffen erst mir.

Die in Sietzenheim bei Salzburg rühmen sich:

Und 's Sietzenhamer Dörfl
Is allweil mei Freud,
Wird koan Klosterfrau züglt,
Und koan Bua ohne Schneid.

Dem Gegner aber wird da und dort zugerufen:

Thua nit a so singa,
Thua nit a so schrein,
Wann mei Hosensack größa war,
Schub i di ein.

Wird dem Kleinen spöttisch zugesungen:

Hör auf aso zu singen,
Du spannlanger Wurz,
Wenn d' abbrechen thatst
Wärst zum Anknüpfen z' kurz — (Tirol)

so antwortet er:

Daß i gar so kloan gwachsen bin,
Hot mi nie greut,
Hat da Davidl a mol
Den Golioth bleut.

Allgemein läßt sich das Sprüchlein hören:

A lustiger Bua
Bin i allweil gwesen,
Auf 'n Wirt seiner Thür
Kann man's aberlesen.

Oder:

Von mein Lumpen und Pumpen
Wird gar so viel gredt,
Redts allweil vom Saufen,
Vom Durst redt ma net.

Der Salzburger ärgert sich aber:

Und die sakrischen Bräuer
Gebn 's Bier ietz so teuer,
Gebn ka Hopfen dazua,
War um d' Hälfte zahlt gnua.

Fröhlicher meint der Tiroler:

Und 's Bier und i selber,
I selber und 's Bier,
Mir sein Kameraden,
Die lustigsten vier.

Ob es aber der Vorarlberger Burſche wirklich ernſt meint mit der nachfolgenden Verſicherung?

Und wenn i's hundert Schatzli hätt,
Und alle ghörent mi,
So gäb i's her um a Leberwurſt
Und um a Schöppli Wi.

Verſichert doch der Tiroler:

A Büchſl zum Schießn,
A Stoßring zum Schlagn,
A Diendl zum Gernhabn,
Mueß jeder Bua habn.

Und der Kärntner kann klagen:

Verlaſſen, verlaſſen,
Verlaſſen bin i,
Wie der Stan auf der Straßen,
Ka Diendle mag mi.

Soll er unter die Rekruten, ſo erklärt er:

Der Kaiſer hat einerg'ſchriebn
Er brauchet Soldaten,
Die Diendlen habn außeſchriebn
Sie könnten kan entraten.

Singt er leichtfertig:

Drei Berg und drei Thal,
Und drei Diendl auf a Mal,
Oane liab i, oane ſopp i,
Oane heirat i a Mal —

ſo ſagt dagegen der Schweizer viel treuer:

Ond wie der Loft goht,
So ſchwenk i mi Huet,

I lieb ke neues Schätzeli,
Das alte is mer guet.

Liebt der Steirer ein Mädchen, das juſt nicht ſchön iſt, ſo meint er:

Daß mei Schatz garſtig is,
Das ſag i nit,
Aber wenn er juſt ſchöner wär,
Schaden thät's ihm nit.

Gröber kann ſchon der Tiroler ſein:

Du zaundürre Latten,
Du moanſt, du biſt ſchön,
I brauch ja koan Stecken
Zum Wallfahrten gehn.

Liebeswerben. Das kärntneriſche Diandle weiſt den Burſchen ab:

Zwa kohlſchwarze Raben
Fliegn über mei Dach,
Was nützt mer bei Schmeicheln,
Wenn i di nit mag.

Er aber antwortet ihr:

Diendle ſpreiz di nit ſo,
Aus 'n (Ge)Trat wird a Stroh,
Aus de Blüemlen a Heu,
Nur vier Wochen is Mai.

Vorſichtig ſagt wieder die Tirolerin:

Biſt a ſchöns Büebl, a bravs Büebl,
Aber mei Büebl biſt nit,
Thätſt mi auslachn, thätſt mer 's Maul machen,
Aber heirate thätſt mi nit.

Der Kärntner Burſche verſichert:

Schau, i lieb di ſo feſt
Wie der Bam ſeine Äſt,
Wie der Äpfel ſeine Kern,
Grad ſo hab i di gern.

Der Salzburger:

I wer ganz dumm, dumm, dumm,
D' Lieb bringt mi um, um, um,
Und wann i ſtiab, ſtiab, ſtiab,
Gſchicht's all wegn der Liab.

Die Salzburgerin ruft ihrem Burſchen zu:

O du dalketer Bua,
Kimmſt vor Fragn nit dazua,
Wenns d' a Buſſl willſt habn
Mueßt nit ſo lang fragn.

Indes —

A bifferl a Lieb,
A bifferl a Treu,
A bifferl a-Falſchheit
Iſt allweil dabei. (Tirol.)

Liebesſtreit!

Das Diendle i's launig,
Was han i ihr gethan,
Schlagt die Äuglan vorunter,
Schaut mi nimmer an.

Sie indes klagt dann:

Mei Büebl is launig,
Was nit zwegn wö,
Sunſt ſagt er „Du" zu mir,
Heunt ſagt er „Sö." (Kärnten.)

Ärgerlich geht der Tiroler fort:

Zu dir bin i gangen,
Zu dir hat's mi gfreut,
Zu dir geh i nimmer,
Der Weg iſt mer zweit.

Sie antwortet ihm:

A Schwalbn macht koan Summer,
A Maurer koa Haus,
Ob d' mi liebſt oder nit,
Leb i decht mei Zeit aus.

Aber ſie verſöhnen ſich und ſie jubelt ſchließlich:

Zwoa ſchneeweiße Täubel,
Und oans hat an Stern,
Und ietz hat mi mei alter Schatz
A wieder gern.

Eigentlich laſſen ſich dieſe Dingerchen nicht örtlich abgrenzen, denn dieſelben Verſe, die in Tirol geſungen werden, erklingen auch in Bayern, in Kärnten, in Salzburg, in Steiermark und wieder umgekehrt, oft unverändert, zuweilen aber mit geringen Abweichungen. Von manchem iſt auch der Verfaſſer bekannt; ſo ſind die nachfolgenden überall geſungenen Schnadahüpfeln von dem bekannten bayriſchen Dialektdichter Kobell:

Du flachsharets Dierndl
Die hon i ſo gern,
Und i kunt wegn dem Flachs
Glei a Spinnradel wern.

*

An idweder Stern
Sollt a schöns Dirndl sei,
Na wollt i, es fallet
Der Himmel glei ei.

Dasselbe gilt von Klesheims niederösterreichischem:

Geh, schau mich recht an mit
Dein himmelblauen Augen,
Ich möcht gern a bisserl
In Himmel einschaugen.

Noch volkstümlicher ist sein überall bekanntes Lied „Wenns Mailüfterl weht." Volkstümlich sind auch die Vierzeiler des oberösterreichischen Dichters Stelzhammer geworden, z. B.:

D' Freud kommt so selten,
Awa 's Leid last da nah,
Du magst beten, kannst schelten,
Da is's und bleibt da.

Manches von Roseggers steirischen Gsetzeln geht gleichfalls von Mund zu Mund. Eines sei hier angeführt:

Der Adam hat die Liab erdacht,
Der Noa den Wein,
Der Davidl das Zitherschlagn —
Müssen Steirer gwesn sein.

Dasselbe gilt auch von seinem Landsmann Grasberger und ganz besonders von dem Baier Karl Stieler.

Im sächsischen Erzgebirge haben sie die „Tschumprliedl," eine oft sogar wörtliche Nachahmung der Schnaderhüpfel:

Kleine Fisch und große Fisch,
Die sind man in den Teichen,
Wer das Mädel haben will,
Der muß es fein erschleichen.

*

Mei Schatz is a Bargma (nn)
Fahrt alle Tag a,
's werd net lang meh dauern
Nachr is 'r mei Ma.

*

Was hilft mr mei Grasen,
Wenn d' Sichel net schneid?
Was hilft mr mei Schatzel,
Wenn's net bei mr bleibt.

Ihnen gesellen sich die „Rundas" zu, Trinkliedchen, die einer singt, wobei die anderen den Refrain wiederholen:

Er setzt das Gläslein an den Mund,
Rundadinelula,
Er trinkt rein aus, war ihm gesund,
Rundadinelula.

Den Schnaderhüpfeln ähnliche Verse finden wir auch bei den Malaien in Ostindien. Der „Sinjo" oder die „Nonna" singt:

Braga banjak bintang di langit!
Tjuma satu pohan wariengin.
Braga banjak orang di dunia
Tjuma satu saja kegiengin.

(Viel Sterne stehn am Himmelszelt;
Es giebt nur einen Wariengin-Baum!
Viel Menschen giebt es auf der Welt,
Doch einen nur ersehnt mein Traum.)

Ein zweites allgemein gesungenes Liedchen lautet:

Deri mana datangnja lienta?
Deri sawah turum di kali.
Deri mana datangnja tjienta?
Deri mata turon di hati.

(Woher denn kommen die Blutsauger?
Vom Reisfeld fliegen sie zum Fluß.
Woher mag wohl die Liebe kommen?
Vom Auge fliegt sie in das Herz.)

Doch kehren wir noch für eine kurze Weile nach Süddeutschland zurück.

Der Schwabe wieder spottet der alten Weiber:

Alte Weiber und Enta,
Die schnadret über da Sea,
Und wenn ma's will vertränka,
So sind sie neama mea!

Ein so urprosaisch Ding wie es der Rülpser — Häcker nennt er es — ist, begleitet er mit den Versen:

Häcker, Häcker,
Spring über d' Äcker,
Spring über d' Brach,
Spring den alten Weibern nach.

Spöttisch ruft er aus:

Margarethle, mein Schatz,
Hat Auga wie Katz,
Hat Füeßlen wie Bear,
Margarethle komm hear!

Irgend eine Anspielung scheint in den unklaren Versen zu liegen:

Rombedebomp ins Küfers Haus,
Gugget drei Hussara rouß!

Den Mädeln ſchneidt ma d' Bruſtlen rauß,
Da Bueba macht ma Käppeln draus!

In der Provinz Preußen haben die Waſchfrauen ein gereimtes Gebet, das ſie, bevor ſie ihr Haus verlaſſen, herſagen:

Sankt Andreas, Sankt Bartolomes,
Die zweene Söhne Zebedes,
Der heilige Sankt Wenzel
Und der ſelige Sankt Stenzel,
Sind gut vors kalte Weh,
Und behüten vor Regen und Schnee.
Die heiligen ſieben Planeten,
Die tröſten uns in allen Nöten.

Als Kleidungsregel gilt hier:

Een goder Mann von rechter Art,
Drächt ſinen Pelz bet Himmelfahrt,
On deiht en denn de Buuk noch weh,
Denn drächt hei em bet Barthelmä!
On fangt em denn to frere an,
Denn treckt hei em von väre an.

Ein ähnliches Sprüchlein iſt auch in Schleſien daheim. In ganz Deutſchland pflegen die Mädchen das Blumenorakel zu befragen, d. h. ein Wieſenblümchen mit den fragenden Worten zu entblättern:

Er liebt mich von Herzen,
Mit Schmerzen,
Über alle Maßen,
Kann nicht von mir laſſen,
Ein wenig,
Gar nicht.

In der Provinz Preußen wird dermaßen auch der

Stand des Zukünftigen zu erforschen gesucht: „Edelmann, Bettelmann, Bürger, Pastor, Advokat, Soldat, Jäger.“ Der märkische Sandboden scheint für derartige poetische Wildlinge ganz besonders geeignet zu sein; hauptsächlich sprießen sie zwischen den Pflastersteinen Berlins hervor, wo sie allerdings die mannigfaltigsten Nährstoffe finden. Der Berliner versichert:

Det jrößte Portmonnee
Hat Ladewig, hat Ladewig,
Der Büjel is inzwee,
Det schadet nich, det schadet nich.

Er drückt seine Stimmung aus:

Ik bin jerührt wie Appelmus,
Zerfließe wie Pomade,
Mein Herz schlägt wie 'n Pferdefuß
In meine linke Wade.

Und mit lyrisch-romantischem Schwung deklamiert er:

Da droben uf dem Berje,
Da is der Deibel los.
Da zanken sich zwee Zwerje
Um eenen Kartoffelkloß.

Der eene hat jewonnen,
Der andre hat verspielt,
Da haben se sich beede
In Sande rumjewühlt.

Aus der Fülle kurzer tiefsinniger Sprüchlein seien einige hierher gestellt:

Auch der Selbstmord ist Verbrechen,
Wenn er zur Jewohnheit wird.

*

Wat kann da sein? Wat kann da sein?
Wer praktisch is, fällt niemals rein.

*

Häßlichkeit entstellet immer
Selbst das schönste Frauenzimmer.

*

Bescheidenheit ist eene Zier,
Doch weiter kommt man ohne ihr.

Warum liebt das Volk seine Scherze, Neckworte und Tändelreden in Verse zu kleiden? Geschieht es der Poesie zu Ehren oder zur Geringschätzung? Glaubt man damit die Sache wirkungsvoller auszudrücken, oder wähnt man Schalksrede am besten in Schalkskleid zu stecken? Vielleicht ergiebt beides zugleich die richtige Antwort. Dazu kommt noch, daß reimen und lügen den meisten Menschen angeboren ist und beides artet oft in den sogenannten gebildeten Kreisen am ärgsten aus. Ich habe nie begreifen können, wie Leute sich zum Versseln mühselig zwingen mögen, wo doch der Zwang eben das Unvermögen erkennen läßt. Die meisten lieben es zwar, das zu thun, was sie am schlechtesten bewerkstelligen können, doch gilt das, wenigstens bei vernünftigen Leuten, gewöhnlich nur für den Versuch. Das erste Hindernis läßt das Werkzeug aus den Händen fallen. Nur beim Verseschnitzeln ist niemandem die Mühe zu gering und er plackt und plagt sich, um in ganz unverständlicher Weise zu äußern, was er ohne Beschwerden gut in schlichter Prosa sagen könnte. Man hat den Teil der Zeitungen, zwischen Text und Ankündigungen, wo Reimlinge ihre Verse für ihr gutes Geld zu veröffentlichen pflegen, die Eselswiese genannt, wohl nur, weil da lauter Disteln wachsen. Noch übler aber ist es, wenn sich zu dieser zwischen Schwäche und Laster stehenden Neigung noch eine gewisse äußerliche

Fertigkeit gesellt, die in den meisten Fällen angelesen ist und in den meisten Fällen noch schaler als die schwerfälligere Unbeholfenheit wirkt. Im ganzen bildet dies den ersten Entwicklungszustand des poetischen Problertums (Dilettantismus), von dem anderwärts ausführlicher die Rede sein soll. Ein hübscher Vierzeiler, der in verschiedenen Dialekten und Lesarten zu hören ist und der — irre ich nicht — in den „Fliegenden Blättern" zuerst erschienen ist, kennzeichnet dieses allgemeine Versemachen recht niedlich:

Wenn einer hat die Muse,
So macht er sich die Verse,
Mach ich sie nicht, machst du se,
Machst du se nicht, macht er se.

XXIII.

Temperament.

Phlegmatiſch neige dich dem flücht'gen Tand der Welt,
Choleriſch brauſend auf der Ehre Feld,
Sanguiniſch horchend auf der Geiſter Gruß,
Und melancholiſch nur, wo Schönes ſterben muß.

A. Wilbrandt.

Heaven is a temper not a place.[1])

Chalmers.

Le bonheur n'est pas chose aisée; il est très difficile de le trouver en nous, et impossible de le trouver ailleurs.[2])

Chamfort.

Wir zählen vier Jahreszeiten, vier Tageszeiten, vier Lebensſtufen, vier Weltrichtungen, vier Elemente und auch vier Temperamente, obgleich ſich die Zahl der letzteren ebenſo wie die der Windroſe oder der heute geltenden Elemente erhöhen ließe. In der That wurde ſchon im Mittelalter der Verſuch gemacht, eine größere Unterſcheidung vorzunehmen, wobei ſogar die Planeten und der Tierkreis dem Vergleiche dienen mußten. Später wurden zuweilen noch mehr, zuweilen weniger angenommen, aber immer wieder kehrte man zu der Vierzahl zurück, was im ganzen und

[1]) Der Himmel iſt eine Stimmung und kein Ort. [2]) Das Glück iſt keine leichte Sache; es iſt ſehr ſchwer es in ſich ſelbſt zu finden und unmöglich anderwärts zu finden.

großen auch das richtige sein mag. Allerdings, so wie die meisten Elemente in der Natur kaum unvermischt vorkommen und erst durch einen Scheideprozeß rein gewonnen werden können, so sind auch die vier Haupttemperamente kaum unvermengt beim Menschen vorhanden. Nur selten findet sich einer, der ein vollständiger Choleriker (vom griechischen *χολή*, Galle) ist, oder ein Melancholiker (*μέλαινα χολή*, schwarze Galle), Phlegmatiker (*φλέγμα*, Schleim), Sanguiniker. Letztere Bezeichnung rührt vom Lateinischen her, sanguis, Blut. Kant hat für diese vier Haupttemperamente die Bezeichnungen: warmblütig, schwerblütig, kalt- oder schleimblütig und leichtblütig; andere haben wieder den einen oder den anderen Ausdruck genauer zu bestimmen versucht, aber fast alle haben deren Grundursache im Lebenssaft, im Blute gesucht, nur wenige wollten die festen Teile des Menschen oder die Nerven dafür in Anspruch nehmen. Temperament — Naturhang, wie es nicht übel auch genannt wurde — ist ein Kind unseres körperlichen und geistigen Wesens, wobei ersteres der Vater und letzteres die Mutter darstellt. Wir sind also wie wir geboren werden, aber damit soll nicht gesagt sein, daß wir gar nicht anders sein können, eine Klügelei, die jedes Verbrechen zu einer Krankheit machen will und an Stelle des Zuchthauses das Spital setzen möchte. Das winzige scheibenrunde Zellchen, das den Namen Blutkörperchen führt, beherrscht zwar einen großen Teil unseres unkörperlichen Daseins, aber ganz ist es doch nicht von ihm abhängig. Mehr noch als Lebensweise und Wohlbefinden können geistige Genüsse und geistige Kräfte auf unser Temperament einwirken. Immer wird etwas im Menschen vorhanden sein, das unabhängig ist von dem kleinen Tyrannen Zelle, der in seiner Anhäufung ein Individuum bildet, man könnte gewissermaßen sagen, wie die Einzelwesen eine Nationalität. Es wäre hoffnungslos, dieses Etwas in seiner

XXIII.

Temperament.

Phlegmatiſch neige dich dem flücht'gen Land der Welt,
Choleriſch brauſend auf der Ehre Feld,
Sanguiniſch horchend auf der Geiſter Gruß,
Und melancholiſch nur, wo Schönes ſterben muß.

A. Wilbrandt.

Heaven is a temper not a place.[1])

Chalmers.

Le bonheur n'est pas chose aisée; il est très difficile de le trouver en nous, et impossible de le trouver ailleurs.[2])

Chamfort.

Wir zählen vier Jahreszeiten, vier Tageszeiten, vier Lebensſtufen, vier Weltrichtungen, vier Elemente und auch vier Temperamente, obgleich ſich die Zahl der letzteren ebenſo wie die der Windroſe oder der heute geltenden Elemente erhöhen ließe. In der That wurde ſchon im Mittelalter der Verſuch gemacht, eine größere Unterſcheidung vorzunehmen, wobei ſogar die Planeten und der Tierkreis dem Vergleiche dienen mußten. Später wurden zuweilen noch mehr, zuweilen weniger angenommen, aber immer wieder kehrte man zu der Vierzahl zurück, was im ganzen und

[1]) Der Himmel iſt eine Stimmung und kein Ort. [2]) Das Glück iſt keine leichte Sache; es iſt ſehr ſchwer es in ſich ſelbſt zu finden und unmöglich anderwärts zu finden.

großen auch das richtige sein mag. Allerdings, so wie die meisten Elemente in der Natur kaum unvermischt vorkommen und erst durch einen Scheideprozeß rein gewonnen werden können, so sind auch die vier Haupttemperamente kaum unvermengt beim Menschen vorhanden. Nur selten findet sich einer, der ein vollständiger Choleriker (vom griechischen *χολή*, Galle) ist, oder ein Melancholiker (*μέλαινα χολή*, schwarze Galle), Phlegmatiker (*φλέγμα*, Schleim), Sanguiniker. Letztere Bezeichnung rührt vom Lateinischen her, sanguis, Blut. Kant hat für diese vier Haupttemperamente die Bezeichnungen: warmblütig, schwerblütig, kalt- oder schleimblütig und leichtblütig; andere haben wieder den einen oder den anderen Ausdruck genauer zu bestimmen versucht, aber fast alle haben deren Grundursache im Lebenssaft, im Blute gesucht, nur wenige wollten die festen Teile des Menschen oder die Nerven dafür in Anspruch nehmen. Temperament — Naturhang, wie es nicht übel auch genannt wurde — ist ein Kind unseres körperlichen und geistigen Wesens, wobei ersteres der Vater und letzteres die Mutter darstellt. Wir sind also wie wir geboren werden, aber damit soll nicht gesagt sein, daß wir gar nicht anders sein können, eine Klügelei, die jedes Verbrechen zu einer Krankheit machen will und an Stelle des Zuchthauses das Spital setzen möchte. Das winzige scheibenrunde Zellchen, das den Namen Blutkörperchen führt, beherrscht zwar einen großen Teil unseres unkörperlichen Daseins, aber ganz ist es doch nicht von ihm abhängig. Mehr noch als Lebensweise und Wohlbefinden können geistige Genüsse und geistige Kräfte auf unser Temperament einwirken. Immer wird etwas im Menschen vorhanden sein, das unabhängig ist von dem kleinen Tyrannen Zelle, der in seiner Anhäufung ein Individuum bildet, man könnte gewissermaßen sagen, wie die Einzelwesen eine Nationalität. Es wäre hoffnungslos, dieses Etwas in seiner

Urbeschaffenheit ergründen zu wollen. Nie wird es dem Menschen gelingen, über seinen eigenen Schatten, nie über seinen eigenen Geist zu springen. Diejenigen, die alles auf Anlage und Vererbung zurückführen wollen, mögen doch bedenken, daß sie damit den Menschen nur zum Tier herabwürdigen, nur, nicht auch zum Tier. Weil das flüchtige Element Menschengeist nur mit der Materie gebunden werden kann, wähnen sie, es sei überhaupt nichts anderes als eine gänzlich von ihr abhängige Eigenschaft. Die ganze Menschheit ist doch nur ein Wesen, das sich nur durch Zeit und Zeiten individuell erneuert, was ja auch bei dem Einzelmenschen der Fall ist! Nicht ein einziges Vorurteil, nicht ein einziger Wahn ist ganz aus dem Dasein zu schaffen. Was einst metaphysisch als Schicksalsbestimmung gegolten hat, gilt heute naturwissenschaftlich als Vererbung. Kann die Phantasie nicht mehr als Geistermärchen sich darstellen, so kriecht sie in die Tierhaut und wandelt derart als wissenschaftliche äsopische Fabel herum. Damit soll keineswegs eine Lanze eingelegt werden für den sogenannten göttlichen Ursprung des Menschen. Führen wir meinetwegen seinen Stammbaum bis zum Urschleim zurück. Mag gelten, daß der Mensch nur ein Tier war, aber gelten muß auch, daß er mehr als ein Tier ist. Wie das geschehen ist, werden wir sicherlich nie erfahren; und wem die offene Pforte nicht genehm ist, der kann sich ja nach Belieben einen religiösen Stein davor wälzen. Unsere litterarischen Vererbungstheoretiker dürfen sich nicht einmal einbilden, daß sie etwas Ursprüngliches ausphantasiert haben. Es ist der alte Trödel blank geputzt. Diderot läßt seinen Hohepriester den Heiratswilligen das Thermometer anfassen. Stieg die Flüssigkeit in der Hand des Pärchens zu verschieden, so hielt er diese Ehe nicht für geeignet. Stieg sie bei dem Mädchen gar nicht, so mußte es ins Kloster, stieg sie zu rasch und zu

hoch, so hielt er sie für — kein Nonnenkloster geeignet. Den Jüngling ließ er im ersten Falle gar nicht zur Ehe, im letzteren mußte er auch die Kutte nehmen. Für einen der geistlosen Nachäffer der Schrullen des geistvollen Ibsen böte das einen prächtigen dramatischen Stoff.

Der Sanguiniker ist leichten Sinnes und auch leichtsinnig, lebhaft, rasch bei der Sache, doch ohne Ausdauer, leicht zu überreden und zu lenken, sofern die Absicht nicht gar zu deutlich hervortritt. Er wird darum in der Ehe oft ein Pantoffelheld. Rasch im Versprechen, hat er es bald auch vergessen und wird es, gemahnt, wieder versprechen, um es wieder gleich zu vergessen. Sein Versprechen auf Frist ist kaum mehr als ein in Aussicht gestellter Zufall. Er wird aber sein oft nur übereilt ausgesprochenes Wort halten, wenn die Gelegenheit sofort die Ausführung zuläßt und ihm keine Ausflucht gelassen wird. Es genügt dann, ihn bei dem Ehrenpunkt zu fassen, während Drohungen und ähnliche Zwangsmittel gewöhnlich nur den entgegengesetzten Erfolg haben, ihn zum Widerstand stacheln, zumal wenn er, wie es meistens der Fall ist, eine starke Beimischung cholerischen Temperaments aufweist. Sein Gefühl ist breit, aber auch sehr seicht; er wird schnell gerührt, aber diese Rührung geht auch ebenso rasch vorüber. Es ist ein durchaus weibliches Temperament und auch bei dem weiblichen Geschlecht gewöhnlich zu finden. Bei dem Sanguiniker herrscht die Empfindung vor; er fühlt früher als er denkt; er läßt außer acht, was Benzel-Sternau ganz richtig mit den Worten ausgedrückt hat: „Kopf und Herz sind moralische Zwillinge; sorge dafür, daß keiner verkürzt werde.“ Der Sanguiniker ist ein vollkommener Optimist und die Hoffnung ist das Hauptgut seines Lebensschatzes. Versagt ihm die nächste Stunde, was er von ihr zu erlangen wähnte, so wendet sich seine Zuversicht der folgenden zu, wobei eine

Begründung nur äußerst spärlich oder auch gar nicht vorhanden ist. Er ist ein Mann, den man als Wagengenosse bei einer kurzen Fahrt, aber nicht als Gefährten bei der Reise durchs Leben angenehm empfinden mag.

Dem Sanguiniker verwandt ist der Choleriker, der jedoch kräftiger, beharrlicher und leidenschaftlicher ist. „Sein Grundsatz — sagt Weber — ist: Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas![1]) Der Sanguiniker ist unbesonnen aus Leichtsinn, der Choleriker aus Heftigkeit oder übermäßigem Selbstvertrauen. Geduld kennt er nicht, und ihr Mangel ist das, was die Unbeständigkeit des Sanguinikers ist. Er stimmt zu allen Großthaten, zu den höchsten Anstrengungen für das Edle, Große und Nützliche und kein Opfer ist ihm zu teuer." Stets waren Choleriker die Werkzeuge gereifter Großthaten. Moses, Jesus und Mohammed, Calvin, Cox und Luther, Alexander, Cäsar und Napoleon, sie alle waren vorwiegend Choleriker. Aber der Choleriker neigt sich ebenso leicht Missethaten wie Tugenden zu. Seine Heftigkeit artet oft in Rachsucht aus, er haßt den Höhergestellten und verachtet den, der unter ihm steht. Sein Ehrgeiz drängt ihn vorwärts, er will lieber nichts als etwas sein. „Aut Caesar aut nihil!" ließ Cäsar Borgia als seinen Wahlspruch an der Büste Cäsars anbringen. Choleriker sind auch gewöhnlich Leute, die unruhige Köpfe genannt werden. Sie taugen mehr zum Niederreißen als zum Aufrichten. Sie können eher eine That schaffen als sie ausbauen oder auch nur in derselben Weise fortsetzen. Cholerische Personen erzürnen leicht und der Zorn schafft ihnen, wie Schopenhauer bemerkt, „ein Blendwerk, welches in einer monströsen Vergrößerung und Verzerrung seines Anlasses besteht. Dieses

[1]) So will ich, so befehle ich, als Grund gelte der Wille. (Juvenal, Sat. VI.)

Blendwerk erhöht nun selbst wieder den Zorn und wird darauf durch diesen erhöhten Zorn selbst abermals vergrößert. So steigert sich fortwährend die Wirkung, bis der furor brevis da ist. Diesem vorzubeugen, sollten lebhafte Personen, sobald sie anfangen sich zu ärgern, es über sich zu gewinnen suchen, daß sie die Sache für jetzt sich aus dem Sinne schlügen: denn dieselbe wird, wenn sie nach einer Stunde darauf zurückkommen, ihnen schon lange nicht so arg und bald vielleicht unbedeutend erscheinen." Allerdings vermag nicht jeder sich wie Augustus zu beherrschen, der, wenn er sich erzürnt fühlte, das griechische Alphabet hersagte. Ein Beispiel der Mäßigung lieferte auch Friedrich der Große, als ihm sein Page durch Unvorsichtigkeit die Handschrift der Geschichte des siebenjährigen Krieges verbrannte: „Nun, da werde ich sie noch einmal schreiben müssen!" sprach er zu dem Jüngling, der weinend ihm zu Füßen lag. Ähnliches hat auch Newton ruhig hingenommen, sowie der Genfer Naturforscher Abauzit. Siebenundzwanzig Jahre beschäftigte er sich mit täglichen Beobachtungen des Luftdruckes, die er sorgfältig verzeichnete. Eines Tages trat bei ihm eine neue Magd in Dienst, die als ihre erste Arbeit die gründliche Säuberung des Hauses vornahm. Als später Abauzit seine Studierstube wieder betrat, fragte er die Magd: „Was hast du mit den Papierstückchen angefangen, die um den Barometer herumlagen?" „Ach, Herr, die waren sehr schmutzig. Ich habe sie verbrannt und dafür ganz neues Papier hingelegt." Nach einer Weile inneren Kampfes sprach Abauzit ruhig: „Du hast das Resultat einer siebenundzwanzigjährigen Arbeit vernichtet. Künftig berühre nichts, was in dieser Stube liegt." Smiles bemerkt in seinem Werke „Der Charakter:" „Selbstbeherrschung ist die Wurzel aller Tugenden. Laßt den Menschen seinen Trieben und Leidenschaften folgen und er verliert in diesem Moment auch seine sittliche Freiheit.

Er wird fortgerissen vom Strom des Lebens und wird zum Sklaven derjenigen Begierde, die ihn augenblicklich am meisten beherrscht.“ Auch Washington konnte trotz seines cholerischen Temperaments seine Erregung bemeistern, weniger Napoleon, der, nach der Gewohnheit vieler Choleriker, häufig den nächstliegenden Gegenstand erfaßte und heftig zu Boden warf. Es scheint etwas Befreiendes in diesem Zerschmettern zu liegen; es wirkt gewissermaßen als Blitzableiter des Zornes.

Der Melancholiker ist still, in sich gekehrt, er meidet die laute Lust, er lächelt höchstens wenn andere lachen. Er ist besonnen, ausdauernd und geduldig, aber auch verschlossen, eigensinnig, empfindlich. Der Sanguiniker kann zum Narren ausarten, der Choleriker zum Rasenden, der Phlegmatiker zum Dummkopf, der Melancholiker aber zum stillen Wahnsinnigen. Der Melancholiker ist wieder der vollständige Pessimist und kann gelegentlich wie Dichter Caporali ausrufen: „Wäre ich Hutmacher geworden, so hätte Gott die Menschen ohne Köpfe geboren werden lassen.“ Melancholie gilt als Produkt der Galle; sie ist bei nordischen Völkern heimischer als im sonnigen Süden und hat sich bei den Engländern sogar national ausgebildet: zum Spleen. Aber es giebt auch eine Melancholie aus Vernunft, die sich in gewissen Jahren, wie Weber bemerkt, gerade bei den besten Menschen einstellt, zumal wenn sie die Menschen von besonders schlechten Seiten haben kennen lernen müssen. „Sich selbst genügen und der Gesellschaft entbehren können, selbst wenn man sehr gesellig ist, grenzt wie jeder Sieg über Bedürfnisse, ohne welche gemeine Seelen nicht leben mögen, an das Erhabene, wird aber von letzteren, wenn sie recht höflich sprechen, Eigenheit getauft. Rohe Seelen verfallen in Murrsinn, der sich und andere quält, sanfte, gebildete Menschen aber in Schwermut, die geneigter macht zu strengen Sitten, wie zum Studieren. Es ist bekannt, daß mit der

Empfindung des Schönen Geschlechtsliebe zusammenhängt, aber ebenso auch schwermütige Ideen, vorzüglich die Ideen des Todes. Unter Melancholikern finden wir große Genies, große Erfinder und berühmte Männer, vorzüglich in abstrakten Wissenschaften, deren Schwermut weniger Krankheit der Galle ist, als Schwermut der Vernunft."

Der Phlegmatiker hat am wenigsten des Göttlichen in sich. Die Trägheit ist der Boden, aus dem seine Vorzüge wie seine Fehler entsprießen, und zu der leiblichen Trägheit gesellt sich häufig die Trägheit des Herzens, eine der sieben Todsünden. Er ist leidenschaftslos, aber auch gleichgiltig gegen alles, oft gutmütig, aber nicht selten auch tückisch. Er ist selbstsüchtig in des Wortes materiellster Bedeutung, denn sein Egoismus hat nur das leibliche Wohlbefinden zum Ziel. Bei dicken Leuten pflegt das phlegmatische Temperament vorzuwalten, womit aber keineswegs gesagt sein will, daß es von der körperlichen Fülle abhängig sei oder unbedingt mit ihr verbunden sein müsse. Es giebt auch dicke Choleriker, abgesehen von den vielen Mischungen, die auch so verschieden sind, daß man getrost sagen kann, jeder habe ein eigenartiges Temperament. Es verhält sich hier wie mit den Blättern einer Baumart. Man erkennt auf den ersten Blick hin die Zugehörigkeit, aber dennoch ist kein einziges genau dem anderen gleich. So wie es eine edlere Abart der Melancholie giebt, die mehr erworben ist als angeboren, so giebt es auch eine Abart des Phlegmas, die Zeit und Erfahrung bringt, eine philosophische Ruhe, die weltkundig jedes regere Temperament mäßigt, nicht melancholisch wie der Prediger Salomo (I, 1), sondern im Anblick des nichtigen Hastens und Jagens demokritisch lächelnd ausruft: „Es ist alles ganz eitel!"

Welches Temperament das beste sei? Vielleicht dasjenige, bei welchem keines vorherrschend ist, wo jedes in

gleichem Maße vorhanden ist. Nicht dasjenige, welches erst in Zeit und Streit seinen Zusatz erhielt, der weniger eine Legierung bildet als einen mehr oder minder dicken Überzug, sondern ein Temperament, das gewissermaßen Produkt einer Kreuzung ist. Eine Kreuzung des Temperaments, der Weltanschauung scheint nicht minder günstig zu wirken als eine Kreuzung der Menschenrassen. Immer und immer wieder, im kleinsten wie im größten, bei der Monere wie beim Menschen, beim Sandkorn wie beim Weltkörper sehen wir das große Weltengesetz: „Eines in allem" zum Ausdruck kommen. Immer wieder sind es dieselben einfachen Zeichen, auf welche das erkennbare und das geistige Universum zurückzuführen sind. Ein ähnlicher Gedanke waltete in der Stammlehre unserer heutigen Naturwissenschaft, in der Naturphilosophie, die mit dem neunzehnten Jahrhundert in einer neuen Gestalt auflebte, um jedoch bald wieder zu verschwinden, weil der flache Dünkel nur ihre grotesken Auswüchse, nicht aber auch ihren köstlichen Grundstoff erkennen konnte. Es mag noch die Zeit kommen, in der der viel verspottete Oken in den Vordergrund der Denker gestellt werden dürfte. Selbst heute schon kann ihm die Anerkennung nicht ganz versagt werden und es muß wenigstens zugegeben werden, daß er mit einem allerdings mehr divinatorischen als wissenschaftlichen Blick manches verkündete, was die Forschung dann selbständig und mühevoll wieder entdeckte.

Ein gutes Temperament ist wirklich auch das, was man es nennt: ein glückliches Temperament. Es ist der größte Schatz, den uns Pate Schicksal als Angebinde geben kann und der vielleicht noch um eine Handvoll Gold mehr zählt als Gesundheit. Diese ist gewöhnlich dazu nötig, aber keineswegs unbedingt; denn auch ein siecher Leib kann es in sich bergen. Ein gutes Temperament muß sanguinisch

sein, um des Lebens Lasten als leicht zu betrachten; choleriſch, kraftvoll, um nicht Leichtſinn oder Trägheit vorwalten zu laſſen, zwei Thorwarte, die nur zu ſehr der Gemeinheit freien Weg gewähren; melancholiſch, um dem Ernſt im Leben auch eine ſtille Empfindung weihen zu können, um nicht nur hellauf zu lodern — Flammen verzehren raſch —, ſondern auch anhaltender zu glühen, um das Gefühl nötigenfalls nur eine Weile grell leuchten zu laſſen, aber dann um ſo dauernder die Seele zu durchwärmen; phlegmatiſch ſchließlich, um manchen Trug und manche Täuſchung ruhig hinzunehmen. Das iſt freilich nur ein ideales Temperament, wie es nie oder nur als ſeltene Ausnahme vorkommt, denn in Wirklichkeit wird immer das eine oder das andere vorherrſchen. Dreierlei Leben nennt der Talmud kein rechtes Leben: das des Weichmütigen, des Zornmütigen, des Schwermütigen; es ließe ſich noch das Leben des Gleichgültigen hinzufügen und wir hätten damit alle vier Temperamente in ihrer Reinheit als verwerflich bezeichnet. Ähnlich der Glockenſpeiſe muß das Temperament eine Legierung aller vier ſein, ſoll es einen hellen, frohen Klang geben.

Das Produkt des Temperaments iſt die Stimmung; und wenn dieſe Gemütsbeſchaffenheit nicht anhaltend wirkt, iſt ſie Laune, gute Laune oder ſchlechte Laune, eine Bezeichnung, die wohl von luna (Mond) herrührt, weil ſie wechſelt, wie deſſen Erſcheinung, oder weil man annahm, er beeinfluſſe die Empfindung ſo wie das Meer: er laſſe hier wie dort ebben und fluten. Die Mächtigen, die ihren Gefühlen weniger Zwang auferlegen müſſen als andere Menſchenkinder, Frauen, bei denen die Empfindung überhaupt vorherrſchend, faſt alleinherrſchend iſt, und bei denen auch noch phyſiologiſche Gründe ins Spiel kommen mögen, ſind häufig launenhaft. Soll doch ſelbſt eine der Kirchen Roms ein Madonnenbild aufzuweiſen haben, das Maria von den Launen

heißt, sich nicht sehen läßt, wenn es ihr nicht gefällt, oder erzürnt den Ketzer mit Blindheit straft, der sie nicht sehen will. Im allgemeinen aber ist das melancholisch-cholerische Temperament dem Launenwechsel am geneigtesten. Ganz frei von Launen ist nur ein einziger, der wohlbekannte Herr Niemand; jeder andere hat deren mehr oder weniger aufzuweisen, die der nähere Verkehr um so deutlicher erkennen läßt. „Je näher die Verhältnisse der Menschen — schreibt Weber — desto sichtbarer und auffallender sind die Launen und so müssen sie natürlich nirgendwo mehr herrschen als im Hafen der Häuslichkeit, wenn der Mann Verdruß in seinem Beruf oder außer dem Hause und die Frau kranke Kinder oder Wäsche hat oder schwanger ist, und Söhne und Töchter gar Streiche machen. Auf diese häuslichen Launen folgen die Berufslaunen, oft reine Arbeitsscheu und Weichheit, denn Gewohnheit und Übung machen jede Last leichter, Pflichtgefühl stärkt uns und welche Wonne liegt nicht darin, wenn man abends sagen kann: ›Heute war ein heißer Tag!‹ Umgang bleibt indessen immer das beste Mittel zur Wiederherstellung des verlorenen Gleichgewichts, und daher haben Einsame selten den Gleichmut der Weltmenschen. Je mehr man mit der Welt lebt, desto weniger ärgert man sich über ihre Laster und desto mehr fühlt man ihre Lächerlichkeiten; in der Welt hätte Heraklit immer weniger geweint und Demokrit nur noch mehr gelacht. . . Die hypochondrische Laune ist das Diplom vieler Gelehrten, wie die hysterische die der Weiber, und leider im Zunehmen, da Luxus Blut und Nervensystem ergriffen hat.“ Blut und Nervensystem! hier haben wir die beiden Hauptquellen, aus denen der breite Strom unseres Modetemperaments, die Nervosität, genährt wird, der rauschend seine trüben Fluten zwischen durch das überlaute Großstadtleben fortwälzt. Wie jedes Zeitalter seinen Wahn hat, der es berückt und bedrückt, wie

es seine Modegedanken hat, denen sich selbst derjenige nicht ganz entziehen kann, der sie belächelt, so hat auch jede Zeit ihre Modeempfindungen, ihr Modetemperament, das sich allerdings mehr in den Städten als in Dörfern und Weilern, mehr bei dem Menschen mit dem weiteren geistigen Gesichtskreis, als bei denen mit beschränkterem Ausblick geltend macht. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war es das rein sanguinische Temperament, das sich in leichtsinniger Genußsucht äußerte, die heiteren Formen der Renaissance verloren sich in den zügellosen Schnörkeleien des Rokokos, in der Architektur sowohl wie im Leben. Dem folgte die Melancholie mit ihrem Hang gekünstelter Natürlichkeit, hypochondrisch-starr, wie bei den Jüngern Rousseaus, oder hysterisch-hypochondrisch, schlaff, ein Temperament, das mit Young trübselige „Nachtgedanken" hatte, mit „Werthers Leiden" litt. Bald sollte cholerisch-brausend wie ein Sturmgewitter das neunzehnte Jahrhundert sich eröffnen, um bald wieder einer kurzen Pause phlegmatischer Ruhe Raum zu geben. Dann regte es sich sanguinisch-cholerisch in der Zeit, das Leben wurde lauter, das Sausen der Maschinen, die dröhnenden Hammerschläge übertönten den Herzschlag, das Gefühl zersplitterte sich zu Regungen, die Mittel zum Erwerben und Genießen vermehrten sich, aber mehr noch die Gier dazu, die Seele wurde siech und der Leib krank — die Menschen wurden nervös. Sie erschöpfen sich im hoffnungslosen Kampf der Stunde nur dreißig Minuten zu gönnen, im Langen nach dem einen schon nach dem nächsten auszugreifen; sie treiben Raubbau auf der Ackerflur des Daseins; sie trocknen gleichzeitig aus von außen nach innen und von innen nach außen. Gefühlsarm, vermögen sie die Eindrücke nicht in sich aufzunehmen, wo sie kräftigend und erquickend wirken können. Sie genießen äußerlich, aber nicht innerlich und in Lüsten büßen sie die Lust ein. Von

allen wesentlichen Bethätigungen immer mehr und mehr zur Gemeinschaftlichkeit gedrängt, streben sie, dem Nebensächlichen eine Wichtigkeit zu geben, um dabei den starrsten Egoismus zum Ausdruck zu bringen, ohne sich dabei anders als im Kreise zu bewegen und haltlos, schwankend wieder zur Ausgangsstelle zurückzukommen. Und so kommt es, daß sie dann selbst dort, wo sie wirklich sich selbst angehören könnten, zum willenlosen Sklaven der Gesamtheit werden, daß sie der rücksichtslosesten Selbstsucht frönen, nichts sind, nur um etwas zu scheinen. Getrost! auch dieser Zustand wird vorübergehen; er möge nur nicht in sein ebenso schädliches Gegenteil sich verwandeln. Zum guten Glück gebärt jede Thorheit vom Tage und jedes öffentliche Übel sich selbst den Vernichter: die Tendenz zur Übertreibung. Und an dieser wird auch zu Grunde gehen — der Nervositätsbazillus.

Laune, Stimmung werden oft auch von äußeren ganz unabhängigen Umständen beeinflußt. Auch die Witterung kann dazu beitragen, namentlich bei empfindsameren Gemütern, die zufolge oberflächlicher Ähnlichkeiten leicht für nervös in moderner Bedeutung gehalten werden können. Diese ist ebenso verschieden von ihr wie die Nervosität, welche von geistiger Überanstrengung herrührt. Doch davon später. Der rasche Pulsschlag der begeisterten Erregung ist in gewisser Beziehung keineswegs derselbe, wie der der Fieberkrankheit, die vom Genusse unreifen Obstes hervorgebracht wird, mag auch die Anzahl der Schläge in einer Minute dort wie hier ziemlich gleich sein. Ferner hat Laune, Stimmung das Üble und das Gute, ansteckend zu wirken. Nicht übel rät daher Richard Schmidt-Cabanis als „Festklang:"

Läßt du nicht Geige und Klavier
Aufs neue stimmen zu jedem Feste?
Viel besser wär's (und ich rat es dir),
Du ließest stimmen die Gäste.

Bei richt'gem Takt ein falſcher Ton,
Danach iſt noch immer zu tanzen,
Doch ein verſtimmter Kerl füllt ſchon
Taktlos das ganze Haus mit Diſſonanzen.

Nicht jeder vermag aber ſeine üble Laune zu bemeiſtern, die wenigſten ſogar können dies vollkommen, ſo ſehr auch die meiſten von der Notwendigkeit deſſen überzeugt ſind. In ſolchen Fällen iſt es nun das beſte, jedem anderen fern zu bleiben und ſeine Empfindungen ſelbſt zu genießen. Unter Umſtänden kann dieſe Regel ſogar für die fröhliche Laune gelten, denn wir können mit ihr dem Nächſten noch unangenehmer werden als mit unſerer Mißſtimmung. Selbſt der Verſuch, den betrübten Genoſſen aufzuheitern, will mit Geſchick vorgenommen werden, und es wird kaum gelingen, wenn man ſich nicht dabei in die Stimmung des anderen hineinfühlt und hineindenkt. Alcibiades war Spartanern gegenüber hart, Perſern weich, mit den Thraciern liederlich und darum allen „princeps et carissimus,“ [1]) wie Cornelius Nepos ſagt. Allerdings anders wendet der Menſchenkenner ſein Wiſſen an, wenn er den Menſchen nützen will und anders, wenn er ſie gebrauchen oder benützen will.

Roſen des Frohſinns, ſorgſam entfernt ſind die Dornen, nun zieret,
Kränzet die Becher damit, ziemend zum heiteren Spiel.

Willſt du ein Haupt damit ſchmücken, geſcheh es bedacht und behutſam,
Denn auch die freundliche Gab' wird dem Beſchenkten zur Laſt.

Ein guter Teil deſſen, was wir Glück nennen, iſt nichts anderes als Temperament. Mit Vernunft und Geſundheit bildet es eine köſtliche Dreieinheit, das ganze Glück. Cyrus

[1]) Der Erſte und Teuerſte.

meinte, es gäbe nur vier vorzügliche Dinge auf Erden: Geld, ein Weib, ein Kind und viertens — vergnügt auch ohne die drei anderen sein zu können. Der Frohsinn ist eine dichte blühende Hecke, die unser Dasein umfriedet und vieles Ungemach fern zu halten vermag. Sehr weise lehrte die Schule von Salerno:

Si tibi deficiant medici, medici tibi fiant
Haec tria: mens hilaris, requies, moderata diaeta,

eine Regel, die Logau in das sprichwörtlich gewordene Verspaar gegossen hat:

Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh'
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

„Frohsinn — schreibt Weber — trägt der natürliche Mensch stets als leichten Zunder bei sich: denn Frohsinn ist die natürliche Stimmung eines gesunden Körpers, Geistes, Herzens, ungetrübt durch Schicksal, gesellschaftliches Übel und Disharmonien, glücklich wie die Kinder der Natur auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln vor Cook. Dieser natürliche Temperamentsfrohsinn, im gesteigerten Grade Lustigkeit, die dann nicht selten in Mutwillen und Ausgelassenheit ausartet, die so gut Extrem ist als das Entzücken, das stumm machen, ja tödlich werden kann — ist stichhaltiger als der philosophische, wenn Stürme und Ungemach über uns ausbrechen, und wir entzweit sind mit Welt und verdorbener Menschheit, und das Maestoso paßt ohnehin nur wenig in das kurze Liedchen des Lebens!" Gewiß, das Temperament ist großenteils ein Ausdruck des Leiblichen, des Tierischen an uns. Wir sollen aber diese Erkenntnis nicht dazu verwenden, um unsere Launen ungezügelt dahinjagen zu lassen. Wenn wir auch davon absehen wollen, daß ein bedeutendes Stück dessen nur geistiges Produkt ist, so bleibt uns noch

immer zu beherzigen, daß auch die Bestie gezähmt werden kann, oder sagen wir lieber gebändigt, um aber hier und da doch in ihre ganze Wildheit zurückzufallen. Denn der ideale Zustand, wo Wölfe friedlich neben Lämmer weiden, bleibt ein Traum des Chilaismus, der sich niemals verwirklichen wird, nicht um uns, nicht in uns.

XXIV.

Der Charakter.

Wie jedes Ding in der Natur seine Kräfte und Qualitäten hat, die auf bestimmte Einwirkungen bestimmt reagieren und seinen Charakter ausmachen, so hat auch er (der Mensch) seinen Charakter, aus dem die Motive seine Handlungen hervorrufen, mit Notwendigkeit. In dieser Handlungsweise selbst offenbart sich sein empirischer Charakter, in diesem wieder sein intelligibler Charakter, der Wille an sich, dessen determinierte Erscheinung er ist. Schopenhauer.

Neben dem intelligiblen und dem empirischen Charakter ist noch ein drittes, von beiden verschiedenes zu erwähnen, der erworbene Charakter, den man erst im Leben, durch den Weltgebrauch erhält und von dem die Rede ist, wenn man gelobt wird als ein Mensch, der Charakter hat, oder getadelt als charakterlos.
Schopenhauer.

Men of character are the conscience of the society to which they belong.[1])
Emerson.

On peut tout acquérir dans la solitude, hormis du caractère.[2])
Stendhal.

Nur die Grundlage dessen, was wir Charakter nennen, ist uns angeboren; alles andere muß erworben werden, muß sich festigen im Lebenskampfe. Und darum finden wir auch, daß Kinder, Frauen, wie überhaupt Personen, die in ihrem Dasein selten durch Sonnengluten, Sturm und Wetter

---

[1]) Männer von Charakter sind das Gewissen der Gesellschaft, zu der sie gehören. [2]) Man kann alles in der Einsamkeit erwerben, ausgenommen den Charakter.

schritten, Leute, die die Welt höchstens nur durch Beobachtung von ihrem Fenster aus kennen, wohl einen angeborenen aber keinen erworbenen Charakter besitzen. Und wenn hier die Hauptmauer, welche den ganzen Bau hält, die Konsequenz ist, so ist es dort der Eigensinn. Glaube aber niemand, daß man sich den Charakter durch den Kampf des Lebens erwerbe, nein, nur in dem Kampf des Lebens. Wo die feste Grundlage fehlt, dort kann nur ein Lotterbau erstehen, der seinem Eigner keinen Schutz gewährt, der allen Elementen freien Zutritt läßt. Es ist nicht so leicht, sich einen entschiedenen Charakter zu erwerben; nur wenige haben ihn thatsächlich, und bei den meisten, die da wähnen ihn wirklich zu besitzen, sind höchstens nur Ansätze dazu vorhanden. Die Not, Sorgen und Beschwerden stählen den Charakter, machen ihn fest, aber eben nur dann, wenn er eisern ist. Ist dies nicht der Fall, so wird er zerbeult oder zertrümmert unter den harten Hammerschlägen. Und dabei kommt es vor, daß die anderen den Vorgang verkennen. Weil das starre Erz unter der Wucht dröhnend laut wird, glauben sie, es sei viel weichlicher als das andere, das ohne Geräusch den Schlag aufnimmt, weil es jeder Berührung nachgiebt. Der Charakterlose wird gewöhnlich Lump genannt, eine Bezeichnung, die recht gelungen ist, denn das Wertlose, Zerfetzte, Verächtliche kommt damit zum Ausdruck. Lumpen sind noch gefährlicher als Bösewichte, bei denen wenigstens eine planmäßige Schlechtigkeit vorhanden ist, die Charakter haben, wenn auch einen bösen. Diese können sich daher bessern, aber jene nicht. Goethe sagt ganz richtig:

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump
Zu Wagen, Pferd und Fuße,
Drum glaub an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.“

Wenn den Frauen im allgemeinen nur wenig Charakter zugesprochen wird, so will dies just keinen Tadel oder Geringschätzung ausdrücken. War dem vollkommenen Manne mehr Charakter gegeben, so wurde dafür dem Weibe in seiner Vollendung mehr Tugend verliehen, die noch höher zu schätzen ist und in ihrer instinktiven Beschaffenheit ein Stück Göttlichkeit in sich birgt. Man wähnt oft nur irrig bei Frauen, es sei Charakter, was eigentlich Tugend ist, die wohl der Charakter des Herzens genannt werden kann. Denn der Charakter handelt immer nach Grundsätzen, die Tugend nie; sie hört es sogar auf zu sein, wo sie es thut. Allerdings ist Charakter häufig mit Tugend verbunden, so häufig, daß wir gewöhnlich nur diese Verbindung mit Charakter bezeichnen, den guten Charakter, während wir den bösen einfach nur Schlechtigkeit nennen. Die sittliche Größe des Mannes bildet eben die unzertrennliche Verbindung der Vorzüge von Kopf und Herz, dann kann es heißen:

> His life was gentle; and the elements,
> So mix'd in him, that nature might stand up
> And say to all the world: This was a man![1])

Als erstes Erfordernis des Charakters wurde schon die Beständigkeit genannt, wofür leider oft der Eigensinn gilt. Chamfort hat nicht so unrecht, wenn er meint, eine Hauptbedingung des Charakters sei, Nein sagen zu können. Viele vermögen es nicht, wenn auch nicht so viele wie die, welche Nein sagen wo sie Ja aussprechen müßten. Auch in letzterem Falle ist es nicht immer die Selbstsucht, die zu dem unrechten Wort nötigt, auch hier ist es zuweilen nur

---

[1]) Es war sein Leben edel und gemischt — Die Elemente in ihm so, daß die Natur — Aufstehen konnt um aller Welt zu sagen: Dies war ein Mann!' (Shakespeare: Cäsar V, 5.)

der thörichte Widerwille, seine erste Regung oder Äußerung ungültig zu machen. Man kann vielleicht inkonsequent scheinen, wenn man überzeugungsvoll seine Meinung ändert, aber man ist es, wenn man gegen seine Überzeugung in ihr äußerlich beharrt. Die Meinung anderer beeinflußt uns dann —, mögen wir uns dessen auch nicht recht bewußt sein — im Schielen nach außen blicken wir nur undeutlich nach innen. Der Charakter, die Mauer, die unser moralisches Ich umgiebt, ist nicht aus Backsteinen errichtet, die mit Mörtel verbunden sind; sie ist aus Quadern geschaffen, denen die eigene Schwere den Halt giebt. Und wer da einen Stein herausreißt, der kann leicht das Ganze zum Sturz bringen. Unser Gesellschaftsleben mit seiner Tendenz nach immer größerer Arbeitsteilung macht den Menschen immer mehr abhängig voneinander, so daß wir genötigt sein werden, in uns ein Gegengewicht zu schaffen. Theoretisch regte sich dieser Gedanke bereits in der etwas schrullenhaften Schrift „Der Einzige und sein Eigentum" des Philosophen Stirner, und mehr noch in den Schriften des viel genialeren aber auch viel verschrobeneren Nitschke. Unabhängig von diesen, wo wenigstens ein gesunder Grundgedanke vorhanden ist, hat sich dieser Gedanke auch praktisch geltend zu machen versucht und dabei das schlechteste Mittel gewählt, das angewendet werden konnte: den brutalen Egoismus. Wohl ist die Selbstsucht kein Ding von gestern und heute; sie besteht, seit es Individuen giebt, und wird bestehen, solange deren vorhanden sind. Sie ist sogar ein unerläßlicher Bestandteil unseres Daseins, die Kohlensäure unserer moralischen Atmosphäre. Allerdings ist diese Selbstsucht — die eben auch das erwähnte Gegengewicht bilden soll —, dieses Sichselbst-angehören, diese Alleinherrschaft im tiefsten Gemüte, nicht jener Egoismus, der sich heute äußert, der sogar so weit geht, um seiner selbst willen die Person, in der er sich

verkörpert, zu opfern, nicht dieser toll gewordene Egoismus möchte ich sagen. Ja nicht einmal der, den Bismarck als „gesunden Egoismus“ bezeichnet hat, worunter gewöhnlich jeder das zu verstehen beliebt, was ihn am besten in den Kram zu passen dünkt. Mir will scheinen, die Beschwerde käme daher, daß wir uns in der Hauptsache, im Wesen unserer Gesellschaft, täuschen. So sehr wir auch aufeinander angewiesen, so sehr auch unser Gesellschaftsleben die Individualität auf ein Atom herabzumindern geneigt ist: wir sind als Gesellschaft nicht das, was die Zoologen Siphonophoren nennen, schwimmende Hydromedusenstöcke, wie sie die Südmeere aufweisen, die mit ihren einzelnen Verrichtungen dienenden Polypen und Medusen eigentlich nur ein Wesen bilden. Wir sind nicht einmal einem Bienenstaat gleich, obgleich manche augenblickliche Ähnlichkeit den Vergleich sehr nahe legt. So grotesk es auch klingen mag: vielleicht ähneln wir noch am meisten einem Rattenkönig, wobei die Tierchen nur mit den Schwänzen verwachsen sind, jeder unabhängig vom anderen denken, sich ernähren kann und dabei doch zu jeder Fortbewegung beitragen muß. Freilich ist diese Rattenverbindung ein anormaler Zustand, allein die Gesellschaft ist es im Grunde genommen auch.

Ein zweites Haupterfordernis des Charakters ist die Mäßigung der Begierden und Leidenschaften.

Leidenschaften sind schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen:
Wenn sie entmeistert sich überschlagen
Zerren sie dich zu Staub und Erde.
Aber lenkst du fest die Zügel
Wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel,
Und je stärker sie reißen und schlagen,
Um so herrlicher rollt dein Wagen.

(Rosenthal.)

Nichts ist thörichter als eine Ertötung der Leidenschaften zu predigen. Sie mögen sein und bleiben, sich veredeln, glühen, aber nicht lodern, und ihre Glut sei kräftig genug, um selbst dem Alter noch etwas Wärme zu verleihen. In einem kurzen Gedicht nimmt Fr. Vischer, alt geworden, von den Leidenschaften frohen Abschied, doch eine will er sich behalten: den Haß gegen die Gemeinheit. Überhaupt werden uns die Leidenschaften etwas freundlicher erscheinen, wenn wir nicht, wie es so häufig geschieht, auch das kühl verübte Laster für ihr Produkt halten. Das Wort Leidenschaft enthält gar zu viel, um selbst nur etwas genau auszudrücken. Es umfaßt jeden Ton der Lebensmelodie, der vivace gespielt wird. Gehört doch selbst das höchste sittliche Gut des Menschen, die Liebe, zu ihrer Sippe. Der Charakter ist keine Treibhauspflanze. Wie die Frucht des täglichen Brotes, das Korn, kann auch er nur in der Freiheit und unter der Menge gedeihen. Unterdrückte Völker oder Personen werden feig, so tapfer sie auch einst gewesen sein mögen, listig, tückisch. Der Charakter wird schlecht oder verliert sich ganz. Dasselbe gilt aber auch für den, der zum Sklaven seiner selbst wird, und darum wird selbst der Überschwang des Guten zum Fehler, kann auch die Leidenschaft für das Edle ungerecht, hart, grausam machen. „In der Überlegenheit der Selbstbeherrschung," sagt Herbert Spencer in »Social Statics,« „besteht eine der Vollkommenheiten des Idealmenschen. Nicht zu eindrucksfähig sein, nicht hin und her geworfen werden von jedem Verlangen, das just auf die Oberfläche steigt, sondern selbstgezügelt sein, sich selbst im Gleichgewicht halten und beherrscht nur von dem Gesamturteil aller seiner zu Rate gezogenen Gefühle, die jede That reiflich ermessen müssen und alles mit Ruhe beschließen — das ist es, was die Erziehung, wenigstens die sittliche Erziehung hervorbringen will." Viel vermag hierbei der Wille,

doch nicht alles. Manches liegt im Blute, manches wird auch erst mit den Jahren, wo die Zeit eine feste Kruste um den flüssig-feurigen Kern der Psyche bildet. Junge Leute werden daher selbst bei der glücklichsten Veranlagung mehr als heilsam ist von der Leidenschaft abhängig sein. Vielleicht wäre es darum nicht übel, gewisse öffentliche Ämter, wie sie Richter, Volksvertreter bekleiden, von einem erlangten Alter abhängig zu machen, in welchem wenigstens ein großer Teil der Leidenschaften sich bereits gemildert hat, sagen wir vom vierzigsten Jahr. Auch Genies und Künstler — was keineswegs einen allgemeinen Pleonasmus besagt — weisen in der Regel keinen völlig gefesteten Charakter auf, denn die Leidenschaft obwaltet bei dem Genie zu sehr, sie muß es sogar, wenn sie schöpferisch wirken sollen. Die Geduld, die Pitt als die nötigste Eigenschaft des Staatsmannes bezeichnet hat, ist bei ihm nicht genügend vorhanden. Er hat zu sehr das Große vor Augen, um auch die Menge Kleinigkeiten in Betracht zu ziehen, deren Vernachlässigung dem Werke oft verhängnisvoll werden kann. Er ist ein guter Architekt, aber ein schlechter Maurer. Und es wird stets der Sache von Nutzen sein, wenn er Einsicht genug hat, die Ausführung seines Rohbaues, sowie die Herstellung des Nebensächlichen vernünftigen und fleißigen Leuten zu überlassen. Es ist dies nicht so leicht, denn das Genie pflegt gewöhnlich auch den Fehler zu haben, keinen selbständigen Willen neben sich zu dulden, es versklavt seine Umgebung, ein Fehler, den es erst erkennt, wenn es auf ihren Beistand angewiesen ist. Zum Glück ist wirksame Genialität ohne sittliche Größe nicht möglich und die Tugend übt oft hier jene Selbstzucht, welche sonst hauptsächlich ein Ergebnis der Einschau in sich selbst ist. Allerdings muß diese Tugend als ein Ganzes betrachtet werden; wie bei einer Riesenstatue darf man auch hier nicht ängstlich nach

jedem Feilstrich lugen, der für ein Nippfigürchen schon eine tiefe Schramme bedeuten würde. Ferner mag auch den Großen die Leidenschaft unter gewöhnlichen Verhältnissen hinreißen, im wichtigen Moment wird er stets Sammlung in sich selbst finden, ruhig sein wie der cholerische Napoleon auf dem Schlachtfelde.

Auf dem Gebiete der Kunst ist die Genialität häufiger vorhanden als anderwärts. Nicht etwa weil sie hier wohlfeiler zu erlangen ist — die Annahme des Gegenteils wäre viel richtiger —, sondern weil sie unabhängiger von der materiellen Welt ist, mehr Gelegenheit hat sich zu äußern und schließlich auch, weil der Zutritt, sofern er nicht erschlichen ist, wenigstens eine Spur oder auch nur einen Schein von Genialität erfordert, was anderwärts doch nicht nötig ist. Schwer ist es allerdings oft auf dem Gebiete der Kunst wie auch auf anderen, den Begabten von dem Volltalent und sogar von dem Genie zu unterscheiden, denn die Äußerlichkeiten stimmen in den meisten Fällen überein. Und doch giebt es ein untrügliches Kennzeichen: der Affentrieb. Der einfach Begabte wird ebensowenig wie die Menge sich dem Einfluß eines plötzlich aufgetauchten Gedankens oder einer Form entziehen können, besonders wenn dem ein Körnchen Wahrheit beigemengt ist. Sein Schaffen wird davon beeinflußt, was selbst in den meisten Fällen auch gilt, wo er als Gegner der Neuerung erscheint. Das Volltalent und mehr noch das Genie wird dagegen höchstens nur äußerlich und flüchtig davon berührt werden; allein schon im nächsten Moment hat es sich schon befreit und schafft ganz aus sich selbst heraus, ganz sich selber.

Was dem Künstler die Charakterfestigkeit erschwert, beinahe möchte ich sagen unmöglich macht, ist seine psychische Beschaffenheit, wobei stärksten Falls Kopf und Herz fast von gleichem Gewichte sind, das Hinüberzüngeln aber auch

da stets nach der Gefühlsseite erfolgt. Man könnte diesen unkörperlichen Zustand weiblich nennen, wenn ihn nicht hermaphroditisch besser kennzeichnen würde. Wer boshaft ist, der könnte meinen, die Benennung drücke daneben auch die Unfruchtbarkeit unserer heutigen Kunst aus; wer noch boshafter ist, könnte dem noch hinzufügen, es sei hiermit auch gesagt, daß nun bei der Kunst erst Hermes und dann erst Aphrodite in Betracht käme, erst der Gott des Handels und dann erst die Göttin der Schönheit; und wer am boshaftesten ist, könnte als Postskriptum noch die Erinnerung dazuschreiben, daß der Gott des Handels auch als der der Diebe galt. Und es wird in der Kunst verteufelt viel — nachempfunden. Auch bei dem Künstler muß die sittliche Kraft dem Charakter mehr als es allgemein der Fall ist zur Stütze dienen. Und man glaube nicht, daß diese Kraft fehle, wenn auch hie und da der Nebel des Leichtsinns deren Gestalt verhüllt. Kunst ist Schönheit, Schönheit auch im Häßlichen und nur die Schönheit der Psyche kann Schönes schaffen. Sie kann wohl aus ihrer Stätte verjagt werden, aber sie wird dann doch manchmal wenigstens für eine kurze Weile zurückkehren und sich äußern — bei dem verlotterten Genie.

Charakterschwankheit ist häufig auch bei Gelehrten zu finden und bei anderen Leuten, die nur wenig mit der Welt in Berührung gekommen sind, und ihre scheinbare Festigkeit ist gewöhnlich nichts anderes als Eigensinn. Denn der Charakter bildet sich, was bereits früher bemerkt wurde, nur im Getriebe. Allerdings darf man darunter kein Aufgehen in der Menge verstehen, was noch viel weniger Halt gewährt, als die völlige Absonderung. Innerlich müssen wir stets der Welt etwas fern bleiben, wenn wir nicht gezwungen werden sollen, sie ganz zu meiden. Wir sehen dann manches nicht, was uns als Schönheitsfehlerchen be-

leidigt: ethische Sommersprossen. Ebenso müssen wir auch, äußerlich genommen, allein sein können. „Tout notre mal vient de ne pouvoir être seul,“ [1]) sagt Labruyère. Ich möchte eher behaupten, dieses Unvermögen sei nur ein Symptom des Übels, ein Zeichen innerer Leere. Freilich kann sich das vollste Gemüt in der Einsamkeit aufzehren, versäuern. Das Bibelwort, wonach es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, gilt auch in weiterem Umfange. Selbst dort, wo bereits ein Charakter sich gebildet hat, wirkt die Einsamkeit verkrüppelnd auf ihn. „Bei Einsamen,“ sagt Garve, „ist jeder Groll unauslöschlich, der sich in der Gesellschaft leicht verliert. Langeweile mit ihren Folgen machen selbst einsiedlerische Betschwestern die wenigen Menschen, die um sie sind, quälen.“ Zimmermann, der bekannte Verfasser des Buches über die Einsamkeit, bemerkt daselbst: „Zweimal muß man in seinem Leben einsam sein, in der Jugend, um vieles zu lernen und eine Denkart zu erwerben, die Stich hält durchs Leben, und noch einmal im Alter, um alles zu überdenken, was uns begegnete, alle Blumen, die wir pflückten und alle Stürme des Schicksals.“ Ich finde diesen Ausspruch nicht richtig. Nicht die Einsamkeit braucht die Jugend, sondern nur die Entfernung vom rauschenden Weltentreiben, bis sie im engen Kreise sich einigermaßen gefestet hat. Und das Alter — es braucht nur Stunden der Beschaulichkeit; auch verläßt uns die Welt früher, als wir sie verlassen. Nur die Reaktion gegen die üppige, in tiefem Schlamm und Schmutz watende Wollust des Ostens, die schließlich auch Rom ins Verderben zerren sollte, konnte zur Zeit des werdenden Christentums in Syrien das Anachoretentum erstehen lassen, jenes Einsiedlertum, das ein gottgefälliges

[1]) All unser Übel kommt daher, daß wir nicht allein sein können.

Leben zu führen wähnte, wenn es den Menschen zum einsamen Höhlentier herabwürdigte oder gar zu einem stylitischen Wahnsinn sich verstieg, zu einem unheiligen Säulenheiligen-Leben. Milder äußerte sich dies im römischen Stoizismus, der noch beeinflußt war von klassischer Formschönheit.

Entbehren ist keine Tugend und zeigt keine Charaktergröße, eher noch nicht haben müssen. Einem Origines mochte es sehr leicht fallen, nach der fanatisch-operativen Deutung der Evangeliumstelle in Matthias ein keusches Leben zu führen. Es liegt mehr sittliche Größe im weisen Genießen, als unsere Moralregeln vermuten lassen. „Wie viel Dinge giebt es, die ich nicht brauche," rief Sokrates anblicks der Marktschätze aus. Es ist dies ein weiser Ausruf, jedoch eine thörichte Lebensregel. Der ganze Fortschritt der Menschheit rührt vom Verlangen her. Resignation als Prinzip ist nicht nur keine Tugend, sie ist sogar ein Laster. Zufriedenheit ist ein köstlich Ding, eine edle Frucht, die auf dem Baume wächst und nicht auf der Erde, nach der man langen muß, nach der man sich nicht bücken darf. „Ich bin reich, ich habe Schmarotzer," rief Diogenes aus, als eine Maus von seinem Brote fraß; und ein anderes Mal warf er seine Trinkschale fort, als er einen Knaben aus hohler Hand trinken sah. Das mochte einem Diogenes geziemen, allein es wäre vom Übel gewesen, wenn sein Beispiel zur Regel für sein Volk geworden wäre, so heilsam es auch als Einzelerscheinung ist. Auch das Christentum mußte aufhören seinen Entsagungstraum zu träumen, als es aus seiner galiläischen Schale brach. Wir haben unzählige Kulturmesser; man könnte sagen, daß diese Bezeichnung schon bis zur Trivialität mißbraucht wurde. Der Chemiker Liebig, glaube ich, hat den Verbrauch der Seife dafür gelten lassen wollen, und noch viele andere viel an-

deres mehr. Vielleicht ist das richtigste hier als Grundregel aufzustellen: Der Grad der Kultur beziffert sich nach der Anzahl der benützten Gebrauchsgegenstände; der Grad der Überkultur beziffert sich nach der Anzahl der gebrauchten Luxusgegenstände. Mit letzteren sind keineswegs nötige Gebrauchsgegenstände gemeint, die prunkhafter hergestellt sind, sondern solche, für die eine Verwendung erst erfunden werden mußte, sofern sie überhaupt eine haben. Zwischen der hohlen Hand des Diogenes und dem aus der Werkstätte eines Augsburger Goldschmieds hervorgegangenen Pokal ist der Unterschied bei weitem nicht so groß, wie zwischen der kleinen Feile des Mechanikers und der ähnlichen Nagelfeile. Die Zufriedenheit ist ein Schatz, den man sich nicht zu wohlfeil erwerben darf. Thöricht ist es, nach Nichtigem streben, thöricht ist es auch, mit dem Geringsten sich begnügen, was nicht Seelenruhe, sondern Apathie ausdrückt, kulturfeindliches Phlegma, dem noch immer der lockere Sanguinismus vorzuziehen ist. Die Zufriedenheit besteht in der Freude über das Erlangte und in der Hoffnung noch mehr zu erlangen; und am allerwenigsten giebt sich dabei der Mensch der Sache wegen selbst auf. Ob dabei ein bestimmtes Ziel den Wünschen gesteckt ist, das ist im Grunde genommen nebensächlich. Man kann mit einem nicht sehr weitreichenden Streben sehr unzufrieden sein, wenn man die Teilerfolge mißachtet; und man lebt sich dann gewöhnlich auch in diesen Murrsinn hinein und bleibt unzufrieden, obgleich man das Erwünschte schon erlangt hat und im Streben erlahmt. Man kann auch verlernen glücklich zu sein. Und Glück ist doch nur der Festtagsname der Zufriedenheit. Horaz preist den glücklich, der fern von Weltgeschäften ist: „Beatus ille, qui procul negotiis.“ Dasselbe klingt auch wohlgemut aus nachfolgenden neueren lateinischen Versen:

Boatus ille homo,
Qui vivit sua domo,
Habet bonam pacem,
Et sedet post fornacem,
Laudat deum trinum
Et bibit bonum vinum.[1])

Das Gesellschaftsleben, das den Charakter zum großen Teil schafft, ist leider auch sehr geeignet ihn zu verweichlichen oder gar zu verderben. Abgesehen von den „konventionellen Lügen," gegen die sich Nordau in einem ebenso betitelten Werke wendet, und von denen wir einen großen Teil ebensowenig entbehren könnten wie die Kunst — manches davon ließe sich in der That künstlerischer Gefühlsausdruck nennen; nicht künstlicher! — wirken noch viel andere und bedeutsamere Umstände dazu bei, den Charakter zu schwächen. Irre ich nicht, so rührt aus Gustav Freytags Lustspiel „Die Journalisten" der Satz her: „Die Politik verdirbt den Charakter;" geläufiger wurde er allerdings erst, seit sich ihn eine Berliner Zeitung zum Motto gewählt hat. Das gilt nicht nur für Diplomaten, Gesandte, von denen einer meinte, das wären ehrliche Leute, die von ihrem Regenten ins Ausland geschickt werden, um zum Besten ihres Vaterlandes zu lügen; das gilt auch für sehr viele, die sich in anderer Weise mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen. Sind doch unsere moralischen Begriffe hierbei schon soweit abgeirrt, daß Wahlkniffe, Winkelzüge, kurz jede Überlistung des Gegners als preisliche That gilt, sofern sie nur dem Zwecke dient. Es gilt also in vielen

[1]) Wie glücklich ist doch jener Mann — Der in dem eignen Hause lebt — Der Frieden hat mit aller Welt — Und, ruhend auf der Ofenbank — Lobpreiset die Dreieinigkeit — Und einen guten Tropfen trinkt.

Fällen für klug, die Offenheit, eine wesentliche Bedingung des Charakters zu vermeiden. Nun hat aber auch jeder Mensch seine individuelle Politik, Handel und Wandel, bei der dieselben Grundsätze zum Ausdruck kommen. Der einzige Unterschied ist nur, daß dort bei der Beurteilung des Falles, die Heuchelei von größerem Einfluß ist. Es ist merkwürdig, wie manches, das uns von einem einzelnen und für einen einzelnen ausgeübt verwerflich scheint, uns recht löblich scheinen kann, wenn es von mehreren oder auch nur für mehrere gethan wird. Dies gilt nicht nur für Fälle, wo wir selbst zur Partei gehören, sondern häufig auch dort, wo wir der Sache ziemlich gleichgiltig gegenüber stehen.

Der Grieche Tyrtamos (ca. 380—290 v. Chr.), besser bekannt unter dem Namen Theophrastos, der göttliche Redner, wie er wegen des Wohlklanges seiner Sprache genannt wurde, schrieb ein Büchlein Charakterbilder, das uns, vermutlich nur als Bruchstück und stark verändert, überliefert wurde. Wir besitzen von ihm dreißig kurze Schilderungen, Momentphotographien könnte man sie nennen, die nur schlechte Charaktere darstellen, Lumpen, Lügner, Heuchler u. dergl. Da er nur in kurzen kräftigen Zügen die Gestalt gab, nicht auch die Tracht der Person, erscheinen uns seine Personen, als ob sie unsere Nachbarsleute wären. Sein „Plappermaul“ z. B. ist heute noch genau derselbe Geselle wie damals: „Das Plappern besteht in vielem und sinnlosem Schwatzen. Das Plappermaul setzt sich zu einer Person hin, die es gar nicht kennt und beginnt mit einer Lobrede auf seine eigene Frau. Dann erzählt es seinen Traum der letzten Nacht, gleich darauf rechnet es jedes einzelne Gericht her, das heute auf seiner Tafel stand. Nun bemerkt dieser Schwätzer, wie es in der Welt mit jedem Tage schlechter werde, der Marktpreis des Getreides ge-

ſtiegen ſei, viele Fremde angelangt wären. Er erzählt, daß das Meer zum Dionyſosfeſt wieder ſchiffbar ſein wird und daß ein Regen den Feldfrüchten ſehr nützlich wäre. Im nächſten Frühjahr wolle auch er ſeinen Acker beſtellen. Die Zeiten ſeien recht ſchlecht und X. habe an den Myſterien die größte Fackel aufgeſteckt. Dann bemerkt er dir, wieviel Säulen im Odeon vorhanden ſind, und daß er geſtern ein Brechmittel genommen habe. Er frägt nun: Was iſt heute für ein Tag? Er erklärt dir, daß die Myſterien im September, die Apaturien im Oktober und das ländliche Dionyſosfeſt im Dezember ſtattfinde. Giebt man ihm Antwort, ſo findet ſein Reden kein Ende.“ Man ſollte eigentlich dieſe kleinen Bildchen des griechiſchen Philoſophen litterariſch der Satire zurechnen, bei der die Übertreibung juſt nicht unbedingt nötig iſt. Ihm ahmte bei den Franzoſen Labruyère (1645—1696) nach, der übrigens auch Theophraſt überſetzte.

Vieles könnte ſchon die Schule zur Bildung des Charakters beitragen, wäre ihr Streben mehr auf Bildung als auf Wiſſen gerichtet. Daß dieſe beiden nicht gleichbedeutend ſind, wird jeder zugeben, ſo allgemein auch die erſtere Bezeichnung für das letztere iſt. Minder dürfte man die Behauptung gelten laſſen, daß dieſe jener oft hinderlich iſt; und doch iſt es ſo! Von einem unrichtigen Grundgedanken ausgehend, oder in der Abſicht, den Kindern gewiſſermaßen lehrſame Bilderbogen zu zeigen, werden ihnen Hiſtörchen vorgelegt, die augenblicklich gerade keine Wiſſensvermehrung bedeuten und nur geneigt ſind, den werdenden Charakter ungünſtig zu beeinfluſſen. Was erzählt ihr den Jungen von der „Charakterfeſtigkeit“ ihrer ſpartaniſchen Altersgenoſſen! Nicht für die Kinderſtube ſchrieb Plutarch. Die Erzählung, daß ein Spartanerknabe, der einen geſtohlenen Fuchs unter dem Kleid verborgen hielt, ohne einen Laut von ſich zu geben von Reinecke den Leib ſich zerfleiſchen ließ, bevor er ſein

Beutestück verraten hätte, kann bei unseren Jungen nur die Wirkung haben, daß sie sich blau und braun prügeln lassen, ehe sie eine ausgesprochene Lüge eingestehen. Dort war das Stehlen zulässig und nur das Erwischtwerden schimpflich; bei uns aber ist auch die Aneignung fremden Gutes, wenigstens im Prinzip schändlich, ganz besonders, wenn es sich um Kleinigkeiten handelt, wie es dort nur sein konnte, wo es eiserne Münze gab, von der selbst ein Schulmeisterfold von heute eine ganze Wagenladung gebildet hätte.

Vieles ließe sich noch vom Charakter sagen. Noch manches gehört zu den Lebensbedingungen seiner Güte: Wahrheit, Wahrheit gegen sich und andere, Einsicht, und vor allem ein moralisches Subtrahationsvermögen. Wer den Fehler des anderen mit seinem eigenen in Rechnung zu bringen weiß, der wird sicherlich in vielen Fällen gerechter urteilen und gerechter handeln. Etwas wird uns allerdings selbst in dem verhältnismäßig vollendetsten und klarsten Charakter unbegreiflich scheinen, etwas, das wir zu empfinden, aber nicht zu erkennen vermögen. Felix Dahn meint:

Zergliedre recht den Mann einmal!
Findst neunzig Teile drin vom Stahl,
Und Teile neun vom Golde licht;
Doch Gott im Himmel selber nicht,
Der alle Dinge weiß und kennt,
Begreift das letzte Element.

XXV.

Wahlsprüche.

1.

E pluribus unum.[1])
Wahlspruch der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ehe wig's dann wag's.
Wahlspruch von Bogislaw, Herzog von Pommern.

Faille le bien, advienne que porra.[2])
Altfranzösischer Wahlspruch der Lamberte.

Eendragt makt magt.[3])
Wahlspruch der Niederlande.

Antes morir que mancharme.[4])
Wahlspruch der Stadt Grajal in Spanien.

Merkwürdig sind die Wahlsprüche, die einzelne Personen oder Körperschaften sich erkoren haben, und die sich bei ersteren oft in der Familie fortpflanzen, wodann sie freilich mehr in historischer als in anderer Beziehung in Betracht kommen, aber nichtsdestoweniger häufig auch von Einfluß auf den Charakter der Zugehörigen sind. Hier zeigen sich Wahlsprüche aus dem vollen Borne des Gemüts geschöpft, dort wieder weisen sie die scharfe Prägung der Vernunft auf;

---

[1]) Aus mehreren eins. [2]) Thue recht, komm was da will. [3]) Eintracht giebt Macht. [4]) Eher sterben als sich beflecken.

bei dem einen sind sie die Hefe trüber Erkenntnis des Daseins, bei dem anderen dagegen der lächelnde Ausdruck voller Lebensfreude oder ein scherzendes Wortspiel. Und in den meisten Fällen bieten diese Sprüchlein, von welchen wir vor allem die Devisen der Herrscher des „heiligen römischen Reiches" in Betracht ziehen wollen, eine bessere Charakteristik als eine umfangreiche Lebensbeschreibung.

Ist vielleicht etwas kennzeichnender für den ersten deutschen Kaiser — den, beiläufig bemerkt, auch die Franzosen für sich in Anspruch nehmen —, für den Herrscher, dessen scharfes Schwert Waffe und Kreuz zugleich war, als sein Wahlspruch: „Christus regnat, vincit, triumphat" (Christus regiert, siegt, triumphiert). So konnte nur der erste der Karolinger, Karl der Große, der strenge Sachsenbezwinger sprechen, welcher die Festigung des Christentums und des Papsttums als seine Hauptpflicht betrachtete. Karl starb am 28. Januar 814. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme wählte die dunkel-deutsame Sentenz: „Omnium rerum vicissitudo" (Aller Dinge Wechsel). Während seiner schwachen Regierung erfolgte in der That auch „aller Dinge Wechsel." Seine Söhne empörten sich wider ihn, das von Karl gefügte Reich lockerte sich. Übrigens mochte ihn seine Frömmigkeit nicht hindern, den erbberechtigten Neffen zu blenden. Sein Sohn Lothar I., der, nachdem er erst Mitkaiser war, 840 zur Alleinherrschaft gelangte, die ihm von seinen Brüdern erfolgreich bestritten wurde, zeigte in seinem Wahlspruch: „Ubi mel ibi fel" (Wo Honig ist auch Galle) einen pessimistischen Zug. Bekanntlich erfolgte unter ihm die Teilung des großen fränkischen Reiches. Lothar behielt die Kaiserwürde mit der Herrschaft über Italien, einen Teil Deutschlands und Frankreichs, sein Bruder Ludwig der Deutsche, der den Wahlspruch: „Par sit fortuna labori" (Das Glück sei der Mühe gleich) führte, wurde Herrscher in Deutsch-

land und sein anderer Bruder Karl der Kahle — „Injustitia justitiam parit“ (Unrecht bringt Recht) erkor er sich —, regierte in Frankreich. Ludwig der Stammler meinte: „Nemo placet omnibus“ (Keiner gefällt allen); und Karl der Dicke, der wohl wieder die ganze Macht des karolingischen Reiches in sich vereinte, aber schwach und schwank leiblich wie geistig war, hatte zum Wahlspruch: „Os garrulum intricat omnes“ (Ein Schwätzermund verwirrt alles). Unter seiner Regierung tauchten auch die Isidorischen Dekretalien auf, wonach dem Papste die höchste Kirchenwürde und die gänzliche Unabhängigkeit von der weltlichen Macht verliehen sein sollte. Dieses Schriftstück, welches Beschlüsse alter Kirchenversammlungen darstellen sollte und erst später als unecht erkannt wurde, bildete die Grundlage der päpstlichen Herrschaft, die sich bald auch auf die Kaiserwürde erstrecken sollte. Arnulf von Kärnten, den die unzufriedenen deutschen Großen als König gegen Karl aufgestellt hatten, meinte: „Facilis decensus averni,“ was sich wohl mit „Leichtem Streben“ übersetzen läßt. Arnulf hatte sich wohl einige Verdienste um Deutschland erworben, allein er starb bald und sein Nachfolger wurde sein siebenjähriger Sohn Ludwig das Kind, der letzte der Karolinger, für den der Erzbischof Hatto von Mainz die Regierung führte. Er starb noch im Knabenalter, und der Wahlspruch, der ihm zugewiesen wurde, lautet: „Multorem manus, paucorem consilium“ (Viele Hände, wenig Rat). Der nachfolgende Konrad I. aus dem fränkischen Geschlecht, der Gutes gewollt, dem aber nichts gelang, sprach sehr weise: „Fortuna cum blanditur falit“ (Im Schmeicheln trügt das Glück). Als er im Sterben lag, mußte ihm sein Bruder Eberhard versprechen, die Reichskleinodien seinem mächtigsten Gegner, dem Sachsenherzog Heinrich zu übergeben, da nur dieser das Herrscheramt würdig versehen könnte.

Heinrich I., auch der Finkler genannt, der eigentliche Gründer des deutschen Reiches, kennzeichnete seine weise Regierung auch mit dem Wahlspruch: „Tardus ad poenas, ad praemia velox“ (Langsam im Strafen, schnell im Belohnen). Ihm folgte Otto der Große, der ruhmdürstig den ersten der Karolinger zu seinem Vorbild wählte. „Aut mors, aut vita decora“ (Entweder Tod oder ein ruhmreiches Leben) rief er aus. Von dem Papst Johann XII. zu Hilfe gegen Berenger nach Rom gerufen, erhielt er zum Lohn für seinen Beistand 962 die Kaiserkrone, die erst von nun an mit der obersten deutschen Herrscherwürde vereint erscheint. Der achtzehnjährige Otto II., der sein Nachfolger war und schon nach zehn Jahren während eines Feldzuges auf italienischem Boden starb, verkündete: „Pacem cum hominibus, cum vitiis bellum“ (Friede mit den Menschen, Krieg dem Laster). Noch in jüngeren Jahren als sein Vater starb Otto III., ein schwärmerischer Jünglingsgeist, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Theophano geschickt die Reichszügel führte. Nun ging die Krone auf Heinrich von Bayern über, einem Urenkel des Finklers, der mit klugem Sinn und kräftiger Hand das Scepter führte, und dessen Mäßigung aus seinem Wahlspruch: „Nequid nimis“ zu erkennen ist. Er starb 1024 und mit ihm erlosch auch das sächsische Kaiserhaus.

Wieder folgten Herrscher fränkischen Geschlechts: Konrad II., der als Wahlspruch führte: „Omnium mores tuos imprimus observato“ (Von den Sitten aller beobachte deine vor allen). Noch frömmer meinte sein Sohn und Nachfolger, der kräftige Heinrich III: „Qui litem aufert exercrationem in benedictionem mutat“ (Wer Streit entfernt, verwandelt Fluch in Segen). Heinrich IV., den sein Kampf mit Hildebrand — Papst Gregor VII. — nach Canossa führte, äußerte sich: „Multi multa sciunt, se autem nemo“

(Viele kennen vieles, ſich ſelbſt keiner). Sein undankbarer Sohn Heinrich V. ſprach philoſophiſch: „Mortem optare malum, timare pejus“ (Den Tod verwünſchen iſt arg, ihn fürchten noch ſchlimmer). Heinrich ſtarb 1125 kinderlos und ihm folgte in der Regierung Lothar II. aus ſächſiſchem Geſchlechte. Sein Wahlſpruch war: „Audi et alterem partem“ (Hören wir auch den Gegner an), der des nachfolgenden erſten Hohenſtaufen Konrad III.: „Paucium aliis, tecum multa“ (Wenig mit anderen, viel mit dir). Konrads Neffe war Friedrich I., Barbaroſſa, wie ihn die Italiener ſeines roten Bartes wegen nannten, der mächtige Herrſcher, den die Sage nicht ſterben laſſen wollte, ſondern im Kyffhäuſer ruhen, bis des Reiches Herrlichkeit wieder erſtehe. Die mit ſeiner Kraft gepaarte Schlauheit, welche ihn veranlaßte, das Gebiet des mächtigen Welfen in kleine Fürſtentümer zu zerſtücken, zeigt auch ſeine Deviſe an: „Qui nescit dissimulare, nescit imperare“ (Wer nichts verhehlen kann, der kann auch nicht herrſchen). Heinrich VI., der ſeinem Vater in allem nachſtrebte, ſprach ähnlich: „Qui nescit tacere, nescit loqui“ (Wer nicht ſchweigen kann, der kann auch nicht reden). Vorſichtig, wie in ſeinem Thun, bemerkte Philipp von Schwaben: „Satius recurrere quam male currere“ (Lieber zurück als ſchlecht vorwärts). Drollig äußerte ſich der Gegenkönig Otto IV., der nach Philipps Ermordung auch eine Zeitlang Alleinherrſcher war: „Anser strepit inter olores“ (Die Gans lärmt zwiſchen Schwänen). Friedrich II., der lebensluſtige, zum Italiener gewordene Hohenſtaufe, ſagte: „Sapientis est cum maxime posset noscere nolle“ (Weiſe iſt es, auf der Höhe der Macht nicht zu ſchaden). Sein Sohn Konrad IV., der als König in Deutſchland ſich befand, klagte melancholiſch: „Vita fumus“ (Das Leben iſt Rauch). Die von den Parteien aufgeſtellten Gegenkönige Heinrich Raſpe und Wilhelm von Holland führten

recht kurze Sprüchlein. „Non nisi coactus“ (Nur gezwungen) sprach ersterer und „Perpendo“ (Überlege) riet der andere, der nach dem Fall der Hohenstaufen als völlig bedeutungsloser Fürst das große Interregnum mit seinen Schattenkönigen eröffnete. Aus dieser Zeit des Wirrsals, der „schrecklichen, der kaiserlosen Zeit“ sind noch zu nennen Richard, Graf von Cornwall, und Alphons von Castilien. Ersterem verkaufte der Erzbischof von Köln seine Stimme für eine Würde, die zufolge der unseligen „Römerzüge“ der Hohenstaufen so tief herabgesunken war, daß ihr Erwerb den heimischen Fürsten wertlos dünkte; letzterem wieder der Erzbischof von Trier.

Der schlichte schweizer Graf, dessen Haupt nun die Krone des großen Karl schmückte — merkwürdigerweise war es der Hohenzoller Friedrich III., Burggraf von Nürnberg, welcher die Aufmerksamkeit der Wahlfürsten auf Rudolf von Habsburg lenkte —, der im zerfahrenen Reich mit eiserner Faust Zucht und Ordnung schaffte, hatte zur Devise: „Melius bene imperare quam imperium ampliare“ (Es ist besser gut regieren, als das Reich erweitern). Sein Nachfolger Adolf von Nassau erwählte sich einen schönen Spruch, der aber leider in der Welt nie praktische Geltung gewann: „Praestat vir sine pecunia, quam pecunia sine vir“ (Mehr gilt der Mann ohne Geld, als Geld ohne Mann). Erst nach diesem Fürsten und nach einem siegreichen Kampf gegen ihn kam Rudolfs Sohn Albrecht I. zur Herrschaft. Zwei Sprüche führte er, den trivialen: „Fugam victoria nescit“ (Sieg kennt nicht Flucht) und den fröhlicheren, wenn gerade auch nicht sehr tiefsinnigen: „Quod optimum idem jucundissimum“ (Das Beste ist auch das Angenehmste). Albrecht war einäugig, und das hatte er der Weisheit seiner Ärzte zu verdanken. Er wurde nämlich, wie bekannt ist, vergiftet, und dagegen gab es dem Wissen seiner Heilkünstler gemäß

nur ein Mittel: ein Auge ausstechen. So meldet die Königshofer Chronik: „Ime dem Kunig Obrecht wart eines moles vergeben, da hingent in die Aerzete an die Beine und stochent ime ein Ouge us." Das Gift sollte dann durch die Augenhöhle hinausgeflossen sein, so daß der Vergiftete genaß. Er endigte durch Mord, den sein Neffe Johann an ihn verübte. Auch sein Nachfolger, der Luxemburger Heinrich VII., dessen Spruch prophetisch lautete: „Calix vitae, calix mortis" (Kelch des Lebens, Kelch des Todes), traf ein ähnliches Mißgeschick; wenigstens wurde behauptet, er sei an Gift gestorben, das ihm in Italien ein Mönch in dem Abendmahlskelch gereicht hätte. Die Wahl traf nun Ludwig den Bayer, der zwei Wahlsprüche führte: „Norvi sapientiae non temere credere" (Der Weisheit Kraft ist nicht zu fürchten, sondern zu glauben) war der eine, „Sola bona quae honesta" (Nur das Ehrbare ist gut) der andere. Von einer Partei unterstützt, trat ihm der Habsburger Friedrich der Schöne entgegen, um die Kaiserwürde wieder an sein Haus zu bringen. In der Schlacht bei Mühldorf wurde er 1322 geschlagen, ein Sieg, den Ludwig großenteils der tüchtigen Führung seines Feldobersten Seifrid Schweppermann verdankte. Nach dieser Schlacht soll ja der Fürst bei der Verteilung der Lebensmittel ausgerufen haben: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Friedrich führte als Wahlspruch: „Morte beato nihil beatus" (Nichts ist seliger als ein seliger Tod). Der Luxemburger Karl IV., König von Böhmen, wurde nun zum deutschen Kaiser erwählt. Sarkastisch bemerkte er: „Optimus est aliena insania frui" (Am besten lernt man an anderer Narrheit). Seine Feinde, unter Führung des bayrischen Ludwig von Brandenburg, stellten Günther von Schwarzburg als Gegenkönig auf, dem sich für ein Weilchen auch das Glück zuzuneigen schien, als sollte sich wirklich sein Wahlspruch rechtfertigen: „Umbra non

cedit soli“ (Der Schatten weicht nicht der Sonne). Der schlaue Böhmerkönig, der im Kampfe die Waffe von Gold der eisernen vorzog, wußte seinen Gegner durch Zahlung einer Summe zum Rücktritt zu bewegen; auch beschäftigte er seinen brandenburger Feind, indem er plötzlich in der Person eines Pilgers einen angeblichen askanischen Erbberechtigten zur Erscheinung brachte, den sogenannten „falschen Waldemar.“ Am bemerkenswertesten wußte sich jedoch Karl durch die „Goldene Bulle“ zu machen, ein Reichsgesetz, das er 1356 ergehen ließ, die hauptsächlich die Kaiserwahl regeln sollte und mit den Worten beginnt: „Ein jeglich Reich, so in ihm selbst uneins ist, wird zu Grunde gehen. Denn seine Fürsten sind der Räuber Gesellen, darum hat Gott die Leuchten ihres Geistes von ihrer Stelle gethan, sie sind blinde Blindenleiter geworden und mit blinden Gedanken begehen sie viel Missethat.“ Sein Sohn, der tollköpfige Wenzel, der nun Kaiser wurde, hatte sich spöttisch als Sprüchlein erwählt: „Morosophi morenos pessimi“ (Gelehrte Narren sind die ärgsten). Von ihm heißt es ja bekanntlich, er habe den Beichtvater seiner Frau, den später heilig gesprochenen Johannes Nepumok, in die Moldau werfen lassen, weil er ihm nicht die Beichte mitteilen wollte. „Venceslaus alter Nero,“ schrieb einst jemand an seine Thüre, wodann er selbst hinzufügte: „Si non fui ad huc, ero.“ [1]) Wenzel wurde von den Kurfürsten auf Anstiften des Papstes für abgesetzt erklärt. Sie wählten Ruprecht, den Pfalzgrafen vom Rhein, der meinte, daß Elend Erbarmen verdiene: „Miseria res digna misericordia.“ Auch Jodocus von Mähren wurde gewählt, der nach des Psalmisten Wort alle Menschen für Lügner hielt: „Omnis homo est mendax.“ Wenzel trat

[1]) Wenzel, zweiter Nero. — Wenn ich es bisher nicht war, so werde ich es.

diesem wie jenem entgegen und fügte sich erst, als sein Bruder Siegismund — „Sic adunt munere fatis“ [1]) war sein Wahlspruch — zum deutschen Kaiser gekürt wurde, hauptsächlich auf Betreiben des hohenzollerschen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. Seine Regierung ist in mancher Beziehung recht merkwürdig. Zu seiner Hausmacht gehörte Brandenburg und er belehnte den Hohenzoller damit, dessen Nachkommen etwa 450 Jahre später die Kaiserwürde eines neuen deutschen Reiches gewinnen sollten. Ferner fand unter seiner Regierung und großenteils auch auf sein Betreiben das Konzil zu Konstanz statt (1414—1418), wo die Kirchenspaltung mit ihren Gegenpäpsten ein Ende finden sollte. Hier wurde auch der Jünger des englischen Reformators Wykliff, Johann Huß, verbrannt, trotz des sicheren Geleits, das ihm Siegismund zugesichert hatte. „Sancta simplicitas“ [2]) soll er ausgerufen haben, als ein Mütterlein ein Reisigbündel zu seinem Holzstoß herbeischleppte, weil man sich durch eine solche That nach der Pfaffenlehre ewiges Seelenheil erwirbt. Und: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ waren seine letzten Worte, als die Lohe ihn umschlug. Das war am 6. Juli 1415. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Ein Jahr später erlitt an demselben Orte sein Freund Hieronymus denselben Tod, nachdem er seinen erpreßten Widerruf zurückgenommen hatte. Es wird auch erzählt, Huß habe auf seinen Namen anspielend — Huß bedeutet tschechisch Gans — gesagt: „Die Gans ist ein schwaches, zahmes Tier und erhebt sich nicht zu hohem Fluge; aber es werden nach ihr starke Vögel kommen, Adler und Falken, die sich hochaufschwingen werden und alle Schlingen zerreißen. Bald sollte sein Wort in

---

[1]) So schwindet die Würde vor dem Geschick. [2]) Heilige Einfalt.

Erfüllung gehen und das, was er erstrebt, von Luther erfolgreicher durchgeführt werden. Vielleicht wäre es schon früher gelungen, wenn die Scharen, die in seinem Zeichen kämpften, die Hussiten, nicht einen besonders ausgeprägten nationalen Standpunkt eingenommen hätten. Bemerkt sei auch, daß erst seit Siegismund der zweiköpfige Adler, das Zeichen des west- und oströmischen Reiches beständig vorkommt. Zeitweilig wurde er schon früher verwendet; so war er unter Otto II. auf der Reichsfahne zu sehen, die bis dahin nur den einköpfigen Adler zeigte. Man hat versucht, dieses Wappentier aus Ezechiel herauszudeuten und darauf spielt auch die Siegelinschrift Siegismunds an: „Aquila Ezechielis — Sponsa missa est de coelis — Volat ipsa sine meta — Quo nec ales nec propheta — Evolvavit altius," was ungefähr besagt, der Adler Ezechiels sei von Gott der Braut Christi, der Kirche, zum Schutze gegeben und diese werde dauernd bestehen.

Siegismund war der letzte deutsche Kaiser aus dem luxemburger Geschlecht, das mit ihm ausstarb. Die Kurfürsten wählten nun seinen Schwiegersohn, den Habsburger Albrecht II. zum deutschen Kaiser, und von nun an verblieb die Krone Karls bei den Nachkommen dieses Geschlechts bis das morsche Reich vom Sturmwind, der von der französischen Revolution ausgegangen war, zertrümmert wurde. Albrecht pries den Freund als das höchste Gut: „Amicus optima vitae possessio." Merkwürdig ist, daß damals schon das Selbstlauterspiel mit A. E. I. O. V., das bei seinem Nachfolger so bemerklich wurde, in Erscheinung trat. Nachdem er nämlich zum Kaiser gekürt wurde, war in Wien das Sprüchlein in Schwang gekommen: „Albertus Electus Imperator Optamus Vivat," was auch Albertvers genannt wurde. Und als sein Nachfolger Friedrich III. nach Wien heimkehrte, wurde dort ein Triumphbogen errichtet, der die

Aufschrift trug: „Archidux Electus Imperator Optime Valeat.“ Darum soll er diese Buchstaben liebgewonnen haben, so daß sie seinen ersten Wahlspruch: „Hic regit, ille tuctur“ (Dieser regiert, jener schützt) ganz verdrängt haben. Es wurde viel an dieser Buchstabentändelei gedeutelt. Johannes Rasch, Organist der Kirche des Schottenklosters zu Wien, fand sogar Zeit und Lust, ein ganzes Buch Lösungen zu schreiben, worunter sich die heute noch bekannten befinden: Aller Ehren Ist Oesterreich Voll. — Auf Erden Ist Oesterreich Vnsterblich. — Aquila Electa Iuste Omnia Vincit. — Austria Et Imperium Optima Vnita (Österreich und das Reich bestens vereint). Von feindlicher Seite wurde dem auch die Deutung gegeben: „Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben.“ Lambecius, der unter Leopold I. Hofbibliothekar war, erwähnt in seinem Diarium ein Tagebuch Friedrichs, worin folgende Bemerkung vorkommt: „Bei welchem Bau oder auf welchem Kirchengeschirr oder anderen Kleinodien der Strich und die fünf Buchstaben stehen:

$$\frac{\text{A. E. I. O. V.}}{0 \qquad)}$$

das ist mein, Herzog Friedrich des Jüngeren, gewesen, oder ich habe dasselbige bauen oder machen lassen.“ Und darunter:

Austria Est Imperare Orbi Vniverso.
Alles Erdreich Ist Oesterreich Vnterthan.

Damit wäre die Deutung dieser Buchstaben von berufenster Seite gegeben. Auch Johann Friedrich von Sachsen wählte diese Buchstaben zum Wahlspruch, die bei ihm jedoch die Lesung hatten: „Allein Evangelium Ist Ohne Verlust.“ Buchstaben derart zu verwenden kam übrigens bei Wahlsprüchen sehr häufig vor, wovon später noch etliche Beispiele angeführt werden sollen.

Sein Sohn und Nachfolger Maximilian I., der „letzte Ritter," rief aus: „Per tot discrimina" (Nach so vielen Gefahren), ferner mahnend Maß zu halten und das Ende zu bedenken: „Tene mensuam et respice finem." Maximilian hatte die Schwäche, die Wurzel seines Stammbaumes in der fernsten Vergangenheit zu suchen. Und da schrieb ein Spötter an die Mauer der Hofburg:

Da Adam hackt und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?

Treuherzig gab er zur Antwort:

Ich bin ein Mann wie anderer Mann,
Nur, daß mir Gott die Ehre gann.

Weniger bekannt als dieser Verswechsel dürfte die Thatsache sein, daß Kaiser Maximilian im Jahre 1495 an der Wiener Universität eine fünfte Fakultät stiftete, die etwa ein Jahrhundert bestand. Es war dies das Collegium poetarum, also eine Hochschule für Dichtkunst. Sein Enkel Karl V. war der mächtigste Monarch seiner Zeit, in dessen Reich „die Sonne nicht unterging," und unter dessen Regierung die Reformation stattfand. „Plus ultra" (Darüber hinaus) war sein kühner Wahlspruch. Als König von Neapel führte er den ciceronischen Spruch: „Suum cuique" (Jedem das Seine), der später in Preußen zum Hauptspruch werden sollte.

Weltenmüde suchte der mächtige Kaiser in seines Lebens Mittagszeit eine Zufluchtstätte im Kloster Juste, wo er sich seiner Lieblingsneigung, der Uhrmacherei, hingab. Hier starb er, und ein Reisender will auf seinem Grabe in der Klosterkirche folgende Inschrift gelesen haben:

„Hic jacet intus — Carolus quintus,
Vos qui transitis ibi — orate pro sibi,
Et dicite bis aut ter — Ave Maria et Pater noster."

Lange mochte sich diese in greulichem Latein verfaßte Inschrift, die zum Beten für des Toten Heil auffordert, nicht dort befunden haben, denn spätere Besucher des Grabes wissen nichts von ihr zu vermelden.

Karl teilte bekanntlich sein Riesenreich. In den österreichischen Erbländern kam Ferdinand I. zur Herrschaft, der auch zum deutschen Kaiser erwählt wurde. „Es werde Recht oder die Welt vergehe!“ („Fiat justitia aut pereat mundus!“) kündet er. Maximilian II., der kühne Jäger, der auf der Martinswand sich verstieg und dessen Rettung zur frommen Legende geworden, stellte alles der Vorsehung des Herrn anheim: „Dominus providebit.“ Ähnlich äußerte sich der kaiserliche Astrolog Rudolf II.: „Omnia ex Dei voluntate“ (Alles nach Gottes Willen). Durch Matthias II. Wahlspruch hallt schon der Waffenlärm des dreißigjährigen Krieges: „Amat victoria curam“ (Der Sieg will Mühe). Ferdinand II. sprach noch kampfesfroher: „Legitime certantibus“ (Dem rechtlichen Kampfe), Ferdinand III. wollte Frömmigkeit und Gerechtigkeit: „Pietate et Justitia,“ allerdings was er dafür hielt; auch werden ihm als Wahlspruch die Buchstaben J. K. E. M. zugesprochen, mit der Deutung: Jeder Kaiser Ein Mensch. Sein Sohn Ferdinand, der wohl 1653 römischer König wurde, jedoch zur Kaiserwürde nicht gelangte, weil er früher als sein Vater starb, hatte als Wahlspruch: „Pro Deo et populo“ (Für Gott und Volk). Leopold I., der in einer Zeit zur Regierung gelangte, wo die tiefen Wunden des dreißigjährigen Krieges zu verharschen begannen, rief bedächtig aus: „Concilio et industria“ (Rat und Fleiß). Joseph I. regierte zu kurze Zeit, um seinen Vorsatz, Liebe und Furcht — „Amore et timore“ — zu erwecken, ausführen zu können. Aus dem Kampfgetümmel in Spanien eilte nun Karl nach Deutschland, der als der VI. dieses Namens deutscher Kaiser

wurde. „Constantia et fortitudine“ (Festigkeit und Stärke) war sein Ruf. Er war der letzte und auch der prachtliebendste der Habsburger. Zahlreiche Bauten, die er aufführen ließ, beweisen es, und die Überlieferung erzählt uns von gar rauschenden Festen und Schaustellungen. So ließ er einst zu Prag unter freiem Himmel eine Oper aufführen, wobei die Zahl der Mitwirkenden mehr als tausend betrug. Der nach ihm zum Kaiser erwählte Bayernfürst Karl VII. führte den Spruch: „Providentia numinis,“ also ungefähr ein gedämpft klingendes: „Von Gottes Gnaden.“ Maria Theresia, die Tochter des letzten Habsburgers, die in jahrelangen Kämpfen den Besitz ihrer österreichischen Erbländer bedroht sah, konnte sie endlich bis auf Schlesien doch behaupten. Im Jahre 1745, nach dem Tode ihres Gegners, des letzterwähnten Kaisers aus bayrischem Hause, erfüllte sich auch ihr sehnlichster Wunsch, indem Franz von Lothringen, ihr Gatte, zu Frankfurt die Krone des großen Karls auf sein Haupt setzen konnte. Seine Devise war: „Pro Deo et Imperio“ (Für Gott und Reich).[1])

Nicht nur Maria Theresia, auch die Österreicher wünschten nichts sehnlicher, als daß die Kaiserwürde dem Gemahl ihrer Regentin zukomme, und dieser Wunsch kam auch in manchem der Volksreime zum Ausdruck, die gelegentlich der jubelnd begrüßten Geburt (1741) des kaiserlichen Prinzen Joseph laut wurden. Zwei dieser charakteristischen Straßendichtungen mögen hier ein Plätzchen finden:

„Zwei Lerchen singen hübsch und fein,
Der Himmel schänke uns noch ein,
Tuscht's z'sam, doch brecht's die Ampeln nit,
Ein jeder trink nach Maß und Pflicht.

[1]) Als Fürstin ihrer Erbländer führte Maria Theresia den Wahlspruch: „Justitia et clementia“ (Gerechtigkeit und Gnade).

Wann's schon genug habt illuminiert,
Geht sacht nach Haus, wie sich gebührt,
Alsdann streckt Eure Glieder aus,
Die G'sundheit trinkt's mit Freuden aus.
Es leb' Franz Stephan auch zugleich,
Ein Mehrer des Haus Österreich.
Gott schenk' ihm zu dem Macherlohn
In kurzer Zeit die römische Kron'."

Das zweite Gedichtchen, das viel klarer ist und auch eine naivere Herzlichkeit bekundet, lautet:

„Auf, auf, ihr Bürger, Männer, auf!
Ein jeder heut der Burg zu lauf',
Theresia hat einen Prinzen bracht,
Franz Stephan jetzt vor Freuden lacht.
Er ruft und schreit beim Fenster hinaus:
Es lebe das neue Lerchenhaus!
Laßt rinnen rot und weißen Wein,
Die Gesundheit muß getrunken sein,
Vivat Maria Theresia,
Die alt' und jung' Familia!"

Es ist wohl kaum nötig, zu bemerken, daß die „Lerchen" hier wie dort Anspielungen auf das österreichische Wappen sind. Es war Josef II., der große Reformator, dessen Geburt ahnungsvoll mit diesen und noch vielen anderen Jubelzeichen begrüßt wurde. Und als später die Kaiserwürde auf ihn überging, wählte er einen Spruch, der wirklich auch den Grundgedanken seines kurzen, aber inhaltsreichen Lebens bildete. Durch Tugend und Beispiel wollte er den Staat lenken: „Virtute et exemplo." Ihm folgte sein Bruder Leopold II., der bis dahin in Italien regierte. Nicht weniger als drei Wahlsprüche führte er: „Pietate et Concordia" (Durch Frömmigkeit und Eintracht), „Justitia et Pax" (Gerechtigkeit und Frieden), und

endlich die gutgemeinten Worte, die sagen, daß der Fürsten Schätze die Herzen ihrer Unterthanen seien: Opes regum corda subditorum.“ Kurze Zeit, etwa zwei Jahre trug er Deutschlands Krone und regierte er Österreich; hier erfolgte während dieser Zeit die „Gegen-Reformation,“ die mit einer Überhast alle Neuerungen Josefs zu beseitigen strebte. Als Kuriosum sei erwähnt, daß damals in Preßburg die Nummerierung der Häuser fortgekratzt und weggepinselt wurde, denn auch diese gehörte zu den verpönten Reformen des verblichenen Kaisers. Leopold II. starb 1792, just als die französische Revolution ihre Macht und auch ihren Schrecken entwickelte. In dieser stürmisch-bewegten Zeit ging die Kaiserwürde auf seinen Sohn über, der als Franz II. der letzte Kaiser des „heiligen römischen Reiches“ war und „Lege et fide“ (Gesetz und Glaube) zum Spruche nahm. Im Jahre 1806 legte er diese Würde nieder, nachdem er bereits früher, am 7. Dezember 1804, die österreichischen Erbländer als Kaisertum proklamiert hatte. Wie manches andere, ist auch das alte deutsche Reich nach mehr als tausendjährigem Bestande — Karl der Große wurde am 28. Dezember 800 in Rom gekrönt — unter dem Siegesschritte Napoleons zusammengebrochen. Wohl wurde nach seinem Sturze der Verband gewissermaßen erneut, doch ein Kaiser sollte dem deutschen Reiche erst in unseren Tagen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs erstehen. —

Der letzte Kaiser des „heiligen römischen Reiches“ führte als erster Erbkaiser von Österreich den Wahlspruch: „Justitia regnorum fundamentum (Gerechtigkeit ist die Grundlage der Herrschaft). Sein 1835 zur Regierung gelangter Sohn Ferdinand I. verhieß das Recht zu schützen: „Recta tueri.“ Freiwillig legte im Sturmjahre 1848 der kinderlose und kränkliche Kaiser die Krone nieder, die

auf seinen Neffen überging, der als Franz Josef I. mit dem Wahlspruch: „Viribus unitis“ (Mit vereinten Kräften) regiert. Einen schönen Wahlspruch dichtete sich sein poetischer Bruder Maximilian, welcher als Kaiser von Mexiko von den siegreichen Republikanern hingerichtet wurde. Die Verse lauten:

Von Gold mein Herz,
Der Sinn von Erz,
Durch Freud und Schmerz,
Stets himmelwärts.

XXVI.

Wahlsprüche.

2.

In utrumque paratus.[1])
Wahlspruch v. Jakob I. von England und Philipp III. von Spanien.

Marbu mhiann leinn.[2])
Gälischer Wahlspruch von Campbell.

Folkets kärlek min belöning.[3])
Wahlspruch Karls XIV. von Schweden.

H. H. H. H. H.[4])
Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen.

Bei den Hohenzollern sind Wahlsprüche nicht regelmäßig in Brauch gewesen. Zuerst begegnen wir einem beim Kurfürsten Friedrich I.: „Wer Gott getraut, den verläßt er nicht." Der Bischof von Bamberg soll ursprünglich diese Worte an ihn gerichtet haben, als er ihn am 8. September 1422 den Segen zum Kriegszug gegen die Hussiten gab. Kurfürst Achilles führte auf seinem Brustharnisch den Spruch: „In Gottes Gewalt — Hab ich's gestalt — Er hat's gefügt — Daß mich's genügt," was vielleicht als seine Devise gelten kann. Dem wortgewandten Johann Cicero

[1]) Auf beides vorbereitet. [2]) Wie wir wünschen möchten. [3]) Des Volkes Liebe ist mein Lohn. [4]) Hilf Himmlischer Herr Höchster Hort.

wird die Sentenz „All Ding ein Weil“ zugesprochen, die auch Erzherzog Friedrich von Tirol führte; seinem Sohne Joachim I.: „Judicio et justitia“ (Klug und gerecht). An diesen, der einige von dem ritterlichen Raubgesindel hinrichten hatte lassen, richteten bekanntlich deren überlebenden Genossen mit einem Herrn von Otterstädt an der Spitze die Drohung: „Jochimke, Jochimke, hüde dy! Fangen wy dy, so hangen wy dy!“ was sie sogar frech genug waren, an die Wand seines Gemaches zu schreiben. Indes gelang es Joachim, sie zu züchtigen, und als Otterstädt 1513 gefangen wurde, ließ er ihn hinrichten. Joachim Hektor hatte als Wahlspruch: „Regium est, omnibus benefacere“ und ähnlich auch deutsch: „Allen Wohlthäter zu sein ist Fürstenart.“ Von ihm rührt auch der bekannte Vers her:

Gottes Wort und Luthers Lehr,
Wird vergehen nimmermehr.

Sein Bruder, der Markgraf Hans von Küstrin zeigte auf seinem Harnisch die Worte: „Solus spes mea Christus“ (Meine einzige Hoffnung ist Christus), was vielleicht als sein Wahlspruch gelten kann. Johann Georg wollte gerecht und milde herrschen: „Juste et clementer.“ Daneben erwählte er auch die Buchstaben A. N. G. W., mit der Bedeutung: Alles Nach Gottes Willen; auch Markgraf Christian zu Bayreuth wies neben „In Domino spes mea“ (In Gott mein Hoffen) dieses Buchstabensprüchlein auf. Joachim Ernst von Ansbach erwählte: „In Domino qui sperat non confundetur“ (Wer Gott vertraut wird nicht untergehen), ferner G. F. M. B. mit der Bedeutung: „Gottes Fügen Mein Begnügen,“ und V. D. C. F. als Kürzung von: „Verbum Domini Constat Firmum“ (Gottes Wort steht fest). Der Deutsche Ordensmeister Markgraf Friedrich (1588—1611) hat neben: „Laß Gott walten,“ merkwürdiger-

weise auch das von den Jesuiten geführte Monogramm des Namens Jesu, J. H. S. als Wahlspruch. Während es aber hier: „Jesus hominum salvator" zu lesen ist, galt es bei ihm deutsch: „Ich Hoffe Später." Johann Albert (1591—1615), sein Nachfolger, führte unter anderen auch die Buchstaben M. T. V. L. J. G. E. mit der Bedeutung: „Mein Thun Und Leben Ist Gott Ergeben." Sigismund, Statthalter in Cleve weist ein halbes Dutzend Wahlsprüche auf, von welchen er „In Deo spes mea" (In Gott mein Hoffen) mutmaßlich am häufigsten gebraucht hat. Markgraf Johann (1597—1627) erwählte eine italienische Devise: „Assai ben balla, a chi fortuna suona" (Wem das Glück aufspielt, der kann leicht gut tanzen). Johann Georg der Jüngere, kaiserlicher Feldoberst wie der vorerwähnte, meinte französisch: „Par vertu, armes et amour — Mon coeur sera content un jour" (Durch Tugend, Kampf und Liebe wird eines Tages mein Herz befriedigt). Kurfürst Joachim Friedrich verwendete einen Spruch Salomos: „Initium sapientiae timor Domini" (Die Furcht vor Gott ist aller Weisheit Anfang). Der Ordensmeister Johann Georg erwählte: „Ich wag's, Gott walt's", was später auch Prinz Friedrich Carl erkor, ferner die Buchstaben F. V. C., was die einen mit: „Fidelité, Vertu, Constance" (Treue Tugend, Festigkeit) zu verdeutlichen suchen, andere aber mit: „Fide, Vide, Cui" (Trau, schau, wem!). Kurfürst, Johann Sigismund meinte: „Pro lege et grege" (Für Gesetz und Volk). Georg Wilhelm erkor sich: „Dieu et mon droit," (Gott ist mein Schutz), was später auch zum englischen Wappenspruch wurde. Friedrich Wilhelm, der „große Kurfürst" hatte zum Wahlspruch: „Deus fortitudo mea (Gott ist meine Stärke). Daß der Gründer der hohenzollernschen Macht auch Verse gemacht hat, dürfte nicht allgemein bekannt sein. So bat ihn einst der „Dichter" Peucker in einem gereimten Bittgesuch um ein Stück Wild

von der Jagdbeute. Friedrich Wilhelm bewilligte es mit folgenden Versen:

„Der große Nimrod giebt Befehl:
Aktäon, das ist der von Oppen,
Soll Niklas Peuckern seine Kehl
Mit einem wilden Schweine stoppen.

Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Kurfürstin nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammenbinden."

Sein Nachfolger Friedrich, der erste König von Preußen hatte den Spruch: „Suum cuique" (Jedem das Seine), der auch zur Devise des von ihm gestifteten Schwarzen Adler-Ordens wurde. Friedrich Wilhelm I. führte auf seinem Schwerte die Inschrift: „Pro Deo et Patria" (Für Gott und Vaterland), was vielleicht als sein Wahlspruch gelten kann, ohne daß er es gerade entschieden ist. Bekannter sind von ihm jene Randbemerkungen, die er auf eine Einwendung der ostpreußischen Landstände wider eine Steuer schrieb. Sie enthielt unter anderem auch die Worte: „Tout le pays sera ruiné," und da schrieb nun der König hinzu: „Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam (Ni pozwalam, ich erlaube es nicht, das Veto der polnischen Reichstagsmitglieder) wird ruiniert werden. Ich stabiliere die Souveränetè wie einen Rocher von Bronce."

Der Spar- und Soldatenkönig wußte überhaupt recht drollige Randglossen zu machen, besonders wo es sich um Geldforderungen handelte: Jetzo hab ich kein Geld; — Plat abgeschlagen; — Ich verlebbere nicht mein Geld; — Kere mir nit daran; — Non habeo pecuniam — u. dergl. mehr. Es war dies eine wohlberechnete Knauserei, wie

eine Stelle in seinem Testament beweist: „Schatz und Armee sind da und nun bedarf mein Nachfolger weiter keiner Maske.“

Von Friedrich dem Großen ist kein eigentlicher Wahlspruch bekannt geworden. Sein an mehreren Stellen dafür angeführter Ausspruch: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe,“ kann doch nicht gut dafür gelten. Auch er hielt gewöhnlich den Geldbeutel nicht zu locker, wenn er auch nicht knauserte. Der Küster der Domkirche gab einst folgenden Bericht:

Allerdurchlauchtigster König!

Ew. Königlichen Majestät thu' ich berichten:

1. Daß es an Gesangbüchern für die Königliche Familie fehlt.

Ew. Königlichen Majestät thu' ich berichten:

2. Daß es an Holz fehlt, um die Königliche Loge ordentlich zu heizen.

Ew. Königlichen Majestät thu' ich berichten:

3. Daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.

Schmidt, Küster der Domkirche.

Hierauf antwortete Friedrich:

Ew. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu' ich antworten:

1. Daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge.

Ew. Wohlwürden thu' ich berichten:

2. Daß, wer heizen lassen will, sich sein Holz selbst kaufe.

Ew. Wohlwürden thu' ich berichten:

3. Daß das Geländer am Wasser Seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu' ich endlich berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.

Friedrich.

Überhaupt konnte er in seinem Briefwechsel recht sarkastisch sein. Der Magistrat eines schlesischen Städtchens schrieb ihm eines Tages folgendes:

„In unserer Mitte befindet sich ein Frevler, der Gott, den König und sogar einen wohllöblichen Magistrat gelästert hat. Wir glauben daher unter Beischluß der Akten, die Entscheidung in dieser Sache Ew. Königlichen Majestät unmittelbar anheimstellen zu sollen."

Der Bescheid des Königs lautete: „Daß der Mann Gott gelästert hat, das möge ihm Gott verzeihen, daß er mich lästerte, vergebe ich ihm, daß er aber sogar einen wohllöblichen Magistrat gelästert, dafür soll er auf eine halbe Stunde nach Spandau gebracht und — natürlich auf Kosten des wohllöblichen Magistrates — hin und zurück transportiert werden." Hierbei mochte Friedrich auch wie Kaiser Augustus denken, der auf die Bemerkung, daß jemand die Götter gelästert habe, antwortete: „Die Ehre der Götter ist ihre eigene Sache." Anklagen wegen Gotteslästerung sind überhaupt recht komisch. Es muß für einen Gott ein göttlicher Spaß sein, wenn ein bebrilltes, vielleicht leberleidendes Männchen als sein Anwalt mit einer Klage vor den irdischen Richterstuhl tritt, ohne dabei zu erkennen, daß er eigentlich mit seinem eifrigen Amtsthun selbst zum Leugner der göttlichen Allmacht wird. Oder ist es in der That nur die Konsequenz eines Systems? — Noch eines bissigen Briefleins des zweiten Friedrichs sei hier gedacht. Das Postamt beschwerte sich beim König, daß ein Oberst in ihre Privilegien eingriff, indem er dem Kutscher seines eigenen Wagens ein Posthorn gegeben habe, das auch fleißig benutzt werde. Der König schrieb nun dem Oberst: „Mein lieber Oberst! Es ist Euch vergönnt, so viele Hörner zu tragen als Euch gefällig ist, nur kein Posthorn, denn das ist wider die Verordnung."

Friedrich Wilhelm II. führte keinen Wahlspruch, wohl aber sein Nachfolger, zumal er als Ritter des dänischen Elefantenordens einen führen mußte. Er lautet: „Gott mit uns.“ Von Friedrich Wilhelm IV. gilt das Wort Josuas dafür: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen,“ eine Annahme, die eigentlich nur sehr wenig Berechtigung hat, da der König es erst 1847 bei der Eröffnung des Landtages zum erstenmal laut werden ließ. Kaiser Wilhelm I. hatte als Lieblingssprüchlein: „Erst wägen, dann wagen,“ ähnlich also der erwähnten Devise des Pommernherzogs Bogislaw. Von Kaiser Friedrich gilt dafür die Sentenz: „Furchtlos und beharrlich.“ Es sind dies eigentlich nur mehr oder minder häufig angewandte Lieblingssprüche, nicht Wahlsprüche von der Art wie sie die deutschen Kaiser nach dem Vorbild der römischen Cäsaren führten, Augustus z. B.: „Festina lente“ (Eile mit Weile).[1]) Halb und halb können wir auch als Wahlsprüche die Kernregeln der sieben Weisen Griechenlands betrachten oder andere in Kürze dargestellte Lehren, wie Epiktets *Ἀνέχου καὶ ἀπέχου* (Anechu kai apechu — Dulde und enthalte dich). Oft ist der Wahlspruch auch ein Wortspiel, namentlich wenn er zum Wappenspruch der Familie geworden ist, wovon einige Beispiele hier folgen mögen: Das Geschlecht der Baudard führt den Spruch: „A beau dard noble but“ (Zum schönen Geschoß — oder auch zu Baudard — ein edles Ziel). Mercy führt den Wahlspruch: „A Dieu et au roi Mercy (Gott und dem König Dank — und Mercy). Home sagt: „A home, a home, a home“ (Ein Home, ein Haus, eine Heimat). Malivert: „A mal hiver bon feu“ (Zum schlechten Winter gutes Feuer).

Albrecht Günther Graf zu Schwarzburg wählte sich zum Wahlspruch die Buchstaben A. B. C. D. E. F. mit der

[1]) Eigentlich griechisch: *Σπεῦδε βραδέως.*

Bedeutung: „Allein Bei Chriſtus Die Ewige Freude.“ Chriſtoph Kolumbus pflegte ſeiner Namensunterſchrift gewöhnlich die Buchſtaben beizufügen:

S.
S. A. S.
X. M. Y.

Die unteren drei ſind die Anfangsbuchſtaben von Chriſtus, Maria, Joſephus, die oberen drei die Endbuchſtaben und das darüberſtehende S die Kürzung von Sanctus. Als Wappenſpruch führte ſeine Familie: „A Castilla y a Leon nuevo mundo dio Colon“ (An Caſtilien und Leon gab eine neue Welt Colon). Philipp II. von Spanien hatte zur Deviſe: „Accipe quod tuum alterique da suum (Nimm was dein iſt und gieb dem anderen was ſein iſt). Chriſtian III. von Dänemark rief deutſch aus: „Ach Gott ſchaff deinen Willen.“ Ein recht fröhliches Sprüchlein aber erkor ſich Eitel Friedrich Graf von Zollern († 1661): „Adams Ripp und Rebenſaft!“ war ſeine Loſung. Chriſtian II., Kurfürſt von Sachſen, wollte von Gott fürs Reich wirken: „A Deo pro imperio.“ Derfflinger, der vom Schneidergeſellen zum Feldmarſchall des Großen Kurfürſten hinaufgerückt war, führte: „A Deo et virtute splendor“ (Von Gott und der Tugend mein Glanz). Erasmus von Rotterdam meinte mutig: „Cedo nulli“ (Ich weiche niemandem), was ſpäter auch der Wahlſpruch des kampffrohen niederländiſchen Dichters Joeſt van den Vondel wurde. Albrecht von Haller mahnte, zur Einfachheit zurückzukehren: „Ad simplicitatem redire;“ und der engliſche Philoſoph Burke erwählte ſich: „Remember — resemble — perseveres“ (Gedenke — ſtrebe nach — verharre). Der große Romanſchriftſteller Walter Scott hatte zum Wahlſpruch: „Never to be doing nothing“ (Nie darf nichts geſchehen), ein weiſer Spruch, ähnlich dem Voltaires: „Toujours au travail“ (Stets bei der Arbeit).

Der Hiſtoriker Robertſon meinte: „Vita sine literis mors est“ (Ein Leben ohne Wiſſenſchaft iſt Tod), und der Naturforſcher Lacépède ſagte, Leben ſei Beobachten: „Vivre c'est veiller,“ was auch des jüngeren Plinius Wahlſpruch war. Rouſſeau wieder wollte nach Juvenals Worten ſein Leben dem Wahren weihen: „Vitam impendero vero.“ Karl Markgraf zu Burgau klagte: „Allzeit fröhlich iſt gefährlich — allzeit traurig iſt beſchwerlich — allzeit glücklich iſt betrüglich.“ Thomas a Kempis hatte zum Wahlſpruch: „Ama nesciri“ (Liebe es unbekannt zu ſein), was um ſo merkwürdiger iſt, als ſein Wirken thatſächlich ein Nebelſchleier umgiebt. Von ſeinem berühmten Werk „Nachahmung Chriſti“ wird nämlich ſehr kräftig behauptet, es ſei nicht von ihm ſelbſt geſchrieben worden, und thatſächlich weicht es auch von ſeinen anderen Schriften ſtiliſtiſch und gedanklich ganz gewaltig ab. Gottfried von Bouillon hatte als Deviſe: „Atavis et armis“ (Ahnen und Waffen), was ſpäter auch der ſavoyiſche Ritterorden vom heiligen Lazarus annahm; als König von Jeruſalem aber: „Dederitne viam casusve Deusve“ (Ob der Zufall oder Gott den Weg weiſt). Wilhelm von Oranien, genannt „der Schweiger,“ erwählte das ciceroniſche: „Audaces fortuna juvat“ (Dem Kühnen hilft das Glück), was auch viele andere annahmen, mit Fortlaſſung des mittleren Wortes der Sieger von Lepanto, Don Juan d'Auſtria. Otto von Wittelsbach, der den Hohenſtaufen Philipp von Schwaben ermordete, rief aus: „Audendum“ (Es muß gewagt ſein). Das Geſchlecht der Rochechouart meinte ſtolz: „Avant que le mer fût au monde, Rochechouart portait les ondes“ (Bevor das Meer entſtanden, führte Rochechouart ſchon die Wellen, d. h. im Wappen). Das wäre noch drolliger als das Bild, welches ſich in einem ungariſchen Grafenhaus befindet, auf welchem dargeſtellt iſt, wie der Ahnherr des Geſchlechtes mit hocherhobenem Adelsbrief der Arche

Noahs zuſchwimmt. In etwas beſcheidenerer Unbeſcheidenheit nennen ſich die Montmorencys die „erſten Chriſten“ und das Geſchlecht Lévis, das ſeine Herkunft von einem Vetter Marias, der Mutter Jeſu, herleitet, führt den Wappenſpruch: „Aide Dieu au second chrétien Lévis!“ nimmt alſo „beſcheiden“ für ſeinen Ahnherrn nur den Rang des zweitälteſten Chriſten in Anſpruch, während die Moroges ihren Ahnherrn den „erſten chriſtlichen Mohren“ nennen, d. i. einer der heiligen drei Könige. Edel ſpricht der Landgraf von Heſſen, Philipp der Gutmütige:

Beſſer Landt und Leuth verloren,
Als ein falſches Eydt geſchworen.

Sein Zeitgenoſſe Herzog Eberhard von Württemberg meinte: „Benevolenza buonissima guardia“ (Wohlwollen iſt die beſte Schutzwehr); der italieniſche Graf Guidi meinte ganz richtig: „Chi ha la buona fama e poi la perde — Raquistare la puo, ma non si verde“ (Wer ſeinen guten Ruf verliert, kann ihn wohl wiedergewinnen, aber nicht mehr ſo blühend). Italieniſch iſt auch der Wahlſpruch, den ſich Larochefoucauld, der berühmte Verfaſſer der Maximen, erwählt hatte: „Chieto fuor, commoto dentro“ (Außen ruhig, innen bewegt). Johann von Luxemburg ſprach recht klugſinnig: „Contra impossibile nemo tenetur“ (Gegenüber dem Unmöglichen iſt keiner verpflichtet). Papſt Innocenz hatte den Wahlſpruch: „Cum grege non gradior“ (Ich gehe nicht mit der Menge), was für einen Oberhirten der Herde nicht ſehr glücklich gewählt iſt; Clemens XI. dagegen wollte mit Anſpielung auf ſeinen Namen allen gnädig ſein: „Cunctis clemens.“ Häufig, ſehr häufig findet ſich in den Wahlſprüchen das Gottvertrauen ausgedrückt, häufig auch die Hoffnung. „Dum spiro spero“ (So lang ich atme, hoffe ich) iſt das Wahl- oder Wappenſprüchlein von einigen Dutzend Männern und Familien; bei der mit dem Namen

Spiro bildet es überdies noch ein gelungenes Wortspiel. Der englische Staatsmann Disraeli erwählte sich den Spruch: „Forti nihil difficile“ (Dem Starken ist nichts zu schwer). Humoristisch bemerkte Johann Ernst, Herzog zu Sachsen-Eisenach: „Gott bessere die Zeit und die Leut;“ und Ernst der Fromme von Sachsen führte den merkwürdigen Wahlspruch: „Gott giebt's, Jesus erwirbt's, der Glaube nimmt's.“ Cartesius, dessen Lehrregel „Cogito, ergo sum“ (Ich denke, darum bin ich) war, hatte zur Devise: „Gradatim“ (Stufenweise), Lazarus Schwendi, der kaiserliche General († 1584): „Gut verloren, nichts verloren; Mut verloren, halb verloren; Ehr verloren, alles verloren.“ Originell ist auch das Sprüchlein, das ein Herr Georg von Logau im 16. Jahrhundert sich erwählte:

Herrscht der Teufel heut auf Erden,
Morgen wird Gott Meister werden.

Eck, der Gegner Luthers, sprach: „Ich acht nit Schelten!“ während Ulrich von Hutten, der Feind der Klerisei, bekanntlich die Worte Cäsars[1]) beim Überschreiten des Rubikons: „Jacta est alea!“ (Die Würfel sind gefallen!) ausrief, die er frei ins Deutsche mit „Ich hab's gewagt!“ übertrug. Friedrich I. von Sachsen-Altenburg legte sich das Sprüchlein zu:

Im Unglück allzeit fröhlich sein,
Ist Kunst und macht doch gleichwohl Pein.

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig:

In Gotts Gewalt, hab ich's gestalt,
Der hat's gefügt, daß mir's genügt.

Christian von Braunschweig (1599—1628), der „tolle

[1]) Nach Suetons Caes. XXXII, was nach Plutarchs Pomp. nur eine Übersetzung der griechischen gebrauchten Worte wäre: *Ἀνερρίφθα ὁ κύβος.*

Christ" wie er genannt wurde und woher auch diese sprichwörtliche Redensart stammt, hatte als Wahlspruch: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind," was er auch auf seinen Münzen anbringen ließ. Die zwölf silbernen Statuen der Apostel, die im Dom zu Paderborn den Sarg des heiligen Liborius umgaben, ließ er in die Münze bringen, wobei er das Evangelium zitierend (Matth. 16, 15) ausrief: „Ei was steht ihr hier so müßig, es heißt: Gehet hin in alle Welt." Baco von Verulam, der große Gelehrte und kleine Mensch erwählte sich: „Knowledge is power" (Wissen ist Macht), das seither sprichwörtlich geworden ist. Noch sei verzeichnet der auf das dreiblättrige Kleeblatt sich beziehende Wappenspruch der Familie Bismarck: „In trinitate robur" (In der Dreieinigkeit Stärke). Ferner von den vielen Buchdruckerzeichen der Spruch Ludwig Elzevirs: „Concordia res parvae crescunt" (Durch Eintracht wird Geringes groß), eine Sentenz, die Sallusts Bell. Jugurth. entnommen ist und früher schon den Niederlanden als Wahlspruch diente. Der berühmte Buchdrucker Christof Plantin hatte die Devise: „Labore ad salutem" (Durch Arbeit zum Heil).

Nicht ganz uninteressant ist es auch einen Blick auf die Wahl- und Wappensprüche der Frauen zu werfen, die allerdings nicht besonders zahlreich vorhanden sind. Hauptsächlich sind es fromme Sprüchlein, Ausdrücke der Gottergebenheit und Gläubigkeit. Die Frauen aus der Hohenzollernschen Familie pflegten nach dem Brauch früherer Zeit ihrer Namensunterschrift die Anfangsbuchstaben solcher Sentenzen, die zuweilen auch Schriftstellen waren, beizufügen. Markgräfin Erdmut (1561—1623), die Frau des Herzogs Johann Friedrich von Pommern, schrieb: H. F. M. Z. S. S., das bedeutet: „Herr Führe Mich Zu Seeligem Sterben." Anna Marie (1567—1628), die Frau von Barnim XII. von Pommern kürte die Buchstaben H. G. A. Z., gleich: „Hilf

Gott Alle Zeit. Sophie (1568—1616), die Gattin des Kurfürsten von Sachsen: A. M. T. V. H. S. I. I. D. H. D., mit der Bedeutung: „All Mein Trübsal Und Herzeleid Stell Ich In Die Heilige Dreieinigkeit." Und so fort. Elisabeth, die Frau des Großen Kurfürsten, erwählte sich das Bibelwort (Römer 8, 35): „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?" Und ihre Tochter Luise Charlotte den Vers:

Murmurer en malheur et perdre patience
C'est trop mal à propos,
Vouloir ce, que Dieu veut, est la science,
Qui nous met en repos.

Deutsch etwa:

Im Unglück murren, Ruh verlieren,
Das ist gar arg,
Was Gott will wollen, ist die Lehre,
Die dich macht stark.

Von der ersten Königin von Preußen, Sophia Charlotte, kann angenommen werden, daß die Sentenz: „Mon devoir fait mon plaisir" (Meine Pflicht ist mein Vergnügen), welche sich auf eine mit ihrem Bildnis versehene Medaille befindet, ihr Wahlspruch war. Königin Luise sprach: „In Gott ist meine Zuversicht," und die Gattin ihres Sohnes Kaiser Wilhelm I., Kaiserin Augusta, hatte sich die Schriftstellen erwählt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit finden," ferner: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet fest am Gebet."

Barbara, Herzogin von Württemberg († 1636), meinte: „Mein Vertrauen Steht In Christo Allein," Worte, deren Anfangsbuchstaben „Musica" ergeben. Maria, Königin von Ungarn, erklärte: „Manus Domini protegat me" (Die Hand des Herrn hat mich beschützt). Anna, Herzogin von Bretagne, rief aus: „Molo mori quam foedari" (Lieber

sterben, als verunehrt sein), ein Spruch, der auch sonst häufig Anwendung fand. Anna von Boleyn, die Gattin Heinrichs VIII. von England, des gekrönten Blaubarts, der sie enthaupten ließ, führte den Wahlspruch: „Mihi et mea“ (Mir und meine). Maria von Medicis wollte sich größer noch im Ungemach zeigen: „Major in adversis.“ Sophie, Herzogin von Liegnitz († 1587), sprach aus: „Hie Leid, dort Lohn, hie Kampf, dort Kron;“ und, um auch eine schreibende, eine vielschreibende Dame zu erwähnen — die bekannte Frau von Sévigné erklärte italienisch: „Il freddo mi caccia“ (Die Kälte verjagt mich). Erwähnt sei hier auch die Devise des 1498 von Anna von Bretagne gegründeten Damenordens von der Knotenschnur. „J'ai le corps délié,“ lautet er, ein Wortwitz, denn damit ist ebenso gut ausgedrückt: „Mein Leib ist der Bande ledig,“ wie: „Ich habe die (cordelier) Knotenschnur.“

Die einzelnen Staaten Nordamerikas haben ebenfalls ihre Wahlsprüche. New York z. B. das stolze: „Excelsior“ (Erhabener), Maryland: „Industry the means, plenty the resultat“ (Fleiß die Mittel, Fülle das Ergebnis), Pennsylvania: „Liberty and independence“ (Freiheit und Unabhängigkeit). Auch in Europa sind solche Wahlsprüche als Wappensprüche nicht selten, es sei nur an das: „Je maintiendrai“ (Ich werde aufrecht erhalten) im niederländischen, „Imota fides“ (Unerschütterliche Treue) im braunschweigischen Wappen erinnert; die Stadt Paris, die bekanntlich ein Schiff im Wappen führt, hat dazu den Spruch: „Fluctuat nec mergitur“ (Es wird bewegt, doch geht nicht unter). Üblich ist in England auch, daß die alten Handwerkszünfte Devisen führen, ebenso Lehranstalten. Die Tischlerinnung zu London meint: „Join thrut to truth“ (Füge Wahrheit zu Wahrheit), wobei auch ein Wortspiel beabsichtigt ist, denn joiner heißt Tischler. Die

dortigen Glaser wieder erwählten sich: „Lumen umbra Dei“ (Das Licht ist der Schatten Gottes). Das New-College zu Oxford spricht aus: „Maners makyth man“ (Sitten machen den Menschen). Auch bei den alten italienischen gelehrten Anstalten waren Wahlsprüche, die überhaupt ein Produkt des Mittelalters sind, im Brauch. Die alte Universitätsstadt Bologna hat sich mit Recht den stolzen Spruch erkoren: „Bononia docet“ (Bologna lehrt); die Akademie della Crusca, die für die Sprachreinigung thätig war, zeigt ihrem Namen entsprechend — crusca bedeutet Kleie — ein Sieb im Wappen und dazu die Worte: „Il piu bel fior ne coglie“ (Die schönste Blüte sammelt sie); und die Akademie de Sicuri zu Venedig zeigte ein Sonnenbild und die Umschrift: „Indeclina belle gressu“ (Unabweichliches Schreiten). Ebenso führen die Rederijekamers in den Niederlanden seit Alters her Symbol und Spruch. Bei uns ist letzterer gewöhnlich nur bei den Gesangsvereinen üblich. Ferner führen die Turner das bekannte vierfache F in Kreuzesform in der Bedeutung: „Frisch, Fromm, Froh, Frei.“ Der Brauch ist nicht alt; er entstand erst 1846 auf dem Turnfest zu Heidelberg, was einem reaktionären Blatte später Anlaß bot, den Buchstaben die Deutung zu geben: „Frech, Feig, Feil, Frivol.“ Auch die Turnerschaft anderer Länder hat dieses Zeichen seiner heimatlichen Sprache angepaßt. Der Franzose sagt: „Franc, Frais, Fier, Fort;“ der Italiener: Franco, Fresco, Firmo, Forte;“ der Spanier: „Franco, Fresco, Firmo, Forte;“ der Portugiese: „Franco, Fresco, Fero, Forte.“ Als Wahlspruch-Akrostichon verdient auch die Devise einer früher in Deutschland existierenden „Gesellschaft von der Seelenweisheit“ angeführt zu werden; sie bestand aus dem Worte G. E. M. V. T. (Gemüt), wobei die einzelnen Buchstaben Kürzungen waren von „Gott, Engel, Mensch, Vieh, Teufel.“

„A dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames
L'honneur pour moi —“

(Gott meine Seele, dem König mein Leben, mein Herz den Damen, die Ehre für mich) war die Devise der Ritterschaft.

Noch so vieles ließe sich hier anführen, Ordenssprüche und noch anderes dergleichen, was eigentlich schon zu den Aufschriften zu rechnen ist, die freilich auch im weiteren Sinne den Wahlsprüchen zuzuzählen sind. Auch kurze Lehrregeln gehören oft dazu, das „Memento mori“ (Gedenke des Todes) des Trappistenordens so gut wie andere ähnliche Sprüche. Memento mori! Jawohl, es ist gut zuweilen seiner Vergänglichkeit zu gedenken, schlimm jedoch einzig nur sie in Betracht zu ziehen. Gedenke des Todes! aber gedenke auch des Lebens, der Unsterblichkeit, die jedem gegeben ist, der Unsterblichkeit, mit der wir fortleben in der Menschheit, selbst wenn jede Erinnerung an uns und sogar an die ganze Gesamtheit, die uns umgiebt, bereits verschwunden ist. Wir leben fort in dem großen Bau der Kultur, zu dem der einzelne nur winzig-wenig beiträgt, dem Korallentierchen gleich, das in Menge und durch Zeit Inseln im tiefen Meere erbaut, an denen der Wogenschwall sich bricht. In unseren Thaten sind wir ewig!

XXVII.

Sonderlinge.

Aller Eigensinn beruht darauf, daß der Wille sich an die Stelle der Erkenntnis gedrängt hat. Arth. Schopenhauer.

And thus the native hue of resolution
Is sicklied o'er with the pale cast of thought.[1]
Shakespeare.

Das Glück macht nicht leicht Sonderlinge, sondern Unglück, und Unglück bessert. Lange bittere Erfahrungen an Menschen, denen man sich ganz hingab und opferte, deren heiligen Versicherungen man ganz vertraute — selbst die nächsten Anverwandten können einen Mann von Tiefgefühl, reizbaren Nerven und strengen moralischen Grundsätzen zum Sonderling und Klausner machen, der sonst der frohsinnigste Mensch und Gesellschafter wäre, und rein sinnliche Alltagsmenschen sprechen dann bloß von seinen Eigenheiten.
Weber: Demokritos.

Laune ist ein Gemütsschnupfen, der, wenn er chronisch wird, den Behafteten zum Sonderling macht, was jedoch keineswegs ausschließt, daß das Übel sich nicht auch von Zeit zu Zeit etwas heftiger äußere. Immer ist es ein Ungemach, das den Sonderling schafft, allerdings in vielen Fällen nur ein eingebildetes, wie überhaupt drei Viertel alles Unglücks nur in der Einbildung vorhanden ist. Die

[1]) Die angeborne Farbe der Entschließung — Von des Gedankens Bläße angekränkelt (Hamlet III, 1).

große Menge der Sonderlinge bilden die Hypochonder, die Grillenkranken, wie sie Kant genannt hat. Wie jede Stimmung läßt sich natürlich auch die Hypochondrie auf die leibliche Beschaffenheit zurückführen und physiologisch hat sie ebenso wie die ihr verwandte Hysterie der Frauen ihren Sitz im Unterleibe. Auch diese beiden Übel sind recht gut geeignet den psychischen Unterschied der Geschlechter zu bezeugen. Wie grundverschieden wirken sie trotz ihrer so ziemlich gleichartigen Herkunft. Die Hypochondrie ist mit ihren Grübeleien immer etwas Hervorbringendes, sie schafft aus sich heraus, ob auch nur Narreteien. Die Hysterie ist nur empfänglich. Sie nimmt ihre Empfindungen von außen her, wobei sie selbst das Geringste in der tollsten Weise verzerrt. Etliche Flaschen Bittersalzwasser haben schon oft „auflösend“ auf die Hypochondrie gewirkt, sowie die Ehe auf die Hysterie unverheirateter Frauenzimmer. Zu diesem weiblichen Übel mag auch manches der Schnürleib beitragen, auch der moralische Schnürleib. Leugnen läßt sich auch nicht, daß bei den verheirateten Frauen heutzutage hysterische Erscheinungen erschreckend häufig zu Tage treten; bei denjenigen, die irgend eine geistige Thätigkeit entwickeln oder entwickeln wollen sogar dermaßen, daß ihr Schaffen, sofern es nicht ganz eine kindische, seichte Problermache ist, in sehr vielen Fällen nur als das Produkt jener Krankheit erscheint. Früher, — und oft heute noch — waren hysterische Erscheinungen geeignet nur Mitleid zu erwecken, so gefährlich sie zuweilen der Welt wurden; ist doch manche Wundererscheinung und Begeisterung darauf zurückzuführen. Heute aber machen sie gewöhnlich nur einen widerlichen Eindruck, denn wir erkennen, daß sie bei Ehefrauen in der Befriedigung arger Gelüste, in dem völligen Außerachtlassen der Pflichten als Weib, als Gattin, als Mutter viel eher ihren Ursprung finden als in anderen Umständen. Kranke Leute

sind gewöhnlich hypochondrisch, namentlich magenkranke, ebenso Leute, die geistig zurückgezogen von aller Welt leben, höflicher kann wohl der Müßiggang nicht ausgedrückt werden. Sie beschäftigen sich zu sehr mit sich selbst, mittelmäßige Köpfe sogar nur mit ihrem leiblichen Ich und entdecken dabei täglich neue Krankheiten an sich, oder Symptome der einzigen, mit der behaftet zu sein sie sich einbilden. Dazu kommt noch das Übel, daß sie gerne in medizinischen Schriften Rat suchen und alles auf sich zu deuten wissen. Solchen Leuten vergeht die Hypochondrie sehr bald, wenn sie das Leben ein bißchen kneift und knufft. Und das ist, wie arg es auch werden mag, immer besser, als wenn die Phantasie sie ganz dem Wahnsinn zuführt. Ein großer Teil der Insassen unserer Narrenhäuser besteht aus Personen, die an einer hypochondrischen Schrullen entstammenden fixen Idee leiden. Der eine gelangt dahin, sich nicht niedersetzen zu wollen, weil er wähnt, einen gläsernen Hintern zu haben, der andere behauptet einen Frosch geschluckt zu haben, der dritte wieder noch Verrückteres, und so fort, aber ohne Grazie.

Manchmal ist es nichts anderes als Eitelkeit und Selbstsucht, die einen Menschen zum Sonderling machen; im Streben besonders zu sein, wird er absonderlich. Auch kommt es nicht selten vor, daß Leute von Bedeutung in dieser Beziehung irre gehen. Sie begnügen sich nicht damit, durch ihre Vorzüge unterschiedlich von der Menge zu sein, sie wollen es auch äußerlich, und nehmen die seltsamsten Gewohnheiten an. Etwas vom Sonderling hat zwar jeder an sich. Selbst der flachste Dutzendmensch wird irgend eine Erhebung seines Charakters aufweisen, die nur ihm eigen ist und höchstens nur zufällig bei einem anderen genau an derselben Stelle auch vorhanden ist. Wird dem eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so kann er sich gar merk-

würdig entwickeln. Der Schriftsteller Moritz (1757—1793) übte sich auf einen Fuß zu stehen. Plötzlich fiel ihm ein den Versuch zu machen, beide Füße in die Luft zu stecken, wodurch er natürlich recht unsanft auf die Erde fiel. Nun bildete er sich ein beide Füße gebrochen zu haben, was indes nicht der Fall war. Ein merkwürdiger Sonderling war auch der bekannte österreichische Staatsmann Fürst Kaunitz. Die Wörter Tod und Blattern durften in seiner Gegenwart nicht ausgesprochen werden. Die Furcht vor dem Sterben verpönte das eine Wort, und das Entsetzen, das er empfand, als er Maria Theresia nach ihrer Pockenkrankheit zum erstenmal wieder sah, das andere. Einst schickte er seinen Sekretär aus, um sich nach dem Befinden des schwerkranken Barons von Kriegelstein zu erkundigen. Der Sekretär kam zurück mit dem Bescheid: „Der Herr Baron war nicht mehr anzutreffen." Der Fürst schien betroffen, dann aber sprach er kalt: „So! — Nun, er war allerdings alt genug." Und dabei war der Verstorbene zwölf Jahre jünger als Kaunitz. Seine Manie für alles Französische war und ist auch noch zu sehr verbreitet, als daß sie einer Person den Stempel der Sonderbarkeit aufzudrücken vermöchte. Auch sein ängstliches Bestreben, jeden Lufthauch von sich fern zu halten, findet zahlreiche Gleichgesinnte. Aber eine andere sehr charakteristische Eigentümlichkeit war, daß er seine Zufriedenheit mit den Worten auszudrücken pflegte: „Das hätte ich selbst nicht besser machen können." Ein hübscher Scherz, der eines Tages an seiner Tafel vorkam, mag hier verzeichnet werden. Er hatte einen ungarischen Magnaten eingeladen, der, weil er des Deutschen nicht gut mächtig war, lateinisch das Gespräch führte, aber dabei auch dem starken Malagawein wacker zusprach und immer wieder „Ab hoc, ab hoc!" (Von diesem) vom Bedienten begehrte. Dem Fürsten wurde bang um

seines Gastes Gesundheit, wohlmeinend glaubte er ihn daher erinnern zu müssen: „Domine, est Malaga!“ Dies faßte nun der Magnat für eine grammatikalische Richtigstellung auf, da Malaga mit seinem a am Schlusse weiblich klingt, er wandte sich daher an den Bedienten mit den Worten: „Ergo ab hac.“ [1])

Das achtzehnte Jahrhundert war überhaupt sehr reich an Sonderlingen, an seltsamen Fremden, denen sich manche Schwindler von der Art Cagliostros und des Grafen Saint Germain anreihten. Ein Engländer — die Männer aus dem Inselreich liefern noch heute so manchen Sonderling — Lord Baltimor reiste Zeit seines Lebens in der Welt herum, ohne sich irgendwo längere Zeit aufzuhalten, und das einzig nur, weil er nicht wissen wollte, wo er einst begraben wird. Überdies führte Seine Herrlichkeit noch einen ganzen Harem mit sich, wo die verschiedensten Völkertypen vertreten waren. Ähnlich in seinem Gehaben war auch der Engländer Wortley, der in Sitten wie in Tracht ganz Muselmann wurde. Mehr Seltsamkeit als Sonderling war der Ritter d'Eon, der 1728 in Tonnère geboren wurde und 1795 starb. Der Ritter war nämlich — eine Frau. Die Täuschung ging ursprünglich nicht von ihr aus, sondern von ihrer Mutter, die das neugeborene Kind als Sohn ausgab, taufen und erziehen ließ, um ihren Mann zu befriedigen, der mißmutig war, weil ihm nur Töchter geboren wurden und sein altes Geschlecht mit ihm aussterben sollte. Der „Ritter“ studierte in Paris, wurde Doktor, Günstling des Prinzen Conti und von diesem Ludwig XV. empfohlen, der diese Mann-Frau zu diplomatischen Missionen verwendete; schließlich wurde er-sie sogar Gesandter in London. Später verlor der Ritter zwar dieses Amt, er wurde auch stark angefeindet,

---

[1]) Also von dieser.

erhielt aber doch von Ludwig XVI. eine Pension, mußte sich aber entschließen Frauenkleider anzulegen.

Unter den Männern, die über das Normalmaß hinausragen, kommen häufig Sonderlinge vor. Das Sprichwort nennt nicht nur „Gelehrte, Verkehrte," es meint auch jeder Künstler, jede genial veranlagte Natur müsse ihre Schrullen haben. Dieser Annahme liegt mehr als ein Körnchen Wahrheit zu Grunde, obgleich in Betracht gezogen werden muß, daß wir manches nur darum bemerken, weil wir der Person eine erhöhte Aufmerksamkeit widmen. Aber es ist auch selbstverständlich, daß Leute, die in ihrem ganzen Trachten anders als die Menge sind, es auch in vielen Einzelheiten sein müssen, die mit ihrer Bedeutung nicht im Zusammenhang stehen. Andererseits wieder ist zu bedenken, daß eine Anspannung an dieser und jener Stelle notwendigerweise eine Lockerung auf einer anderen verursacht; ferner, daß jeder Mensch, sei er wie groß immer, mit einem menschlichen Maßstabe gemessen werden muß. Der Besitz menschlicher Schwächen ist kein Privilegium der geistigen Unbedeutendheit. Sie bilden sogar ein Bindeglied, eine Urkunde, daß jeder Mensch und sei er der bedeutendste, nicht so hoch sich aufschwingen kann, daß er die irdische Atmosphäre hinter sich ließe.

Scheinbar harmlos und ruhig äußert sich die Art des Sonderlings in den verschiedenen Liebhabereien, indes trügt hier der Schein noch mehr als anderwärts. Die Sammelwut kann zu Thaten hinreißen, zu denen sonst keine Leidenschaft zu führen vermag. Ein eifriger Sammler mag sonst der rechtschaffenste Mensch der Welt sein, in diesem Punkte scheut er manchmal weder Lüge noch List, weder Täuschung noch Betrug. Ist es sogar in Leipzig vorgekommen, daß einer, der von der Buchmanie befallen war, zum Raubmörder wurde, um sie zu befriedigen. Und was da alles

gesammelt wird! Von wirklich wertvollen Dingen wie Bilder, Waffen und sonstigen Kunstwerken, bis tief hinab zu den seltsamsten und nichtigsten Dingen. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat die Briefmarken-Sammelwut hervorgebracht und es wurde auch der Versuch gemacht, diesem Plunder einen wissenschaftlichen Namen zu geben: Philatelie, Briefmarkenkunde. Ist es doch ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit, daß man den größten Unsinn wissenschaftlich auszustaffieren versucht. Wenn sich nur etliche Narren damit beschäftigen würden, so wäre das Übel noch nicht so bedenklich; mögen sie immerhin ihre guten Thaler für eine alte, benützte Dreiermarke hingeben. Sie ersparen sich damit ihr Hirnchen zu bemühen ausfindig zu machen, wie das Geld in anderer nichtsnutziger Weise zum Fenster hinausgeworfen werden kann. Leider Gottes wurde aber dieses Laster hauptsächlich der Schuljugend eingeimpft, die ihre Zeit und ihren Spargroschen daran verschwendet. Da die Briefmarke erst 1840 eingeführt wurde, in England durch Rowland Hill — dem zwar die Erfindung bestritten wird —, in Frankreich drei Jahre später und in Deutschland erst 1850, kann nicht einmal ein historisches Interesse für die Sache als Vorwand dienen. So gut es sein mag, die Phantasie und die freie Zeit der Kinder in gewisse Kanäle abzuleiten, so wenig taugt es hierfür eine Strecke zu wählen, wo ein starkes Gefälle vorhanden ist und das Spiel leicht zur brausenden Leidenschaft wird. Kinder dürfen keine anderen Steckenpferde bekommen, wenn sie den eigentlichen schon entwachsen sind. Derartiges soll ihnen ebenso wie geistige Getränke so lange wie möglich fern bleiben. Wie spät es auch sei, sie kommen noch immer vorzeitig zu diesem wie zu jenem. Zwischen beiden besteht überhaupt eine bedenkliche Ähnlichkeit, eine gleichartige Tendenz, die auszurotten die erste Aufgabe einer verbesserten

Lebensanschauung wird sein müssen. Es ist ein verzweifelter Pessimismus, der uns zur Betäubung rät, ein verzweifelter Pessimismus, der uns veranlaßt, uns selbst mit eitlem Tändelzeug über das Dasein fortzutäuschen. Das Leben als leeren Balg zu betrachten, den wir mit Kleie oder Häcksel ausfüllen, steht nur um einen Grad tiefer als die Doktrin, es einzig für ein Jammerthal zu halten, das wir durchschreiten müssen, um in seligen Gefilden einzugehen. Dem reinen Monotheismus war dieser Gedanke fremd, er wurde erst später, unter dem Einfluß des Heidentums in ihn hineingetragen, wodurch auffällige Widersprüche entstanden, welche die Theologie seit Jahrtausenden nicht auszugleichen vermochte, so spitzfindig sie dabei zu Werke ging.

Es wird viel und es werden die seltsamsten Dinge gesammelt. Mich wundert nur, daß einer, der viel Zeit, viel Geld und wenig Witz hat, noch nicht auf den Gedanken verfallen ist, die kugelrunde Welt zu bereisen, einzig um Pferdebahn-Marken zu sammeln. Wenigstens habe ich von dieser Manie noch nichts gehört, allein ich möchte keineswegs darauf schwören, daß es nicht schon erfolgt sei. So wertvoll wie das Briefmarkensammeln könnte die Sache schon sein. Einer anderen Sammelmanie ist meines Wissens sonst nicht gedacht worden, obgleich sie gar nicht selten ist: ich meine das Sammeln von Bekannten. Man darf diese Art nicht mit einer sehr ähnlichen verwechseln, die vom Streblingtum und anderer Selbstsucht hervorgebracht wird. Die Leute, welche ich hier meine, sammeln sich Bekannte ohne jede Nebenabsicht und mit einer Besitzfreudigkeit, wie sie bei anderen Sammelfexen nicht größer vorhanden sein kann. Die Sache wäre ganz spaßhaft, wenn sie leider nicht auch ein Symptom innerer Leerheit wäre, die sich von der Hirnschale bis zur Herzstelle erstreckt. Mark Twain stellt in einer seiner köstlichen Satiren den Erben eines Mannes

dar, welcher sein großes Vermögen in einer Echo-Sammlung vergeudet hat, das heißt, der selbst um den höchsten Preis in der unwirtlichsten Gegend einen Erdflecken angekauft hatte, wenn dort ein wiederholtes Echo laut wurde. Die Sache ist so toll, daß sie wahr sein könnte. Mehr als sein Geld, auch sein Leben verthut mancher, der von der Kletterwut befallen ist und den höchsten Gipfel der Glückseligkeit erklommen zu haben wähnt, wenn er irgend eine eisbedeckte Höhe erklimmt, wo er nichts in der Welt zu suchen hat und wo ihm gewöhnlich der Nebel jede Aussicht benimmt, die übrigens für ihn von gar keiner Bedeutung ist, denn er klettert nur um geklettert zu haben. Dabei wird er, wenn es nur irgendwie möglich ist, einen ganz unmöglichen Weg wählen, alle Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen und schließlich — sich den Kragen brechen. Wunderliche Welt, wunderliche Leute! Mit der Summe von Mühe, Beharrlichkeit, Opfermut und Nachdenken, die an den nichtigsten Dingen vergeudet wird, könnte im vereinten Wirken manches Großartige angeschafft werden.

Eine gelinde Art des Sonderlingtums bildet die Pedanterie, ein Zweig dieses Hauptastes vom großen Narrenbaum. Pedanterie kommt hauptsächlich bei Leuten vor, deren Thun eine mechanische Regelmäßigkeit aufweist und die ziemlich einsam leben, was das Mißtrauen üppig gedeihen läßt. Der Pedant folgt gedankenlos der Gewohnheit oder er mißtraut selbst seiner eigenen Einsicht, er schafft sich Formen, in die er seine Handlungsweise steckt, gleichviel, ob sie dafür in manchen Fällen zu groß oder zu klein sind. Allerdings ist nicht alles Pedanterie, was dafür gehalten wird, denn die Leichtfertigkeit liebt es, auch das Pflichtgefühl dafür zu halten. Am schädlichsten sind die Pedanten auf öffentlichem Gebiete, die Prinzipiennarren, die konsequent selbst um den Preis der Vernunft sein wollen. Gar oft heischt von uns

die Pflicht, um der Standhaftigkeit willen zu weichen, der Logik wegen unlogisch zu handeln. Der nächste Weg von einem Punkt zum anderen ist wohl die gerade Linie, und ein Dummkopf, wer da unnötigerweise einen Bogen macht, ein Schelm, wer das Ziel wölfisch beschleichen will; aber was an der Scholle klebt, hat mit Weghindernissen zu rechnen. Die Praxis darf ihren Marsch nicht nach Luftmeilen berechnen. Ich mag den Menschen nicht, der sich nicht widerspricht, denn er wird entweder kein Herz oder kein Hirn haben, in vielen Fällen sogar beides nicht. Diese Unregelmäßigkeit mag es zwar sehr schwer machen, das Leben in ein philosophisches System zu runden, allein das ist auch nicht sein Zweck. Für die Menschheit gilt als Wahlspruch: „Lieber unlogisch als unglücklich."

Hagestolze bilden einen beträchtlichen Teil der Gemeinde von Sonderlingen. Die hauptsächlichsten Gründe dafür liegen nicht weit. Ihr freiwilliges Cölibat ist in manchen Fällen durch Kränklichkeit, in manchen wieder durch Kränkungen hervorgebracht worden, Umstände, die gewöhnlich sehr geeignet sind, von der Menge abzusondern. Bei anderen wieder wird die Ursache mit der Wirkung verwechselt: sie sind nicht Sonderlinge, weil sie ledig geblieben, sondern sie blieben ledig, weil sie Sonderlinge sind. Man ist geneigt, sie für die Mehrheit der Hagestolze zu halten, was sehr irrig ist, denn in Wirklichkeit bilden sie nur einen sehr geringen, allerdings auch sehr auffälligen Bruchteil. Ein Hauptfeind der Ehe ist unser Gesellschaftsleben selbst, das die Zeitgrenzen der natürlichen Lust zur Heirat und deren materielle Möglichkeit willkürlich verschoben hat, abgesehen davon, daß auch die Lebensweise im allgemeinen und selbst die Lebensweise, die häufig zur Erreichung der Ehe hüben wie drüben geführt wird, ihr selbst nicht günstig ist. Der Naturtrieb zur Ehe äußert sich bei dem Manne zuerst mit dem

Beginn der zwanziger Jahre, wo also sie unter den heutigen Verhältnissen gewöhnlich ganz unmöglich ist. Dann tritt eine mehr oder minder ausgeprägte Zurückhaltung ein, um dann mit der Neige der Zwanzig dieses Gefühl etwas bedächtiger wieder rege werden zu lassen, wobei im allgemeinen äußerliche Hindernisse sich kaum mehr geltend machen. Dagegen äußert sich jetzt oft eines, das aus dem tiefsten Innern emporsteigt; hier erscheint es etwas früher, dort etwas später, hier mäßig, dort kräftig, aber es ist unausbleiblich und kann zum ernsten Ehehindernis werden. Es ist dies die Frühlingserscheinung dessen, was ich die Äquinoktialstürme der Mannesseele nennen möchte. Ein hypochondrisches Bangen, wobei man sich thörichterweise gealtert wähnt, was sich vielleicht physiologisch mit der Abspannung der Nerven nach dem tollen Jugendbraus erklären läßt. Der befangene Blick sieht in dem Ebben der Leidenschaft nur ein Zurückweichen und im Zurückweichen nur ein Schwinden. Zum Glück währt dieser Frühlingssturm nicht gar zu lange, die Wogen glätten sich, die Seele wird ruhig und belächelt die entschwundene Furcht. Bringt jedoch ein unglücklicher Zufall diesen Sturm der Seele mit dem zarten Hoffnungsgrün des Herzens zusammen, so kann dies leicht auf das ganze Leben wirken. Wohl kommen solche Fälle nicht häufig vor, jedoch sie kommen vor; ein fleißiger und sorgfältiger Beobachter kann hier und da einen zu Gesicht bekommen.

Wenn des Lebens Frühlingstage
Schwinden, faßt dein Herz ein Bangen,
Stürmisch-zage tönt die Klage:
„Ach, das Schönste ist vergangen!"

In des Fühlens Drang und Tosen
Merkst du nicht, wie's wird im Leben:
Wenn entblättert sind die Rosen,
Schwellen erst im Saft die Reben.

Alles, wähnst du, sei die Blüte! —
Wirst dich in die Zeit schon finden;
Und mit Frieden im Gemüte
Siehst du einst den Herbst entschwinden.

Die herbstlichen Äquinoktialstürme der Mannesseele äußern sich schon viel gelinder, was durch die gründlich verschiedenen Lebensverhältnisse, sowie durch den Umstand, daß der Übergang nicht so jäh erfolgt, zu erklären ist. Treten jene häufig später auf als sich erwarten ließe, so kommen diese wieder ebenso oft früher, zuweilen in des Daseins Mittagshöhe. Sie führen eine ruhigere, geläutertere Lebensauffassung mit sich und sind auch nicht so subjektiv.

Nun gilt's den Streitmut dämpfen,
So lang die Kraft noch glüht;
Vorüber mit dem Kämpfen,
Dem nie ein Sieg erblüht.
Wie's immer dir beschieden
Im hellen Tagesschein,
Mach mit dem Leben Frieden —
Es kann nicht anders sein!

Nun gilt es sich ergeben,
Vergeblich jeder Streich!
Man kämpft nicht für das Leben
Und gegen es zugleich.
Du hast dich selbst gewonnen,
Ergiebst du dich darein;
Rasch, eh dein Tag verronnen —
Es soll nicht anders sein!

Die passive Beschaffenheit des Weibes, sowie seine natürliche Eitelkeit verhindern, daß die Psyche der Evastöchter von diesen Stürmen merklich erfaßt wird. In der

Ehe kommt hierbei in zweiter Linie noch die Mutterschaft in Betracht.

Ernst Renan meint, manchem genüge nicht, seine Liebe auf ein Heim zu beschränken, sein Herz umfasse die ganze Menschheit und die Enge der Häuslichkeit beenge seinen Geist. Damit verteidigt er gewissermaßen das Cölibat der Priester, nicht das Zwangscölibat, das Gregor VII. für die katholische Kirche geschaffen, sondern das freiwillige, wie es vorher bestand. Ich glaube, er hat damit nur eine idealistisch durchglühte Phrase gegeben, die sich bei näherer Besichtigung doch nicht als richtig erweist. Es ist in einem Menschenherzen Raum für eine große weite Welt; und es ist nicht Sache des Menschen, anders als menschlich zu fühlen und zu handeln. Man kann zeitweilig in straff gespannten Empfindungen leben, allein man kann es nicht stets, ohne sehr bald Körper und Geist zu ruinieren. Dasselbe gilt auch für die Zeit selbst. Die Parallele der Entwickelung, das biogenetische Grundgesetz gilt in geistiger Beziehung noch entschiedener als in der Naturwissenschaft. Allerdings kann es geschehen, daß eine besonders veranlagte Natur vergeblich nach dem Weibe seiner Wahl ausspäht. Plato, Aristoteles, Newton, Leibniz und Kant, Voltaire und Rousseau blieben Junggesellen.

Es ist hier nur von Hagestolzen als von eigentlichen Sonderlingen die Rede gewesen. Das weibliche Geschlecht ist wohl fast ausnahmsweise geneigt, beide für identisch zu erklären. Und sie würden es für recht und billig halten, wenn in unseren Tagen, wie einst zu Sparta, Hagestolze im Winter barfuß auf dem Markte erscheinen und Spottlieder anhören müßten, oder in einer Örtlichkeit — Venustempel giebt es ja nicht mehr — herumgepeitscht würden. Sie würden es ferner für recht und billig halten, daß die lex Julia Papia Poppeaea Erneuerung fände, ein Gesetz, das

unter Kaiser Augustus erlassen wurde, wonach Eheloſe gewissen Nachteilen bei Ämterbeſetzung, Steuerzahlung u. dergl. ausgeſetzt waren. Taucht doch hier und da in den Köpfen unſerer Steuererfinder das Projekt einer Junggeſellenſteuer auf, ein charakteriſtiſches Zeichen für unſere Zeit der ſchroffen Gegenſätze: Junggeſellenſteuer und Malthuſianismus nebeneinander. Viele werden auch das Geſetz der Babylonier für vernünftig finden, wonach jeder, der ein ſchönes und reiches Weib heiratete, eine gewiſſe Summe in die öffentlichen Kaſſen einzahlen mußte, womit dann arme und häßliche Mädchen ausgeſtattet wurden. Der Franzoſe hat ein Sprichwort: „Vieux garçon, vieux coquin“ (Alter Junggeſelle, alter Spitzbube), was ſicherlich einen weiblichen Autor hat. Übrigens betrachtet auch die Männerwelt alte Junggeſellen mit, ich möchte nicht ſagen ſpöttiſchen oder geringſchätzenden Blicken, ſondern mit ſeltſamen Blicken, worin ein buntes Gemiſch von verſchiedenen Empfindungen ſich ausdrückt, vielleicht ſogar auch eine Spur von — Neid. Gewiß, das Hageſtolztum iſt geeignet, innerlich zu verhärten, Egoiſten und Sonderlinge zu ſchaffen. Im allgemeinen jedoch ſind ſie — von einzelnen Seltſamkeiten abgeſehen, von denen endlich kein Menſch ganz frei iſt — recht gute Kerle, die beſten „Onkel“ der Kinder und jüngeren Leute, und häufig auch die eifrigſten Eheapoſtel. Weniger läßt ſich dies alles von alten Jungfern behaupten. Sie ſind, ſofern ſich nicht eine gewiſſe Mannstollheit bei ihnen geltend macht, geſchworene Männerfeindinnen und finden eine Wonne darin, Liebespaare auseinander zu bringen und Eheprojekte zu zerſtören. Sie ſind im allgemeinen nicht ſo gut geartet wie ihre männlichen — Gegner ließe ſich auch ſagen, und mehr dem Spott ausgeſetzt, wobei ihre Geſchlechtsgenoſſinnen am eifrigſten ſind. Daß ſie im allgemeinen launiſcher ſind, kann nicht geleugnet werden, nur iſt hier mehr Nachſicht

als sonst bei Menschen geboten. Die Ehelosigkeit des Weibes ist nur in den seltensten Fällen eine freiwillige; Zurücksetzung, Treulosigkeit und anderes Mißgeschick pflegen die Ursachen zu sein. Dazu kommt noch, daß das vereinzelte Weib der Welt und sogar sich selbst gegenüber hilflos dasteht; daß es erst in der Ehe sozusagen seinen Lebenszweck findet; diese, sowie noch physiologische Gründe machen eine Verbitterung erklärlich, die sich natürlich weiblich äußert.

Eine Abzweigung des Absonderlichen ist die Gewohnheit, die nur zu unbewußt geschieht, um als Pedanterie zu gelten, zuweilen jedoch eine krankhafte Erscheinung ist und dicht an die Leidenschaft grenzt. Ludwig XV. zerriß den Leuten mit denen er sprach, die Manschetten; Kaiser Karl IV. konnte seine Hände nicht ruhen lassen und schnitt selbst in Audienzen kleine Weidenstäbchen in noch kleinere Stückchen. Napoleon pflegte die Leute mit denen er sprach, beim Ohr zu nehmen und in Momenten des Nachdenkens spielend einen Daumen um den anderen zu drehen. Schiller mußte in seinem Schreibtisch faule Äpfel haben; Goethe konnte Leute, die eine Brille trugen, nicht ausstehen. Diese Aufzählung ließe sich bis ins Unendliche fortsetzen, fast von jedem, dessen Lebensgeschichte uns bekannt wurde, ist auch wenigstens eine Absonderlichkeit bekannt geworden. Bei den Leuten aus der Menge sehen wir sie nur bei den Nächststehenden. Groteske Sonderlinge treten allerdings selten auf, was bei der allgemeinen Verbreitung der Narrheit für die erste Betrachtung recht widerspruchsvoll zu sein scheint. Blicken wir der Sache auf den Grund, so finden wir schon die Erklärung. Wohl ist die Narrheit sehr verbreitet, die Narrheit wie die Schlechtigkeit. Allein es giebt nur wenig Narren, die meisten sind nur Närrchen, so wie weniger Schufte vorhanden sind als man glaubt, sondern nur Schüftchen. Dann wieder dehnen wir gewöhnlich den Begriff zu sehr aus und

taxieren jeden Dummkopf für einen Narren. Nichts ist falscher als diese Verwechselung; mancher kluger Mann sah sein fein ersonnenes Plänchen in Brüche gehen, weil er irrig annahm, Narren vor sich zu haben, indes es nur Dummköpfe waren, keine heißköpfigen, warmherzigen Schwärmer, die nach Belieben durch einen kalten Redeguß beruhigt werden können, sondern hohlköpfige, mattherzige Strebler, die häufig auch die Bosheit des Kretins aufweisen.

Woher die Art des Sonderlings komme? Wie gesagt: manchmal sind es krankhafte Auswüchse, hervorgebracht durch böse Stiche, wahre Galläpfel des Gemütes. Manchmal das übermäßige Nachdenken über sich selbst; wer zuviel in den Spiegel schaut, wird ein Narr. Manchmal wieder das Streben, original zu sein; wer eigene Arten sucht, wird immer nur eigene Unarten finden. Im Streben frei von anderen zu sein, wird man leicht Sklave seiner selbst.

Vom Zwange willst du dich befrein!
Wie kennst du doch dein Fühlen schlecht.
Du wähnst dein eigner Herr zu sein
Und bist doch nur dein eigner Knecht.

XXVIII.

Inſchriften und Aufſchriften.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura franco.[1]
Früher übliche Glockenaufſchrift.

Mijn naam is Roeland,
Als ik kleppe, 't is storm of brand:
Als ik luide 't is victorie in Vlaanderland.[2]
Frühere Aufſchrift der großen Glocke zu Gent.

Gott behüt' dieſes Haus ſo lang,
Bis eine Schneck' die Welt ausgang;
Und eine Ameis durſt' ſo ſehr,
Bis ſie austrinkt das ganze Meer.
Hausaufſchrift zu Mühringen.

Der Brauch, die meiſten Erzeugniſſe mit Sprüchen zu verſehen, iſt nur mehr in geringem Maße vorhanden, und ſie ſind jetzt keineswegs ſo charakteriſtiſch wie einſt. Die Mode ließ zwar im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts dieſe Sache reger werden; es gab kaum einen Wiſchlappen, der nicht irgend eine geſtickte Trivialität zeigte. Indes, die Kinder der Mode ſind kurzlebig, und ſo nah verwandt ſie auch den Bräuchen ſind, müſſen ſie doch als

[1]) Die Lebenden rufe ich. Die Toten beklage ich. Die Blitze ſpalte ich. — Letzteres bezieht ſich auf den früheren Aberglauben, Glockengeläute laſſe das Gewitter verziehen. [2]) Mein Name iſt Roland — Dröhn' ich, ſo gilt's Sturm oder Brand — Läute ich, iſt Sieg in Vlanderland.

deren Todfeinde gelten. Sollte übrigens in diesem Tändelspiel nicht, ob auch unbewußt, ein tieferer Gedanke liegen? Sollte es nicht ein instinktives Bestreben sein, den Dingen etwas an Individualität zu geben, die sie durch die neue Produktionsweise verloren haben? Allerdings ist die Gattung Aufschriften und Inschriften aus grundverschiedenen Arten zusammengesetzt, die kaum mehr miteinander gemein haben, als daß sie einst irgendwo aufgeschrieben wurden. Es kommt dabei Weisheit wie Thorheit, Humor, freiwillige wie unfreiwillige Komik zur Geltung; manches wieder hat nur noch ein rein geschichtliches oder kulturgeschichtliches Interesse. Die bedeutsamste Aufschrift ist sicherlich diejenige, welche einst der delphische Tempel trug: „*Γνῶθι σεαυτόν*“ (Gnothi seauton — Erkenne dich selbst), ein Ausspruch, der von vielen Thales von Milet, von anderen wieder Chilon von Lacedämon zugeschrieben wird. Beide zählten zu den sieben Weisen, denen die Lehre auch würdig ist. Es ist gut und nützlich, sich selbst kennen zu lernen, und der Vorteil, welcher daraus entsteht, wiegt den Nachteil, daß man dabei gerade nicht die angenehmste Bekanntschaft macht, reichlich auf. Daß diese Bekanntschaft nicht gar zu intim werde, dafür sorgen schon die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis und die liebe Eitelkeit im Bunde.

Glockenaufschriften wie die oben vermerkten kommen heutzutage kaum mehr vor; Angabe der Entstehungszeit oder höchstens ein kurzer Bibelspruch werden nun für geeignet erachtet. Wilhelm Ludwig Wekherlin, ein nicht unbegabter, jedoch verbummelter Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Werke von Weber zu seinem „Demokritos“ stark benutzt wurden, weiß von einem Gutsverwalter zu erzählen, der auf einer Kirchenglocke den Vers anbringen ließ:

Bim, Bam, Bum!
Vivat Luthertum!

Ferner erzählt er: „In der Gegend von Montmartre fand sich 1779 die Inschrift:

I. C
I
L
E
C H
E M
I N
D E
S A N. E S.

Vergebens boten die Mitglieder der Akademie der Inschriften und schönen Künste ihren Scharfsinn auf, solche zu enträtseln, vergebens hielt man Sitzungen und korrespondierte mit den auswärtigen Gelehrten, sie blieb unaufgelöst. Siehe! da führt der Zufall einen alten Bauern von Montmartre herbei, der in dem alten Steine den Stein erkannte, der vormals an der Stelle stand, wo sich der Weg nach den Steinbrüchen, woraus das Straßenpflaster von Paris unterhalten wird, scheidet, der eine Weg für die Wagen und der andere für die Esel, und die Inschrift besagte: „Ici le chemin des ânes.“ Ich nehme an, das Histörchen sei nicht wahr und nur erfunden, um die gelehrten Perücken zu verspotten. Indes könnte es wahr sein, denn ähnliches ist beglaubigter Weise vorgekommen, und es dürfte sich noch Gelegenheit finden, solche Vorfälle näher in Betracht zu nehmen. Wir wären hier bei den sogenannten „Rätselhaften Inschriften,“ die unsere Witzblätter oft vortischen:

C. Iul. Caesar
ass liber. Aust.
ern und IX Aug.
en. als. Saur. Col. und
Cu Caes.

Die Lösung dieser rätselhaften Inschrift ist: C. Jul. Cäsar aß lieber Austern und Neunaugen als Sauerkohl und Kuhkäs.“ Weber will auf einer Limonadenbude die komischen Verse gelesen haben:

I heiß Zucconi,
Verkauf Limoni,
Zu Köln da wohn i,
Die heilig drei Koni
Sind meine Patroni.

Ferner zitiert er die Aufschrift über der Thüre einer Schule zu Hamburg:

Hier übt man edle Jugend
In Gottesfurcht und Tugend.
Ein wenig Knüppelei
Ist auch dabei.

Irgendwo fand ich eine ähnliche Schulaufschrift verzeichnet:

Allhier bearbeitet man Kindern
Den ungezogenen Hintern,
Und zieht daraus zur Not
Sein liebes täglich Brot.

„Solchen Gedichten — schreibt Weber — gleichen die Aufschriften auf Schilden oder bei Illuminationen. — Ein Barbier setzte unter den Namen seines Königs in einer Glorie:

Unter deinem Schutz und Schirm
Seif ich meine Kunden ein,
Und du wirst mir nicht verwehren,
Sie methodice zu scheren.

Ein Schneider unter den Adler Preußens:

Unter deinen Flügeln
Will ich sicher bügeln.

Und ein Meister Schreiner hatte bei der Feier der Niederkunft der Erbprinzessin zwei Wiegen, in der einen ein Kind:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben,

unter der zweiten leeren stand:

Und bitten unsern lieben Herrn,
Er woll' uns hinfort mehr beschern.

Ob es Satire war, daß die Fleischerzunft zu Gent das Schlachthaus bei Napoleons I. Ankunft mit der Inschrift versah: „Les petits bouchers de Gand à Napoleon le Grand" („Die kleinen Schlächter von Gent Napoleon dem Großen")? Gelegentlich der Festlichkeiten, die in Breslau am 11. November 1741, als dem Tag der Huldigung Friedrichs II., veranstaltet wurden, hatte der Stadtkoch auf dem Marktplatz einen Ochsen gebraten, der dann zur Schau gestellt wurde. Auf seiner rechten Seite war der preußische Adler zu sehen, zusammengestellt aus allerlei Vögeln. Auf der linken Seite sah man die Worte Fridericus Rex, den polnischen Adler und das dessauische Wappen nebst dem Stadtwappen. Bei der Illumination hatte ein Schlächter ein Bild ausgestellt, welches ihn selbst, einen Ochsen schlachtend, darstellte, mit der Unterschrift:

Wer mir wird den König von Preußen verachten,
Den will ich wie diesen Ochsen schlachten.
David Schulze, ein Brandenburger.

Drollig gab auch ein Wiener seinen loyalen Gefühlen bei der Geburtstagsfeier des Kaisers Franz Ausdruck. Ein Transparent zeigte die Abbildung eines Franziskaners mit der Aufschrift „Über," was sich leicht erklärt als: „Über Franz is kaner."

Von den Wirtshausinschriften beschäftigen sich die meisten weniger mit der Mahnung zur Nüchternheit als mit der Mahnung: „Habe Geld in deinem Beutel!“

Wer nit kann blechen,
Der laß das Zechen —

heißt es an vielen Orten; an anderen wieder moralisierender:

Rede wenig und wahr,
Iß, trink und zahl bar,
Sei still und verschwiegen,
Was nicht dein ist, laß liegen.

Von Hausinschriften seien erwähnt die Giebelsprüche:

Diß Haus steht in Gottes Hand,
Das Manghaus ist es genannt,
Erbauet zu dem gemeinen Nutz,
Der wachse fort in Gottes Schutz.
(In Memmingen.)

Viele sind, die tadeln mich,
Doch ich glaub, sie irren sich.
Das ist das beste in der Welt,
Daß der Tod nimmt an kein Geld;
Sonst würden die reichen Gesellen
Die Armen vor die Lucken stellen!
(In Gundelfingen.)

In Kiebingen lautet eine Aufschrift:

Laß die Neider neiden,
Laß die Hasser hassen,
Was uns Gott beschert hat,
Wird er uns doch lassen.

In Deißlingen wieder meint einer:

Ich ſchreib mit Blei und weiß mit Kreiden,
Jeder Menſch lebt in Kreuz und Leiden;
Der nit in Kreuz und Leiden lebt,
Putz gleich dieſen Vers hinweg.

Häufig iſt in Süddeutſchland auch zu leſen:

Wer bauet an die Straßen,
Muß die Leute reden laſſen.

Und einer glaubte dem Herrgott ein kleines Mißtrauens-zeichen mit den Worten geben zu müſſen:

Ich ſtellt' dies Haus in Gottes Hand,
Da iſt es plötzlich abgebrannt;
Nun hab ich's wieder aufgebaut
Und dem heiligen Florian anvertraut.

Zuweilen ſieht man auch in Süddeutſchland — wo die Giebel- und Hausſprüche mehr in Schwang ſind als im Norden — oberhalb der Thüre von Apotheken die Aufſchrift:

Contra vim mortis
Nulla herba in hortis —

alſo unſer Sprüchlein: „Gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen“ etwas poetiſcher ausgedrückt. Einer, ein übelgelaunter Kranker vermutlich, ſchrieb an die Thüre der Apotheke die Bemerkung: „Hier verkauft man alle möglichen Mittel, nur kein Heilmittel.“ Von der Heilküche zum Friedhof iſt kein weiter Gedankenweg, ſo mag denn hier der Vers Platz finden, den der Friedhofseingang zu Jergens in Tirol aufweiſt:

Scepter, Kron' und Bauernkappen
Thut man hier zuſammenpappen.

Von den Wirtshausinſchriften beſchäftigen ſich die meiſten weniger mit der Mahnung zur Nüchternheit als mit der Mahnung: „Habe Geld in deinem Beutel!“

Wer nit kann blechen,
Der laß das Zechen —

heißt es an vielen Orten; an anderen wieder moraliſierender:

Rede wenig und wahr,
Iß, trink und zahl bar,
Sei ſtill und verſchwiegen,
Was nicht dein iſt, laß liegen.

Von Hausinſchriften ſeien erwähnt die Giebelſprüche:

Diß Haus ſteht in Gottes Hand,
Das Manghaus iſt es genannt,
Erbauet zu dem gemeinen Nutz,
Der wachſe fort in Gottes Schutz.
(In Memmingen.)

Viele ſind, die tadeln mich,
Doch ich glaub, ſie irren ſich.
Das iſt das beſte in der Welt,
Daß der Tod nimmt an kein Geld;
Sonſt würden die reichen Geſellen
Die Armen vor die Lucken ſtellen!
(In Gundelfingen.)

In Kiebingen lautet eine Aufſchrift:

Laß die Neider neiden,
Laß die Haſſer haſſen,
Was uns Gott beſchert hat,
Wird er uns doch laſſen.

In Deißlingen wieder meint einer:

Ich ſchreib mit Blei und weiß mit Kreiden,
Jeder Menſch lebt in Kreuz und Leiden;
Der nit in Kreuz und Leiden lebt,
Putz gleich dieſen Vers hinweg.

Häufig iſt in Süddeutſchland auch zu leſen:

Wer bauet an die Straßen,
Muß die Leute reden laſſen.

Und einer glaubte dem Herrgott ein kleines Mißtrauens-zeichen mit den Worten geben zu müſſen:

Ich ſtellt' dies Haus in Gottes Hand,
Da iſt es plötzlich abgebrannt;
Nun hab ich's wieder aufgebaut
Und dem heiligen Florian anvertraut.

Zuweilen ſieht man auch in Süddeutſchland — wo die Giebel- und Hausſprüche mehr in Schwang ſind als im Norden — oberhalb der Thüre von Apotheken die Aufſchrift:

Contra vim mortis
Nulla herba in hortis —

alſo unſer Sprüchlein: „Gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen“ etwas poetiſcher ausgedrückt. Einer, ein übelgelaunter Kranker vermutlich, ſchrieb an die Thüre der Apotheke die Bemerkung: „Hier verkauft man alle möglichen Mittel, nur kein Heilmittel.“ Von der Heilküche zum Friedhof iſt kein weiter Gedankenweg, ſo mag denn hier der Vers Platz finden, den der Friedhofseingang zu Jergens in Tirol aufweiſt:

Scepter, Kron' und Bauernkappen
Thut man hier zuſammenpappen.

Dies besagt also in epigrammatischer Kürze dasselbe, was auch die zahlreichen sogenannten Totentänze in Bild und Wort ausdrücken; freilich pflegen diese zuweilen eine stark satirische Färbung zu haben. Der berühmteste ist bekanntlich der von Basel, welcher von Holbein gemalt sein soll; auch die Berliner Marienkirche weist einen auf.

Von Hausprüchen, die sich über Stubenthüren befinden, seien als Beispiele angeführt:

Wenn jemand mit dir hadern will,
So rat ich, daß du schweigest still
Und ihm nicht helfest auf die Bahn,
Wo er dich wollte haben han.

Über einer Thür im Schlosse zu Mühringen steht der Spruch:

Gehst du ein, gehst du aus,
Bleib allzeit guter Freund im Haus!

Ferner ebendort:

Red, was wahr ist,
Trink, was klar ist,
Iß, was gar ist.

*

Sankt Georg war ein wackrer Held,
Er schlug den grimmen Drachen tot.
Noch sind der Drachen mehr zur Welt,
Es thät uns seine Hilfe not.

Auf dem Ofen ist hie und da die Aufschrift zu finden:

Brennte Neid gleich dem Feuer,
Wär das Holz nicht halb so teuer.

Das frühere Börsengebäude zu Königsberg in Preußen hatte zahlreiche Deckenbilder, die mit Sprüchlein versehen waren, wovon hier zwei als Probe folgen:

Der sich in Rechtshändel läßt ein,
Muß allenthalben gesäckelt sein.
Mit Unverschämtheit der erst sei gefullt,
Der andre mit Geld, der dritt mit Geduld.

*

Wenn nun Kist und Kast ist gefüllt,
Und hast alles, was du nur willt,
Bewahr dich wohl, der ist ein Jeck,
Der sich verläßt auf gelben Dreck.

Das alte Zwangsarbeitshaus zu Nürnberg trug die auf Bankrottierer gemünzte Inschrift:

Wer keine Seide hat gesponnen
Und mehr verthan, als er gewonnen,
Der gehe ein zu dieser Thür
Und spinne nun Tabak dafür.

Ebenfalls in Nürnberg befindet sich ein Wahrzeichen, der steinerne Ochs auf der Fleischerbrücke mit der Bemerkung: „Hic bos nunquam fuit vitulis“ (Dieser Ochs war nie ein Kalb). Noch grobwitziger äußerte sich die Inschrift zu dem Bild des Affen, das sich früher auf der Heidelberger Brücke befand und gleichfalls — wie auch die nachher erwähnten — ein Wahrzeichen bildet. Es hieß dort:

Was thust du mich angaffen,
Hast nie gesehen Affen?
Zu Heidelberg schau hin und her,
Du findest meinesgleichen mehr.

Ein Grabstein in Hamburg, welcher sich jetzt dort im Museum befindet, zeigt einen Esel, der Dudelsack bläst, und dazu die Erklärung: „De Werlt heft zick ummekert, darume zo hebbe ich arme eezel pipen gheiert.“ Über dem Stadtthor zu Jüterbogk hängt eine Keule mit der seltsamen

Aufschrift: „Giebst du deinen Kindern Brot und leidest nachmals selber Not, schlag ich dich mit dieser Keule tot.“ Etwas Ähnliches hatte auch eins der früheren Stadtthore von Wien — das Rothenturmthor — aufzuweisen. Dort befand sich hoch oben ein schwärzliches Ding, das der Sage nach ein Schinken gewesen sein sollte und mit dem es folgende Bewandtnis hatte: Irgendwer, ich weiß nicht mehr ob der Magistrat oder ob ein schalkhafter Bürger, ließ ihn dort hinhängen und vor dem versammelten Volke erklären, daß der, welcher der reinen Wahrheit gemäß sagen kann, er sei unbeschränkter Herr in seinem Hause, d. h. er stehe nicht unter der Herrschaft seiner Frau, hinaufklettern und sich den Schinken herabholen dürfe. Der eine wie der andere trat nun etliche Schritte vor, aber gleich darauf trat er zurück, weil er seiner Herrschaft sich doch nicht so sicher fühlte, oder weil seine anwesende Gattin ihm einen nicht sehr freundlichen Blick zuwarf. Nur einer wagte es mitten in den Kreis zu treten, ein stämmiger, kraftstrotzender Geselle, der aussah, als fürchte er Tod und Teufel nicht. Alle vorgelegten Kreuzfragen beantwortete er befriedigend, so daß die Beurteiler zurücktraten, um ihm den Weg zum Klettern freizugeben. Jetzt aber streifte der Mann seine Hosen ab. Befragt von den staunenden Alten, was das zu bedeuten habe, antwortete er: „Ja, beim Klettern könnt' ich die Hosen zerreißen und dann greint mein Weib daheim.“ Natürlich wurde es nichts mit dem Schinken, und auch später fand sich keiner, der den Preis ehrlicherweise sich holen hätte können. Die Wahrheit der Historia will ich nicht beschwören, doch beschwören möcht ich, daß sie sich ereignen hätte können. Und tausend Eide will ich auch ablegen, daß es seither nicht anders geworden ist, so viel auch von der Emanzipation des Weibes deklamiert wird, während die der Männer viel mehr von nöten ist.

Auf alten Sonnenuhren ist noch hie und da die sinnige Inschrift zu finden: „Me sol, vos umbra regit“ (Mich regiert die Sonne, euch der Schatten). Eine melancholische Inschrift sah der Dichter Günther Walling während seiner Reise in Spanien auf einer Schlaguhr. Sie lautet nach seiner Übersetzung:

Alle Stunden schlagen Wunden,
Bis die letzte, die erklingt,
Tod uns bringt.

Waffen wurden schon frühzeitig mit Inschriften versehen. Auf den griechischen Schleuderbleien waren verschiedene Sprüche zu lesen, wie: *Δέξαι* (Dexai — Nimm's hin), *Εἶ σκάνου* (Ei skanu — Bette dich gut), *Διος νίκη κέραννος* (Dios nike keraunos — Der Gottheit Blitz ist der Sieg). Manche römische Schleuderbleie trugen den Spruch: „Eme malam malvam“ (Nimm die böse Malve hin). Die Malve galt nämlich als Brechmittel, es sollte also damit gesagt sein, daß das Blei ähnlich wirken möge und das Blut gewalsam hervorbrechen lasse. Auf Kanonen standen früher oft die Worte: „Ultima ratio“ (Letzte Erklärung), ein Ausdruck, der von Richelieu herrührt. Er sagte, die Kanone wäre die letzte Erklärung der Könige. Auf spanischen Degen ist häufig der Spruch eingegraben:

No me saques sin razon,
No me embaines sin honor.

(Zieh mich nicht ohne Grund heraus, entblöße mich nicht ohne Ehre.) Kästner machte die ähnlichen Verse „Auf eine Degenklinge“:

Entblöße mich nicht eh, bis Pflicht und Ehre zwingen,
Dann sollst du ohne Blut mich nicht zurücke bringen.

Er bemerkt dabei, daß es sich lateinisch kürzer sagen ließe: „Nec stringas temere, nec me sin saguine condas.“ Hübsch ausgedacht ist die von Haller für das Beinhaus zu Murten verfaßte Inschrift: „D. O. G. Caroli Duc. Burg. exercitus ab Helvetiis caesus hoc sui monumentum reliquit“ (Durch die Gnade des allmächtigen Gottes hat das Heer Carlos, Herzogs von Burgund, von den Schweizern geschlagen, dieses Denkmal seiner zurückgelassen). Schön ist auch der Satz, den Minister Turgot für die Büste Franklins verfaßt hat. Auf dessen Wirken für die amerikanische Unabhängigkeit und auf die ihm zugesprochene Erfindung des Blitzableiters anspielend, heißt es da nach Manilus: „Eriput coelo fulmen sceptrumque tyrannis“ (Er entriß dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Scepter). Was nun den Blitzableiter betrifft, so sei bemerkt, daß ihn bereits einige Jahre vor Franklin ein Geistlicher in Mähren hergestellt hat, ferner, daß selbst den alten Hebräern ähnliche Vorrichtungen zugeschrieben werden. So oft eine Erfindung in Wirksamkeit tritt, wird auch ausfindig gemacht, daß so und soviel Jahre früher dieser oder jener ähnliches versucht habe, und die liebe Buchstaben-Gelehrsamkeit weiß aus den entlegensten Zeiten als Beweismittel Schriftstellen herbeizuschleppen und in diesem Sinne zu deuten. Als ob wer leugnen könnte, daß das ganze menschliche Denken eine ununterbrochene Kette bilde, und höchstens nur beim Beginn gewisser Epochen so dünn verbunden ist, daß es für die oberflächliche Betrachtung getrennt zu sein scheint! Als ob ein Gedanke in die Welt treten könnte, der nicht früher schon gekeimt und sich entwickelt hat! Wer eine Sache der Welt praktisch nutzbar macht, der ist auch ihr Erfinder, alles andere hat im besten Falle nur ein kulturhistorisches Interesse.

Ein großer Teil der Inschriften ist der Litteratur ent-

nommen, doch nur wenig davon giebt sich ursprünglich als für diesen Zweck geschaffen zu erkennen. Einige nette Sprüchlein hat Rudolf Sperling „für den Wäscheschrank“ gedichtet:

Was äußerlich den Menschen schafft,
Verdanken wir der Nadel Kraft.

*

Es ist des Hauses schönste Zier
Der Linnenschrank — nicht das Klavier.

*

Such' nicht in Gold und Perlenreih'n,
Das Glück, es will gesponnen sein.

*

Ein Weib, das kennt der Nadel Brauch,
Flickt dein zerriss'nes Glück dir auch.

Madame La Mode hatte ein Weilchen die Laune, den Fächer mit allerlei Aufschriften und Zeichnungen zu versehen, eine Erneuerung der Stammbücher und eine Abart der Autographenjagd. Julius Stettenheim schrieb für diesen Zweck:

Ihr Schönen liebt den Fächer von Herzen,
Benützt ihn auch zu allerlei Scherzen,
Haltet ihn fest bis spät in der Nacht,
Natürlich! weil er euch — Wind vormacht.

Ich selbst kann als „Fächersprüche“ zufügen:

Wenn Frauen lächeln,
Wer bliebe da kühl?
Wenn Frauen fächeln,
Wird Männern oft schwül.

*

Im Ernste ist er nie zur Stelle,
Im Ruhen nur, im Tändelstreit

Entfaltet er sich, macht sich breit
Wie — jeder windige Geselle.

Vielleicht können wir auch hierher die Verse stellen, die zuweilen auf die Tischkarten gesetzt werden. Georg Böttiger, der prächtige Humorist, hat uns zahlreiche dieser Dingerchen geschaffen, von denen ich zwei anführen will:

Politisierend Haare spalten
Bei Tische, bleibt ein übles Ding,
Was nützt dir alles Recht behalten,
Wenn drüber 's Eis zu Ende ging.

Dieses Sprüchlein ließe sich übrigens auch recht gut auf die Tischkarte der großen Lebenstafel schreiben — wenn es eine gäbe. Was da aufgetragen wird, weiß jedoch nur der große Koch, der seinen Löffel in allen Töpfen rührt und Schicksal heißt. Böttigers anderer Rat lautet:

Nicht reden gilt seit alten Zeiten
Beim Fisch als nützlich guter Brauch;
Ich will's beim Fische nicht bestreiten,
Beim Braten aber nützt es auch.

Zwei andere — Essig aber Eigenbau — mögen den Beschluß machen:

Willst du zwischen Suppe und Braten
Etwas erzählen, so laß dir raten:
Wenn auch die Suppe dir schmeckt, die kalt ist,
Schmeckt ein Histörchen doch nicht, das alt ist.

*

Der eine liebt Braten, der andre liebt Fisch!
Es ist in der Welt just so wie bei Tisch.
Und was du ganz ruhig beim Mahle läßt gelten,
Das sollst du im Leben nicht nörgeln und schelten.

XXIX.

Körperliche Sonderlinge.

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und schuf sie ein Männlein und Fräulein.
1. Moses 1, 27.

Wer ist, der seiner Größe eine Elle zusetzen könne, ob er gleich darum sorget.
Paulus.

Die meisten Leser werden wohl erraten, wer da mit der Aufschrift gemeint ist. Um aber niemanden erst raten zu lassen, sei von vornher gleich bemerkt, daß die Bezeichnung allen gilt, die in irgend einer Weise von der gewöhnlichen Körpergestaltung abweichen, zu groß oder zu klein, zu dick oder zu mager sind, schielen oder stottern, und vor allem natürlich denjenigen, die, wie der Franzose zu sagen pflegt, mit einem B behaftet sind, d. h. bossu, boiteux, borgne (höckerig, hinkend, einäugig). Über manche körperliche Gebrechen täuscht die Toilettekunst fort, die auf moralischem Gebiete sich Verstellungskunst nennt, hier wie dort also Kunst, ein Wort, dem es einmal schon bestimmt zu sein scheint, zu allem Unfug, der auf Erden getrieben wird, mißbraucht zu werden.

Trotzdem das Sprichwort den Kleinen wohl geneigt ist — „Was klein ist, das ist herzig," „Klein und keck schlägt

die Großen weg" —, trotzdem ihnen sogar eine längere Lebensdauer zugesprochen wurde, was allerdings nicht richtig ist, sind die Kleinen doch nicht mit ihrem Lose zufrieden. Sie recken sich und strecken sich, sie lassen sich die Schuhabsätze möglichst hoch machen, alles nur, um größer zu scheinen, als sie thatsächlich sind. Manche suchen auch den Verkehr mit großgewachsenen Leuten, ohne den Kontrast zu scheuen. Vielleicht ist die Regel, daß der Umgang mit Größeren den Wuchs etwas zu verlängern vermag, richtig — bildlich genommen gilt sie zweifellos —, und die Kleinen werden selbst, ohne diese Regel zu kennen, durch einen Naturtrieb dazu veranlaßt. Beim Manne ist der kleine Wuchs allerdings auffallender als beim Weibe, doch lassen sich davon keineswegs Schlüsse über geistige Fähigkeiten ziehen. Pipin der Kurze, der Gründer des fränkischen Reiches, zeigte sich ebenso klug wie tapfer; der gelehrte Albertus Magnus war so klein, daß ihn der Papst beim Fußkuß wiederholt auffordern konnte, sich zu erheben, obgleich er schon aufgestanden war; und in der neuesten Zeit finden wir wieder den Historiker und Staatsmann Thiers, der trotz seiner geringen Körpergröße geistig besonders hervorragte.

Zwerge wurden früher an den Höfen oft als Narren gehalten und ihr Menschtum in schnöder Weise entwürdigt, wodurch sie leicht boshaft werden konnten, um dann allgemein dafür zu gelten. Daß nur der Spott und die Quälereien der Leute die Zwerge dahin bringen mochte, den Verruf der Bosheit häufig zu rechtfertigten, vermögen wir schon aus den Sagen und Märchen zu ersehen, wo die winzigen Männchen gewöhnlich nur dann böswillig sind, wenn sie gereizt werden. Doch es ist nun einmal nicht anders! Die Menschen sind immer des Staunens und der Entrüstung voll, wenn diejenigen, die von ihnen

gezupft und gezerrt werden, nicht mit Dank und Liebe dafür lohnen. Nicht wenig widerlich ist es auch, Zwerge für Geld zur Schau zu stellen, als wären sie der Himmel weiß was für exotische Tiere. An verschiedenen Höfen kam es früher auch vor, daß Zwerge in große Pasteten hineingesetzt wurden, natürlich nicht mitgebacken, so daß sie beim Zerschneiden der Speise zierlich heraushüpfen konnten um irgend ein Spruchwünschlein oder einen Scherz vorzubringen. Am österreichischen Hofe kam dieser sonderbare Tafelscherz ab, nachdem einmal die Kaiserin in Ohnmacht fiel, weil sich beim Öffnen der Pastete zeigte, daß die eingehüllte Zwergin erstickt war. Peter der Große kam wieder auf den Einfall, seinen Hofzwerg mit einem ebenso kleinen Weibchen zu verheiraten, und er selbst ordnete in grotesker Weise diese seltsame Feier. Daß Zwerghaftigkeit keine ausschließliche Einzelerscheinung sei, daß die Alten mit ihren hierauf sich beziehenden Mitteilungen nicht ganz gefabelt haben, wissen wir jetzt, wo wir die Akka, das Zwergvolk Mittelafrikas, kennen gelernt haben. Auch sie werden für boshaft gehalten, was sehr erklärlich wäre, wenn man in Betracht zieht, daß sie sich, von ihren Nachbarn bedrängt, in des Urwalds Tiefe flüchten mußten. Indes sind unsere Kenntnisse über diese Menschenart doch noch zu gering, um ein allgemein giltiges Urteil fällen zu können. Daß sie, gewöhnt, in völliger Freiheit zu leben, sich gerade nicht von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigen mögen, wenn sie von Europäern, Erscheinungen, die ihnen in jeder Beziehung fürchterlich vorkommen müssen, überfallen und fortgeschleppt werden, ist sehr begreiflich.

Baco von Verulam war sicherlich kleiner Statur, sonst hätte er sich nicht zu dem Ausdruck verstiegen, großgewachsene Menschen gleichen hohen Häusern, deren oberstes Stockwerk gewöhnlich leer ist. Auch das wohlbekannte lateinische

Sprüchlein: „Homo longus raro sapiens“ [1]) dürfte von keinem leiblichen Riesen herrühren. Ob einst die Menschen von größerer Gestalt waren, als das heutige Geschlecht, ist eine Frage, die mutmaßlich nie eine entschiedene Antwort finden wird. Innerhalb der historischen Zeit dürfte kaum ein Unterschied vorhanden sein, so sehr wir auch geneigt sein mögen, nach den früher gebräuchlichen schweren Waffen und Rüstungen auf ein Riesengeschlecht zu schließen. Gewohnheit und Übung machten sich auch hier geltend. Karl der Große soll zwar, wie sein Schwiegersohn Eginhardt schrieb, sieben Fuß gemessen haben, doch dürfte sich dieses Maß nach unserer heutigen Berechnung wohl auf etwa sechs verringern; und überdies galt er auch allgemein als stattlich gebaut. Ferner dürfen wir nicht außer acht lassen, daß der Wuchs bei den verschiedenen Völkern damals wie heute noch grundverschieden war, daß der Norden immer kräftigere Gestalten hervorbrachte, die auf ihren Zügen nach dem Süden angestaunt wurden. Von Attila heißt es wieder, „er war kurz von Person, hatte breite Schultern, einen großen Kopf, kleine Augen und eine gestutzte Nase.“ [2]) Von dem Wuchse Urvaters Adam wissen wir nichts, so gelehrte Abhandlungen darüber die menschliche Narrheit auch geschrieben hat. Die Bibel selbst erzählt uns zwar zweimal von seiner Schöpfung, wobei die eine Darstellung im Widerspruch mit der anderen steht — siehe Kapitel 1 und 2. Genesis —, von seiner Gestalt jedoch sagt sie kein Wörtchen. Nur die Mohammedaner wissen uns auf Ceylon die gewaltige Fußspur Adams zu zeigen, nach der bemessen er allerdings eine Riesengröße gehabt hätte. Tausend Jahre, sagen sie, soll er dort auf einem Fuß gestanden sein, um den Verlust des

---

[1]) Ein langgewachsener Mensch ist selten weise. [2]) Johann Jakob Mascov (1698—1761): „Geschichte der Teutschen.“

Paradieses zu beweinen, obgleich ihm die Bibel nur ein Alter von 930 zumißt. Und was die Hauptsache ist: das „Sripadam," die heilige Fußspur, wird von den Buddhisten ihrem Meister zugesprochen und sie haben dort ihren Tempel erbaut. Was uns die Schrift sonst noch von Riesen vermeldet, will nicht viel bedeuten; die „Enaksöhne" werden anfangs nur als ein großgewachsenes Volk dargestellt, und ihre Größe wird vom Volke dann erst übertrieben, als der Kriegszug wider sie vorgenommen werden soll — es könnte ein Vorfall von heute sein. Und der Riese Goliath, der, nach Luthers Bibelübersetzung, sechs Ellen und eine Handbreit maß, mag auch keine übernatürlich in die Höhe geschossene Erscheinung gewesen sein; wenn so eine Elle ungefähr unserem Fußmaß entsprach, so war das eben nur ein Kerl, mit dem sich die meisten der Riesengrenadiere des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. messen konnten. Was sich uns sonst aus dem Dunkelgrau der Vergangenheit als übergroße Erscheinungen darstellt, sind Phantasiegebilde, Märchenwesen, für die sich kaum ein Körnchen Wirklichkeit vorbringen läßt. Selbst seinen Heroen, wie Herakles, Theseus spricht die Mythe keine Riesengestalt zu. In der nordischen Mythologie und in manchen von ihr vermutlich beeinflußten Volksmärchen wird der Riese zuweilen von den Zwergen überwunden, erschlagen. Es ist dies eigentlich kein Märchen, sondern bittere Wahrheit, die uns das Leben häufig sehen läßt:

Das ist ja die alte, urewige Not,
So will es das Schicksal, das herbe,
Den Kwasir schlagen die Zwerge tot
Und zanken dann um das Erbe.

Wir bekommen keine Wichtelmännchen zu Gesicht, dafür aber um so mehr Männchen, die Wichte sind.

Die dicken Leute gelten gewöhnlich für recht gutmütig oder phlegmatisch, überdies pflegt man auch damit einen gewissen Wohlstand in Verbindung zu bringen. Ein Schmerbauch ist sozusagen ein leiblicher Kreditbrief. Cäsar fürchtete bekanntlich fette Leute wie Antonius nicht, sondern die hagern, blassen von der Art Brutus und Cassius. Ähnlich dachte auch Philipp II. von Spanien hinsichtlich des schmächtigen Oraniers Wilhelm. Und beide sollten sich auch nicht getäuscht haben. Die Leidenschaft setzt kein Fett an, dicke Verschwörer sind so selten wie weiße Raben. Friedrich der Große wieder konnte die Dicken nicht recht leiden, was ihn aber nicht verhinderte, einen magern Stellenbewerber abzuweisen, weil es, wie er zu seiner Umgebung sagte, gar zu viel kostete, bis sich der in seiner Amtmannsstelle fettgegessen haben würde. Lykurg war ein Feind jeder Üppigkeit, also auch der körperlichen. Er ließ die jungen Spartaner geißeln, wenn sie zu fett befunden wurden; Nauklides wieder wurde mit dem Exil bedroht, sofern er nicht Sorge dafür trage, seine Wohlbeleibtheit abzulegen. Eine beträchtliche Ausdehnung des Körpers pflegte früher, und auch jetzt noch, unter der Kutte stattzufinden. Von allen Ordensgeistlichen stellen sich der Phantasie gewöhnlich nur die Jesuiten als hager dar, also diejenigen, die für besonders schlau gelten. Auch das Regieren scheint dem Fettansatz nicht hinderlich zu sein. „Hinter dem Bildnisse des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach — schreibt Weber — ist bemerkt, daß er sieben Schuhe gemessen, vier Zentner gewogen und der Magen sechs Maß gehalten habe.“ Solche respektable Dickheit hatte auch ein Graf Günther von Schwarzburg, die in einer Fehde ihm baß bekam, denn es war unmöglich, ihn durch das Loch ins Burgverließ zu bringen. Es ist schade, daß die Chronik nicht bemerkt, wie dick Bernhard von Askanien war, der

1197 die dargebotene Reichskrone ablehnte, weil er zu dick sei. —

Ein Fürst von Sachsen war so fett
(Sagt man), daß sich die Mäuse Bett
Und Gang in seinen Steiß gewühlt,
Wovon er nie etwas gefühlt.

Die dicksten Fürsten meiner Zeit waren der erste König Württembergs und der letzte Kurfürst Kölns, beide voll Geist und Lachlust. Aber leider bereitete die ungeheure Eßlust dem letzteren ein allzu frühes Ende im 45. Jahre; häufiger Schlaf ging dem Todesschlaf voraus, 1801 zu Wien. Man hatte nicht Zeit ihn einzubalsamieren und sein Gewicht war 480 Pfund.... Den in Kupfer gestochenen böhmischen Wirt in den dreißigen, der zu seinen kurzen Hosen fünfzehn Ellen Zeug brauchte, sah ich selbst. Nicolini in Dresden hatte 560 Pfund und aus seinen Beinkleidern ließ sich ein Bürger einen vollständigen Anzug machen, sein Diener mußte den Löffel führen, und bei einem Fußfall auf der Bühne konnte er nicht mehr allein aufstehen, und so trat er vom Theater ab. Das letztere widerfuhr auch Gibbon, der im Paroxismus der Liebe sich der nachmaligen Madame Necker zu Füßen warf. „Ach, so stehen Sie doch auf!" — „Madame, ich kann nicht."

Es giebt so fette, dicke und runde Kerle, daß sie auffallen, daher man es dem so wißbegierigen großen Peter nicht so ganz verargen darf, wenn er Lust bezeugte, den dicken Rechtsprofessor Schack zu Greifswalde aufschneiden zu lassen, worüber derselbe aus Angst starb, aber berühmter geworden ist, als durch seine Vorlesungen und Bücher, die vielleicht auch dick geworden wären. Und dicke Bücher? man kennt sie ja. Der magere Voltaire sagt auf einem Blatte mehr, als alle Dicken, und Genies sind auch selten

fett. Johnson, Gibbon, Hume waren fett, waren aber doch wohl mehr Gelehrte. Kant aber, vielleicht der dürrste aller Gelehrten, fast ohne Hinterbacken, der ohne alle Einbalsamierung durch bloße Exenterierung hätte im Naturalienkabinett zu Berlin aufbewahrt werden können als die interessanteste Mumie. Dick und dünn, das auch oft locker heißt, sind Gegensätze, aber das dichte ist oft so locker als das dünne und beide leben im Tempel des Nachruhms.

Das höchste, was man noch den Dicken zugesteht, ist Witz — indes kenne ich Dicke, die sehr viel kalten Verstand haben, was weiter führt als Witz, und ziemlich viel Energie. Der dicke Vivonne, den Ludwig XIV. in Gegenwart des noch dickeren Aumont mit seiner Korpulenz neckte und mehr Bewegung anriet, sagte: „Sire! ich bewege mich täglich mehrmals um meinen Vetter Aumont.“ Der witzige Rivarol, dem man von einer dicken Dame sagte, sie sei aus der Provinz, erwiderte: „Sagen Sie lieber, sie sei selbst eine Provinz!“ — Die Schauspielerin Rachel gab einst einen Kostümball, wobei ihre Schwester, die ziemlich beleibt war, als Schäferin gekleidet erschien. „Welcher Einfall!“ rief die Rachel aus; „du siehst aus wie eine Schäferin, die alle ihre Hammel selbst verzehrt hat.“ Sie selbst war nichts weniger als dick, obgleich nicht so mager wie ihre spätere Nachfolgerin Sarah Bernhard, die auch darob genug Spöttereien anhören mußte. Man braucht in der Vorliebe für runde Formen des weiblichen Geschlechtes keineswegs so weit zu gehen wie die Türken, um dennoch gestehen zu müssen, daß für dasselbe die Kargheit des Fleisches noch viel weniger geeignet ist als für den Mann. Das Ideal der Schönheit ist die Rundung, und die vermehrte Rundung der Formen ist es eben auch, die dem weiblichen Geschlecht den Vorzug der Schönheit vor dem männlichen giebt, obgleich wir sonst allgemein im Tierreich diesem den Vorrang zu gewähren

geneigt sind. Allerdings soll diese Rundung nur im einzelnen vorhanden sein, keineswegs aber der ganze Körper einer Kugel gleichen. Übrigens sind Frauen nie dick, sie sind höchstens nur — beleibt. Und dann ist die Körperfülle bei ihnen schon geheiligt durch — die Schwangerschaft. Was die Männer betrifft, so kann ihnen bei einer leiblichen Dürre zum Trost dienen, daß die nur selten mit einer geistigen vereint ist, daß sie regsamer sind und endlich vielleicht auch mit dem französischen Sprüchlein: „Un bon coq n'est jamais gras.“ [1]) Die Dicken aber, die Dicken! Je nun, sie bedeuten die Hemmung im Uhrwerk der Welt, sie verhindern, daß die Menschheit nicht bis zur Atemlosigkeit renne, vorwärts oder, ach, zurück. Mancher sucht sich von des Leibesüberfülle durch irgend eine Kur zu befreien, deren es gar viele giebt. Schon in früherer Zeit kam dergleichen in Anwendung; der spanische General Vitelli soll durch das Trinken von Essig in dieser Weise um 87 Pfund abgenommen haben. Irrtum ist aber die allgemein verbreitete Meinung, daß nur reichliche Tafelfreuden diese Fülle als Folgen haben. Nicht jeder hat sein Ränzlein in Epikurs Schule aufgenommen:

Me pinguem et nitidum bena curata cute vises
Cum ridere voles, Epicuri de grege porcum. [2])

(Horaz.)

Mancher kommt auch bei karger Kost dazu. Die Krankheit Zuviel ist fast ebenso verbreitet wie die Krankheit Zuwenig.

Kurzsichtigkeit ist ein Naturfehler, der leider von Tag zu Tag mehr an Ausdehnung gewinnt; ein echtes Städter-

---

[1]) Ein guter Hahn ist nie fett. [2]) Mich wirst du wohlbeleibt mit glattem Fell — Mit runden Backen finden, wenn dir einfällt, über — Ein wohlgenährtes Schwein aus Epikurs — Verschrienem Stalle lustig dich zu machen.

übel, obgleich es auch den Dörflern nicht ganz fern bleibt; ein echtes Männerübel, obgleich es auch bei dem weiblichen Geschlecht zu finden ist. Manches mag dazu auch die Schule beitragen; die Lehrweise beschränkt oft den Blick, was just nicht einzig nur optische Geltung hat. Die Schule, die den Gebrauch jeder sichtbaren und unsichtbaren Brille verhindern sollte, sucht ihn vielmehr zur Notwendigkeit zu machen. Kurzsichtigkeit ist eigentlich weniger ein Übel, als tausend kleine Übelchen, weniger ein Hindernis, das stellenweise mit einem Sprunge überwunden werden muß, als Spitzsteine und Stoppeln, die auf Tritt und Schritt sich empfindlich machen. Dazu kommt noch, daß der eine sich nur äußerst selten von der Kurzsichtigkeit des anderen eine richtige Vorstellung zu machen weiß, selbst dann nicht, wenn er selbst im geringeren Grade damit behaftet ist. Kurzsichtigkeit wird für Hochmut, für Stolz, für Grobheit, kurz für alles mögliche gehalten, nur nicht für das was sie ist. Der Kurzsichtige grüßt wo er nicht soll, und grüßt nicht wo er soll; er faßt Dinge verkehrt an; er äußert oft eine Unsicherheit, noch schwankender als die des Blinden, eine Unsicherheit, die ihn manchmal dümmer erscheinen läßt als er thatsächlich ist. Dazu kommt noch, daß er ein schlechtes Personengedächtnis hat, begreiflicherweise, denn das Hirn empfängt hier seine Eindrücke hauptsächlich durch den Blick. Manches kann freilich die Brille ersetzen, doch alles nicht, namentlich bei einer starken Kurzsichtigkeit. Viele Leute haben eine Abneigung gegen Brillenträger, wie sie Goethe hatte und wie sie bei den Frauen am meisten noch vorhanden zu sein scheint. Es ist dies sehr begreiflich. Eine Brille oder ein Kneifer ist eine halbe Maske, welche den Gefühlsausdruck verbirgt, der in den Augen mehr als anderwärts sitzt. Was das Monocle, den Glasscherben der Hochmut, betrifft, so soll der vermutlich dazu dienen, das Gesicht interessanter

erſcheinen zu laſſen. Mit der Kurzſichtigkeit hat dieſes Inſtrument der Mienenverzerrung nichts zu ſchaffen. Irre ich nicht, ſo iſt der Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen," Fürſt Pückler-Muskau, der Erfinder deſſen. Wenn einerſeits Frauen den Gebrauch von Brillengläſern nicht recht leiden mögen, ſo wirkt es andererſeits noch unangenehmer, wenn ſie ſelbſt zu dieſen Sehmitteln greifen, ſofern es eben nicht die Großmutterbrille iſt. Ihr Geſicht zeigt dadurch einen Ausdruck von Kälte, die anfröſtelnd wirkt, ja ſogar die Wirkung der Schönheit großenteils aufhebt. Das Weib darf eben keine Mittel wählen, die den Gemütsausdruck verhüllen, während es bei dem Manne notwendig iſt, daher bei ihm die Brille weniger naturwidrig iſt. Das Volk ſtellt gewöhnlich zwiſchen Brille und Gelehrſamkeit eine gewiſſe Verbindung her, deren Urſprung in der Vergangenheit liegt, in der die Kurzſichtigkeit ſozuſagen zu den Attributen der Wiſſenſchaft gehörte. Das iſt freilich anders geworden. Das Scheinwiſſen hat die Gelehrſamkeit verdrängt, die Politur den Intarſio, der Kneifer die eigentliche Brille; und als ob es ſelbſt mit den Gläſern nicht genug wäre, geht die Tendenz immer mehr dahin — durch die Finger zu ſehen.

Das Schielen iſt wohl oft, jedoch nicht immer ein Naturfehler. Häufig iſt es nur eine fixierte üble Gewohnheit; bei Frauen, bei denen das Schielen auch öfter als bei Männern vorkommt, iſt es manchmal nur ein Folgeübel des Äugelns, die Schlacke der Koketterie. Dafür aber vermag es ihnen zuweilen einen eigentümlichen Reiz zu geben und es wird nie vorkommen, daß ſie deswegen der Tücke bezichtet werden, während das Schielen des Mannes gewöhnlich dafür gilt und im Verein mit roten Haaren für den Betrüger typiſch geworden iſt. Die Regel iſt immer grauſam. Wie Damaſtes Prokruſtus ſteckt ſie die

vorüberwandelnde Thatsache in ihr Bett, um dann den überragenden Teil abzuhacken oder die kurzen Füße gewaltsam auszurecken. Weil die Tücke schielt, sagt sie der Schieler sei tückisch.

Die Kahlheit ist ebenfalls mehr bei Männern zu finden als bei Frauen. Bei diesen kommt sie kaum anders als nach Krankheiten vor. Dadurch kam auch der Chignon in Mode, obgleich er vereinzelt schon früher vorgekommen sein mag. Maria Antoinette erlitt nämlich nach ihrem ersten Wochenbett einen Haarschwund, den sie durch einen flachen Chignon ihrer Erfindung zu verdecken erstrebte. Natürlich wurde dies sogleich von allen Hofdamen nachgeahmt, mag ihr Haarwuchs auch noch so dicht vorhanden gewesen sein, und diese Modeschöpfung wurde benannt Coiffure à l'enfant. In ähnlicher Weise kam auch bei den Herren die Perücke in Mode, die von der Mitte des 17. Jahrhunderts an etwa zwei Menschenalter lang herrschte. Erwähnt darf da werden, daß der erste König von Preußen, Friedrich, im Jahre 1698 eine Perückensteuer einführte, wobei jede Perücke ihren Kontrollstempel erhielt. Die Perücke schwand, doch der Zopf ist geblieben, er baumelt unsichtbar vom Nacken unserer Institutionen herab und ein kühner Scherenschnitt wäre hier eine Retterthat.

Kahlköpfe sind übel daran. Ungeschützt ist ihre Schädeldecke den Witterungseinflüssen preisgegeben — falls sie nicht zu einer Perücke greifen wollen — und dabei sind sie dem schmunzelnden oder dem lauten Spott vom „Mondschein“ ausgesetzt. Zur Zeit der alttestamentarischen Propheten mochten noch Bären aus den Wäldern brechen und die losen Spötter verschlingen, wie es die Schrift von den bösen Knaben erzählt, die dem Propheten Elias spöttisch: „Kahlkopf! Kahlkopf!“ nachgerufen haben. Dasselbe Vorurteil wie beim Schieler ist auch beim Kahlkopf zu finden,

allerdings beruht es hier doch auf einer etwas festeren Grundlage. Nicht alle, aber doch ein beträchtlicher Teil der Glatzköpfigen hat sich die „Haare wegamüsiert," wie der Berliner zu sagen pflegt, nur ist dieser Teil dennoch nicht groß genug, um aus ihm eine gemeingültige Regel zu schnitzen. Vor einiger Zeit ging eine Bemerkung durch die Blätter, ein Amerikaner — gilt es irgend ein exotisches Geschäftsprojekt, so muß unserer Meinung nach immer ein Amerikaner darunter stecken, genau so wie es lieber Brauch, jedes Sonderlingstückchen einem Engländer zuzuschreiben —, ein Yankee also soll auf den ingeniösen Gedanken gekommen sein, Glatzen mit Ankündigungen zu versehen, wofür er natürlich dem Besitzer eine Entschädigung zahle. Eine originelle Idee, in der That! Unseren Sozial-Fanatikern, in deren Grammatik nur das persönliche Fürwort erster Person Mehrzahl existiert, wäre dieser Gedanke zur Beachtung zu empfehlen. Nicht der Spekulationssucht einzelner, dem Gesamtwohl hätten in einem Zukunftsstaat die Glatzen zu dienen, die mit nützlichen Mitteilungen beschrieben werden könnten, z. B. mit der Zeitangabe des Eisenbahnverkehrs. Doch die Sache ist zu ernst, um damit Scherz zu treiben, sowohl die Träume für künftig, wie die Glatzen von heute. Mich dünkt, ich hätte einmal etwas von der Gründung eines Vereins Glatzköpfiger vernommen, wie auch eines solchen für Dickwänste. Je nun, die dümmste Vereinsgründung wäre das sicherlich nicht!

Ehe wir vom Kopf dem Rücken zuwenden, sei noch des Kropfs gedacht, der in manchen Gebirgsgegenden so allgemein vorkommt, daß die Kinder den Fremden, der diese Zierde entbehrt, mit dem spöttischen Ruf: „Gänsekragen!" nachlaufen. Bei einer solchen Gelegenheit soll eine Mutter ihrem Rangen sein Thun mit dem sprichwörtlich gewordenen Worten verwiesen haben: „Spotte nicht! sei froh, daß du

deine Glieder beisammen hast." In Steiermark kommt es vor, daß viele dieser Bekropften blödsinnig sind; es sind dies die „Trotteln."

Der hauptsächlichste Naturfehler ist der Höcker. Zum Glück sind derartige Leute gewöhnlich klug und witzig und tragen ihr sichtbares Schicksal mit Humor. Früher, als noch das Märchen von den Lebensgeistern in der Naturwissenschaft spukte, nahm man auch wirklich an, der Höcker wirke durch seine krummen Linien förderlich auf die geistige Entwickelung. Der Fabeldichter Äsop wird uns als bucklicht geschildert; und darum war es eine recht gelungene Antwort, die eines Tages einer, der ebenso von der Natur gestaltet wurde, einem Dummkopf gab, der ihm nachrief: „Äsop!" — „Sie haben recht," meinte er, „denn ich lasse auch das Vieh reden." Gelungen war nicht minder die Bemerkung des Marschalls Luxemburg, der den Erbstatthalter der Niederlande wiederholt schlug und von diesem ärgerlich „Krummbuckel" genannt wurde. „Hat er denn schon meinen Rücken gesehen?" meinte der Marschall, als er von dieser Bezeichnung Kenntnis erhielt. Fast jede bedeutende Litteratur hat einen oder mehrere geistreiche Höcker aufzuweisen: Frankreich seinen Scarron, England Pope und Swift, Deutschland Mendelssohn und Lichtenberg, wozu sich überall noch etliche Namen fügen ließen. Pope, der recht bissig sein konnte, zog sich bei einer Gelegenheit eine derbe und wohlverdiente Zurechtweisung zu. Ein Offizier stritt mit jemandem über eine griechische Schriftstelle und behauptete, daß nach einem gewissen Worte ein Fragezeichen hingehöre. „Wissen Sie denn was ein Fragezeichen ist?" sprach der zuhörende Pope spöttisch. „Gewiß, eine kleine krumme Figur, die fragt," antwortete der andere. Bei Mendelssohns Brautwerbung spielte auch sein Buckel eine Rolle. Die Auserwählte schwankte, ein höckeriger Gatte wollte ihr

doch nicht recht passen. Da erzählte ihr Mendelssohn eine Fabel. Vor seiner Geburt, sagte er, hätte er, der zur Schlankheit bestimmt war, im Himmel seine ihm zugedachte Gattin gesehen, welche mit einem Höcker behaftet, sonst aber mit allen Tugenden und Reizen ausgestattet war. Da habe er nun den Herrgott gebeten, lieber doch ihn mit diesem angewachsenen Tornister zu versehen, denn er hoffe, daß sie weniger Anstoß daran nehmen werde. Und sie wurde sein Weib.

Merkwürdig ist, daß die drei bedeutendsten Dichter Englands, Shakespeare, Byron und Walter Scott lahm waren; und vielleicht hat dieses Übel den größten Teil dazu beigetragen, daß sie zu dem geworden sind, was sie uns bedeuten. Ohne diese Lahmheit wäre wahrscheinlich Shakespeare, der sie in seinen Sonetten auch genug beklagt, ein besserer Schauspieler geworden, und die meisten seiner Stücke wären möglicherweise nie entstanden. Byron hätte sich mutmaßlich mehr der Gesellschaft gewidmet und vielleicht seinen Geist in Salongesprächen verzettelt. Und was Scott betrifft, so bekennt er ja selbst, daß er Neigung zum Soldatenstand hatte, und nur durch sein im Knabenalter eingetretenes Fußleiden daran verhindert wurde. Es gäbe überhaupt ein recht interessantes Thema, zu untersuchen, welchen Einfluß physische Mängel der Personen auf die Litteratur im allgemeinen hervorgebracht haben mögen. Ich glaube, diese Untersuchung wäre weniger schwierig, als eine Prüfung hinsichtlich der psychischen Leiden, trotzdem wir beziehentlich dieser in den Werken der Dichter und Schriftsteller viel bedeutsamere Anhaltspunkte finden. Auch die Blindheit hat in der Litteratur und Wissenschaft bedeutsame Vertreter. Von Homer heißt es, daß er blind war; Milton wurde es, und schuf dann noch seine Meisterwerke; der liebenswürdige Pfeffel war es; und der schweizer Natur-

forſcher Huber vermochte trotz ſeiner Blindheit mit Hilfe ſeiner wackeren Frau Arbeiten von bewundernswerter Feinheit herzuſtellen, wie ſein Buch über die Bienen zeigt. Er ging ſchließlich ſo weit, zu behaupten, er würde ſich unglücklich fühlen, wenn er plötzlich wieder zu ſeinem Augenlicht käme. „Ich wüßte dann nicht," ſagte er, „wie ſehr ein Menſch in meiner Lage geliebt werden kann; und überdies erſcheint mir ſo mein Weib immer friſch, jung, ſchön, was nicht wenig bedeuten will." Trotzdem bleibt die Blindheit eine bittere Sache. Sie iſt kein Naturfehler mehr, ſondern ein Naturunglück. Aber glücklich, wer ſich ſo wie er in das Unvermeidliche hineinzufinden, oder auch nur hineinzutäuſchen vermag. Von einem anderen philoſophiſchen Standpunkte wieder mochte dieſe Sache jener Polack betrachten, den der Arzt eines Augenleidens wegen jeden weiteren Schnapsgenuß entſchieden unterſagt hatte, mit der Bemerkung, daß er andernfalls unbedingt ſein Augenlicht verliere. Einige Tage fügte er ſich dieſer Weiſung, dann aber griff er wieder nach der Schnapsflaſche, indem er meinte: „Bah, von der Welt hab' ich ſchon genug geſehen, jedoch genug getrunken hab' ich noch nicht." Im Vergleich zur Blindheit iſt Taubheit eine Kleinigkeit, ſelbſt wenn noch Stummheit dazu tritt, wie das ſo häufig der Fall iſt. Wer weiß, ob es nicht beſſer iſt ſtumm zu ſein, als verſtummen zu müſſen! Es iſt wenigſtens ein natürliches Schweigen. Blinde pflegen ſehr jähzornig zu ſein; bei Taubſtummen iſt häufig Bosheit beobachtet worden, während Taube nicht ſelten höchſt mißtrauiſch ſind, Thatſachen, die ſich leicht erklären laſſen. Bei Blinden pflegt auch der Taſtſinn ſehr entwickelt zu ſein, ebenſo auch das Gehör und das Erinnerungsvermögen, erſterer weil er mehr geübt wird, letztere weil ſie nur wenig von der Außenwelt abgelenkt werden. Der Mangel an Geruchsſinn, der ſich zuweilen bei Leuten

äußert, die an chronischem Schnupfen leiden, und auch aus anderen Gründen, ist noch am erträglichsten. Doch nein! der Mangel an Geschmack ist es, dessen sich überhaupt keiner bewußt wird, trotzdem die meisten daran in irgend einem Grade leiden.

Oft ist es nicht die Mutter Natur, sondern die leibliche Mutter, welche Schuld trägt an der Verkrüppelung des Körpers. Nachlässigkeit, mangelhafte Erziehung sind die Ursachen hievon und leider auch von der noch viel häufigeren Verkrüppelung des Gemüts. Bei den nestorianischen Christen im Orient bestand der Brauch, daß eine Braut nach der Trauung in das Haus ihrer Schwiegereltern geführt wurde, wo sie vor allen weiblichen Verwandten ein Kind dreimal aus- und anziehen mußte. Brachte sie das nicht richtig zuwege, so wurde sie zu ihren Eltern zurückgebracht, um nach einem Monat diese Prüfung zu wiederholen. Ein bedeutsamer Brauch das, sowohl praktisch wie symbolisch genommen.

Welche Menge von körperlichen Absonderlichkeiten ließe sich noch aufzählen, indes sei nur noch eines einzigen Körperteils gedacht: der Nase. Manchen mangelt, wie vorhin erwähnt wurde, der Geruchssinn; bei anderen wieder ist er wohl vorhanden, aber ganz eigenartig. Kardinal Caraffa konnte den Rosengeruch nicht ausstehen, und zur Blütezeit schloß er sich in seiner Wohnung ein und schärfte der Dienerschaft ein, niemanden mit einer Rose ins Haus kommen zu lassen. Auch Kardinal de Cardone hatte diese Abneigung, ebenso ein Hoffräulein der Königin Elisabeth von England, namens Heneagea, die durch den Rosengeruch in Ohnmacht fiel. Professor Prävotius zu Padua dagegen wurde hierdurch stets von einem heftigen Niesen befallen. Franz I. von Frankreich und der Jagellone Wladislaw konnten wieder den Geruch von Äpfel nicht ausstehen, wäh-

rend Schiller, wie früher schon bemerkt, von dem der faulen Äpfel geistig angeregt wurde. Kaiser Constantin Copronymus — „Kotbenamter," er hieß so, weil er als Täufling das Taufbecken verunreinigt hatte — liebte über alles den Duft von Pferdemist, daher er auch Caballinus genannt wurde. Schade, daß er doch zu unheilig gelebt hatte, um heilig gesprochen werden zu können; in diesem Falle wäre er nämlich wie kein zweiter geeignet, zum Schutzpatron aller Sportsleute erhoben zu werden. Es wird sogar behauptet, er habe stets ein Säckelchen mit frischem Pferdemist an dem Halse hängen gehabt.

Doch betrachten wir die Nase selbst und vor allem die Riesennase, die arme, vielverspottete, der schon Martial einige Nasenstüber versetzt hat, und der in der deutschen Litteratur Haug zweihundert „Hyperbeln" gewidmet hat, von denen etliche hier noch ein Plätzchen finden mögen:

Bescheid.

„Zur Nasenbrille was rätst du mir an?"
Den halben Äquator mit Gläsern dran.

Die Beobachtungsreise.

Ich ging als kleiner Knabe
Die Nase ganz zu sehen aus,
Und kam erstaunt am Stabe
Als Greis davon nach Haus.

Martial wieder spricht von dem großnäsigen Trulla:

Venturam video parvo post tempore Trullam
Praevius illius jam quia nasus adest.
(Nur kurze Zeit und Trulla ist uns nah,
Denn seine Nase, seht, die ist schon da.)

Ein französischer Schriftsteller, Colin de Plancy, wußte genau anzugeben, daß des Teufels Nase neun Zoll lang

wäre. Nicephores dagegen behauptet, die Madonna habe eine längliche, mittelgroße Nase gehabt, während Abraham a Santa Clara versichert, Judas Nase sei klein und stumpf gewesen. Der römische Kaiser Galba hatte ebenso wie Cyrus eine Habichtsnase. Bekanntlich war auch Rudolf von Habsburg im Besitze einer auffallend großen Nase. Auf einem Ritt begegnete ihm einst ein Bauer mit seinem Gefährt, der ihn nicht kannte. Der Weg war schmal, ärgerlich rief ihm der Kaiser zu, ob er nicht ausweichen könnte. „Wie sollt ich das, die lange Nase des Herrn nimmt doch den ganzen Weg ein," gab der Bauer zur Antwort. Lachend wandte sich der Kaiser seitwärts und sprach: „Fahr zu! meine Nase hat dir Platz gemacht." Eine große Nase besaß auch Elisabeth von England, was auf den überlieferten Bildern weniger zu erkennen ist, weil der Kanzler im Jahre 1563 den Befehl ergehen ließ, die Königin nicht anders als schön darzustellen.

Neben der langen Nase ist es noch die rote Nase, die besonders auffallend wirkt, die Trinkernase, wie man sie zu nennen pflegt. Allerdings macht sie sehr häufig der Gott des Rebensafts erglühen, allein ihr Purpurscheinen rührt doch nicht einzig davon her. Nicht vergessen darf auch die Warzennase werden, die zuweilen ganz wunderliche Gebilde aufweist. Indes, die häßlichste Nase ist immerhin noch schöner als gar keine. Dieser Mangel kommt heute viel seltener vor als früher, wo der Verlust in den meisten Fällen just nicht rühmlich zu erfolgen pflegte. Bemerkenswert ist ferner, daß fast in allen indogermanischen Sprachen die Bezeichnung für Nase ähnlich lautet.

XXX.

Stammbücher.

In des Freundes Stammbuch.

Und wird dir einst die Nachricht zugesandt,
Daß zu den Vätern ich versammelt wäre,
So trink und sprich: Ich hab ihn auch gekannt!
Mach hier ein Kreuz — und gieb mir eine Zähre.

W. Hauff.

Einem jungen Mädchen.

Werde, was du noch nicht bist,
Bleibe, was du jetzt schon bist:
In diesem Bleiben und diesem Werden
Liegt alles Schöne hier auf Erden.

Frz. Grillparzer.

Als eine Abart der Wahlsprüche können die Sprüche der Stammbücher gelten. Der Brauch, sich von lieben Freunden ein schriftliches Angedenken geben zu lassen, dürfte in Gelehrtenkreisen entstanden sein; von manchen wird als Ursprungsort Bologna mit seiner Universität genannt. In der That finden wir auch Stammbücher zuerst bei Männern der Wissenschaft, später auch bei Frauen, noch später bei jungen Mädchen, um sie schließlich kaum mehr bei anderen als bei Kindern in Brauch zu sehen. Manches des Inhalts der alten Bücher ist, wie gesagt, von charakterisierender Bedeutung, manches wieder kulturgeschichtlich interessant und einiges auch von Kunstwert, denn es kommt hie und da auch vor, daß diese Blättlein mit recht gelungenen

Zeichnungen geschmückt wurden. Dem Ursprung gemäß ist es auch, wenn der Schüler im „Faust" dem verkleideten Mephisto sein Stammbuch hinreicht und dieser die Worte hineinschreibt, mit denen nach der Bibelmeldung die Schlange im Paradiese Eva verführt hat: „Eritis sicut deus scientes bonum et malum." (Und ihr werdet sein wie Gott und wissen was gut und böse ist.) Zu den bemerkenswertesten Aussprüchen, die in Stammbüchern je geäußert wurden, gehört sicherlich auch der, den der einstige Reichsverweser auf das „Gedenkblatt" schrieb, das zur Zeit des Frankfurter Parlaments aufgelegt wurde und wozu jeder Abgeordnete sein Sprüchlein gab. Erzherzog Johann schrieb nämlich in das Album jenen zum Schlagwort gewordenen Vers:

Kein Österreich, kein Preußen mehr,
Ein einig Deutschland hoch und hehr.

Die Einigung kam ziemlich zuwege, später und anders als er und noch andere jener Zeit es erwartet hatten. Jakob Venedy, auch ein Mitglied dieses Parlaments, verzeichnete die Worte: „Man muß dem lieben Herrgott helfen Korn machen."

Zahlreich sind die Stammbuchverse — oder Albumverse, wie sie zur Abwechslung auch genannt werden — unserer Dichter. Goethe hat viele Hunderte geschrieben und wenn er dann bei der Sammlung seiner Gedichte klagen mochte:

Vieles reicht' ich meinen Lieben,
Wenig nur ist mir geblieben —

so hat das nun so ziemlich seine Geltung verloren, denn seit seinem Hingang sind zahlreiche dieser kleinen Gelegenheitsgedichte bekannt geworden und jedes Jahr scheint noch Neues zu bringen. Da es sich annehmen läßt, daß der

verehrte Leser wenigstens Goethes Gedichte als Bibliothek hat, so kann ich es wohl unterlassen, hierher einige Proben ihrer zu stellen. Dagegen dürfte es geraten sein, einige Stammbuchverse anderer deutscher Dichter anzuführen. Lessing schrieb:

In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert,
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Chamisso wieder:

Der jungen Freundin ins Stammbuch.

Zehn Zentner schwer aus lautrem Dukatengold
Verfertige der Meister Goldschmied einen Stuhl,
Und spare Diamanten nicht, Rubinen nicht,
Nicht leuchtende Karfunkel, nicht der Perlen Zier
An diesem Kunstwerk, welches ich, so reich es sei,
So reich und kostbar, voll bezahlen will,
Wird nur der Fall, wofür ich es bestimme, wahr;
Denn dir verheiß ich, teures Kind, sothanen Stuhl,
Darauf gemächlich du in Ehren sitzen magst,
Im Falle man dich überhaupt nur sitzen läßt.

Eine große Zahl Stammbuchverse finden wir bei Grillparzer:

In ein Stammbuch.

Erinnrungsbuch? Sehr nutzlos, wie mir deucht,
Bedenkt man recht, für wen das Buch und wessen?
Ach, sich erinnern ist nur gar zu leicht,
Schaff mir ein Buch erst, ach! um zu vergessen!

Recht hübsche Verse, deren Gedanke jedoch einem griechischen Ausspruch entnommen ist. Dem Schauspieler Anschütz widmete er folgende Verse:

Rasch und rascher zum Ziel! Und bücke dich gleich Atalanten
Nicht nach dem Apfel im Weg, wär er auch zehnmal von Gold.

Einer Schauſpielerin ſchrieb Grillparzer ins Stammbuch:

Soll ich die Kunſt ein Bild des Lebens nennen?
Ein Bild im Bache, ja; doch eins im Spiegel nicht.

In ein Stammbuch.

Ein Stammbuch wird oft grauenhaft,
Feſthaltend, was die Zeit entrafft,
Den Freund, das Glück, den Scherz.
Wenn du nach Jahren dies beſchauſt,
Sei treu noch, wem du heute trauſt,
Und treu ſich ſelbſt: dein Herz.

Sich ſelbſt charakteriſierte er mit dem Verspaar:

In ein Stammbuch.

Haſt du vom Kahlenberg das Land dir rings beſehen,
So wirſt du, was ich ſchrieb und was ich bin, verſtehen.

Friedrich Hebbel giebt

Jedermann ins Album.

Was ich dir wünſche, mein Freund? Ich wünſche allen dasſelbe:
Finde jeglicher den, der ihm im Innerſten gleicht!
Biſt du ein Guter, ſo kann dich der Himmel noch beſſer belohnen,
Biſt du ein Schlimmer, ſo ſtraft ärger die Hölle dich nicht.

„Einem Studenten ins Album" widmete Fr. Th. Viſcher folgendes:

Fürbaß
Ohn' Unterlaß!
Nicht nur auf blut'gem Feld allein
Kann man Marſchall Vorwärts ſein.

Der begabte, im Wahnſinn verdorbene Heinrich Leuthold ſchrieb:

An einen jungen Freund.

Nimm dieſes Leben nicht ſo ernſt!
Recht ſpaßhaft iſt's im allgemeinen . . .
Je beſſer du es kennen lernſt,
Je muntrer wird es dir erſcheinen.

Kein Drama iſt's im großen Stil —
Wie du dir denkſt — mit Schuld und Sühne;
Es iſt ein derbes Poſſenſpiel
Auf einer Dilettantenbühne.

Zwar wär's nicht halb ſo jämmerlich,
Wenn nur die Leute beſſer ſpielten,
Und wenn die Luſtigmacher ſich
Nicht immer für die Helden hielten.

E. Feuchtersleben, der bekannte Verfaſſer der „Diätetik der Seele," ſei hier vertreten mit nachfolgendem

Albumblatt.

Ein Album iſt des Menſchen reines Leben,
Das aufbewahrt in Gottes Händen bleibt;
Ein leeres Blatt wird jeglichem gegeben,
Und jeder iſt nur, was er darauf ſchreibt.

W. Wulff bietet

Ein Stammbuchblatt.

Willſt du im Leben Kraft und Mut behalten,
Schau über dich!
Willſt träumen du von irdiſchen Gewalten,
Schau unter dich!
Willſt du am eignen Herd nicht mühſam ſchalten,
Schau um dich!
Und ſoll dein Herz nicht allzufrüh erkalten,
Schau in dich!

Georg Herwegh, der Freiheitssänger, den in der Mitte des 19. Jahrhunderts Deutschland zugejubelt hat, um ihn ein Vierteljahrhundert später zu vergessen, dichtete:

Ins Album.

Auf jedes Menschen Angesicht
Liegt leise dämmernd ausgebreitet
Ein sanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der sein Schicksal leitet.

Der Genius der Harmonie
Wird dich mit seinen Wundertönen
Umrauschen, und du wirst dich nie
Mit der verstimmten Welt versöhnen.

Zu den schönsten Gedichten dieser Art gehören zweifellos die Verse, welche Heinrich Seidel „Einem jungen Mädchen" gewidmet hat:

Noch nicht mit ihren Feuergluten
Hat dich die Liebe angeweht;
Noch wallte nicht in wildem Fluten
Dein Blut, das sanft die Pulse geht.

Noch ist kein Hauch von dem genommen,
Was ewig fehlt dem, der's verlor;
Doch wird auch dir die Stunde kommen,
Da hell die Flamme schlägt empor.

Dann sei es nimmer jene wilde,
Die keine Schranke brausend kennt!
Die schön're soll es sein, die milde,
Die auf dem Herd des Hauses brennt!

Und nun will ich diese Anführungen mit nachstehender Kleinigkeit schließen:

Ich möcht' in deinem Angedenken weilen
Mit mehr, als nur mit diesen schlichten Zeilen.

Besehen wir uns die Sprüchlein und Verse, die die lieben Leute einander in die Albums kleckſten und hie und da noch kleckſen, ſo erkennen wir allerdings, daß dieſen Blättchen ſo ziemlich jeder Wert fehlt. Es ſtehen da meiſtens Trivialitäten, denen jede charakteriſierende Bedeutung abgeht, Trivialitäten eigener Schöpfung oder ſolche, die gerade für dieſe Zwecke beliebt ſind. Nicht viel mehr gelten die angeführten Zitate aus Dichtungen; jedoch laſſen ſie immerhin einigermaßen auf den Schreiber ſchließen. Daß dieſe Spruchwahl nicht beſſer ausfällt, iſt teilweiſe auch der Fehler der Quelle, aus der ſie ſchöpfen. Die meiſten für dieſen Zweck zuſammengeſtellten Anthologien ſind nämlich keinen Schuß Pulver wert. Gott ſei's geklagt! es iſt Brauch geworden, daß Leute, die ſelbſt kein ſchlechtes Buch mehr ſchreiben können — und das will ſchon etwas bedeuten, wenn man in Betracht zieht, daß der Nullpunkt der Buchmacherei gar tief liegt —, wenigſtens eine ſchlechte Anthologie herſtellen.

In einigen mir vorliegenden Stammbüchern aus der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts finde ich eine ſtattliche Anzahl Verſe und Proſaſtellen, deren Verfaſſer mir zum Teil bekannt ſind, die Mehrzahl jedoch nicht. Ein lockerer Geſelle z. B. ſchreibt ſeinem Freunde:

Um dich wie Salomon
Des Eitlen zu entwöhnen,
Wünſch ich dir ſeinen Wein,
Sein Geld und ſeine Schönen.

Ein ebenſo leicht beſchwingter, jedoch muſikaliſcher Geſelle fügt dem ein Stück Liebesſtrategie zu:

Piano fange, Freund, dein Spiel
Wie du's gelaſſen, wieder an

Und geh, so ist's den Mädchen lieber,
Crescendo mit Nachdruck zum forte über.
Piano hat es nie allein gethan,
Und forte allein übereilt nur das Ziel.

Ein dritter erklärt: „Ohne Freundschaft gleicht die Welt einem öden Grabe," also ein echtes Stück Spruchzwieback, ohne würzige Zuthat, hart, trocken, Proviant für lange Zeit. Einer der Freunde stellt sich wieder mit folgender Stellungs-Klügelei ein:

Glaube	Nicht	Hörst
Liebe	Immer	Siehst
Sage	Alles	Weißt
Gieb	Was	Hast
Thue	Du	Darfst.

Hierbei ist immer ein Wort der ersten Reihe, die ganze zweite und das entsprechende Wort der dritten zu lesen. Das ergiebt fünf Regeln, deren erste lautet: „Glaube nicht immer alles was du hörst," u. s. w. Der Nachfolgende gebraucht die für Stammbücher vielbenützten Verse:

Laß die Winde stürmen
Auf der Lebensbahn,
Ob sich Wolken türmen
Gegen deinen Kahn:
Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht,
Gott ist dein Begleiter,
Er verläßt dich nicht.

Täusche ich mich nicht, so ist der Verfasser dessen Tiedge, wie auch der nachfolgenden:

Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt?
Mir ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr wert als eins, das niemals litt.

Aus anderen Stammbüchern entnehme ich wieder:

Vertreibe, verscheuche, verjage die Sorgen,
Sei heiter am Abend und fröhlich am Morgen
Und denke zuweilen mit heiterem Blick
An deinen dich liebenden Freund zurück.

Jemand hatte den nicht so üblen Geschmack, die bekannten Verse, die Rellstab für sein Grabmal gedichtet hat, ins Stammbuch zu schreiben:

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreun,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheun —
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Einige französische Sprüchlein lauten:

L'esprit et les talents sont bien
Mais sans les graces ce n'est rien.
(Talent und Geist, sie gelten viel,
Doch ohne Grazie sind sie nichts.)

„On a toujours assez de temps, quand on l'emploie bien.“ Eine weise Sentenz! man hat in der That immer Zeit genug, wenn man sie gut verwendet. Lebensklug ist auch der Rat, man möge lachen ehe man glücklich ist, sonst kann's geschehen, daß man stirbt ohne gelacht zu haben: „Il faut rire avant que d'être heureux, de peur de mourir, sans avoir ri.“ Aus dem Italienischen finde ich unter anderem eine Stelle von Berni zitiert:

L'odio ci è dato per odiar il male
Per temerlo ci è data la pauro.[1])

[1]) Der Haß ist gegeben, das Böse zu hassen — Die Furcht ist gegeben, sie zu fürchten.

Von den Lateinern sind natürlich Horaz, Cicero und Seneca in erster Reihe zu finden; von den Engländern Shakespeare, Young, Pope, Addison, auch Byron, von dem ich hier die Stelle finde:

One last long sigh to love and thee;
Then back to busy live again.[1])

Natürlich kann auch die Trivialität von Young nicht fehlen: „How great, if good is man!“ Wie groß ist der Mensch wenn er gut ist! Nicht sehr geschmackvoll versuchen die nachstehenden Verse witzig zu sein, die ebenfalls in Stammbüchern sehr häufig anzutreffen sind:

Dir wünsch ich den Teufel — weit hinter den Rücken,
Dich treffe der Blitz — von den lieblichsten Blicken,
Der Donner zerschlage — der Mißgunst die Beine,
Daß dich nur — die Sonne der Wohlfahrt bescheine.

Ein Mädchen schreibt:

Lebe glücklich, Freundin, frei von Sorgen,
Nie verdüstre sich dein Sinn;
Heiter wie der schönste Frühlingsmorgen
Fließe dir dein Leben hin.

Ein anderes äußert sich sentimentaler neben der Zeichnung eines Vergißmeinnichts:

Fürs Freundschaftsgärtchen hier
Pflanz ich auf weiß Papier
Ein Blümchen — schönres giebt es nicht,
Es wird genannt Vergißmeinnicht.

---

[1]) Einen letzten langen Seufzer der Liebe und dir, dann zurück zum geschäftigen Leben.

Aber gar zu süßlich wünscht eine dritte:

Auf Rosen sollst du gehen,
Veilchen sollen unter deinen Tritten blühn,
Dir zur Seite sollen Balsamdüfte wehen,
Lilien und Tulpen dir entgegenglühn.

Unter zehn Stammbüchern aus Volkskreisen ist sicherlich in neun das kindische Gereim zu finden:

Rosen, Tulpen, Nelken,
Alle Blumen welken,
Stahl und Eisen bricht,
Aber unsre Freundschaft nicht.

Drastisch heißt es auch:

Lebe glücklich, lebe froh
Wie der Mops im Paletot.

Und in möglichster Kürze ist der Wunsch ausgedrückt:

Liebe mich, wie ich dich,
Hopsasa — Gedankenstrich.

Ein anderer wieder versteigt sich zu der kühnen Hyperbel:

Unsre Freundschaft, die soll brennen,
Wie ein dickes Groschenlicht,
Freunde wollen wir uns nennen,
Bis der Kater Junge kriegt.

Zu den Stammbuchwitzen gehört auch, das Papier quer zu beschreiben mit den Worten:

In dein Stammbuch muß ich hinein
Und sollt's auch quer geschrieben sein.

Berechnend bescheiden erwählt sich einer das letzte Blättchen, um hier den Reim anzubringen:

Wer dich lieber hat als ich,
Der ſchreibe ſich hinter mich.

Mancher wieder zitiert die Verſe des luſtigen Wilhelm Buſch:

Wer durch des Argwohns Brille ſchaut,
Sieht Raupen ſelbſt im Sauerkraut.

Seinen guten Rat und auch Kredit bietet einer mit folgenden Worten an:

Wenn Pech im Spiel auf Pech ſich türmt,
Wenn Amor dich einſt ſo beſtürmt,
Daß Rettung dir nicht möglich ſcheint,
So wende dich an deinen Freund.

Ob der liebe Mann in Proſa das halten mag, was er hier im Vers verſpricht? Mit ſeinem Rat dürfte er ſicherlich nicht zurückhalten. Kurz und gut und trivial ſpricht ſich folgendes Sprüchlein aus:

Ein Herz, das redlich denkt,
Braucht gar nicht viel zu ſchreiben,
Es ſpricht ein Wort, das heißt:
Wir wollen Freunde bleiben.

Von Seume werden oft in Stammbüchern die Verſe zitiert:

Schmerz und Freude liegt in einer Schale,
Ihre Miſchung iſt der Menſchheit Los.

Von Wieland:

Verzage nicht, wenn in der trüben Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne ſchwinden.
Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zu Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns feſt in dieſem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten!

Die letzte Zeile ist bekanntlich fast sprichwörtlich geworden. Zu den Stammbüchern sind auch die Fremdenbücher zu zählen, die gewöhnlich an vielbesuchten Orten aufliegen und oft die wunderlichsten Geistesblüten aufweisen. Man liebt es hier, seine eigenen Worte anzubringen; man glaubt sich festlicher zeigen zu müssen in diesen mehr der Öffentlichkeit angehörigen Schriftensammlungen. Manche Worte lassen es nur zu deutlich erkennen, welche Mühe sich der Schreiber gegeben hat, recht geistvoll oder witzig zu erscheinen, um in den meisten Fällen nichts anderes als eine Albernheit hervorzubringen. Hie und da aber läßt sich auch echter Witz, urwüchsige Komik vernehmen. Am Müggelsee, in der Nähe von Berlin, befindet sich ein Aussichtsturm, wo ein Fremdenbuch aufliegt, das manches drollige Wort enthält. Ein Fräulein Auguste z. B., das melancholisch hinschrieb:

Hier, in diesen stillen Räumen,
Möcht ich meine Zeit verträumen —

erhält von dem Nachfolgenden die derb-gesunde Antwort:

Unsinn, Auguste,
Heiraten mußt de!

Ein anderes Mädchen meinte Schiller zitieren zu müssen:

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar,

dem fügt ein kühler Berliner die Bemerkung zu: „Überwundener Standpunkt." Überhaupt scheint es sehr beliebt zu sein, in solchen Büchern die Worte des Vorschreibers kritisch zu untersuchen. Nur selten entschließt sich einer — wie es in dem oben erwähnten Buche der Fall ist — als Mahner zur Vorsicht aufzutreten. Er schreibt als Warnung

für Verliebte: „Hier in der Umgegend darf nicht gekost werden, man sieht alles.“ — Nicht uninteressant mag die Bemerkung sein, daß das einzige bekannte Gedicht von Ludwig Börne von ihm in das Fremdenbuch geschrieben wurde, das in der Tellkapelle, Schweiz, aufliegt. Er bezieht sich hierin auf die von dem letzten Bourbonenkönig Frankreichs erlassenen Ordonanzen, die schließlich auch zur Julirevolution führten. Das Gedicht lautet:

Er nahm einen großen Bogen,
War keiner von Papier,
Hat drauf ein Pfeil gezogen,
Kein Federlein, wie wir.

Er that nicht Zeit verlieren
Mit unterthäniger Bitt',
Mit feigem Protestieren,
Traf gleich die rechte Mitt'.

Sie kamen, mit Kolben und Lanzen
Zu retten das Prinzip,
Mit seinen Ordonanzen
Der alte Freiheitsdieb.

Die Albumwut hat zur Neige des 19. Jahrhunderts ziemlich nachgelassen. Schade um den schönen Grundgedanken, der richtig ausgeführt recht löblich ist und nur durch den Mißbrauch in Verruf gekommen ist. Als Neuerung dessen hat sich die Autographenjägerei entwickelt, eine Plage für jeden, dem es irgendwie gelungen ist, seinen Namen über den Köpfen der Menge glänzen zu lassen, hauptsächlich aber für Dichter und Schriftsteller. Es ist erstaunlich, welche Kniffe und Pfiffe bei dieser Jagd oft in Anwendung kommen, wobei zu bemerken ist, daß der Pürschgang meistens von Damen vorgenommen wird. Zu dem

kommt noch, daß sich in Autographen ein beträchtlicher Handel entwickelt hat, so daß die Sache auch praktischen Gemütern einen gewissen Reiz abzugewinnen vermag. Ludwig August Frankl widmet einer Autographensammlerin folgendes Sprüchlein:

Das Auge mag des Geistes Kraft dir nennen,
Der Mund läßt dir oft das Gemüt erkennen,
Doch was die Hand schrieb, wird den Autographophagen
Kaum etwas sagen.

Und Max Nordau stößt folgenden Seufzer aus:

Was gilt für Dichters Eitelkeit
In Dantes Hölle als Strafe?
Da sitzt der Verdammte die ganze Zeit
Und liefert Autographe.

XXXI.

Der Kuß.

Auf die Hände küßt die Achtung.
Freundſchaft auf die offene Stirn,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Selige Liebe auf den Mund;
Aufs geſchloſſene Aug' die Sehnſucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde,
Alles Weitere Ra'cerei.

Fr. Grillparzer.

Warum küſſen ſich die Menſchen?
's iſt nicht Haß, ſie beißen nicht,
Hunger nicht, ſie freſſen ſich nicht.
's kann auch kein zweckloſer, blinder
Unverſtand ſein, denn ſie ſind ſonſt
Klug und ſelbſtbewußt im Handeln,
Warum alſo, frag' umſonſt ich,
Warum küſſen ſich die Menſchen?

V. Scheffel.

Wie mag doch der Kuß entſtanden ſein? Viel wurde darüber geſprochen und geſchrieben; es wurde behauptet, er ſei etwas Natürliches, Angeborenes, gewiſſermaßen nur eine der Empfindung übertragene Fortſetzung der Lippenbewegungen, welche das neugeborene Kind beim Saugen ſeiner erſten Nahrung macht. Dem widerſpricht aber, daß nicht alle Menſchen auf Erden küſſen. Selbſt bei einem ſo altkultivierten Volk wie die Chineſen iſt der Kuß nur als fremder Einfuhrartikel bekannt, während die

Lappländer dafür nur das Aufeinanderreiben der Nasen im Brauch haben. Ein vergebliches Nachspüren! wir werden vielleicht eher aufhören zu küssen, als erfahren, in welcher Weise der Kuß entstanden ist; und selbst das Möglichere ist nicht wahrscheinlich.

Die Bibel spricht anfangs nur von Küssen der Achtung und der Freundschaft, später erst von Liebesküssen, wie zu Beginn des Hohelieds: „Er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes; denn deine Liebe ist lieblicher als Wein.“ Alle diese Stellen jedoch geben keineswegs der Vermutung Raum, als sei der Kuß etwas Neues. Im Neuen Testament finden wir ferner den Kuß des Verräters, den Judaskuß, sowie die Brüder- und Schwesterküsse bei den Liebesmahlen.

Plutarch erzählt uns in der Lebensbeschreibung des Romulus, einige Geschichtsschreiber hätten behauptet, der Name der Stadt Rom rühre nicht von dem mythischen Romulus her, sondern habe folgenden Ursprung, der auch mit der Geschichte des Kusses in enger Verbindung steht. Nach der Zerstörung Trojas wären demnach einige der Einwohner auf den Schiffen entflohen und nach langer Seefahrt vom Wind nach der tyrrhenischen Küste verschlagen worden, wo sie an der Tibermündung Anker warfen. Während die Männer nun das Küstengebiet durchstreiften, hätten die Frauen, welche einer längeren Seefahrt abgeneigt waren, auf den Vorschlag einer ihrer angesehensten Genossinnen hin, einer gewissen Rome, die Schiffe verbrannt. „Daher soll die Gewohnheit noch bis jetzt fortwähren — schreibt Plutarch — daß die Frauen ihre Verwandten und Männer mit einem Kuß empfangen, weil jene Frauen nach Verbrennung der Schiffe ihre Gatten derart empfingen und liebkosten, um mit Bitten und Flehen ihren Zorn zu besänftigen.“ Das gelang ihnen auch, die flüchtigen Troer siedelten sich dort an. Dieses Histörchen könnte indes nur zur Er-

klärung des Kusses als Begrüßung dienen, nicht aber zur Erklärung des Kusses selbst. Denn wenn sich auch nicht annehmen ließe, daß dieser Zärtlichkeitsausdruck dort schon allgemein im Gebrauch war — die Darstellung giebt just keinen Anlaß zum Zweifel — so könnten wir doch nicht glauben, daß der Brauch von Mund an Mund in Priamos Reich unbekannt gewesen wäre. Sollte Paris, dem Entführer der schönen Helena, der Kuß ein Fremdling gewesen sein! Der alte Homer erzählt, wie Hektor sein Kind zum Abschied küßt, wie Odysseus die Erde seines Heimatlandes mit dem Munde berührt.

Noch unwahrscheinlicher ist die Erklärung, daß der Begrüßungskuß zur Zeit Catos in Rom entstanden sei, und ursprünglich nur eine Prüfung war, welche der Gatte vornahm, um zu erfahren, ob seine Frau etwa Wein getrunken habe. Der sittenstrenge ältere Cato wollte auch nicht einmal zugeben, daß der Mann seine Frau in Gegenwart der Tochter küsse. Später, zur Zeit des Beginns unserer Zeitrechnung, wurde der Begrüßungskuß allgemein und häufig auch aus gewissen Gründen — die man aus Martial herauslesen kann — höchst widerlich. Eine derartige Begrüßungsform war auch im Mittelalter und selbst noch später in Europa allgemein üblich, am meisten jedoch, wie es scheint, in England, denn Erasmus von Rotterdam zeigt sich in einem seiner Briefe ganz angenehm erstaunt über die Sitte, daß man überall von den Mädchen und Frauen geküßt werde. In Rußland ist der Begrüßungskuß heute noch üblich, allerdings wird häufig mehr die Luft als die Wange der betreffenden Person geküßt. Die Römer unterschieden dreierlei Arten von Küssen, die sie auch verschiedentlich benannten: basia, der Freundschaftskuß, suavia, der Liebeskuß, und osculum, der Kuß der Ehrfurcht, ohne daß es jedoch mit diesen wörtlichen Unterscheidungen streng genommen

wurde. Die Cäsaren ließen sich den Fuß küssen, ein Brauch, der sich aus dem Osten her in Rom einschlich, später auch von den griechischen und von deutschen Kaisern in Anspruch genommen wurde und schließlich auch vom Papst, bei dem der Fußkuß noch bis heute sich als ehrfürchtige Begrüßungsform erhalten hat. Hildebrandt, der Gründer der päpstlichen politischen Macht, wollte ihn ausschließlich nur für den obersten Kirchenherrn gelten lassen, indes kam er auch noch später bei den deutschen Kaisern vor, wurde jedoch allmählich von dem im Grunde genommen ebenso hündischen Gruß, welcher aus dem Küssen des Kleidersaumes bestand, verdrängt. Mancher wußte sich, zu seiner Ehre sei's gesagt, mit dem Fußkuß nicht zurecht zu finden. Als Rollo, Herzog der Normandie, vor König Karl dem Einfältigen erschien, streckte ihm dieser den Fuß zum Kuß entgegen; der Herzog, der mit dem Ceremoniell nicht sehr vertraut war, erfaßte den Fuß und hob ihn derart empor, daß Karl rücklings fiel. Von Rollo leitet sich, beiläufig bemerkt, der heute noch auf den normannischen Inseln gebräuchliche und auch in die französische Sprache übergegangene Ausruf „Haro!" her. Wenn nämlich ein von seinen Verfolgern bedrängter Mann den Ruf: „Ha Rollo, mein Fürst!" ausstieß, so war das die Pflicht des anderen, von seiner Verfolgung und beabsichtigten Selbsthilfe abzustehen und den Streitfall vor den Herzog zu bringen.

Vom Saum des Kleides erhob sich der Kuß der Ehrfurcht zur Hand, wo er heute noch seinen Sitz hat. In einer Zeit übertriebener Galanterie — und Galanterie ist in den meisten Fällen nur ein höfliches Ersatzmittel der Achtung — wurde der Handkuß auch den Frauen gewidmet, was heute noch selbst in den Bürgerkreisen romanischer Länder Brauch ist, ja sogar in Österreich. Deutschland, England, die skandinavischen Länder haben dieser nicht ganz

würdigen Begrüßungsform schon längst Valet gesagt, obgleich sie noch an Höfen, in Adelskreisen und dort, wo diesen gern nachgeahmt wird, vorhanden ist. Hier tritt ein Händedruck an dessen Stelle, ein Geselle, der auch in seiner Stummheit viel mehr zu sagen weiß, als der schmatzende Einfaltspinsel Handkuß. Logau meint:

Jungfern, euch die Hand zu küssen,
Pflegt euch heimlich zu verdrießen,·
Weil man läppisch zugewandt
Was dem Mund gebührt, der Hand.

Nicht uneben nennt er den Monat Mai den Brautkuß, welchen der Himmel der Erde giebt:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzt erst seine Braut, künftig eine Mutter werde.

In sprichwörtlicher Kürze meint er ferner:

Weiberlippen sind geschaffen
Mehr zum Küssen als zum Klaffen.

Und von dem Kuß im allgemeinen weiß er zu sagen:

Der Mund ist der Altar, das Opfer ist das Küssen,
Des Priestertums allhier ist jedermann beflissen.

Der eigentliche Kuß ist doch nur der Kuß auf den Mund, der hauptsächlich als Liebeskuß zum Ausdrucke kommt und den Saphir scherzhaft mit dem Briefsiegel vergleicht, denn beide werden „heiß aufgedrückt und kalt gebrochen.“ Und hier ist es wieder der erste Kuß, der die ganze Fülle der Seligkeit beut. Er ist das Glück selbst: kaum geworden, schon dahin und unbewußt genossen. Es ist ein Tausch zweier Seelen:

Berühre mit der Lippe leis
Und linde meinen Mund!
Sie that's — da flammte glühend heiß
Ein Kuß aus Herzensgrund.

Und eine Seele zog berauscht
Ins Herz im Kusse mir —
Doch war's die ihre, holdvertauscht,
Die meine blieb bei ihr!

(Robert Hamerling.)

So mancher hat schon in späterer Zeit seufzend mit Herder ausgerufen:

Ach, daß uns ewig bliebe
Der Augenblick,
Im ersten, holden Kuß der Liebe
Das reinste Glück.

Allerdings ist der Kuß nur ein Etwas, das eine Fortsetzung erfordert, gewissermaßen der Anfangsbuchstabe des Wortes Liebe, der für sich selbst nichts besagt, aber ohne den auch das Wort nicht verständlich ist. Und darum ist der erste Kuß nicht unbedenklich. Gar zu oft nur wird Ovids leichtfertige Regel praktiziert:

Oscula qui sumsit, si non et cetera sumsit,
Haec quoque, quae data sunt, perdere dignus erat.[1])

Indes schweigt beim Kusse die Raison. Man mag den kleinen Mädchen im scherzhaften Ernst immer wieder sagen, vom Küssen bekomme ein Mädchen einen Bart, sobald es liebesflügge geworden ist, wird es, selbst wenn es an die Wahrheit dieser Lehre glaubt, die Mahnung unbeachtet lassen. Nicht mit Unrecht singt der tiroler Bursche:

[1]) Wer den Kuß sich genommen und nicht auch anderes hinzunimmt — Ist unwürdig gewiß auch der erhaltenen Gunst.

Daß 's Buſſaln an Bart macht,
Dös is ja nit wahr:
Sinſt hätt' ja mein Dirndal
Schon's Gſicht volla Haar.

Etwas beſonders Anziehendes hat die Dunkelheit für das Küſſen. Einerſeits erleichtert ſie hier wie auch anderwärts den Diebſtahl, andererſeits wieder ermöglicht ſie, daß man ſich gerne beſtehlen kann laſſen; ferner, daß dieſes Geben im Nehmen und Nehmen im Geben von keinem Auge, ſelbſt von dem eigenen nicht, beobachtet werden kann:

Küſſe, die man ſtiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küſſe, wie beſel'gen
Sie die Seele, wenn ſie liebt!

Ahnend und erinnrungſüchtig
Denkt die Seele ſich dabei
Manches von vergangnen Tagen
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Iſt bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter iſt.

(Heine.)

Vielleicht hängt auch damit die oft aufgeworfene, aber noch niemals befriedigend beantwortete Frage zuſammen, warum man beim Küſſen gewöhnlich die Augen zudrücke, eine Thatſache, die Heine zu nachfolgendem Gedicht veranlaßt hatte:

Ich halte ihr die Augen zu
Und küſſ' ſie auf den Mund;
Nun läßt ſie mich nicht mehr in Ruh,
Sie fragt mich um den Grund.

Vom Abend spät bis morgens früh
Sie fragt zu jeder Stund':
„Was hältst du mir die Augen zu,
Wenn du mir küßt den Mund?"
Ich sag' ihr nicht, weshalb ich's thu,
Weiß selber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund.

Ein Spaßvogel wollte allerdings diese wichtige Frage in derselben Weise beantworten wie die nicht minder bedeutsame: „Warum drückt der Hahn beim Krähen die Augen zu?" — „Weil er es auswendig kann." Diese Antwort wäre übrigens mehr als ein leichtes Scherzwort, wenn wir hierbei „auswendig" aus dem Französischen wörtlich ins Deutsche übertragen; par coeur, gebrauchen unsere Nachbarn jenseits der Vogesen dafür. Das Mädchen macht nur bei dem ersten Liebeskuß Schwierigkeiten; bei den — nicht dem — zweiten mag es wohl noch ein Sträuben geben, jedoch die Lippen widersprechen sich hier selbst:

Gestern scheu der erste Kuß,
Banges Zaudern und Verhehlen,
Heut, o süßer Überfluß,
Küsse nimmermehr zu zählen.

(Stephan Milow.)

*

Will eine nicht küssen
In magdlicher Scham,
Sie fügt sich ins Müssen,
Und bald ist sie zahm;
Bald läßt sie sich halten
Und kosen in Ruh,
Es drücken die Alten
Die Augen gern zu.

(Rud. Baumbach.)

Die Mädchen haben für den Liebeskuß eine praktische Vorschule: die Küsse beim Pfänderspiel und auch die freundschaftlichen Küsse untereinander. Ich möchte bezweifeln, daß erstere für sie einen besonderen Reiz haben, denn es ist zu viel Spiel dabei. Entgegengesetzt dem Manne nimmt das Weib die Liebe selbst in allen Fällen ernst, wenn auch nicht den Gegenstand der Liebe. Die Unbegreiflichkeiten erster Mädchenneigungen werden völlig klar, wenn man bedenkt, daß die erwachende Weiblichkeit vor allem die Liebe liebt und dann erst den Mann. Es ist ein instinktives Bedürfnis nach Zärtlichkeit, der Keim der natürlichen Mutterliebe, der seine Spitzen schon in der Art und Weise hervorlugen läßt, in der das Püppchen ihre Puppe ans Herz drückt. So ganz subjektiv wie in der Reifezeit ist allerdings auch das erwachende Liebesgefühl des Mannes nicht. Adam sucht Eva. Vom Menschen zum Manne geworden, äußert sich bei ihm als erstes der Trieb zur Wiedervereinigung der geschlechtlich gespaltenen zwei Teile des mythischen Urwesens, ein Trieb, der eigentlich fortan überhaupt nicht unthätig bleiben soll, nur daß er bald von anderen Dingen abgelenkt werden soll, um sich dann wieder persönlicher zu äußern. Trotz der Ähnlichkeit, die zwischen dieser und jener Empfindung vorhanden ist, sind beide doch grundverschieden: die Frühgestalt weiblicher Liebe ist geschlechtlos, die der männlichen ist geschlechtlich. Die Erkenntnis dessen wird uns allerdings oft erschwert, indem die mannigfaltigsten Umstände beirrend einwirken. Unser Gesellschaftsleben wirkt treibhausartig auf die Entwickelung der Geschlechtsliebe. Aber das Unpersönliche dieser allzufrühen ersten Liebe ist es auch, das ihr jede ernste Bedeutung nimmt. Was ferner das häufige Küssen der Mädchen untereinander betrifft, so steht dies ebenfalls mit dem vorhin Bemerkten in Verbindung. Im übrigen sei hier Gottfried Kinkel das Wort gegeben:

Wenn Frau'n einander Küsse geben,
So sagen sie bloß uns Männern eben:
Schlöff' ich dich erst in den Arm hinein,
Was sollten das für Küsse sein.

Außer dem Pfänderspiel zeitigt die Konvenienz noch so manche Kußgelegenheit. Es sei nur an das sogenannte Schlittenrecht erinnert, wonach jeder Mann, der eine Dame im Schlitten ausfährt, nach beendigter Fahrt von ihr einen Kuß beanspruchen darf. In der Nähe von New York — um noch einige Anlässe zu verzeichnen — befindet sich eine Brücke, die Kußbrücke genannt wird. Wie erzählt wird, soll jeder Herr, der mit einer Dame darüber fährt, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sein, ihr einen Kuß zu geben. Weder Recht noch Pflicht, jedoch ein oft geübter Brauch ist es, Mädchen während der Fahrt durch dunkle Eisenbahntunnels zu küssen. Mancher dieser Bergdurchstiche, so z. B. der vor Baden bei Wien, wird darum auch „Kußtunnel" genannt. Natürlich müssen einer derartigen Vertraulichkeit wenigstens die Präliminarien des Kusses, die Liebäugeleien, vorausgegangen sein. Es sind schon viele aberwitzige Erörterungen durch unsere Familienblätter gegangen, daß es mich schier wundern will, warum noch keines der Öffentlichkeit die wichtige Frage zur Entscheidung vorgelegt hat, ob das Weib oder der Mann besser küsse. Die Sache dürfte auch kaum eine befriedigende Antwort finden können. Die Stimmen wären zu parteiisch. Der Analogie nach zu urteilen, müßte wohl dem weiblichen Geschlecht die Meisterschaft zugesprochen werden. Denn wer in der einen unsubstanziellen Mundthätigkeit die unbestrittene Herrschaft ausübt, der dürfte sie auch in der anderen haben. Ausnahmen kommen allerdings vor. So wie es hie und da schweigsame Frauen giebt, so giebt es auch kußfeindliche. Zu diesen zählte auch die Königin Christine von

Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, ein geistreicher weiblicher Sonderling. Der Katholizismus sollte den Triumph erleben, daß die Nachfolgerin des Mannes, der für den Protestantismus fast so eifrig einstand wie für seinen eigenen Vorteil, zur römischen Kirche sich bekehrte. Vorhin wurde eine in Amerika befindliche „Kußbrücke“ erwähnt, dies ließe vermuten, daß es in dieser Sache auf dem Dollar-Kontinente just so bestellt sei wie im alten Europa. Thatsächlich mag es auch heute der Fall sein, früher aber scheinen da ganz merkwürdige Ansichten vorherrschend gewesen zu sein. Dem englischen Muckertum galt nämlich das Küssen für eine Sonntagsentheiligung und es wurde sogar den Müttern untersagt, am Tage des Herrn ihre Kinder zu küssen. Im Jahre 1654 wurde in Connecticut einem Liebespaar eine hohe Geldstrafe auferlegt, weil sie mit Küssen den Sonntag entweiht hatten. Ein Kußverbot wurde übrigens auch schon von den römischen Cäsaren erlassen, weil dieser Zärtlichkeitsausdruck sozusagen krankhaft ausartete. Bei den Tafelfreuden wurde dem Wirt in der seltsamen Weise gehuldigt, daß der Gast auf die Lippen der Schenkin so viel Küsse drückte, als im Namen des Hausherrn Buchstaben enthalten waren. Das Kußverbot des Tiberius, der sogar die tägliche Ausübung verhindern wollte, wurde wenig beachtet. Fast will es scheinen, daß in unserer Zeit, die so erschreckende Ähnlichkeiten mit der des Verfalls der römischen Kulturepoche aufweist, eine gleichartige Tendenz zum Ausdruck kommen will. Ein Gesetz gegen das Küssen läßt sich zwar nicht befürchten, obgleich auch unsere juridische Fabrikation auf den Massenbetrieb eingerichtet ist und das weiteste Absatzgebiet sucht. Nun aber ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß allgemeine Dummheiten, die nicht auf legislatorischem Wege begangen werden, im Namen der Wissenschaft verübt werden. Da heckte ein müßiger Kopf

die Lehre aus, das Küssen sei gesundheitsschädlich, es werden damit Bacillen übertragen, eine Meinung, die natürlich da und dort mit der ganzen herrschenden hygieinischen Wut aufgegriffen wurde. Es wäre Wunders gewesen, wenn diesen „Fall“ nicht ein journalistischer Mächler auszuschroten versucht hätte. So geschah es; es wurden Anfragen gestellt. Und drollig war's zu lesen, wie die gelehrten Herren Professoren sich über diese höchst bedenkliche Sache in ernster Gründlichkeit äußerten. Sie halten zwar den Kuß für eine gesundheitsschädliche Leibesverrichtung, meinen jedoch, daß man unter Beobachtung sanitärer Vorsichtsmaßregeln doch nicht darauf verzichten müsse. Na, vielleicht sorgt am Ende der Staat doch für eine hygieinisch geregelte Liebe! So besonders schwierig würde das nicht in einer Gesellschaft sein, die statt Empfindungen nur Regungen, statt Gefühle Gefühlchen hat. Das einzige was bei der Sache richtig, das ist, den Kuß nur auf das Nötigste zu beschränken und das ist sicherlich — die Liebe. Auch im Familienkreis finde er Platz. Sonst hat sich die Wissenschaft auch noch mit dem Kuß beschäftigt. Die ernsten, trockenen Digesten (I. 16 C. de donat ante nuptias) bestimmen, daß ein Weib dem Verlobten einen Kuß geben müsse, anderenfalls sind die Geschenke, welche sie von ihrem Bräutigam erhält, zurückzugeben, falls sie vor der vollzogenen Ehe sterben sollte. Papinian fügt dieser Pandektenweisheit die Erklärung hinzu: „Das Gesetz vermutet, daß die Braut den Kuß unfreiwillig gab, folglich hat sie hiervon Beschwerde und die Gegenpartei Vorteile.“ Der Kuß ist also hier als regelrechte Gegenleistung aufgefaßt, die den Wert der Geschenke wett macht. Mir will scheinen, daß bei der Gesetzgebung Justinians das Hofballet nicht ohne Einfluß gewesen sei! Wir wären hier also bei der großen Frage: „Was ist der Kuß?“ Die liebe Rechtswissenschaft kann zwar alles, sogar

sieben gerade machen, aber für diese Frage dürfte sie doch nicht eine allgemein gültige Antwort finden können. Fragen wir beim Volk selbst an, so erhalten wir eine Antwort, die zwar nicht in die Tiefe der Sache dringt, allein den einzig möglichen Bescheid enthalten mag. Der Tiroler singt, ich glaube nach Castelli:

's Busserl.

A Busserl is a gspaßig's Ding,
Es riegelt 's ganze Bluet;
Man ißt es nit, man trinkt es nit
Und dechterscht schmöckt's so guat! —

Und was a Schreiber schreiben kunnt'
Wohl in zehntausend Stund',
Dös druckt an oanzig's Busserl aus
Dem Schatzerl auf dem Mund.

A Busserl is a gspaßig's Ding,
Wer's nit begreifen kann;
Im Herzen is a Kammerl drinn,
Da fangt's zu krabblen an.

Und wennst nix mehr zum Plauschen woaßt,
Nimm's Maderl um an Hals,
Schmatz' ihr a saftig's Busserl auf —
Und's Madl woaß dann all's!

A Busserl is a gspaßig's Ding,
Das Beste, das man hat! —
Das Schlimme bei dem Busslen is:
Man kriegt's halt niemals satt!

Der geistreiche Psychologe Professor Fechner, der unter dem Namen Mises dichtete, hat mit nachfolgenden Zeilen den Kuß wohl einigermaßen beschrieben, aber keineswegs erklärt:

Er ist eine süße Zauberfrucht,
Die einer vergebens zu brechen versucht;
Nur zwei zusammen können sie brechen,
Doch kann es niemals geschehen im Sprechen;
Und wollte einer sie haschen allein,
Er haschte und schnappte ins Blaue hinein.

Das beste ist wohl, wir halten uns an die Lehre, welche der orientalische Dichter Jussuf einem Jünger gab. In einem Gedicht des magyarischen Poeten Joseph Kiß tritt vor Jussuf ein Jüngling mit der Bitte, ein Lied von ihm zu beurteilen. Es wird ihm gewährt und jener beginnt:

O Kuß! du Lotosblume, du Sang der Bülbül, sprich,
Worin birgt das Geheimnis wohl deiner Süße sich?
Das Blatt der Lotosblume erklingt wie Silberschall,
Doch süßer ist der Küsse melodischer Verhall.
Der Sel'gen siebter Himmel, zu stiller nächt'ger Stund
Schwebt er herab, ich find ihn auf meines Mädchens Mund,
Du Labsal ew'gen Durstes, glutschürender Genuß,
Du bist der Tod, die Wonne, o du, der Liebe Kuß!

Ein Geräusch wird hörbar; der Meister winkt dem Jüngling zu, er möge schweigen. Leise wird der Vorhang beiseite geschoben und herein huscht Suleika, Jussufs Geliebte, die auf ihn zueilt und ihn küßt. Der Jüngling steht betroffen da, er wähnt des Edens Huri zu sehen. Endlich reißt ihn aus seinen Träumen des Meisters Wort:

Erforscht nicht sein will Allah, nur andächtig verehrt,
Der Kuß, er will geküßt sein, o Jüngling, nicht erklärt![1]

Das Küssen zwischen Männern ist lächerlich, auch dem Anblick nach. Es mag noch einigermaßen angehen nach langer Trennung. Weber meint: „Soll die einfältige undeutsche Sitte durchaus bleiben, so wünsche ich die Mode des

[1]) Übersetzt von Neugebauer.

griechischen Kusses (χύτρα) wieder eingeführt, wo man sich bei den Ohren nahm, wie einen Topf bei den Henkeln, oder wie die alten Schullehrer ihre Schüler, und wenn man sich so dabei schüttelte wie die Herren Schwarzbuckel zu thun pflegten, käme vielleicht jene gallische Nachäffung in Abgang." In der That! der Kuß ist eigentlich zwiegeschlechtlich. Der Kuß ist das Zeichen der Liebe, so wie der Händedruck das der Freundschaft. Er ist daher zwischen Männern nur dort zulässig, wo auch eine natürliche Liebe vorhanden ist, d. h. zwischen nahen Verwandten ꝛc. und selbst in solchen Fällen darf er nicht gewöhnlich werden.

Fragen wir, was ein Kuß wert sei, so lautet die natürliche Antwort: Er ist unbezahlbar. In manchen Fällen erfährt er jedoch eine gewisse in Ziffern ausdrucksfähige Bewertung. Zwar dürfte es kaum einen Gerichtshof geben, der auf die Klage eines geraubten Kusses hin den Thäter zu einer Entschädigungsstrafe verurteilt, wie die englischen und amerikanischen Gerichtshöfe es bei einem gebrochenen Eheversprechen thun, aber zu Geldstrafen mögen solche kecke Räuber doch schon verurteilt worden sein, obgleich in den mir bekannt gewordenen Fällen gewöhnlich eine schwerere Pön, Gefängnisstrafe, zuerkannt wurde. Kann man den geraubten Kuß wirklich als Ehrenbeleidigung auffassen? Ich meine damit nicht den scherzhaft genommenen, von dem Geibel singt:

Auch schmeckt trefflich jeder Kuß,
Den ich nicht erbetteln muß,
Aber, Mädchen, glaube,
Noch viel besser schmeckt es mir,
Wenn du schmollst und ich ihn dir
Dann verstohlen raube —

sondern den, der thatsächlich gewaltsam geraubt wird. Geraubt? — wird hier vielmehr nicht etwas gegeben? Ein

sonderbares Ding ist doch so ein Kuß, bei welchem sich streiten läßt, ob er eine Gabe oder eine Entnahme sei! Und zürnt ein Weib in allen Fällen auch wirklich über einen gewaltsam geraubten=geschenkten Kuß? Das ließe sich nicht einmal dort behaupten, wo sie Klage darüber führt? Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Eitelkeit eine nicht minder gewaltige Elementarkraft des Weibes ist als die Liebe. Lady Oxford galt ihrer Zeit als die größte Schönheit Englands, dessen Frauen, nebenbei bemerkt, am besten verstehen sollen zu küssen. So behaupten es wenigstens Sachkundige und sie fügen hinzu, daß die Engländerinnen mit dem Kusse auch die Nuance des gehegten Gefühls zum Ausdruck bringen können. Lady Oxford fuhr also eines Tages auf der Landstraße und als sie sich gelegentlich zum Fenster hinausbeugte, wurde sie von einem nahestehenden Bauernburschen geküßt, der dann forteilte und jubelnd ausrief: „Ich habe die schönste Frau Englands geküßt!“ Die Dame meldete den Fall dem Richter, der den Burschen zu strafen versprach, wenn er sie erzürnt habe. „Doch sagen Sie offen,“ fügte er hinzu, „sind Sie dem Jungen wirklich ernstlich gram, daß ihn Ihre Schönheit zu dieser That verleitet hat?“ Nach einer kurzen Pause antwortete sie lächelnd: „Das eben nicht.“

Hie und da kommt zu Gehör, daß ein Kuß zu „wohlthätigen Zwecken“ verkauft wurde. Der erste mir bekannt gewordene Fall ereignete sich im Jahre 1863 in Budapest. Es war damals ein Notjahr und da versuchten einige Damen die eine Landplage mit einer anderen zu verscheuchen, d. h. sie veranstalteten einen der sogenannten Wohlthätigkeits=Basare — wer's unrichtig vorzieht, mag dafür Bazare schreiben —, wo sie im Namen der göttlichen Barmherzigkeit die Geldtaschen der Besucher leerten, um ihnen dafür verschiedenen Schnick=Schnack zu geben. Bei dieser Gelegenheit „kaufte“ ein Besucher von einer schönen Händlerin einen

Kuß um tausend Gulden, ein Vorfall, der seither oft Wiederholung fand. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein anderes Basarstückchen ein, wobei zwar nicht ein Kuß, wohl aber doch die Lippen eine Rolle spielen. Ich glaube in Paris war's, wo wieder einmal in dieser Weise gewohlthätert wurde. Zu einer Theebude, wo eine hübsche Schauspielerin die Schenkin war, trat ein alter, vornehm aussehender Herr, der auf den ersten Blick schon den Engländer erkennen ließ. Er forderte eine Tasse Thee und legte dafür generös ein Goldstück hin. Etwas übermütig erfaßte nun die Dame die Tasse, nippte daran und sprach dann lächelnd: „So, jetzt kostet die Tasse Thee zwei Goldstücke." Ohne die Miene zu verziehen legte der Herr eine zweite Münze hin, welche nebst der anderen von der Schauspielerin mit dankbarem Blick und freundlichem Lächeln eingestrichen wurde. Jetzt aber legte der Alte wieder ein Goldstück hin und sprach trocken: „Nun, mein Fräulein, möchte ich Sie um eine ungebrauchte Tasse bitten."

Die Liebe küßt gläubig, die Genußsucht ungläubig, was uns auch Heine in einem Gedicht bekennt:

Ehmals glaubt' ich, alle Küsse,
Die ein Weib uns giebt und nimmt,
Seien uns durch Schicksalsschlüsse
Schon urzeitlich vorbestimmt.

Küsse nahm ich und ich küßte
So mit Ernst in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Thaten der Notwendigkeit.

Jetzo weiß ich: überflüssig,
Wie so manches, ist der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küss' ich,
Glaubenslos im Überfluß.

Zwischen Wehmut und Wonne gedenkt wieder das Alter der einstigen Liebesküsse, ein Gefühl, das Scheffel mit den Worten Ausdruck giebt:

Süßer Kuß der Liebe!
Dein gedenkend überschleicht mich
Freud' und Wehmut: Freude, daß auch
Ich ihn einstmals küssen durfte,
Wehmut, daß er schon geküßt ist.

Es wird viel und unterschiedlich geküßt. Es küßt die Höflichkeit, die Ehrfurcht, die Freundschaft, die Geschlechtsliebe, die Versöhnung, der Verrat und noch so manches andere. Aber wie groß auch die Bedeutung des leidenschaftlichen Liebeskusses sei, die erste Stelle gebührt doch dem reinsten, dem frömmsten, dem heiligsten Kuß: dem Mutterkuß.

XXXII.

Die Freundschaft.

Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Der ist mein Freund,
So wenig er's auch scheint.

Gellert.

Freundschaft ist reiner, heiliger und geistiger, als es die Liebe ist, ein zartes Band der Geister, durch Harmonie im Großen und Edlen. Denn des Plato göttliche Liebe ist nur der Freundschaft schönes Ebenbild.

Goethe.

Dans l'adversité de nos meilleurs amis, nous trouvons souvent quelque chose qui ne nous déplait pas.[1])

La Rochefoucauld.

Viel wurde schon in müßigen Stunden und von müßigen Leuten darüber gestritten, was edler sei: Freundschaft oder Liebe. Zweifellos gebührt ersterer der Vorzug, was sich mit vielen Gründen erklären läßt, zu denen auch die Seltenheit gehört. Mythe und Geschichte wissen uns nur von wenigen großen Freundschaften zu erzählen, und selbst

[1]) In dem Ungemach unserer besten Freunde finden wir oft noch etwas, welches uns nicht mißfällt.

die erscheinen uns zumeist noch in poetischer Verklärung: David und Jonathan, Orestes und Pylades, Achilles und Patroklus, Scipio und Lälius, wozu sich noch etliche Paare fügen ließen. Allerdings haben die griechischen Männerfreundschaften häufig einen sehr fatalen Beigeschmack. Was in den meisten Fällen Freundschaft genannt wird, ist nichts anderes, als eine näherstehende Bekanntschaft, zuweilen sogar nichts anderes, als ein Freibrief, dem Genossen Dinge zu sagen, welche man fremden Leuten gegenüber aus Schicklichkeitsgründen zurückhält. So wird von einem bekannten ungarischen Magnaten folgendes Histörchen erzählt: Er fuhr eines Tages von Budapest nach Wien. Zufällig befand sich in demselben Eisenbahnwagen ein Standesgenosse, den er nur ganz flüchtig kannte, was aber diesen nicht verhinderte, ihm die ganze Zeit die Ohren vollzuschwatzen. Im Laufe der Zeit wurde unser Magnat durstig, er holte seine Reiseflasche hervor, füllte zwei Becher, wovon er einen seinem Nachbarn anbot mit der Aufforderung Duzbrüderschaft zu trinken, ein Umstand, der nicht auffällig sein kann, weil in dem Kreise, dem beide gesellschaftlich angehörten, das Duzen üblich ist. Es geschah, und dann begann der andere noch verstärkt seine Gesprächigkeit auszuüben. „Hör, lieber Freund," meinte nun der Gefährte, „jetzt könntest du endlich doch schon das Maul halten."

Nicht weniges von dem, was wir Freundschaft nennen, wurzelt recht tief in der Selbstsucht, was gerade nicht schmutzigen Eigennutz bedeuten muß. Der Geselligkeitstrieb, das instinktive Streben moralischen Nutzen zu ziehen, ein bißchen Zuneigung aus Eitelkeit, hie und da auch ein Körnchen Liebe, — dies und noch etliches bildet die Mischung für das, was wir allgemein Freundschaft nennen. Selbst die Opfer, die hierbei zuweilen gebracht werden, sind gewöhnlich nur eine That, mit der man sich unbewußt selbst

ſchmeichelt. Es gilt dieſes, wie geſagt, für das Mittelgut der Freundſchaft, eine Art, die noch immer löblich iſt und keineswegs eine Schönwetter-Freundſchaft oder gar eine Wirtshausfreundſchaft bedeuten will. Noch weniger hat ſie etwas mit der Heuchelneigung zu thun, die bewußt ein Gefühl vorlügt. Dieſe bildet nach der einen Richtung hin ebenſo den äußerſten Flügel, wie es nach der anderen die ſeltene ideale Freundſchaft bildet. Gewaltigen Kräften, wie es die Leidenſchaften ſind, wird dieſe Mittelart kaum je zu widerſtehen vermögen; als Gegner der Liebe wird ſie immer unterliegen und verderben, oder nur ſcheinbar fortbeſtehen können, wenn irgend ein äußerlicher Umſtand die gänzliche Löſung des Freundſchaftsbandes nicht gut möglich macht. Auch die Entfernung wirkt auf ſie abſchwächend. Von den Leidenſchaften meint La Rochefoucauld: „L'absence diminue les médicores passions, et augmente les grandes, comme le vent éteint les bougies et allume le feu.“ [1]) Bei der Freundſchaft, die eben keine Leidenſchaft iſt, wirkt die Abweſenheit nur verringernd. Bei der Beurteilung der Freundſchaft darf nicht vergeſſen werden, daß hier, ebenſo wie bei der Liebe, die Unbeholfenheit der ſprachlichen Ausdrucksweiſe und die oberflächliche menſchliche Erkenntnis einen ganzen Komplex von Gemütszuſtänden, die zuweilen nur äußerlich einander gleichen, unter einem Sammelwort vereinigt hat. Was gilt nicht alles für Liebe? Weniger die echte, wirkliche Liebe, die nur zur Hälfte phyſiſch iſt und nicht lodert ſondern glüht, als die flackernde Begierde, Strohfeuer des Gefühls. In allen Abſtufungen jedoch verhält ſich Freundſchaft zur Liebe wie Mann zum

[1]) Die Abweſenheit vermindert die mäßigen Leidenſchaften und vermehrt die heftigen, ſo wie der Wind die Kerzen verlöſcht und das Feuer entfacht.

Weibe. Jene ist durchaus aktiv, diese wieder völlig passiv. Daher mag es wohl auch kommen, daß eine innige Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern ebenso selten möglich ist, wie zwischen dem weiblichen Geschlecht selbst. Letztere Behauptung braucht nicht erst erörtert zu werden, zumal die Frauen selbst noch ärger von der Verläßlichkeit ihrer „guten Freundinnen" zu urteilen pflegen, als es seitens der Männer erfolgt. Und was den vorher erwähnten Umstand betrifft, so ist die Freundschaft der Frauen gegen Männer — es ist wohl unnötig, daß ich erst besonders hervorhebe, daß hier nur von gewöhnlichen Erscheinungen die Rede ist — in vielen Fällen nur der Reflex der Freundschaft, die zwischen einem ihr nahe stehenden Manne und dem Betreffenden vorhanden ist. Ist ein Altersunterschied zu ihren Gunsten — oder soll man Ungunsten sagen? — vorhanden, und sei er verhältnismäßig sehr gering, so wird sich ihr Freundschaftsgefühl in einer gewissen Mütterlichkeit bekunden, was eben viel natürlicher ist. Der Mann hingegen wird zum väterlichen Freund höchstens nur dann, wenn der Abstand der Jahre dem ziemlich entsprechend ist. Was sonst noch Freundschaft zwischen Mann und Weib heißt, ist meistens nichts anderes, als jene Vertrautheit guter Bekannter, wie sie auch bei Männern häufig vorkommt, und auch hier hyperbolisch so genannt wird. Oder es ist eine Liebe ohne hellauflodernde Leidenschaft — manchmal auch eine entsagende Liebe —, eine Wahlgeschwisterschaft, die der Freundschaft wohl ähnlich sieht, aber keineswegs dafür gelten kann, denn ihr fehlt deren Grundzug: die Gegenseitigkeit. Eine einseitige Liebe ist möglich, eine einseitige Freundschaft niemals. Der zweite Hauptunterschied ist, daß die Freundschaft ein Gleichgewicht der inneren Eigenschaften erfordert, womit keineswegs eine Übereinstimmung gemeint ist, denn diese ist sogar in vielen Fällen hinderlich. Selbst das Gleichgewicht

äußerer Umstände ist der Sache keineswegs so gleichgiltig, wie wir uns selbst glauben wollen machen. Anders aber die Liebe! Nicht nur, daß ihr Hindernisse dieser Art fremd sind, sie scheint vielmehr noch den Kontrast zu suchen, was zufolge ihrer ergänzenden Bestimmung ebenfalls ganz natürlich ist. Noch rücksichtsloser treibt es dabei die leidenschaftliche Gier, deren stürmisches Verlangen für Liebe gehalten wird, ohne es in Wirklichkeit je zu sein. Wenn nun unter gewöhnlichen Umständen eine zwiegeschlechtliche Freundschaft nicht gut möglich dünkt, so ist sie noch unwahrscheinlicher als Fortsetzung der Liebe. Ich glaube nicht, daß wirkliche Liebe völlig vernichtet werden kann. Sie kann sich zusammenziehen und in der tiefsten Herzfalte verbergen; sie kann sich — wie Wein zu Essig — in Haß verwandeln, in dem noch immer etwas Liebe lebt, aber es wird keine Freundschaft daraus. Als der französische Schriftsteller Rivarol mit seiner Geliebten brach und ihr schrieb, daß sie nun ihre Liebe in eine ruhigere Empfindung verwandeln und der Freundschaft einen Tempel bauen sollte, antwortete sie ihm: „Man baut nicht mit Asche.“ Gewiß, man baut nicht mit Asche, und am allerwenigsten, wenn noch Glut darunter verborgen liegt.

Zuweilen sehen wir ein freundschaftliches Verhältnis, das der Regel vom Gleichgewicht der Kräfte zu widersprechen scheint, jedoch nur scheint. In Wirklichkeit ist hier gar keine Freundschaft vorhanden, sondern eine Art moralische Sklaverei. Unbewußt wird der eine in den Bannkreis des anderen gezogen, der nicht einmal der bessere zu sein braucht. Er folgt ihm, er wird von ihm in seinem Fühlen, seinem Denken, ja zuweilen sogar in Äußerlichkeiten wie Tracht und Lebensweise beeinflußt. Vielleicht wäre hier gerade der rechte Punkt, von dem aus dieser Seelenzustand, der sich krankhaft dann in der Suggestion äußert, untersucht

werden könnte. Eine Abzweigung dessen ist der Zustand, in welchem sich der Beeinflußte der Thatsache wohl bewußt wird und ihr vergeblich zu widerstreben versucht. Eine andere Abzweigung wieder kennzeichnet sich durch eine bewußte Abhängigkeit, von der sich frei zu machen man gar nicht bemüht ist, weil man dem anderen eine bedeutendere Fähigkeit für seine eigenen Angelegenheiten zutraut als sich selbst. Greifen wir noch ein Stück weiter aus, so gerät uns die Menge in die Hand, die sich des selbständigen Denkens begiebt und zum Heroenkultus nur zu sehr geneigt ist. Allerdings, genau betrachtet, sehen wir, daß eigentlich jeder hierbei nur sich selbst anbetet.

„Freunde, niemand ist ein Freund!“ lautet ein ernst-scherzhafter Ausspruch des Aristoteles. Ganz streng genommen ist der Ausspruch richtig, ist niemand ein Freund, am allerwenigsten der Mensch sich selber. Berücksichtigen wir aber die menschliche Unvollkommenheit, so können wir auch eine echte, rechte Freundschaft gelten lassen, die freilich sehr selten ist. Ein französisches Sprüchlein meint, Freunde gleichen Melonen, unter zehn tauge kaum eine. Auch unser deutscher Sprichwörterschatz äußert sich über „Freund in der Not“ etwas mißtrauisch. Paul Heyse indes meint:

„Freund in der Not“ will nicht viel heißen,
Hilfreich möchte sich mancher erweisen.
Aber die neidlos dein Glück dir gönnen,
Die darfst du wahrlich Freunde nennen.

Nun weiß aber des Volkes Weisheit noch manches andere Wörtlein über Freundschaft zu sagen: „Ein Freund ist des anderen Spiegel. — Ein Freund in der Not ist besser, als ein Bruder in der Ferne. — Freunde thun mehr not, als Wasser, Feuer und Brot. — Bei dem Freunde halte still, der dich nur, nicht das deine will. — Glück

macht Freunde, aber Not bewährt sie. — Freundschaft ist des Lebens Salz.“ — Klug meint das Sprichwort auch: „Allmanns Freund, allmanns Narr.“ Als Seitenstück ließe sich auch sagen: „Freund für jeden, Schelm an allen,“ denn bei manchem ist diese Pseudofreundschaft für Hans Jedermann nichts anderes, als ein Mittelchen, es zu etwas zu bringen. Gelangen sie dahin, dann werden sie frech. Eine andere Art läßt in der That eine Überschätzung ihres Gefühls leicht zu. Sie sind diensteifrig, gefällig, aber nur bis zu einem gewissen Punkte, und nur weil sie sich nicht anders beschäftigen können, oder auch weil sie sich denken: „Ich bemühe mich jetzt seinetwegen, ohne daß er es verlangt, damit er sich später meinetwegen bemühe, wenn ich es verlange.“ Ja, der Gefällige!

Gefällig ist er, brächt' es auch nicht Dank;
Er nimmt sogar diensteifrig, bist du krank,
Für dich die bittersten Heiltränkchen ein.
Zu einem nur könnt' er sich nimmer zwingen:
Mag dir sein Pfennig Heil und Hilfe bringen, —
Der Beutel wird verschnürt für immer sein.

Am häufigsten findet man die „guten Freunde,“ die mit ihrem Rat stets bei der Hand sind und bittere Feinde werden, wenn man sich nicht zum Versuchsgegenstand ihrer zuweilen sehr einfältigen Meinungen hergiebt. Zu einer anderen Art gehören wieder die, welche gerne trösten. Sie wünschen dir die Pest an den Hals, einzig nur um dich bedauern zu können; und sie mögen dir herzlich gram werden, wenn du früher gesund wirst, als sie dir einen Krankenbesuch abstatten. Jene wollen eigentlich nur ihre Klugheit, diese ihr gutes Herz bewundern lassen; wer die Ruhe liebt und klug ist, stecke diese falsche Münze ruhig ein, es ist doch nur eine Kleinigkeit.

Sie flößten dir gerne Trostträukchen ein,
Da sich das Übel dir zugewendet;
Sie hätten so gerne ein Seufzerlein,
Ein Mitleidgröschlein dir gespendet.

Du aber mochtest dich selber befreit
Von allen Nöten, die dir gekommen,
Das werden sie nimmer und nimmer verzeihn
Die Wackern, die Edeln, die Tugendfrommen.

Welch sündig Gelüste hat dich bethört,
Verführt in eine der sündigsten Stunden!
Du hast ihnen boshaft die Freude zerstört
Das menschlich edle — Wort zu bekunden.

Noch manche andere seltsame Gesellen hüllen sich in den Freundschaftsmantel ein. Freund X. wird für seinen Freund in der Weise Teilnahme zu erwecken versuchen oder ihn derart verteidigen, daß dieser genötigt sein mag, die bekannten Voltaire zugeschriebenen Worte zu wiederholen: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich schon selbst schützen." Freund Y. wieder ist bereit, mit dir den letzten Bissen zu teilen, das heißt deinen letzten Bissen. Und meinst du nun, daß wenigstens dieser dir allein angehören dürfe, so wird er dich vor Gott und aller Welt als treulos und verräterisch anklagen:

Er half mir wohl aus Drang und Not,
Ich trank seinen Wein und aß sein Brot,
Doch sieh! jetzt schleicht er heimlich fort
Und an dem menschenfernen Ort
Allein den letzten Bissen ißt,
Der — Egoist!

Freund Z. dagegen wird dich überall verlästern und verleumden und dabei doch nicht von dir lassen können. Im Grunde genommen meint es das liebe Kerlchen gar nicht so schlecht, er spielt nur auf die billigste Art Brutus, er ist

ein Tugendbold, der selbst seinen „besten Freund nicht schont," und dessen Scharfblick wie der Gott Mohammeds „in der schwärzesten Nacht die schwärzeste Fliege auf dem schwärzesten Marmelstein" zu sehen vermag. Er sieht sogar was gar nicht vorhanden ist. Eigentlich ist ihm das Schmähen nur Bedürfnis; er leidet an Geiferfluß wie manche an Speichelfluß, und der eine wie der andere ist nicht selten ein Symptom der Metallvergiftung. Andererseits wieder wird er seinen Freund aufs äußerste verteidigen, wenn dieser von anderen angegriffen wird, und er wird ihm dabei Tugenden und Vorzüge zusprechen, die der Betreffende selbst zu besitzen sich nicht einbildet. Dieser gute Mann betrachtet eben das Recht seinen Freund zu verlästern als sein ureigenes Privilegium, an dessen Genuß er durch keine Teilnehmerschaft verkürzt werden darf. So ließe sich das ganze ABC zur Bezeichnung der verschiedenen seltsamen Freundschafts-Typen verwenden. Auch die Redensart sei nicht vergessen, die vertraulich jedermann mit „Lieber Freund" anspricht; sie wäre am Ende gar nicht so übel, wenn sie mehr als eine leere Redensart wäre. Der eine des anderen wirklicher, hilfbereiter, wohlgesinnter Freund, das wäre in der That die höchste Leistung menschlicher Bildung, die Erfüllung aller Religion, wie es das Evangelium lehrt, Aussprüche des Rabbiner Hillel und Akiba wiederholend. Zu Rabbi Schammai, erzählt nämlich der Talmud, kam eines Tages ein Heide und sprach, er wollte Jude werden, wenn er ihm die Gebote während der Zeit lehren könne, die er selbst auf einem Fuße ununterbrochen zu stehen vermöchte. Schammai hielt ihn für einen Spötter und jagte ihn fort. Der Heide ging nun zu dem sanften Hillel und wiederholte sein Ansuchen. „Mein Sohn," sprach der Rabbi, „was du nicht willst, daß es dir geschehe, das füg' auch deinem Nächsten nicht zu. Das ist das ganze Gesetz, alles andere ist

nur Erklärung dazu.“ Akiba wieder sagte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — das ist das wichtigste Gebot der Bibel.“ Es wurde auch behauptet, daß der Brauch des Zutrinkens, der heute noch als Freundschaftszeichen gilt und einem gelegentlichen Tischnachbar gegenüber angewendet wird, ursprünglich eine sehr praktische Bedeutung gehabt habe und thatsächlich einen Freundesdienst beansprucht habe. So soll es in Schottland seit urher üblich sein, daß der Trinker beim Erheben des Glases seinem Nachbar zuruft: „Auf dich!“ worauf dieser „Auf Treu!“ erwidert, sein Messer herauszieht, es in den Tisch steckt und den Trinkenden aufmerksam betrachtet, bis dieser das Glas wieder niedergestellt hat. Der Zutrunk scheint daher eine Bitte um Schutz zu bedeuten, um Aufmerksamkeit, daß kein Feind die Gelegenheit benütze, den Betreffenden, während er den Trunk zu sich nimmt, zu töten.

Die Jugend ist Freundschaftsbündnissen am geneigtesten, die allerdings nicht häufig von Dauer zu sein pflegen. So wie man mit Reisegenossen rasch vertrauter wird, so schließt sich auch der Knabe, der Jüngling gewöhnlich ohne viel Zaudern dem anderen an, der ihm endlich ja auch nichts anderes als ein Gefährte für die Reise in das noch unbekannte Leben ist. Es kommt dann vor, daß man an solchen Freundschaften festhält, vielleicht nur darum, weil es das einzige ist, was man von der liebwerten Vergangenheit festhalten kann. Freilich ist keineswegs ausgeschlossen, daß eine solche Verbindung, die eigentlich nur eine Kameradschaft ist, später zu einer wirklichen innigen Freundschaft sich festet, dann sind eben dafür die Bedingungen vorhanden. Der gereifte Mann schließt viel schwieriger Freundschaft, und diejenigen, die leicht Bekanntschaften anknüpfen, werden es überhaupt kaum zuwege bringen, selbst wenn sie es redlich wollten. Da rennt zu viel durchs Gemüt,

als daß eines Ort und Zeit fände, sich ruhig niederlassen zu können. Der gereifte Mann schließt also viel schwieriger Freundschaften. Er hat zu viel von der Welt kennen gelernt, um ihr nicht zu mißtrauen; sein Gemüt ist auch nicht mehr so wie früher für äußere Eindrücke empfänglich; sein moralisches Besitztum ist ziemlich abgerundet, so daß er für alles, was ihn umzuformen vermag, eine instinktive Abneigung hegt; und schließlich steht er in so mannigfaltigen Verbindungen, daß er kaum Zeit und Lust hat, sich einer neuen zu widmen, die mehr Aufmerksamkeit erfordert, als er sonst Bekanntschaften und Kameradschaften zu widmen braucht. Weber meint, man könne eigentlich nur einen Freund haben, so wie man nur eine Geliebte haben kann, ein Ausspruch, der ganz richtig ist, wenn damit der Freund in reinster Bedeutung gemeint ist. Eine derartige Freundschaft ist jedoch nur selten zu finden, und wir sind auch viel eher geneigt sie zu fordern als sie zu gewähren. Und im Grunde genommen, brauchen wir auch diese Thatsache nicht gar zu tragisch zu nehmen. Es ist sicherlich recht löblich und lieblich, nach jeder Richtung hin der Vollkommenheit zuzustreben, alles in seiner Ganzheit erreichen zu wollen, allein wir müssen immer, nur nicht im Streben selbst, uns erinnern, daß es stets nur ein Streben bleiben soll und auch bleiben muß. Die Vollkommenheit scheint allem in der Natur für ewig versagt zu sein. Und es mag so auch besser für uns sein. Es wird uns leichter, die unvermeidlichen Verluste zu ertragen, alles welken, schwinden, verderben zu sehen, unser eigenes Dasein nicht ausgenommen.

Die Natur hat uns angeborene Freunde gegeben, Geschwister und sonstige Verwandtschaft, die in der Volkssprache auch „die Freundschaft" genannt wird. Derselbe Gedanke der Vereinigung durch das Blut äußerte sich auch bei verschiedenen Völkern, indem Personen als Bündnis-

zeichen etwas von ihrem Blute dem gemeinschaftlichen Tranke beimischten oder es gegenseitig aufsaugten. Und doch finden wir im Familienkreise das Gefühl der Freundschaft viel weniger entwickelt, als es uns dem natürlichen Verhältnisse entsprechend dünken mag. Was sich hier äußert, ist Liebe, Vertraulichkeit, oft sogar auch Haß, aber nur selten Freundschaft. Was für diese fehlt, ist die schon erwähnte Gleichmäßigkeit. Es mag sich Herz zum Herzen fügen, aber nicht Hand zu Hand, was hier vor allem in Betracht kommt. Nicht umsonst ist das Symbol der Freundschaft ein verschlungenes Händepaar.

Wir stellen der Freundschaft die Feindschaft entgegen: und so wie erstere leicht mit der Liebe, so wird diese leicht mit dem Haß verwechselt, was um so leichter möglich ist, als hier die Grenzen zusammenfließen. Der Feindschaft ist immer etwas Leidenschaftlichkeit beigegeben, selbst dort, wo sie noch am meisten berechnend auftritt. Es wäre daher vielleicht richtiger, der Freundschaft nicht die Feindschaft, sondern die Gegnerschaft gegenüber zu stellen, der redlichen Zuneigung die redliche Abneigung. Indes warum sollte gerade dieses Wort nicht als Sammelbegriff verschiedener Gefühlszustände gelten. Keinen Freund haben ist schlimm, ich glaube jedoch, keinen Feind haben, sei noch schlimmer, denn man muß da ein verteufelt heuchlerischer Tückler oder ein verblödetes Halbtier sein. Von bösen Neidern angefeindet zu werden, wird ein Mensch kaum dann entgehen, wenn er arm, alt und siech ist, selbst dann mag sich noch immer einer finden, der ihn um irgend etwas zu beneiden weiß. Der Neid, den Demokrit ein Geschwür der Wahrheit nannte, gilt bei den Franzosen nicht unpassend als „le vice de trois M," als das Laster der drei M, denn er bestehe aus malice (Bosheit), médisance (Schmähsucht) und méchanceté (Bösartigkeit). Doch der Neid ist zu verbreitet,

als daß er hier nebenbei in aller Kürze erörtert werden könnte. Ihm gebührt eine ausführlichere Erörterung. Um nun wieder schließlich zur Freundschaft zurückzukehren: in seinem bekannten Werke „Über den Umgang mit Menschen" äußert sich Knigge über die Freundschaft unter anderem auch folgendermaßen: „Allein selbst unter denen Menschen, die dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich sind, rechne nur auf die dauernde Freundschaft derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenschaften beherrscht, noch von Launen und Grillen hin- und hergetrieben werden. Wer rastlos rauschenden Freuden und Zerstreuungen sich ergiebt; wer wilden Begierden, der Wollust, dem Trunke oder dem unglückseligen Spiele alles aufopfern kann; wessen Abgott falsche Ehre, Gold oder sein eigenes Ich ist; wer wankelmütig in Grundsätzen und Meinungen, einen Charakter hat, der sich wie Wachs von jedem in jede Form drücken läßt: der mag vielleicht ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger treuer Freund sein. Wo es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Festigkeit ankömmt, wird ein solcher dich im Stich lassen; du wirst allein dastehen und dich hintergangen glauben, da doch du allein dich betrogst, indem du unvorsichtig wähltest. Überhaupt malt unsere Phantasie uns die Menschen, wie wir gerne möchten, daß sie aussähen, und wenn wir nun inne werden, daß die wirklichen Menschen unseren phantasierten ganz unähnlich sind, so grollen wir mit dem Leben." Weise gesprochen, besonders was den letzten Satz betrifft, der aber, wie mir scheinen will, die vorhergehenden Ratschläge ziemlich überflüssig macht. Absichtlich wird sich niemand Hans Leichtfuß oder Fritz Sausewind zum rechten Freund erwählen und wer die bezeichneten schönen Eigenschaften von des andern Gesicht herabliest, wird ihm zweifellos nicht viel Vertrauen schenken. Zu dem gehört aber das große Etwas:

die Kunst sich auf Menschen zu verstehen, die angeboren sein muß, die höchstens nur ausgebildet aber nie erlernt werden kann. Und selbst derjenige, der sich am meisten darauf versteht, wird mehr als einmal mit dem Schädel gegen einen Balken rennen. Der beste Rat, der jemandem in dieser Sache gegeben werden kann, besteht nicht aus weisen Weisheitsregeln, die man gewöhnlich erst nach der That in Betracht nehmen mag, sondern in den wenigen Worten: „Prüfe so gut du kannst und sei vernünftig genug, dich selbst auslachen zu können, wenn sich dir erweist, daß dich deine ganze Menschenkenntnis nicht vor Täuschung oder Enttäuschung bewahren kann. Denn das meiste von ihr nützt dir nur, um im Leben als Zuschauer urteilen zu können."

XXXIII.

Das Vereinswesen.

Übrigens kann man die Geselligkeit auch betrachten als ein geistiges Erwärmen der Menschen aneinander, gleich jenem körperlichen, welches sie bei großer Kälte durch Zusammendrängen hervorbringen.

Schopenhauer.

Freundschaft, Liebe, Wahrheit.
Wahlspruch des Odd-Fellow-Ordens.

Nahe verwandt der Freundschaft ist das Vereinswesen, das gleichfalls eine, wenn auch entferntere Etappe bildet, die von der Individualität zur Gesellschaftlichkeit führt. Im Grunde genommen ist der Staat selbst nichts anderes als ein Verein für verschiedene Interessen, und es steckt eigentlich ein Tadel seiner Leistungsfähigkeit darin, wenn sich die Bewohner genötigt sehen, für alle Zwecke besondere Verbindungen zu gründen. Großstaat und Großstadt tragen nicht wenig dazu bei, daß dergleichen notwendig geworden; andererseits wieder ist es merkwürdiger Weise das mangelhafte gesellige Talent, welches dem Entstehen von Vereinen günstig ist. Für den ersten Augenblick mag dies paradox klingen, aber die Thatsache läßt sich nicht leugnen, wenn wir in Betracht ziehen, daß das Vereinsleben in romanischen Ländern, wo man sehr rasch Bekanntschaft schließt, keineswegs so entwickelt ist wie dort, wo das Anfreunden nicht so leicht von statten geht, wie z. B. in

England und Deutschland. Besonders den Germanen scheint es bestimmt zu sein, hierbei alle anderen Völker weit hinter sich zu lassen; denn wenn ein Deutscher gar nichts ist, so ist er wenigstens doch noch ein Vereinsmitglied. Und wie verschiedenartig das Vereinswesen ist! Es giebt rein politische Vereine, Wohlthätigkeitsvereine, religiöse, gesellige und satirische Vereine. Wir haben Vereine für jedes Alter, jeden Stand, für jedes Thun und sogar für jedes — Unterlassen. Zwei Dinge sind auch noch für die Bildung solcher Körperschaften von Bedeutung: Klima und Bier. Vereine schießen wie Pilze empor, und wie Pilze brauchen sie eine feuchte, graue Atmosphäre. Sie gedeihen nicht gut wo der helle Sonnenschein die Leute ins Freie zieht und ein großer Teil des öffentlichen Lebens sich außerhalb der Häuser abspielt. Als nötige Feuchtigkeit dient der Gerstenabsud, der viel besser zu schmecken scheint, wenn er in einer bestimmten Gesellschaft mit einem bestimmten Namen getrunken wird, und sei das auch nur einer jener Zwergvereine, die als Tischgesellschaften mit zuweilen ganz absonderlichen Titeln ein feucht-fröhliches Dasein führen. Das Vereinstum bildet gewissermaßen den unsubstantiellen Hopfen, der den Trunk vor Versäuern schützt. Es ist ferner nicht selten ein Sicherheitsventil für den überspannten Thatendrang und Eitelkeitsdampf mittelmäßiger Köpfe, die hier Gelegenheit finden, etwas zu sein. Leider schlägt aber dieses Mittel oft auch fehl, namentlich bei politischen Vereinen, wo mancher seine Anlage zur Narrheit in vollkommenster Weise ausbildet. Der bekannte Schumannsche Partikularist, der seine Briefe zu unterzeichnen pflegt: „Womit daß ich verbleibe Ihr sehr geehrter Fritze Bliemchen," ist natürlich auch „Presendent" eines „beriehmten bolidschen Vereins in Dräsen," das gehört ja vor allem zum Philistertum. So ein echter rechter Vereinsmeier — der Allerweltsname Maier paßt hier vor-

züglich — ist auch in der That eine zu komische Figur, als daß sie der Humorist nicht in seinen lustigen Kreis ziehen sollte. Doch ganz ernst gesprochen! trotz seiner lächerlichen Auswüchse, und trotz seiner übermäßigen Verbreitung, dürfte das Vereinswesen einst noch eine sehr bedeutsame Rolle spielen. Kommt was einmal doch kommen muß, schwinden im Laufe der Zeit die politischen Grenzen zwischen Volk und Volk, dann mag das vielverlachte aber noch mehr angewandte Vereinswesen die nötige Absonderung bilden, genau so wie es im entgegengesetzten Falle dem Zerstückten schon einen gewissen Zusammenhang gegeben hat.

Eine Geschichte des Vereinswesens schreiben, wäre so viel wie die Geschichte der Menschheit darstellen. Genau genommen ist jeder Staat, jede Religionsgenossenschaft ein Verein. Das Christentum war ursprünglich überhaupt nichts anderes als ein Wohlthätigkeitsverein und es wurde von den Römern den Leichenvereinen gleichgestellt, welche die Griechen zu jener Zeit im römischen Reiche zahlreich gründeten und welche den armen Sklaven die Gewißheit gaben, daß, zufolge seiner geringen Beitragsgebühr, die Genossen einst seinem Leichnam die gebührenden Ehren erweisen, seiner Asche eine Urne widmen werden und damit verhindern, daß ihn sein Gebieter etwa auf den Anger werfen lasse. Derartige Verbindungen kamen und schwanden, nachdem sie eine gewisse Zeit bestanden hatten, wofern sie nicht, wie das Christentum, in ganz anderer Weise zu einer ungeahnten Macht sich entwickelten. Und dasselbe gilt auch von politischen Vereinen, denen in der Regel nur eine kurze Dauer bestimmt ist. Denn entweder verfolgen sie mögliche Ziele, dann muß sich ihre Absicht in nicht allzuferner Zeit verwirklichen, was ihr ferneres Wirken nach dieser Richtung hin unnötig macht; oder sie hängen Träumereien nach, was früher oder später den Mitgliedern doch zum Bewußtsein kommt. Spuren des

erwähnten Ursprungs der christlichen Religion finden wir noch in den Mönchs- und Nonnenorden der katholischen sowie der orthodoxen Konfession. Es liegt eine hehre Idee in dieser Einrichtung, so hehr, daß sie im Weltentreiben nicht lange ihre Reinheit behalten konnte, daß aus den weltabgewandten oder der Menschenliebe geweihten Verbindungen bald eine Kuttengarde, eine Kerntruppe der streitbaren Kirche wurde; der 1534 von Ignaz von Loyola gegründete Jesuitenorden kann sogar als Generalstab gelten. Er gewann großen Einfluß und war zufolge seiner straffen Organisation und vorsichtiger als bei anderen Mönchsorden ausgewählten Mitglieder ziemlich einflußreich, wovon sich aber im Volke gewaltig übertriebene Vorstellungen bildeten. Es scheint als ob alle Sünden der Klerisei den Jesuiten aufs Kerbholz geschnitten wurden, was zu einem mit Furcht gepaarten Haß Anlaß gab, der thörichterweise noch heute fortlebt. Übrigens standen die Jesuiten auch mit vielen ihrer Genossen von anderen Orden nicht auf bestem Fuße, besonders mit den Kapuzinern nicht, einem Zweigorden der Franziskaner, der bereits sechs Jahre vor der „Gesellschaft Jesu" gegründet wurde und dessen Mitglieder als die Humoristen der Klerisei stets nach Volkstümlichkeit strebten. Von ihnen rühren die bekannten auf die Jesuiten gemünzten Worte her: „Jesus wurde im Stall bei dem Vieh geboren, er lebte unter Sündern und Schächern und starb zwischen zwei Missethätern: zu welcher Gesellschaft Jesu gehören sie nun?" Erwähnt sei, daß es bereits früher einen Orden ähnlichen Namens gab. Er hieß die Jesuaten des heiligen Hieronymus, wurde 1365 gegründet und 1668 aufgelöst. Hauptsächlich wirkte er in Italien, und da sich der Orden, wie heute noch die Benediktiner und Karthäuser in Frankreich, mit Schnapsbrennen beschäftigte, so wurden sie vom Volke Padri della aqua vita (Schnapsväter) genannt.

Mehr noch als von den Jesuiten wurde über Wirken und Bestehen einer anderen Vereinigung gefaselt, die von allen bestehenden Wohlthätigkeitsverbindungen zweifellos die bedeutendste, interessanteste und auch älteste ist. Ich meine die Freimaurerei. Manche suchen deren Ursprung bei den Bauleuten, die den Tempel Salomos errichtet hatten, andere wieder brachten sie mit den Mysterien der Egypter und Griechen in Verbindung oder verlegen ihn in noch fernere Zeit zurück, ohne daß für das eine oder das andere auch nur der geringste Beweis erbracht worden wäre. Ebenso wurde erklärt, König Arthur und seine Tafelrunde, sowie andere ganz- oder halbmythische Personen seien Freimaurer gewesen, behauptet, dieser Orden sei eine Fortsetzung des 1118 gestifteten, 1312 bereits aufgehobenen Templerordens, kurz, es wurden die seltsamsten und widerspruchvollsten Bemerkungen laut. Gewiß ist nur, daß die Freimaurerei anfangs des achtzehnten Jahrhunderts in England bemerkbar hervortrat, sich der werkthätigen Nächstenliebe widmete, rasch über die ganze Erde sich verbreitete und von der Kirche begreiflicherweise stark angefeindet wurde. Möglich ist es, daß sie aus alten Verbindungen hervorgegangen ist, welche Bauhandwerker, namentlich die Steinmetze der langwierigen Kirchenbauten, geschlossen hatten. Es ist jedoch kein Grund vorhanden anzunehmen, daß diese Verbindungen der allgemeinen Wohlfahrt bestimmt gewesen wären. Immerhin kann gesagt werden, daß der Gründer der Freimaurerei ein tüchtiger Menschenkenner war, der den Hang der Menschen nach dem Mystischen für den löblichen Zweck geschickt benutzte, den Bund durch das von den Mitgliedern geleistete Gelöbnis der Verschwiegenheit aller Vorgänge und durch einen feierlichen Ritus in ein geheimnisvolles Dämmerdunkel hüllte, welches der Sache nur förderlich sein konnte. Es ist aber auch möglich, daß

der Organisator der Freimaurerei das Mystische nicht aus Vernunftgründen, sondern aus Gemütsneigung in die Sache getragen hat. Die Zeit, in welcher das Freimaurertum deutlich hervortrat, in die wir daher dessen Gründung versetzen müssen, mag es sonst auch irgendwie mit einer früheren Zeit verbunden sein, war die sogenannte Aufklärungsepoche. Und so wie sich bei jedem herrschenden Gedanken einer Zeit sein entschiedener Gegensatz geltend zu machen versucht, so trat auch damals neben den radikalsten Anschauungen ein Mysticismus, eine Wundersucht hervor, die auch der Nährboden für so manche der bekannten abenteuernden Schwindler wurde. Diese konträren Anschauungen werden wohl infolge ihrer Leichtigkeit zuweilen dermaßen auf die Oberfläche getrieben, daß sie imstande sind, ihre Zeit über die in ihr selbst herrschenden Gedanken zu täuschen, eine Thatsache, die geeignet ist, manches scheinbar Unerklärliche unserer Tage zu verdeutlichen. In jene Zeit fällt auch die Hauptthätigkeit des alchimistischen Ordens der Rosenkreuzer, dem man ebenfalls einen fabelhaften Ursprung zu geben versuchte. Ein anderer Verein, der in anderer Weise den Stein der Weisen suchte, wäre heutzutage viel nötiger, gewissermaßen gleichfalls eine alchimistische Verbindung; nur daß diese nicht nach der Kunst Gold herzustellen strebte, sondern im Gegenteil! nach der Kunst Gold verschwinden zu lassen, d. h. es auszugeben. Manchen mag dies lächerlich leicht dünken, allein er ist dann im Irrtum. Von hundert, die verstehen Geld herbeizuschaffen, wissen kaum drei, wie es gebührlich verbraucht werden kann; die Kunst des Genießens ist eben noch schwieriger als die Kunst des Erwerbens. Die Rosenkreuzer schwanden dahin im Sonnenschein der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, vermutlich nur darum, weil die bethörten Adepten endlich ihren Verstand oder ihr Geld ganz verloren hatten

und die betrügerischen Leiter den Schwindel nicht mehr fortsetzen konnten. Ein anderer von der Freimaurerei beeinflußter geheimer Verband, der der Illuminaten, wurde 1776 gegründet und entwickelte hauptsächlich in Süddeutschland seine ziemlich politische Thätigkeit. Bald wurde er aber von der bayrischen Regierung unterdrückt und auch in Österreich verfolgt, so daß er sich auflöste. Von den politischen Geheimbünden hat sich jedoch am meisten noch die Carbonari in Italien zur Geltung gebracht. Sie dürfte wohl mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Neapel nach dem Vorbilde der Freimaurerei entstanden sein. Wie diese manche Bezeichnungen und Bräuche von den Maurern hernahmen, so nahmen sie wieder jene von den Köhlern (carbonari) her. Ursprünglich war der Orden gegen die Herrschaft Murats gerichtet, später jedoch gegen die Bourbonen, wie überhaupt gegen jede freiheitsfeindliche Regierung und die Zersplitterung Italiens; später fand er auch in Frankreich Eingang. Von den Regierungen verfolgt, besonders von der päpstlichen, verschwand etwa gegen 1840 die Carbonari, der man nun um so weniger bedurfte, als Mazzini im Jahre 1833 das „Junge Italien" gegründet hatte, das ähnliche Tendenzen verfolgte. Die Furcht vor ihr war jedoch den Polizeigewaltigen der verschiedenen Fürstentümer Italiens geblieben und was später noch in revolutionärer Richtung erfolgte, wurde ihr zugeschrieben.

Dem Freimaurertum nachgeahmt und von der gleichen Absicht beseelt, ist ferner der Odd-Fellow-Orden, dessen Motto an der Spitze dieses Kapitels verzeichnet steht. Der Orden der Odd-Fellow — was wörtlich „Seltsame Gesellen" bedeutet, im übertragenen Sinne jedoch „Freie Gesellen," im Gegensatz zu zünftigen — entstand ungefähr Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und zeigte anfangs temperenzlerische Neigungen. Seine eigentliche Bedeutung gewann er

jedoch erſt in Nordamerika, wo 1819 die erſte Loge von einem eingewanderten Engländer namens Thomas Wildey gegründet wurde. Was ihn hauptſächlich von der Freimaurerei unterſcheidet, ſcheint in vereinfachten Formeln zu beſtehen, ſowie in dem Umſtande, daß er in erſter Linie die gegenſeitige Unterſtützung, den Beſuch erkrankter Genoſſen u. dergl. in Betracht zog, Dinge, die ſich von ſelbſt ergeben mußten, wo die Mitglieder, wie es anfangs der Fall war, vorwiegend den arbeitenden Klaſſen angehörten. Mit der Zeit hat der Orden wiederholt Neuerungen eingeführt, ſo daß er heute von dem der Freimaurer ſich nur durch Äußerlichkeiten unterſcheiden dürfte. In Deutſchland wurde 1870 in Stuttgart die erſte Odd-Fellow-Loge gegründet; bald folgten zahlreiche andere hier wie in anderen Ländern Europas.

Ein ſeltſames Pflänzchen, das auf dem Vereinsboden emporſprießt, iſt die in London von „General“ Booth gegründete Heilsarmee. Ihr pietiſtiſches Streben könnte vielleicht doch mit etwas ſympathiſcheren Blicken betrachtet werden, wenn damit nicht ein der echten Religion ſo fern liegender komiſcher Titel- und Formelkram verbunden wäre. Es iſt geradezu lächerlich, dieſen in Armeekorps, Brigaden, Regimenter geteilten, von Generälen, Stabsoffizieren und Offizieren kommandierten Verein bei ſeinem Seelenfange zu beobachten, dieſes militäriſche Nachäffen in religiöſen Dingen. Es gilt nämlich ungläubige Seelen zu veranlaſſen ſich zu „Chriſtus zu retten.“ Die Heilsarmee hat verhältnismäßig große Erfolge aufzuweiſen, von denen der größte Teil, Gott ſei's geklagt! dieſem Mummenſchanz zuzuſprechen iſt. Beſonders die Hafenſtädte des Nordens ſcheinen für ſie ein günſtiges Kriegsfeld zu ſein. In Dänemark und Schweden ſah ich wiederholt einige „Fräulein Leutnant“ — die Armee beſteht größtenteils aus Damen — vom Landungsplatz der

Schiffe mit etlichen Matrosen am Arm dem geistlichen Rettungshafen zusteuern. In Helsingör wohnte ich auch einer dieser Versammlungen bei. Gegen Erleg von zehn Ör gewann ich Zutritt zu dem mäßig großen, ziemlich niedrigen Saal, wo die Zuhörer auf einer Reihe von Bänken saßen. Auf einem Podium vorn standen eine Anzahl von Frauen und Männer, die nach Melodien bekannter Volkslieder süßliche Kirchenlieder sangen. Die bekannten Klänge verlocken manchen von der Neugierde hierher Gelockten mitzusingen, womit der Boden für den Samen der Bekehrung gelockert wird. Die Scene macht anfangs einen heiteren Eindruck, der aber bei der weiteren Betrachtung der immer erregter werdenden, Hände und Füße lebhaft bewegenden Vorsänger einen fast beängstigenden Charakter annimmt. So mag sich in der ersten Kirche die Ekstase der Gläubigen geäußert haben. Das sind Zustände, in welchen man Wunder macht und Wunder sieht, wofern man nicht Komödie spielt. Die Heilsarmee hat auch ihre Zeitungen, vermutlich in jedem Lande wo sie wirkt, eine; ich kenne indessen nur den englischen „War Cry" und den deutschen „Kriegsruf." Eine Nummer des letzteren, Nr. 16 vom 22. April 1893, enthält u. a. einen Bericht über den zu dieser Zeit in Kopenhagen stattgefundenen Kongreß der Heilsarmee, wo es heißt: „Als der Zug, in dem sich der General (Booth) mit seinem Stabe, dem ich mich in Kiel anschloß, befand, in den Bahnhof einlief, ertönten die Klänge der Nationalhymne. Die Heilsarmee-Musik hatte auf dem Perron Stellung genommen, ebenso bildeten, dank dem freundlichen Entgegenkommen der Staatsbahn-Direktion, einige hundert unserer Offiziere und Soldaten auf dem Perron Spalier und begrüßten den geliebten Leiter mit brausendem Halleluja."

Eine kleine Probe von dem Wort und dem Geist, der in diesem Kreise herrscht, giebt nachfolgende, derselben

Zeitungsnummer entnommene Stelle. Einer oder eine schreibt:

„Es schien mir, als ob der Teufel in den letzten acht Tagen auf alle mögliche Art und Weise versuchte, mich zu entmutigen. Gewiß, er ist auf seinem Posten; aber, Halleluja! ich bin auch auf meinem Posten. Es ist ihm bis jetzt noch nicht gelungen. Ich preise meinen Heiland für seine Gegenwart, Beistand und Hilfe, die ich in letzter Zeit deutlich verspüren durfte.

Als ich letzthin vom Bahnhof nach dem Quartier ging, kam ich über einen Platz, wo viele Steine lagen und viele Kinder, große und kleine, sich darauf befanden und natürlich, als sie das Heilskamel, wie man genannt wird, kommen sahen, da ging das Steinewerfen los. Indem ging ein Mann vorüber und rief den Kindern zu: Werfet tüchtig! Aber ich rief ihm zunächst zu, daß es noch Heil für ihn gäbe, da wurde er noch böser als zuvor. Nun, wie gewöhnlich, der Teufel traf nicht, meine Erfahrung ist, er schießt immer ohne Visier, und wir wissen, wenn man mit einem Gewehr ohne Visier schießt, ist es unmöglich zu treffen. O, Halleluja, ich habe ein gutes Visier: „Jesus Christus.“ Damit treffe ich immer ganz genau auf den Punkt. Als ich den ersten Sonnabend Abend mich zum Kriegsruf-Verkauf in den Wirtschaften rüstete, brachte der Teufel wieder viele Einflößungen, ich würde keine verkaufen, wenigstens nicht viel thun können, die Leute wären hier sehr bös u. s. w., aber, Halleluja! ich gehorchte der Stimme meines Gottes und ging auf den Feind los, und er mußte fliehen, Preis dem Herrn.“ — Genug dessen und Halleluja! wie Lieblingswort und -Gruß, Parole und Feldgeschrei dieser Armee lautet. Es wäre an der Zeit nun ein Wort über die absichtlich komischen Vereine zu sprechen. Der Heiterkeit gewidmete Verbindungen hat jeder größere Ort aufzuweisen, nur daß es

oft ein sehr zweifelhafter Humor ist, der hier zum Ausdruck gelangt, genau so wie in Vereinen, die „Einigkeit," „Concordia," „Eintracht" und ähnliche Namen führen, häufig die größte Zwietracht zu finden ist. Von sämtlichen lustigen Bünden hat nur eine einzige, so weit die deutsche Zunge klingt, eine gewisse allgemeine Bedeutung gewonnen: die Schlaraffia. Sie wurde in der Mitte der sechziger Jahre von einigen Schauspielern in Prag gegründet und verbreitete sich rasch über Deutschland, Österreich-Ungarn und andere Länder; selbst Amerika soll eine Tochterloge der Allmutter Praga aufweisen. Die Mitglieder entstammen hauptsächlich Theaterkreisen. Es wird viel loser Scherz in diesen Verbindungen getrieben, die in ihrer Organisation einen vielleicht nicht unabsichtlichen parodistischen Zug der Freimaurerei aufweisen. Von älteren ähnlichen Verbindungen wäre vor allem der 1431 vom Grafen Adolf von Cleve gestiftete Geckenorden zu nennen. „Sie trugen — erzählt Weber — auf ihren Mänteln einen in Silber gestickten Narren mit gelbrotem Jäckchen, goldenen Schnallen, gelben Pantalons und schwarzen Schuhen, der eine goldene Schale mit Früchten in der Hand führte. Der Zweck der Gesellschaft war: Ablegung aller Ungleichheit und herzliche Freude unter einander. Wer des anderen Feind gewesen war, mußte sich versöhnen, wenn sie zu Cleve zusammentraten, was jedes Jahr einmal geschah. Aus ihm ging der Mopsorden hervor und der kölnische Orden Rat de pont, aber beide kamen dem Geckenorden nicht gleich und gediehen auch nicht. . . . Die „Infanterie von Dijon" oder die „Narrenmutter," die aus fünfhundert Personen allerlei Geschlechts bestand, gedieh in Frankreich noch besser als der Geckenorden, der nur auf den Adel beschränkt war. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, bestätigte 1454 die Gesellschaft, die sich zur Karnevalszeit versammelte, gekleidet als Weingärtner,

sich nicht bloß lustig machte, sondern auch das Strafamt des Satirikers auf eine Art übte, die wir beneiden möchten, und zwar in lauter burlesken Reimereien. Auf ihrer Fahne waren lauter Narrenköpfe und die Inschrift: „Stultorum numerus est infinitus (Die Zahl der Narren ist unendlich), welches Unendliche sich weit besser begreifen läßt, als das der Philosophen. Noch im Jahre 1650 findet man Spuren dieser Gesellschaft, ob sie gleich der König längst verboten hatte.“ Es war dies somit hauptsächlich ein satirischer Verein, wie es deren früher in allen Ländern gab, und hauptsächlich darum geschwunden sein mögen, weil später die Satire in den Zeitungen, namentlich in den Witzblättern wirkungsvoller zum Ausdruck kam. Zu den bekanntesten satirischen Vereinen gehörte die Babin Baba-Republik, die Fraubasenrepublik, die 1568 von einem lustigen Polen namens Psomka in seiner Heimat gegründet wurde. Es war eine witzige Persiflage des polnischen Staates mit seinen Stänkereien und Zänkereien, seinem fruchtlosen parlamentarischen Geschwätz. Machte der Minister einen dummen Streich, so wurde er von der lustigen Republik, die in Lublin versammelt war, zum Reichsmarschall gewählt. Hatte einer der Würdenträger die öffentlichen Kassen bestohlen, so erhielt er einen hohen Orden — der babinschen Republik. Zog einer der Reichsboten in seiner Trunkenheit den Säbel in der Landtagssitzung, so erhielt er das Patent eines Kronfeldherrn. Dieser Verein wirkte viel Gutes, denn der Mensch liebt es nicht so sehr, gelobt zu werden, wie er befürchtet, lächerlich gemacht zu werden. König Siegismund August fragte eines Tages den Gründer der Fraubasen-Republik: „Habt ihr denn auch schon einen König?“ — „Gott bewahre, daß wir bei Lebzeiten Eurer Majestät einen neuen wählen sollten,“ gab Psomka doppelsinnig zur Antwort. Mit dem Untergang Polens schwand auch dieser satirische

Staat dahin. Von ähnlicher Beschaffenheit war auch das „Königreich Bazoche," eine Parodie auf das französische Parlament, ferner das berühmt gewordene Régiment de la Calotte zur Zeit Ludwigs XIV. Wer in öffentlicher Stellung sich befand und dabei eine auffällige Thorheit beging, der konnte damals sicher sein, von dem Regimentskommandanten ein Käppchen (calotte) zugeschickt zu erhalten und dazu ein Patent, das ihm seine Aufnahme anzeigte. Diese Urkunden begannen gewöhnlich mit den Worten:

De par le Dieu Poëte Marotte
Nous Général de la Calotte,
Persuadé, que toutes choses dans la vie
Ne sont que farce et comédie
Voulons etc. —[1])

Ähnlich wie der Gründer der Fraubasenrepublik dem Polenkönig, antwortete der Calotten-General Aimont Ludwig XIV. auf seine Frage: „Wollen Sie nicht Ihr Regiment einmal vor mir aufmarschieren lassen?" — „Sire, wer würde denn da sein, es aufmarschieren zu sehen?" Der Wahlspruch dieser Gesellschaft war: „Pavet Momus luna influit." Von Frankreich können noch erwähnt werden die Gesellschaft der Hörnerträger zu Evreux und Rouen, die jedem, der in Verdacht stand, daß ihm seine Frau unsichtbare Hörner erwachsen ließ, ein wohlgeformtes Paar überschickte. Diese, wie die meisten ähnlichen Gesellschaften mußten schließlich aufgelöst werden, weil die Klagen der Betroffenen zu laut wurden und vielleicht auch, weil mit der Sache doch zu viel Unfug getrieben wurde. Selbst das Beste trägt die Tendenz des Mißbrauchs in sich. Noch

[1]) Im Namen vom Narren- und Dichtergott — Wollen wir, General der Calotte — Überzeugt, daß alles in der Welt — Auf Possen, Komödien ist gestellt —

sei einer lustigen Gesellschaft Frankreichs gedacht, des harmlosen Ordens der Trinkbrüder, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts bestand und der sich nach den bekannten Weinsorten in zehn Kreise einteilte, eine fröhliche Geographie, mit der man es einmal auch politisch versuchen könnte. Eine den Callotisten ähnliche Verbindung hatte Wien im 18. Jahrhundert in seiner Blasi-Bruderschaft, die gleichfalls jeder der Öffentlichkeit angehörigen Person, die nach allgemeiner Ansicht eine Thorheit begangen hatte, ihr Diplom zuschickte. Dieses war mit allerhand anzüglichen Sprüchlein und Bildchen versehen. Eine andere österreichische Verbindung, die wieder ein Seitenstück zu den französischen „Hörnerträgern" bildete, war die in Krems ansässig gewesene Siemandel-Bruderschaft, eine Gesellschaft, die jedem, der offenkundig unter dem Pantoffel stand, seine Aufnahme in den Verein durch ein Diplom mitteilte. Diese Verbindung hörte auf zu sein, jedoch ihre Diplome bestehen fort; sie werden in ihrer alten oder in erneuerten Formen, wie so manche andere komische Bilder feilgeboten, und mancher versucht noch heutzutage durch die Zusendung eines Exemplars seinen „lieben Freund" zu necken. Die Bezeichnung Siemandel dürfte wohl eine Kürzung des Urteilspruches sein: „Sie ist der Mann, das Mandel." Von anderen in Deutschland einst bestandenen und teilweise noch bestehenden lustigen Verbindungen sei der verschiedenen Karnevalsgesellschaften gedacht, worunter die Kölner die bekannteste ist, der „Grünen Insel" in Wien, deren Mitglieder zumeist litterarischen Kreisen angehören und einer ähnlichen Verbindung in Berlin, die einen „Deutschen Reimverein" gegründet hat; d. h. in gelungen satirischen Versen die Auswüchse der jüngsten deutschen Litteratur durchhechelt. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts bestand zu Stockach eine Narrenzunft, die der Hofnarr Kaiser

Albrechts I. als Bürger dieses Städtchens gegründet hatte und die mit verschiedenen Privilegien ausgerüstet war. Der Schriftwart mußte jahrüber alles verzeichnen, was Lächerliches vorgekommen war, und Fastnacht, wo die Gesellschaft feierliche Sitzung hielt, wurde alles nach vorausgegangener Prozession verlesen.

Die Gegenwart hat, wie gesagt, genug örtliche Vereine aufzuweisen, die der Geselligkeit gewidmet sind. Aber noch andere, gar seltsame Verbindungen zeitigt sie. Ich nehme an, daß die schon wiederholt aufgetauchte Nachricht von Selbstmörder-Klubs eitel Fabelei sei, obzwar die Sache toll genug wäre, um ausgeführt werden zu können. Vereinsgründungen für Glatzköpfige, Dicke, für Leute, die den Namen Meier in allen seinen Variationen führen, mögen, wie es heißt, vorgekommen sein, mir ist zwar nichts dergleichen genauer zur Kenntnis gekommen. Und was die verschiedenen Vereinigungen eingeschworener Hagestolze betrifft — je nun, über das Schicksal, die eine solche Genossenschaft Ehescheuer haben kann, giebt auch die nachfolgende kurze Humoreske Bericht.

XXXIV.

Der Klub der XIII.

Eine lehrreiche Geschichte.

„Kommen Sie!“ rief Herr Stenger aus, nachdem er meinen Rockärmel von der Asche gesäubert, die seine Zigarre, durch seine hastige Handbewegung darauf gestrichen hatte. Er faßte mich dann am Arm und zog mich nach einem Seitenpfad des Stadtparks. Ich schaute ihn recht verwundert an, denn ich konnte nicht recht begreifen, was diesen sonst ziemlich phlegmatischen Menschen veranlassen mochte, in so bemerkbarer Erregung aus der Hauptallee zu fliehen.

„Wir wollen uns hier niedersetzen,“ sprach er wieder, auf die nächste Bank weisend. „Zum langen Spaziergang taugen meine Beine nicht mehr recht. Ja, wer seine fünfzig auf dem Rücken hat!“

„Das will bei Ihnen nicht viel bedeuten,“ bemerkte ich, indes wir die Bank abstäubten und uns niederließen. „Wer noch so frisch wie Sie in die Welt blickt, der braucht die Jahre nicht zu beklagen.“

Er schmunzelte behaglich.

„Aber sagen Sie mir,“ fuhr ich fort, „was in aller Welt hat Sie veranlaßt, aus der Hauptallee zu flüchten. So muß ich's wohl nennen! Es wird Ihnen doch kein gestrenger Gläubiger in Sicht gekommen sein?“

Diesem alten steinreichen Junggesellen gegenüber konnte ich schon einen schlechten Scherz wagen.

„Eher einer, der bei mir stark in der Kreide sitzt," gab er lächelnd zur Antwort. „Allerdings meine ich das nicht in gewöhnlicher Bedeutung. — Sehen Sie jenes Paar dort!" — Er wies dabei mit seinem Spazierstock nach der Hauptallee, die zwischendurch eine Lichtung des Gesträuchs teilweise zu überblicken war. Ich sah einen Herrn und eine Dame, beide elegant gekleidet, er ungefähr vierzig Jahre alt und sie — je nun! sagen wir neunundzwanzig seit einigen Jahren. Sie waren jetzt bereits nahe der Stelle wo wir vorhin standen.

„Die Dame kenne ich nicht," bemerkte ich, „aber der Herr kommt mir bekannt vor."

„Rechtsanwalt Helbing!" erklärte mein Genosse.

„Richtig! Einer unserer besten Advokaten. Er gilt auch als ehrenwerter Mann. Sollte der Ihnen etwas Übles zugefügt haben?"

„Wie man's nimmt: mir, sich! Immerhin hat er mich und andere getäuscht."

„So!"

„Jawohl! Das heißt — — Doch ich will Ihnen lieber den Vorfall genau erzählen. Urteilen Sie dann selbst, ob ich nicht Grund habe diesem Menschen zu zürnen, und ob es gegen das Gebot der Nächstenliebe verstößt, wenn ich ihm seither auszuweichen trachte."

„Sie machen mich neugierig!"

„So hören Sie! Vor einem Jahrzehnt ungefähr waren wir eng befreundet, Helbing, ich und noch einige andere, lauter Junggesellen, eingeschworene Ehefeinde. Fast täglich abends kamen wir im Wirtshaus zusammen, plauderten miteinander, kritisierten dies und das, zogen gegen Aberglauben und Vorurteile zu Felde und ließen es besonders an Angriffen

auf die Ehe von heute nicht fehlen, für deren Verderbnis wir natürlich das arg erzogene, verzogene Frauengeschlecht verantwortlich machten. Am eifrigsten war Helbing bei der Sache. Er hielt lange Reden, die mit Bosheiten und auch mit recht geistreichen Einfällen, scharfsinnigen Betrachtungen durchwürzt waren. Alles was wahr ist! — Mein Gott! er war damals ein junger, nicht sehr beschäftigter Anwalt und weil ihm andere Gelegenheiten fehlten, übte er sein rhetorisches Handwerk bei uns. Anders konnte es nicht gewesen sein, denn aufrichtig gemeint war seine Ehe-Gegnerschaft sicherlich schon damals nicht.

Eines Abends, ich weiß nicht mehr nach der wievielten Flasche, wurde ein seltsamer Antrag gestellt. Ich weiß auch nicht mehr ob ich, ob Helbing oder ein anderer der Urheber war. Doch weiß ich bestimmt, daß Helbing der eifrigste Verfechter der Sache war und als wir gegen Mitternacht auseinander gingen, war der »Klub der Dreizehn« gegründet."

„Der Klub der Dreizehn?" fragte ich erstaunt.

„Jawohl, so hieß er. Es wäre sowohl Ihrer Zuhörerschaft, wie meinem Gedächtnis zu viel zugemutet, wenn ich Ihnen diesen Verband in allen seinen Einzelheiten schildern wollte und sollte. Das Notwendigste sei Ihnen jedoch in aller Kürze erklärt.

Wir beschlossen nämlich einen Klub zu gründen, der einen Protest gegen Aberglauben, Vorurteil und gegen Weiberherrschaft bilden sollte. Dem Aberglauben zum Trotz sollte er aus dreizehn Mitgliedern bestehen, sich jeden Freitag versammeln und an jedem Dreizehnten eine feierliche Monatssitzung abhalten. Dem Frauenregiment zum Trotz, sollten alle Frauen hievon ausgeschlossen sein. Zu den Monatsversammlungen konnten nämlich Gäste zugeführt werden. Die Satzungen des Klubs waren ein Unikum von

klugersonnener Narrerei. Sie bestanden aus dreizehn Paragraphen, von denen jeder mit dem dreizehnten Buchstaben des Alphabetes begann — kurz, sie waren ein Meisterstück der Tändelei und Helbing war ihr Verfasser.

Als die Satzungen verlesen wurden, waren die meisten damit völlig einverstanden. Einer nur, der Arzt Berndorf machte einige schüchterne Einwendungen und meinte, es sei doch nicht nötig die Frauen ganz und gar auszuschließen, das könnte mißdeutet werden, es sähe auch aus als hätten wir Furcht und so weiter. Sein Intimus Fellner stimmte ihm natürlich zu. Der sagte immer ja, wenn sein Freund ja sagte, doch sie wurden niedergestimmt. Und hier wurde wirklich der Einwand des dicken, faulen Schörghuber in Betrachtung gezogen. Er brachte nämlich sein Lieblingswort Bequemlichkeit vor; das war der Maßstab mit dem er alles maß. Ich glaube, der steht am jüngsten Tag nicht auf, weil ihm das Liegenbleiben bequemer dünken wird. Doch, wie gesagt, diesmal ließen es die meisten gelten und meinten, diese Dämchen wären an tausenderlei Rücksichten gewöhnt und die Behaglichkeit würde sicherlich nur gestört werden. Auch Ingenieur Specht opponierte, das aber pflegte er bei jedem Antrag Helbings zu thun. Er betrachtete sich gewissermaßen als dessen Rivalen, der ihm die geistige Herrschaft in unserem Kreise entrissen habe, und versuchte alle von Helbing gestellten Anträge durch noch radikalere Vorschläge zu überbieten. Jetzt wollte er gar, daß nicht einmal zur Herstellung unserer Speisen Frauenzimmer verwendet werden möchten. Der Antrag wurde von allen anderen abgelehnt und Schörghuber, der wie gewöhnlich in der Ecke auf dem Divan halb hingestreckt lag, rief ihm mit seiner fetten, trägen Stimme zu: »Mach' dich nicht lächerlich, Specht! Frauenzimmer sind die besten Köche. Und meine Köchin! Wüßt' nicht, was

ich ohne die anfangen würde. Nur die Bequemlichkeit nicht außer acht lassen.«

Bemerken will ich Ihnen noch, daß wir eigentlich nur acht oder neun waren, daß wir uns jedoch durch Herbeiziehung einiger angeblich gleichgesinnter Bekannten ergänzten. Die Sache nahm ihren Lauf. Ich, als Ältester, wurde Präsident, Helbing Schriftführer, doch leitete er eigentlich alle Klubangelegenheiten, und ich muß sagen, mit Geschick. Unsere gewöhnlichen Zusammenkünfte waren recht angenehm, unsere monatlichen sehr prächtig, so daß sie in der Stadt berühmt wurden und die vornehmsten Leute sich ein Vergnügen daraus machten, als Gäste teilzunehmen. Mich wundert's, daß Sie nie etwas davon gehört haben!"

„I, wo war ich denn vor zehn Jahren!"

„Ach so! ich vergesse, daß Sie kein Hiesiger sind. — Doch hören Sie weiter! — Einige Monate vergingen in dieser Weise froh und vergnügt. Es kam die Karnevalszeit und der Zufall wollte es eben, daß der 13. März auf einen Freitag fiel. Denken Sie sich: Freitag, der Dreizehnte und noch dazu März, Cäsarischen Angedenkens! Specht war's, der diesen Umstand zuerst erspäht hatte und mit triumphierendem Lächeln, wobei seine grauen Augen hinter den Brillengläsern hell aufleuchteten, brachte er ungefähr zwei Wochen vor dem erwähnten Zeitpunkt seinen Antrag ein. Specht war überhaupt seit einiger Zeit die treibende Kraft unseres Klubs geworden. Helbing versäumte öfter in unseren Versammlungen anwesend zu sein und wenn er schon kam, war er einsilbig, zerstreut, sein Sarkasmus schien gewichen zu sein, er unterließ es sogar, den Anzapfungen Spechts zu entgegnen, was früher nie der Fall war. Mir und auch den anderen fiel dieses Benehmen zwar auf, wir vermuteten das und jenes, aber schließlich meinten wir doch, es sei nur vorübergehend und von seinen Berufspflichten

hervorgerufen, zumal ihn damals ein sehr wichtiger Prozeß beschäftigte, dessen Ausgang bald darauf auch seinen Ruf als tüchtigen Anwalt begründen sollte. Doch von Spechts Antrag ist ja die Rede! Dieser pfiffige Herr beantragte nämlich, wir möchten dieses seltene Zusammentreffen mit einer Festtafel feiern und zwar, dem Karneval zu Ehren, mit einem Kostümfest. Im ganzen und großen gefiel mir sein Antrag, dem er noch manches zufügte, obzwar ich diesem Verkleidungsspiel just nicht sehr hold war.

Doch die anderen, jünger als ich, waren gerade davon am meisten entzückt, nur Schörghuber schien etwas wie »Dummheiten, Störung der Bequemlichkeit« zu brummen. Doch auch von seiner Seite erfolgte kein ernstlicher Widerspruch. Selbst dazu war er viel zu bequem.

Etwas später kam Helbing. Er nahm die Mitteilung über das beabsichtigte Festmahl mit einer billigenden Gleichgültigkeit auf. Seine Wahl in das Dreierkomitee, das die Vorbereitungen treffen sollte, lehnte er ab, angeblich wegen Überfülle von Geschäften. Bald ging er auch fort und wir sollten ihn erst beim Feste wieder sehen.

Ich will Sie nicht mit der Herzählung aller Vorbereitungen und Einzelheiten langweilen. Genug, der bestimmte Tag war gekommen und wir befanden uns abends im Saale des Hotels »Zum Adler,« närrisch kostümiert, ich als Spanier, Specht als Mephisto — eine trefflich gewählte Tracht —, Schörghuber als Türke — vermutlich weil das am bequemsten war — und so weiter. Vierundzwanzig waren wir an der Zahl, denn jedem war es freigestellt einen Gast mitzubringen. Wir waren also vollzählig bis auf Helbing. Es wurde neun, halb zehn, zehn — noch immer war er nicht da und wir warteten. Ich, als Präsident, wurde etwas unruhig und wandte mich an Specht, dessen Lächeln mir heute boshafter als sonst schien, mit der

besorgten Frage, ob Helbing nicht etwas zugestoßen sein möge. Mochte er auch in der letzten Zeit seltener in unseren Zusammenkünften erschienen sein, so hatte er doch versprochen, heute zu kommen, und er pflegte Wort zu halten. »Hm!« meinte Specht, »ich zweifle, daß er kommen wird. Ich habe etwas munkeln hören von einer Schauspielerin, in deren Netze er sich verstrickt haben soll.« Ich sah Specht verblüfft an, dann aber bemerkte ich: »Daß Sie Helbing gerne eins anhängen, das weiß ich, aber was zu viel ist, ist zu viel.« Er zuckte mit den Achseln. Ich wollte noch einige zurechtweisende Worte zufügen. Jetzt wurde plötzlich die Thüre geöffnet und — ich mußte mich an dem nächsten Stuhl anhalten und auch die anderen alle schauten halb erstaunt, halb verblüfft drein."

Er machte eine Pause und sah mich forschend an.

„Warum?" fragte ich.

„Warum? Sie ahnen es wirklich nicht! Herein trat Helbing in einem Soldatenkostüm aus der Zopfzeit, und an seinem Arme — Fräulein Agnes Hofbauer, die Soubrette unseres Stadttheaters, als Marketenderin gekleidet." Das wirkte als ob eine Bombe in den Saal gefallen wäre.

Wieder hielt er inne und dabei zog sich seine Stirne kraus, als ob ihn die Erinnerung verdrösse.

„Nun, was haben Sie denn gethan?" fragte ich lächelnd. Es mußte wirklich eine recht komische Situation gewesen sein.

„Was wir gethan haben? Welche Frage? Als wohlerzogene Leute nahmen wir den Eindringling höflich auf, wenn auch ziemlich frostig. Das Persönchen schien das aber nicht zu bemerken, oder stellte sich wenigstens so. Sie drückte ihre Freude aus, daß es ihr möglich geworden sei, eine unserer berühmten und stadtbekannten Festlichkeiten zu besuchen. Ihr Freund — dabei deutete sie auf Helbing — habe sich zwar gesträubt sie mitzunehmen, aber endlich ihren

dringenden Bitten doch nachgegeben. Sie wisse zwar, daß bei unseren Zusammenkünften Damen nicht Zutritt haben, aber einmal dürfe doch eine Ausnahme gemacht werden. Übrigens sähen diese eheſcheuen Herren gar nicht so ungemütlich aus. Und dabei lachte sie hellauf. Ich, der Präsident, stotterte etwas von unerwartetem Vergnügen und dergleichen. Wir setzten uns zu Tisch. Anfangs ging es etwas einsilbig zu, doch das Persönchen brachte Bewegung in die Gesellschaft, plauderte für zweimal dreizehn und wußte bald die nächsten Nachbarn in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen, was ihnen fast nicht unangenehm zu sein schien. Aber recht und richtig wollte die Stimmung doch nicht aufkommen. Einige Mal hatten wir versucht, Helbing beiseite zu bekommen, um ihn wegen dieses Streichs zur Rechenschaft zu ziehen; doch geschickt wich er dem aus, er war nicht von ihrer Seite zu bringen. Aber Blicke warfen wir ihm zu! Nur der hitzige Neufeld konnte sich nicht enthalten, im Vorbeigehen Helbing heimlich einen Rippenstoß zu geben. Sie entfernten sich bald. Wir nötigten sie auch nicht zum Bleiben. Beim Abschied war die Kleine noch so dreist, uns für die freundliche Aufnahme zu danken. Wir blieben noch. Wider Erwarten brach jetzt kein Sturm los. Jeder äußerte zwar seinen Ärger oder seine Mißbilligung; das erfolgte jedoch etwas gedämpften Tones. Es herrschte sozusagen eine gewitterschwüle Stimmung und mir schien es am besten, der Festlichkeit früher als ich vorausgesetzt hatte, ein Ende zu geben.

Am nächsten Abend kamen einige von uns freundschaftlich wieder zusammen. Natürlich war da hauptsächlich von Helbings Streich die Rede und wir kamen überein, ihn zu strafen und bei der nächsten Freitag-Versammlung den Antrag auf seine Ausschließung von unserem Klub zu stellen. Doch es sollte nicht dazu kommen. Ich erhielt am nächsten

Tage ein Schreiben von ihm, in dem er mir seinen freiwilligen Austritt anzeigte und dazu auch noch seine Verlobung mit Fräulein Hofbauer. Er, der sozusagen der Schöpfer und Leiter des Klubs war, wagte es nun, ihn eine Kinderei zu schmähen, die am besten wäre zu beseitigen, zumal ihn doch keiner von uns ernst nehmen mag. Und zum Schlusse lud er uns zu seiner Hochzeit ein, die einige Wochen später stattfand. Wir beantworteten den Brief, indem wir ihm dreizehn Paar Pantoffel ins Haus schickten, die größten Ungetümer, die nur in der Stadt aufzutreiben waren.

Wir kamen wie früher zusammen, aber die Stimmung, die jetzt in uns herrschte, war nicht mehr die alte. Es war eine gewisse Abkühlung eingetreten. Die Gespräche wurden kürzer und — ich will's gestehen — auch etwas langweilig. Der Geist des Mißtrauens schien sich eingeschlichen zu haben und jeder blickte forschend auf die anderen, ob er vielleicht nicht aus ihren Mienen oder aus ihrem Gehaben heimliche Eheabsichten herausfände. So ging's einige Wochen fort. Zwei waren ausgeblieben, die lässigsten unserer Gesellschaft, zwei, die eigentlich nur aufgenommen wurden, um die Dreizehn voll zu machen. Wir kümmerten uns nicht darum, und keinem fiel es ein zu fragen, wo ist X. oder Y. Auch ich war in der Ausübung meiner Präsidentenschaft schlaffer geworden und Specht war nun der Meister. Seine Reden waren jetzt noch giftiger als früher. Eines Abends nun befanden wir uns, die alte Garde, an unserem Stammtisch. Schörghuber lag wie gewöhnlich in der Ecke, doch schien er mir minder phlegmatisch als sonst. Man merkte ihm an, daß ihn etwas bewege. Es währte auch nicht lange, bis er sich halb aufrichtete und sprach: »Freunde, ich will nicht viel Worte machen, ich sag' euch daher ganz kurz: nächstens heirate ich!« — Allgemeines

Gelächter folgte seinen Worten; die Komik drängte sich eben hier in den Vordergrund. »Was giebt's da zu lachen?« fragte Schörghuber etwas ärgerlich. »Du, heiraten?« fragte ich, nachdem sich der Heiterkeitsausbruch etwas gelegt hatte: »Was fällt dir ein?« — »Warum nicht?« fragte er fast beleidigt und blickte dabei in den gegenüber hängenden Spiegel. »Mensch, das ist doch unbequem!« rief Specht aus. »Teufel auch!« antwortete Schörghuber, nahm aber dabei eine nachdenkliche Miene an. »So sag' uns wenigstens, wer diese Glückliche ist?« war jetzt die Frage eines der Genossen. »Ich will euch klaren Wein einschenken,« begann nun Schörghuber. »Ich heirate meine Wirtschafterin. Kommt nämlich dieses Frauenzimmer vorgestern zu mir und kündigt mir den Dienst auf. Ich fragte sie, warum, sie habe es doch ganz gut bei mir. Erst wollte sie nicht mit der Sprache herausrücken, dann aber gestand sie endlich, sie wolle heiraten. Sie sei des Alleinseins müde. Ich schaue sie mir genauer an — in den drei Jahren, die sie bei mir ist, hab' ich's nicht gethan —, etwas angejahrt zwar, aber sonst nicht so übel. Ich fragte sie, ob sie schon einen Bräutigam hätte, da meinte sie: Nein. Stolz fügte sie aber dazu, sie fände schon zehn auf jeden Finger gerechnet. Was sollte ich nun da machen? Meine ganze Bequemlichkeit opfern? Sie kennt alle meine Gewohnheiten und ist wirklich eine tüchtige Hausfrau. Und ihre Küche — davon hab' ich euch ja schon erzählt! Ich that daher das klügste, was ich thun konnte: ich sagte ihr, daß ich sie heiraten werde. Ich sagte ihr's mehrere Mal, denn sie wollte es nicht glauben.« — Erschöpft von den Anstrengungen dieser langen Rede sank er völlig zurück. Na, dem Manne zu zürnen, war nicht möglich! Also einer vom »Klub der Dreizehn« heiratete aus Liebe, der zweite ist dabei, es aus Bequemlichkeit zu thun! Jetzt braucht nur noch einer aus schnödem Eigennutz zu heiraten!

So dachte ich mir damals, und ich sollte nicht lange darauf warten müssen. Einige Tage später, als ich vom Stammtisch aufstand um heimzukehren, sprach Specht zu mir: »Ich begleite Sie ein wenig!« Wir duzten uns nämlich nicht. Er ging mit mir, sprach dies und jenes, brachte die Ehe aufs Tapet und schlich dabei um die Erörterung herum, wie die Katze um den Brei. »Ja, wissen Sie, geschätzter Freund,« begann er plötzlich, »niemand kann seinen Grundsätzen treuer sein als ich, und zu diesen Grundsätzen gehört auch die Abneigung gegen die Ehe. Sie werden mir aber zugeben müssen, daß es Momente giebt, besser gesagt Umstände, wo nichts thörichter wäre, als ein eigensinniges Beharren. Es kann zum Beispiel vorkommen, daß einer seine materielle Lage durch eine Ehe bedeutend verbessert, ja sogar erst begründet, daß sein Chef ihn gerne mit seiner Nichte verheiraten möchte. Wäre da der Betreffende nicht ein Narr, wenn er zögern wollte, eines Prinzips wegen in die Ehe zu treten, zwar ohne Liebe, aber auch ohne Haß? Was meinen Sie?« — Ich schwieg. »Gestehen muß ich Ihnen,« fuhr er nach einer längeren Pause fort, »daß ich mich genau in der geschilderten Lage befinde.« — Ich maß ihn vom Scheitel bis zur Zehe und entfernte mich wortlos von ihm. Seither habe ich ihn auch nicht mehr gesprochen. Den hätte ich damals erwürgen können! Er, der sich als der giftigste Ehefeind gebärdete, heiratete nun, und dazu noch aus so schmutzigen Gründen.

Manches könnte ich Ihnen noch erzählen, doch ich lasse es lieber sein. Noch einer blieb aus, ohne Angabe der Gründe, wahrscheinlich hat auch der geheiratet. Auf die Zahl Sieben herabgesunken, kamen wir noch einige Mal zusammen, dann aber schien es mir am besten, die Auflösung des Klubs zu beantragen, was auch einstimmig angenommen wurde. Die ganze Herrlichkeit währte also nur vom Herbst

bis zum Frühjahr. Ich mied seither auch jenes Wirtshaus und bin nur noch mit zweien der einstigen Mitglieder zusammen gekommen. Möchte mich gar nicht wundern zu hören, daß auch die anderen verheiratet sind. — Und jetzt frage ich Sie, ob ich nicht recht habe, diesem Helbing zu zürnen?“

XXXV.

Das Narrentum.

Dem Narrenkönig gehört die Welt.
Schiller: Jungfrau von Orleans.

Si quando fatuo delectari volo, non est longe querendum: me video.[1])
Seneca.

Tête de fou ne blanchit jamais.[2])
Franz. Sprichwort.

Die Zahl der Dummköpfe ist groß, die der Narren noch mehr, denn ganz frei von der lieben Narrheit ist genau genommen kein einziger. Und das mag gar nicht so übel sein! Sie macht das Leben zwar nicht verständiger, aber erträglicher und das ist die Hauptsache. Ferner, was ist Narrheit, selbst jene Narrheit, die von den Menschen allgemein dafür gehalten wird? Oft die Wahrheit von gestern, oft die Weisheit von morgen! Was sind menschliche Irrtümer und Wirrnisse? Was ist das einzig Dauernde in der Erscheinungen Flucht?

Die Narrheit muß wie Ahasver
Auf Erden ewig wandern;
Kaum wird von ihr ein Plätzchen leer
Erscheint sie auf dem andern.

---

[1]) Wenn ich mich an einem Narren ergötzen will, so brauche ich nicht lange zu suchen: ich betrachte mich selbst. — [2]) Eines Narren Haupt wird niemals grau.

Doch ich will nicht die Normal-Narrheit hier ausführlich erörtern. Denn erstens ist von dieser Sache da und dort schon die Rede gewesen, sogar von ihren auffallenden Auswüchsen, und zweitens — je nun, das ist etwas, wobei jedermann zu parteiisch sein muß. Das Sprüchlein vom Splitter und Balken hat hierbei noch mehr Geltung, als hinsichtlich unserer Unthaten. Eine kleine Geschichte lieber:

Im Irrenhaus. — Vermute da keiner eine Anspielung auf die Welt und ihr Getriebe. Ich meine wirklich ein Gebäude, das allgemein so bezeichnet wird, obzwar —

Ich besuchte also das Irrenhaus von Dingsda, wo einer meiner Bekannten als Arzt wirkt. In seiner Begleitung musterte ich den Bau, sah und sprach auch mit vielen der Insassen, die sich als ungefährlich frei in dem umfangreichen Garten bewegen durften. Bei manchem wollte mir anfangs scheinen, es sei eher die ärztliche Urteilskraft als der Geist des Häftlings getrübt. Die Leutchen sprachen recht verständlich. Allein im Laufe des Gespräches zeigte sich gar bald die Wahnvorstellung, an der sie litten. Nur bei einem konnte ich nicht die geringste Abweichung von einer gewöhnlichen Denkweise entdecken. Er schloß sich uns an, kritisierte die anderen Kranken, sprach von den fixen Ideen jedes einzelnen mit einer ganz erstaunlichen Klarheit und Unbefangenheit, so daß ich ihn im ersten Moment für einen ärztlichen Gehilfen oder dergleichen hielt.

„Sehen Sie diesen Mann hier," sprach er nun und wies auf einen breitschultrigen Vierziger hin, der ruhig auf einer Gartenbank saß und den Rauch aus einer langröhrigen türkischen Pfeife sog. „Sie können den ganzen lieben Tag mit ihm plaudern, er wird die vernünftigsten Antworten

geben, sie können die schwierigsten Fragen mit ihm erörtern, er wird sich mit einem Scharfsinn zu äußern wissen, um den ihn Gelehrte und Staatsmänner beneiden dürfen. Kurz, Sie werden in keiner Weise eine geistige Störung bemerken. Überdies hat er ein gut Stück Welt gesehen und zwar wie seine Erzählungen bekunden, mit offenen Augen gesehen. Seine fixe Idee ist aber, er sei Pascha. Wenn darauf zufällig die Rede kommt, so hört jede Vernunft auf." Ich sah meinen Freund, den Arzt, fragend an, er nickte lächelnd die Bejahung.

„Je nun!" rief ich gutgelaunt aus, „was ist da so sonderbar. Vielleicht ist er während seiner langen Reisen vom Sultan wirklich zum Pascha ernannt worden. Wer weiß?"

Er sah mich erstaunt an und rief dann aus:
„Wer weiß? Vom Sultan? Ja, wer bin denn ich?"

Eigentlich soll dieses Kapitel weniger der allgemeinen Narrheit, als der berufsmäßigen gewidmet sein. Diese schließt sich den komischen und satirischen Vereinen an, von welchen vorher die Rede war. Wenn erstere auch hier Erwähnung findet, so geschieht das, weil bald die Liebe erörtert werden soll und die Narrheit zwischen ihr und der Freundschaft ein geeignetes Verbindungsmittel darstellt. Was sind unsere Gefühle, wenn sie sich gut betragen, anders als kleine Närrchen? Was ist die Phantasie, welche Montaigne die „Närrin des Hauses" nennt? Und was ist aller Weisheit Kern? Für einen Narren zu gelten ist eigentlich gar nicht so übel, man gewinnt damit das Vorrecht sich freier äußern zu dürfen; es ist sozusagen die Maskenfreiheit bei dem Mummenschanz des Lebens. Das erkannte schon David, als er sich vor Saul, Brutus, als er sich vor Tarquin

närrisch stellte, und das erkannten auch viele der Hofnarren, deren Witz wir gewöhnlich sehr stark überschätzen. Der größte Teil bestand in der That nur aus Einfaltspinsel, die kaum anders zur Belustigung dienten als der Affe an seiner Kette, oder sie übten rohe, unflätige Scherze. Rudolf von Habsburg hatte es wahrscheinlich der Einfalt des Hofnarren seines Feindes Graf Ulrich von Regensburg zu verdanken, daß er dessen Anschläge erkannte und ihm zuvorkommen konnte. Bei der Musterung seiner Truppen sagte nämlich Graf Ulrich zu seiner Umgebung: „Ich glaube wir haben Volk genug, um dem Habsburger seine große Nase zu klopfen!“ Das hörte sein Hofnarr, der bei der Musterung anwesend war, und bildete sich ein, Rudolf müßte eine ungeheuer lange Nase haben, weil man eine ganze Armee zu ihrer Bestürmung nötig hätte. Deswegen lief er nach Kyburg, um Rudolf zu sehen, der von dieser ganzen Kriegsrüstung nichts wußte. Als er nun ins Zimmer gelassen wurde, stand er anfänglich eine ganze Weile still — endlich sagte er: „Wie ich sehe, so ist die Nase so groß nicht, daß mein Herr so viel Volk aufgeboten hat, sie zu klopfen. Ich meine, ich wollte allein stark genug sein, diese Nase so zu dreschen, daß weder Stumpf noch Stiel sollte übrig bleiben!“ Rudolf wußte nun, wessen er sich zu gewärtigen habe und kam dem Gegner zuvor.

Statt der Bezeichnung Hofnarr waren früher die Benennungen Lustigmacher oder Lustiger Rat üblich, was auch treffender sein mag. In der That weisen die Lustigen Räte von einst mit den ernsten Räten von heute manche Ähnlichkeit des Berufes auf und vielleicht hat dieser Umstand zum Verfall der Zunft von Pritsche und Schellenkappe beigetragen. In einem Punkte weichen sie allerdings bedeutend von einander ab: die Hofnarren konnten ihren Gebietern oft recht derbe Wahrheiten sagen.

Der Hang sich zu beluſtigen,[1]) und die Qual der Langweile, die so gern an Höfen reſidiert, nächſt dem Mangel an anderen, erſt ſpäter erfundenen Zeitvertreiben, wie Spielen, Theater, Büchern, Tabakrauchen u. ſ. w. gaben wohl den Narren ex professio den Urſprung, den wir im Morgenland finden. Aus dem wollüſtigen und frühzeitig verfeinerten Orient ging die Mode über in den Occident, nach Griechenland und Rom unter Kaiſen und griechiſchen Kaiſern und erhielt ſich bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. In Deutſchland hießen ſie anfangs Courtiſans, Höflinge, eine recht charakteriſtiſche Benennung. Witzige Narren waren indeſſen auch früher nicht häufig, daher die Mindermächtigen und der Landadel auf ſeinen Burgen auch an einfältigen und blödſinnigen Dümmlingen ihren Spaß hatten. Der kinderloſe Herzog Eberhard der Bärtige gab ſich Mühe, einen bekannten Poſſenreißer Namens Paul Wüſt an ſeinen Hof zu ziehen, aber der Narr antwortete ihm: „Mein Vater hat einen Narren für ſich gemacht, mach dir auch einen.“

Im Mittelalter gab es offizielle Hofnarren, und dann wurden auch die Burgpfaffen, Hofpoeten, ſpäter auch Profeſſoren dafür gehalten. Es ſei nur an den Pfaffen von Kahlenberg am Hof des Babenbergers erinnert, an Profeſſor Taubmann u. ſ. w. Eine alte Chronik des Deutſchen Ordens weiß deſſen Armut nach dem Frieden von Thorn 1466 nicht ſtärker auszudrücken, als daß ſie ſagt: „Der Hoch- und Deutſchmeiſter ſelbſt kann jetzt kaum mehr

---

[1]) Der nachfolgende Inhalt dieſes Kapitels iſt großenteils Webers „Demokritos“ modifiziert oder wörtlich entnommen. Er hat hierbei das beſte vorhandene Quellenmaterial benützt, Flögels „Geſchichte der Hofnarren,“ die auch jeder andere benutzen müßte, was unter allen Umſtänden einen ziemlich gleichen Inhalt ergäbe.

als einen Narren halten, da doch vorher jeder Komtur seinen eigenen Narren gehabt hat," welches letztere verdammt zweideutig klingt. Die Narren waren jetzt ein eigener förmlicher Stand geworden, gegen den Reichsgesetze und Klosterregeln eiferten. Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1500 wurde verordnet: „Daß wo jemand Narren halten wolle, er solche dermaßen halte, daß sie andere Leute unbesucht und unbeläftigt ließen; Narren und Närrinnen (auch weibliche Lustigmacher gab es) sollen von niemand Schildwappen und Ring tragen, wenn sie nicht in dessen Gebröde stehen, und der Adel soll ihnen dieselbe auch nicht mehr so leicht anhängen." Man sieht hieraus, daß die Beschwerden gegen die Narren meist solche betrafen, die im weltlichen Dienst, bei niederem Adel, oder in gar keinem Brot standen, denn in Klöstern spielten die Mönche selbst die Lustigeratsrolle und selbst die Herren Äbte spielten sie an großen Höfen.

Die eigentliche Uniform des Narren war im Mittelalter bunte Jacke, Spitzhut oder Schellenkappe, Halskrause und Pritsche, wie sie noch der Hanswurst auf dem Theater zeigt, und das war ganz gut. Die Uniform sagte sogleich, wen man die Ehre hatte vor sich zu sehen, und das ist viel wert, und die Narren selbst wurden dadurch offenbar witziger und lustiger. Die Uniform und auch ihre Schwester, die Livree, ja sogar eine Nationaltracht geben eben dem Träger eine gewisse Sicherheit, Dreistheit, ein Machtbewußtsein, als verkörpere sich in ihm die ganze Kraft des Standes oder der Person, welcher er dient. Nichts ist darum dem demokratischen Gedanken so zuwider wie ein Sonderkleid; und man möchte im ersten und selbst im zweiten Moment gar nicht glauben, daß die Mode, dieses scheinbar leichtfertige, eigensinnige und unbeständige Persönchen, auch im Dienste der liberalsten Anschauungen steht, indem sie immer

mehr jedes nationale oder örtliche Sonderkleid beseitigt: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen," sagt ein deutsches Sprichwort.

Berühmt waren als Hofnarren in Italien Arlotto, der 1483 als Pfarrer zu Florenz starb, Barlacchia, Ausrufer daselbst, und Gonella, deren Schwänke zusammengedruckt noch jetzt in Italien gern gelesen werden. Letzterer trieb den Spaß mit seinem Herrn, dem Herzog von Ferrara, so weit, daß er ihn in den Po hinabstieß, um ihn — wie es heute noch Volksmeinung ist — durch ein Erschrecken vom Fieber zu heilen. Dieser erschreckte ihn wieder dadurch, daß er ihn zum Köpfen verurteilte, aber befahl, statt den Hieb zu führen, ihm nur einen Eimer Wasser über den Kopf zu gießen, allein der arme Gonella starb dabei vor Schrecken. Arlottos bestes Stückchen ist wohl, daß er bei seiner Reise nach Neapel alle Aufträge seiner Freunde, die mit Geld begleitet waren, richtig besorgte, den anderen aber erzählte, daß auf dem Schiffe, wo er gerade seine Kommissionen vor sich hingelegt hätte, plötzlich ein Wind sich erhoben und alle nicht beschwerten Briefe ins Wasser geweht habe. Von berühmten Hofnarren wären hauptsächlich zu erwähnen: der treue Blondel von Richard Löwenherz, Kunz von Rosen, der Lustige Rat Kaiser Maximilians, Triboulet, der Narr Franz I. von Frankreich, Brusquet, der Heinrich II. mit seinen Schwänken ergötzte, Marot, dann der Herzog von Roquelaure, eine halb komische halb widerliche Erscheinung am Hofe des vierzehnten Ludwigs. In Frankreich hatte die Stadt Troyes die zweifelhafte Ehre, seine Könige mit Narren zu versehen, worunter sich aber keiner auszeichnete als der Narr König Karls des Einfältigen. „Wollen wir nicht tauschen?" fragte der König. — „Nein!" — „Wie, schämst du dich König zu sein?" — „Nein, aber ich schämte mich

eines solchen Narren." Triboulet lebt in der Geschichte, denn bei der Durchreise Kaiser Karls V. durch Frankreich sagte er, da sich wirklich Karl nicht sehr edel gegen Franz benommen hatte: „Der ist ein größerer Narr als ich, daß er nach Frankreich geht." — „Aber wenn ich ihn nun ungehindert reisen lasse?" meinte Franz. — „Dann schreibe ich deinen Namen statt des seinigen in mein Narrenregister." Marot gehörte unter die gelehrten Lustigmacher, wie später in Deutschland Taubmann. Als er den Gesandten Frankreichs dem Papst den Pantoffel küssen sah, lief er aus der Audienz: „Ich müßte sicherlich den Hintern küssen," meinte er zur Erklärung, eine Bemerkung, die übrigens auch Rabelais zugeschrieben wird. Gut wußte er einen hochmütigen Einfaltspinsel abzuführen, der ihm sagte: „Ich kann nicht leiden, daß mir ein Narr zur Rechten gehe." — „Aber ich," war Marots Antwort, indem er auf die linke Seite hüpfte.

Brusquet wäre wegen seiner mörderischen Quacksalbereien gehängt worden, wenn ihm Heinrich II. nicht freigestellt hätte sich die Todesart zu wählen, worauf der Narr sich schlau erbat — an Altersschwäche sterben zu dürfen. Roquelaure war Pair von Frankreich, Ritter mehrerer Orden, General, Herzog und Gouverneur von Guyenne, wurde aber hauptsächlich als Hofnarr bekannt. Ludwig XIV. machte ihn gleichzeitig zum Pair und père, eine Parallele, die überall ihresgleichen fand. Als er eines Streiches wegen nach Spanien verbannt und ihm verboten wurde, den Boden Frankreichs wieder zu betreten, kehrte er auf einem Wagen mit spanischer Erde nach Versailles zurück und füllte sich damit auch die Schuhe. Einst, als er sich in Lyon befand, rief ihm der Erzbischof, der ihn nicht kannte, zu: „Holla, he, wer seid Ihr, Freund?" — „Die Narren heißen mich Holla he und Freund, sonst

aber heiße ich Roquelaure," war seine Antwort. Der Londoner Hof hatte aus der Schellenzunft als die bekanntesten Namen Scogyan, Pace und Killegrew aufzuweisen, die unter Heinrich VIII. Elisabeth und Karl II. ihr Wesen trieben. Ersterer schuldete der Königin fünfhundert Pfund, und da sie auf Bezahlung bestand, so stellte er sich tot und veranstaltete sein Begräbnis derart, daß Elisabeth dem Zug begegnen mußte. „Scogyan tot?" war ihre Frage. „Der Wicht ist mir noch fünfhundert Pfund schuldig, nun, so mögen sie ihm erlassen sein." Bei diesen Worten warf er den Sargdeckel ab, richtete sich auf und sprach: „Die Gnade der Königin macht mich wieder lebendig." Pace wurde von Elisabeth der Hof verboten, und die Ursachen lassen sich schon aus seinem Beinamen „Der bittere Narr" erraten. Endlich kam er wieder zu Gnaden und die Königin sagte ihm: „Nun werde ich wieder meine Fehler von dir hören müssen." Pace antwortete: „Nein, ich mag nicht mehr von Dingen reden, von denen die ganze Stadt spricht." Mehr noch als die kraftvolle Elisabeth liebte ihr schwächlicher Nachfolger Jakob I. Narren und Narrenpossen, so daß ihm einst einer das Kompliment machte: „Bei Gott, Sie sollten nicht König sein, Sie hätten den besten Narren der ganzen Christenheit abgegeben," was gar nicht so unrichtig war. Spöttisch wurde damals in England das charakteristische Sprüchlein laut: „Rex erat Elisabeth, nunc est regina Jacobus" (König war Elisabeth, nun ist Jakob Königin). „Ich habe drei Königreiche, kannst du darin keinen anderen Platz finden," rief er eines Tages einer Fliege zu, die Lust hatte sich immer wieder auf seine Nase zu setzen. Besonders eingebildet war er auf seine Gelehrsamkeit und er hörte es gerne, wenn seine Höflinge ihn den „britischen Salomo" nannten. Beziehentlich dessen meinte nun Heinrich IV. von Frankreich

recht boshaft, auf Jakobs Mutter, Maria Stuart und deren angeblichen Liebhaber, den Harfenspieler David Rizzio anspielend: „Ich begreife nicht, warum sie ihn den ›britischen Salomo‹ heißen. Vielleicht weil Salomo der Sohn Davids, des Harfenspielers, war?“

Killigrew galt alles bei Karl II. Einst befahl er ihm, das Alter eines geschenkten Pferdes zu bestimmen; er untersuchte den Schweif desselben, bis der König fragte, und so konnte er das Sprichwort an den Mann bringen: „Einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul;“ der Spaß war platt, aber doch harmlos; nun erschien er aber auch einst als Pilger gekleidet vor dem König. „Was? Wohin?“ — „Nach der Hölle walle ich, um Cromwell herauf zu bitten, damit doch jemand vorhanden ist, der das Reich regiere und sich um solches kümmere.“ Ludwig XIV. hatte eine minder gute Meinung von ihm, wahrscheinlich war ihm Killigrews Witz zu britisch derbe, indessen unterhielt er sich doch einst mit ihm und hatte sogar die Gnade, ihm eine treffliche Kreuzigung zu zeigen, die zwischen dem Bildnisse des Papstes und dem seinigen hing. Der Narr schien die Bildnisse gar nicht zu kennen, ließ sich erst vom Könige belehren, und dann war er dreist genug, auszurufen: „Nun, wenn ich auch weiß, daß Christus, unser Herr, zwischen zwei Schächern gehangen worden ist, so waren mir doch bis jetzt deren Namen gänzlich unbekannt.“ Ludwig war wohl der größte Schächer der Franzosen, aber wo wäre je einem seiner Franzosen, die ihn vielmehr anbeteten, ein so profaner Jakobinergedanke gekommen? ich hätte seine Miene sehen mögen. Weit weniger stark war Killegrew gegen den Höfling, der ihn fragte: „Warum machen Sie aber den Narren?“ — „Wir handeln wohl aus einem Grunde: aus Mangel; Sie aus Mangel an Verstand, ich aus Mangel an Geld.“

Kein Großer hielt wohl mehr Hofnarren, und machte mehr zu Narren als das rohe Genie Peter der Große, und Uschakow war darunter der berühmteste. Mit wichtigen Depeschen von Smolensk nach Kiew versehen, wurde er hier nicht sogleich eingelassen, und kehrte wieder nach Smolensk mit den Depeschen zurück, um zu klagen; das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, aber Peter sah hierin nur einen Narrenstreich, und degradierte ihn zum Hofnarren. Man möchte es wohl selbst eine Narrheit nennen, daß der sonderbare Fürst nach und nach an die hundert Narren hielt, die er in vier Klassen ordnete: 1. blödsinnige, 2. Narren, die im Dienste Streiche gemacht hatten, 3. Narren, die sich nur als Narren stellten, um der Strafe zu entgehen, und 4. Narren, die er hatte reisen lassen, oder die selbst auf Reisen gegangen waren, und so dumm zurückkehrten, als sie vorher waren.

Was Deutschland betrifft, so hätten wir hier vor allem den erwähnten Kunz von Rosen in Betracht zu ziehen. Er gab oft seinem Herrn die besten Lehren, wenn aber ein unbedeutendes Gräfchen ihn necken wollte, so fühlte er sich: „Ich bin des Kaisers Narr, aber nicht jedes Narren Narr.“ Kunz hatte Maximilian gewarnt vor Brügge, wo die Bürger den Kaiser bekanntlich gefangen nahmen. Als dies aber geschehen war, schlich sich Kunz als Beichtvater verkleidet ins Gefängnis und hätte ihn gerettet, wenn es Max nicht der ritterlichen Ehre nachteilig gehalten hätte, zu entweichen. Der Kaiser hatte selten Geld. Einst neckte er Kunz so lange, bis er es selbst satt war und schloß: „Nun hört wie er mich bezahlen wird.“ — „Gott bewahre,“ rief Kunz, „daß ich den bezahle, der niemand zahlt.“ Einem Bettelgelehrten, der des Kaisers Stammbaum bis zu Noah aufzustellen wußte, schenkte Kunz einen Gulden mit dem Bemerken: „Da hast du, weil du mich zum Vetter des Kaisers gemacht hast.“

Den so ernsten Kaiser Ferdinand II. begleitete dennoch auf den Reichstag 1622 sein Narr Jodel und der Kammerzwerg Stoffel. Matthias hatte seinen Narren Nelle auf dem Reichstage 1614; der trug sein Büchlein unter dem Arm, sagend: „Er habe die Reichstagsakte hineingeschrieben," und da der Kaiser voll Neugierde das Büchlein aufschlug und nichts als leere Blätter fand, so lachte Nelle: „Ihr habt ja auch nichts gethan!" Selbst der ernste Leopold I. hatte noch drei Narren, die einen Hofmeister hatten, und sie hießen Kammerlappen. Der Zwerg des Erzherzogs Ferdinand, dessen Bild man früher zu Ambras neben dem Riesen Aymon zeigt, bat sich einst von seinem Herrn aus, daß er bei der Tafel doch seinen Handschuh möchte fallen lassen, und dann dem Aymon befehlen, solchen aufzuheben, versteckte sich unter dem Stuhl, und gab dem Riesen eine weithin schallende Maulschelle zum unauslöschlichen Gelächter der irdischen Götter. Kaiser Karl VI. hatte noch einen Narren, und Herzog Ulrich von Braunschweig ermangelte nicht, der Gemahlin des Kaisers am Schlusse eines Briefes zu schreiben: „Sie erlauben mir noch, mich in meiner lieben Muhme Gebet einzuschließen, und dem treuen Hansel, dem Zwerg Ew. Majestät, Baron Klein genannt, meinen Gruß zu übermachen."

In Preußen unter Friedrich Wilhem I., dem „Soldatenkönig," waren Gundling, Faßmann und Morgenstern gar berühmte Namen, um nicht Narren zu sagen; aber auch gemeine Narren ließ der König aufsuchen, und jeder war willkommen, von dem die Rede ging, daß er hanselieren könne. Gundling war ein Gelehrter, der viel für die Geschichte arbeitete, aber ohne Geist; er war Vorleser des Königs, und sank endlich durch Hochmut, Schwelgerei und Neckereien des Hofes zum gemeinsten Narren herab, der alle Achtung verlor trotz seiner Titel, Geheimerat, Ober-

ceremonienmeister, und trotz seines Adelsdiploms. Einst erschien ein Affe, gekleidet wie Gundling, überreichte dem König eine Bittschrift, worin er bat, daß man Gundling, seinen Vater, anhalten möge, ihn für seinen natürlichen Sohn zu erkennen und zu verpflegen. Wenn Gundling abends trunken nach seinem Zimmer taumelte, fand er entweder die Thüre vermauert, oder einen gebundenen Bären, Kater oder sonst eine Teufelei in seinem Bette. Gundlings Ende entsprach seinem Leben. Er starb 1731 und bei der Sektion ergab sich, daß sein Magen vom vielen Trinken geborsten war. Der König hatte zu seinem Sarge ein Weinfaß bestimmt, in welchem Gundling auch begraben wurde, zum größten Ärger der Geistlichkeit, die sich auch weigerte, die Leiche zu begleiten. Faßmann hielt ihm die Leichenrede. Als Grabschrift erhielt er die Worte:

Hier liegt in seiner Haut,
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding.
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens voller Witz, des Abends toll und voll.
Bereits ruft Bacchus laut:
Das teure Kind ist Gundeling.

Faßmann, Verfasser der „Gespräche im Reiche der Toten" und anderer Schriften, wurde in der Regel gebraucht Gundling zu reizen, und er galt nach dessen Tod als Nachfolger in dem würdelosen Amte. Morgenstern mußte zu Frankfurt a. O., in Gegenwart des Königs eine Disputation über die Narrheit halten, wobei die Professoren opponieren mußten. J. J. Moser widersetzte sich, die anderen gelahrten Herren aber ließen sich's schändlicherweise gefallen.

Der König von Polen, der zahlreiche Hofnarren hielt, befahl, daß sie nach Gundlings Tod Trauer anlegten. Etwas würdiger, aber nur etwas, war die Stellung, die der bereits erwähnte Professor Taubmann einnahm. Kyau, von dem

gleichfalls schon die Rede war, gehört eigentlich zu den freiwilligen Lustigmachern, wie sie hie und da heute noch vorkommen, zu den komischen Käuzen, denen die Hanswursterei angeboren ist, während Taubmann, hauptsächlich von dem Streben, sein karges Einkommen zu verbessern, gelenkt, ein Stück Hofnarr wurde. Eigentliche Hofnarren gab es schon damals nicht mehr. Mit dem Jahrhundert Ludwigs XIV. fiel der Geschmack daran. An den deutschen Höflein prunkte nun ein falscher Glanz, der ganze Länder unglücklich machte, die Sitten liederlich, und Aufrichtigkeit und Redlichkeit wurden noch seltenere Gäste. An die Stelle der Männer mit geschorenen Köpfen, Narrenkappen oder Gugulen (Cuculus) mit Eselsohren — um die Narren von den Gelehrten zu unterscheiden, die auch Gugulen trugen — begleitet von einem Hasenfuße oder Fuchsschwanze, mit einem Hahnenkamm von Scharlach, Schellen, großen Halskragen, bunten Farben, und der Narrenkolbe (Marotte), oder dem Narrenscepter zur Neckerei und zur Selbstverteidigung — an die Stelle dieser Männer, der einzigen, die den Höfen noch Wahrheiten zeigten, traten nun die Männerchen in hochfrisierten Haaren, Chapeau-pas und Haarbeuteln mit Parisien, gesticktem Kleide und Orden, in seidenen Strümpfen und Saffianschuhen mit roten Absätzen und voll Wohlgerüche, und stets lächelnder Miene; meist Franzosen, die über diese deutschen Höfe lachten, wo sonst die Höfe nur über Narren gelacht hatten. Sie, und dann Theater, Konzert, Redoute, Maitressen und Soldaten vertrieben jetzt die Grillen und Langweile der Großen, denen das Wohl des Staates eine viel zu ernste Sache gewesen wäre. Nur an einigen kleinen Höfen erhielten sich die Hofnarren bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Dann schwanden sie dahin, ebenso wie die Fürstlein, denen sie dienten. Aber eine andere Gilde Hofnarren tauchte jetzt

ceremonienmeister, und trotz seines Adelsdiploms. Einst erschien ein Affe, gekleidet wie Gundling, überreichte dem König eine Bittschrift, worin er bat, daß man Gundling, seinen Vater, anhalten möge, ihn für seinen natürlichen Sohn zu erkennen und zu verpflegen. Wenn Gundling abends trunken nach seinem Zimmer taumelte, fand er entweder die Thüre vermauert, oder einen gebundenen Bären, Kater oder sonst eine Teufelei in seinem Bette. Gundlings Ende entsprach seinem Leben. Er starb 1731 und bei der Sektion ergab sich, daß sein Magen vom vielen Trinken geborsten war. Der König hatte zu seinem Sarge ein Weinfaß bestimmt, in welchem Gundling auch begraben wurde, zum größten Ärger der Geistlichkeit, die sich auch weigerte, die Leiche zu begleiten. Faßmann hielt ihm die Leichenrede. Als Grabschrift erhielt er die Worte:

Hier liegt in seiner Haut,
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding.
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens voller Witz, des Abends toll und voll.
Bereits ruft Bacchus laut:
Das teure Kind ist Gundeling.

Faßmann, Verfasser der „Gespräche im Reiche der Toten“ und anderer Schriften, wurde in der Regel gebraucht Gundling zu reizen, und er galt nach dessen Tod als Nachfolger in dem würdelosen Amte. Morgenstern mußte zu Frankfurt a. O., in Gegenwart des Königs eine Disputation über die Narrheit halten, wobei die Professoren opponieren mußten. J. J. Moser widersetzte sich, die anderen gelahrten Herren aber ließen sich's schändlicherweise gefallen.

Der König von Polen, der zahlreiche Hofnarren hielt, befahl, daß sie nach Gundlings Tod Trauer anlegten. Etwas würdiger, aber nur etwas, war die Stellung, die der bereits erwähnte Professor Taubmann einnahm. Khau, von dem

gleichfalls schon die Rede war, gehört eigentlich zu den freiwilligen Lustigmachern, wie sie hie und da heute noch vorkommen, zu den komischen Käuzen, denen die Hanswursterei angeboren ist, während Taubmann, hauptsächlich von dem Streben, sein karges Einkommen zu verbessern, gelenkt, ein Stück Hofnarr wurde. Eigentliche Hofnarren gab es schon damals nicht mehr. Mit dem Jahrhundert Ludwigs XIV. fiel der Geschmack daran. An den deutschen Höflein prunkte nun ein falscher Glanz, der ganze Länder unglücklich machte, die Sitten liederlich, und Aufrichtigkeit und Redlichkeit wurden noch seltenere Gäste. An die Stelle der Männer mit geschorenen Köpfen, Narrenkappen oder Gugulen (Cuculus) mit Eselsohren — um die Narren von den Gelehrten zu unterscheiden, die auch Gugulen trugen — begleitet von einem Hasenfuße oder Fuchsschwanze, mit einem Hahnenkamm von Scharlach, Schellen, großen Halskragen, bunten Farben, und der Narrenkolbe (Marotte), oder dem Narrenscepter zur Neckerei und zur Selbstverteidigung — an die Stelle dieser Männer, der einzigen, die den Höfen noch Wahrheiten zeigten, traten nun die Männerchen in hochfrisierten Haaren, Chapeau-pas und Haarbeuteln mit Parisien, gesticktem Kleide und Orden, in seidenen Strümpfen und Saffianschuhen mit roten Absätzen und voll Wohlgerüche, und stets lächelnder Miene; meist Franzosen, die über diese deutschen Höfe lachten, wo sonst die Höfe nur über Narren gelacht hatten. Sie, und dann Theater, Konzert, Redoute, Maitressen und Soldaten vertrieben jetzt die Grillen und Langweile der Großen, denen das Wohl des Staates eine viel zu ernste Sache gewesen wäre. Nur an einigen kleinen Höfen erhielten sich die Hofnarren bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Dann schwanden sie dahin, ebenso wie die Fürstlein, denen sie dienten. Aber eine andere Gilde Hofnarren tauchte jetzt

auf und existiert noch weiter, vermehrt sich sogar mit jedem Tag. Sie trägt keine auffallende Tracht, die Gilde der Hofnarren von Seiner Majestät Imperator Populus. Sie gehört auch nicht zur Gilde jener, die mit lachendem Munde ernste Wahrheiten sagen würden. Nein, sie besteht aus schnöden Possenreißern, die um ein Gunstlächeln ihres Tyrannen die tollsten Purzelbäume schlagen und sich in der ärgsten Weise mißhandeln lassen, Prügel und Fußtritte willig hinnehmen, oft sogar ohne irgend welche materielle Vorteile aus ihrem beschwerlichen Amt zu ziehen. Fragt wer, warum sie es thun? Je nun, weil sie auch wirkliche Narren sind. Die widerlichste Erscheinung jedoch sind die Hofnarren des — Königs Mob.

XXXVI.

Parodie und Traveſtie.

Das Burleske zerfällt in zwei Hauptabteilungen, in Parodie, die das Gemeine groß und wichtig, ernſt und feierlich darſtellt, und in das Traveſtieren, welches gerade umgekehrt verfährt, und das Große und Wichtige gemein und pöbelhaft darſtellt. Die Parodie hat es mehr mit dem Wörtlichen, die Traveſtie mehr mit dem Sächlichen zu thun; jene nähert ſich mehr dem Wortſpiel, dieſe den Anſpielungen, ein Umkehren der Gedanken; beide aber machen das Ernſte lächerlich. Einige wollten das Burleske ganz allein in Worte ſetzen, in veraltete, pöbelhafte Sprache, und verwarfen es daher ganz. Man könnte das Burleske auch einteilen in Parodien, die bloß komiſch, und in Parodien, die ſatiriſch gegen ein Original gerichtet ſind, wie z. B. die ſeltenen Apologien des Ochino, wo heilige und ehrwürdige Dinge ganz niedrig weltlich vorgetragen werden in ſeinem Credo der Trienter Kirchenverſammlung. Iſt nicht unſer ganzes Leben ein ewiger ſatiriſcher Wechſel von Originalen und Parodien?

Weber: Demokritos.

Vieles in unſerem Leben und Schaffen iſt nur Parodie oder Traveſtie, und wer weiß! vielleicht iſt auch der Menſch nichts anderes: Parodie, welche das Gemeine großartig darzuſtellen ſucht, oder Traveſtie, die das Erhabene in niedriger Form wiedergiebt? Leicht zu entſcheiden iſt dieſe Frage keineswegs. Vielleicht auch iſt der Erdgeborene ein Gemiſch von beiden; wenigſtens iſt er dieſer wie jener

Art wohlgeneigt, und man findet sie nicht selten in seinen Redensarten. Das deutsche Volk parodiert oder travestiert bekannte Stellen aus der Schrift und aus den Schriften seiner Dichter gar häufig. Neumarks Kirchenlied:

Wo du nicht bist, Herr Jesu Christ etc.

muß es sich gefallen lassen parodiert zu werden:

Wo du nicht bist, Herr Organist,
Da schweigen alle Flöten.

Die Worte aus Schillers „Glocke:"

Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt —

läßt der Volkswitz parodistisch ausklingen, wenn in einer kinderreichen Familie neuer Gottessegen zutritt:

Und sieh, es sind statt sechs nun sieben.

Der Berliner wieder bezeichnet einen vergnügten Narren mit den Worten aus Schillers „Der Ring des Polykrates:" „(Er) Schaute mit vergnügten Sinnen," wobei das erste Wort ein jüdisch-deutscher Ausdruck für Narr ist. Ein anderes Schillerzitat lautet nach Berliner Bearbeitung:

Freude schöner Töpperjungen,
Morjen schmiern wir Ofens aus.

Ganz unheilig wird aus dem Anfang des frommen Liedes: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank," das materialistische:

Mein erst Jefühl sei Preuß'sch Courant,
Mein zweetes harte Dahler.

Stollbergs bekanntes Gedicht: „Sohn, hier hast du meinen Speer ꝛc." wird von dem Spreeathener mit seinem Lieb-

lingsessen, Schweinsknöchel, folgendermaßen in Verbindung gebracht:

Sohn, da hafte Ribbesper,
Nimm ihn dir, ik kann nich mehr!
Nimm dir ooch den Sauerkohl,
Denn mir is heut nich recht wohl.
Dies Jerichte fett und rar
Eß ich nu schon manches Jahr.
Einmal jede Woche frisch
Bringt's die Mutter uf'n Tisch.

Ziemlich albern sind die parodistischen Verdrehungen und Verquickungen von Sprichwörtern, wie etwa:

Spiele nicht mit Schießgewehre,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

*

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es könnt geladen sein.

Oder die ähnliche Mißgestaltung von Dichterworten, z. B. der ersten Zeilen von Schillers „Taucher":

Wer wagt es Knappersmann oder Ritt
Zu schlauchen in diesen Tund.

Hofnarren des Königs Mob, die nicht selten der Bühne angehören, haben diese geistreiche Art des Scherzens aufgegriffen und eine Zeit lang fleißig geübt.

In der Litteratur finden wir Parodie und Travestie — der Unterschied der Bezeichnung wird nicht genau eingehalten — ziemlich stark vertreten. Jetzt finden beide hauptsächlich nur in der periodischen komischen Litteratur, also in den sogenannten Witzblättern Anwendung, und dieses ist, da sie größtenteils satirischer Beschaffenheit sind und häufig auch nur zur Zeit allbekannte Dichtungen zur Grundlage haben, die rechte Stelle dafür.

Den Ursprung der eigentlichen Parodie (vom Griechischen *παρά ᾠδή*, Umkehrung eines Gedichts) haben wir bei den Franzosen zu suchen und hauptsächlich wurde damit eine satirische Kritik, ein Karikieren der vorhandenen oder angeblichen Schwächen von Dichtungen beabsichtigt, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Zu den ältesten der bedeutenden Werken dieser Art zählt „La folle querelle," das auf Racines „Andromache" gemünzt ist, was diesen Tragiker nicht wenig ärgerte; dieselbe Stimmung überkam Voltaire, als seine Dramen und Epen parodiert und travestiert wurden. Am ungebärdigsten zeigte sich aber La Motte, als sein Trauerspiel „Ines de Castro" dermaßen bearbeitet wurde: „Ihr habt ein Trauerspiel bewundert, ihr habt geweint," rief er aus, „es wird euch nicht ferner rühren, nachdem ihr darüber gelacht habt," eine Bemerkung, die im allgemeinen ganz richtig ist. Dieses Stück war zu seiner Zeit recht beliebt, fand aber auch Gegner. Eines Tages saß der Autor vor Beginn der Theateraufführung im Kaffeehaus, und an dem Nachbartische hatten zwei Herren Platz genommen, die ihn ebenso kannten wie er sie. Ihr Gespräch bewegte sich um „Ines de Castro," an dem sie kein gutes Haar ließen. Nach einer Weile erhob sich La Motte, der diese Redeführung angehört hatte und sprach laut: „Ich gehe zur siebenzigsten Aufführung meiner »Ines de Castro«." In Deutschland hat Nestroy einige drollige dramatische Parodien geliefert und noch früher Mahlmann mit seinem „Herodes vor Bethlehem," das gegen „Kotzebues »Die Hussiten vor Naumburg«" gerichtet ist. Naumburg soll bekanntlich durch das Flehen der Kinder vor dem grimmigen Hussitenführer gerettet worden sein, eine nicht sehr begründete Sage, die Kotzebue zu einem Rührstück verarbeitet hat. Mahlmann aber läßt den Viertelmeister Wolf mit seiner Kinderschar vor Herodes flehen, indem er sie aufmuntert:

Wolf.

Herbei, liebe Kinderchen! alle herbei!
Erhebet ein klägliches Jammergeschrei!
Hübsch geweinet, hübsch gegrinselt!
Hübsch geächzt und hübsch gewinselt!
Soll's am Ende wohl gelingen,
Müßt ihr hübsch die Händchen ringen;
Wollt ihr balde Gnade finden,
Müßt ihr euch wie Würmer winden!

Die Kinder

(knien alle um den König herum, ringen die Hände und singen mit kläglichen Gebärden):

Der Affe gar possierlich ist,
O große Majestät!
Zumal wenn er vom Apfel frißt,
O große Majestät!

König Herodes

(fängt an zu weinen).

Die Kinder

(mit steigendem Affekt).

Gar grausam ist der wilde Bär,
O große Majestät!
Wenn er vom Honigbaum kommt her,
O große Majestät!

(Herodes zerfließt beinahe in Thränen. Die Soldaten weinen heftig. Der Fahnenjunker verhüllt sein Gesicht mit der Fahne.)

Die Kinder

(mit dem höchsten Tone schmelzender Rührung).

Der Dachs im Loche beißt den Hund,
O große Majestät!
Soldaten macht der Degen kund,
O große Majestät!

König Herodes
(in Verzweiflung).

Laßt ab! laßt ab! ich bin gerührt!

Wolf.

Juchhei! nun hab ich triumphiert.

Und nun, nachdem die Soldaten im Chor gesungen haben, befiehlt Herodes ganz erschöpft:

Bringt Äpfel, Nüsse, Mandelkerne,
Fromme Kinder fressen gerne.

Die geistreichste satirische Parodie der deutschen Litteratur ist jedoch zweifellos Vischers dritter Teil „Faust."

In Deutschland rief der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern manche Parodien hervor, die jedoch nunmehr gänzlich vergessen sind und auch keinen poetischen Wert besitzen. Friedrich Hagedorn lieferte dann einen gelungenen „Versuch einer Nachahmung," die der trockenen, beschreibenden Dichtungsart des Verfassers der einst vielgelesenen „Irdischen Vergnügungen in Gott," Brockes, galten. Von geringer Bedeutung sind einige Parodien Kästners. Die nachfolgenden Verse, die der bekannte Pädagog Basedow in ein Stammbuch schrieb:

Der Geist der Wahrheit bessre bald
Die Kirche jedes Ortes,
Ohn alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes —

wurden von Lessing folgendermaßen bedeutungsvoll parodiert:

Des Geists der Wahrheit rühmt sich bald
Die Kirche jedes Ortes,
Und alles zwingende Gewalt
Wird Kraft des wahren Wortes.

Spaßig ist die Thatsache, daß der syrupsüße Kaspar, Lavater nämlich, sein eigenes Gedicht parodiert hat, um damit seiner geänderten Meinung Ausdruck zu geben. In „Lied eines Schweizers über die französische Revolution im Jahre 1792" begrüßt er gleich Klopstock, Schiller und anderen die französische Revolution: „Daß kein Minister-Tigerzahn — Mehr Mark des Landes frißt;" und ein Jahr später klagt er in einem nachgeahmten und ebenso langatmigen Gedicht: „Daß Freiheitsrufer Tigerzahn — Das Mark des Landes frißt." Er selbst hat sich übrigens so manche seiner Person geltenden satirische Parodie müssen gefallen lassen. So parodierte einer das Lied aus dem Porstischen Gesangbuch: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern":

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben.
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder — Zunder,
Zum Magismus — Prophetismus,
Zauberkuren — Zeigen seines Fingers Spuren.

Nennenswerte Parodien rühren her von L. Reinhard, Ramler, Gedicke, Müchler, H. Voß, Weisser u. a. Am häufigsten dürften wohl Schillers Gedichte diesem Zwecke gedient haben; irre ich nicht, so existiert sogar eine parodistische Gesamtausgabe der Gedichte Schillers. Ferner ist hierbei öfters beteiligt Goethe, Hagedorn, Matthisson, in neuerer Zeit wieder Scheffel mit seinem Trompeterlied. Das Haupterfordernis zum Verständnis derartiger Schöpfungen ist, daß das ursprüngliche Gedicht dem Leser bekannt und der behandelte Gegenstand seinem Kreis der Interessen

nicht entrückt sei, was eben bei vielen nicht zutrifft. Um noch eine Probe ernster Parodie zu geben, möge hier eine von L. Reinhard folgen, die nach Schillers bekanntem Gedicht: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ gestaltet ist. Vor etwa hundert Jahren geschaffen, klingt es fast, als gälte es dem zwanzigsten Jahrhundert:

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

Edler Freund! wo öffnet sich den Musen,
Wo der Weisheit sich ein Zufluchtsort?
Künstelei verstimmt das Leben, gleich Medusen,
Und der Wahn reiht sinnlos Wort an Wort.

Und das Band der Grazien ist gehoben,
Und der Sitte Schranken stürzen ein;
Nichts bezähmt der Korybanten Toben,
Die gegeißelt wütender nur schrein.

Preisgegeben dem Gespötte, ringen
Eitel noch sie um des Ruhms Besitz,
Lorbeern um ihr leeres Haupt zu schlingen,
Rasen sie mit Donner ohne Blitz.

Spotten frech der Nachwelt Fluch und Segen;
Wie Herostratus in alter Zeit,
Drängen sie sich ehrlos und verwegen
In den Tempel der Unsterblichkeit.

Durch Sophismen sucht, nach Spinnen Weise,
Grübelei den Geist ins Netz zu ziehn,
Fesseln will sie ihn im engen Kreise
Der Systeme — töten will sie ihn.

Über Wolken hin zu Nebelsternen,
Unbekümmert um der Erde Lauf,
Strebt sie in des Himmels dunkle Fernen,
Doch zur Sonne schwingt sie nie sich auf.

Nur umſonſt ſpäht Aberwitz hienieden
Nach der Weisheit ſeligem Gebiet —
Nach dem Roſenpark des Heſperiden,
Wo die Kunſt in ſchöner Fülle blüht.

Unerreichbar ſeinen Maulwurfsblicken
Liegen ſie in Sonnenweite dort —
Dort zu landen wird ihm nimmer glücken,
Denn in Labyrinthe tappt er fort.

Wahnſinn, Freund, beglückt — doch nur durch Träume,
Schöne Wahrheit giebt allein Natur,
Und zu Göttern in des Himmels Räume
Trägt das Herz der Liebe Fittig nur.

Die beſte Traveſtie, die wir in Deutſchland beſitzen, iſt Blumauers Äneide, die witziger iſt als des Franzoſen Scarrons gleichartiges Werk und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen hat, von denen aber kaum eine ſeiner Schöpfung nahe kommt. Sie beginnt mit den Verſen:

Es war einmal ein großer Held,
Der ſich Äneas nannte —

und ſchildert dann in ergötzlicher Weiſe nach Virgil alle Abenteuer und Fahrniſſe des Helden vom Standpunkt der Gegenwart! So lautet bei ihm die Stelle, wo der Trojer der Königin Dido die Zerſtörung der Stadt ſchildert und mit den Worten beginnt: „Infandum, regina, jubes renovare dolorem.“[1])

Im rotdamaſt'nen Armſtuhl ſprach
Äneas nun mit Gähnen:
Infantin! laßt das Ding mir nach,
Es koſtet mich nur Thränen.

[1]) O Königin, du weckſt der alten Wunde — Unnennbar ſchmerzliches Gefühl. (Schiller.)

Doch alles spitzte schon das Ohr,
Frau Dido warf die Nas' empor,
Und schien fast ungehalten.

Was wollt' er thun? Er mußte wohl
Den Schlaf vom Aug' sich reiben:
Er nahm zwei Prisen Spaniol,
Sich 's Nicken zu vertreiben:
D'rauf räuspert' er sich dreimal, und sann
Ein wenig nach, und legte dann
Sein Heldenmaul in Falten.

Die Griechen hielten uns umschanzt
Zehn volle Jahr' und d'rüber;
Allein wo man Kartätschen pflanzt,
Da setzt es Nasenstüber.
Dies schien den Griechen nun kein Spaß,
Denn — unter uns — sie hielten was
Auf unversengte Nasen.

Mit langen Nasen wären sie
Auch sicher abgezogen,
Hätt' uns nicht Satanas durch sie
Zu guter Letzt betrogen:
Der gab der Brut ein Kniffchen ein,
Sie thaten's, schifften flugs sich ein,
Und schossen Retirade.

Auf einmal war's wie ausgekehrt
Im Lager, doch sie ließen
Zurück ein ungeheures Pferd
Mit Rädern an den Füßen.
Sankt Christoph selbst, so groß er war,
Hätt' ohne Ruptionsgefahr
Den Gaul euch nicht geritten.

Der Bauch des Rosses schreckte baß
Uns seiner Größe wegen;
Es war das Heidelberger Faß
Ein Fingerhut dagegen.
Und in dem Bauch — o Jemine!
Da lagen euch wie Heringe
Zehntausend Mann beisammen.

Doch um das rechte Konterfee
Von diesem Roß zu wissen,
So denkt, die Arche Noäh steh'
Vor euch — doch auf vier Füßen:
Gebt à proportion dem Tier
Noch Kopf und Schwanz, so sehet ihr
Das Monstrum in natura.

In Wien, heißt's, ist man kurios,
In Troja war's noch d'rüber:
Sie liefen hin zum Wunderroß,
Als hätten sie das Fieber.
Da gab's Dormeusen, Kapuchon,
Und Hüte à la Washington
Zu Tausenden zu sehen.

Man guckte sich die Augen matt
Und hatte viel zu klaffen;
Allein wie's geht, der Pöbel hat
Nur Augen zum Begaffen;
Er sieht oft, wie Herr Wieland spricht,[1])
Den Wald vor lauter Bäume nicht,
So ging's auch den Trojanern....

Und in dieser Weise geht es fort. Blumauers Werk blieb unvollendet; ein Schulmeisterlein namens Schaber — die

[1]) Die Redensart: „Er sieht den Wald vor lauter Bäume nicht," rührt von Wieland her und ist in dessen Geschichte der Abderiten zu finden.

Bakelschwinger waren eben schon früher eine Litteraturplage — der bereits Ovid travestierend verhunzt hatte, versuchte das Werk fortzusetzen, ohne Geist, ohne Witz, ohne Geschmack.

Schöpfungen dieser Art werden nun, was bereits bemerkt wurde, fast ausschließlich von dem periodischen Schrifttum hervorgebracht. Für den Tag bestimmt, vergehen sie auch mit dem Tag. Daß sie für diese Zwecke gerne gebraucht werden, erklärt sich aus der Thatsache, daß sie die Leistung wesentlich unterstützen; daß sie sozusagen den fertigen Hintergrund für das Bild bieten, die Landschaft, in die der Verfasser nur die Personen hineinzuzeichnen braucht; und schließlich auch, daß ihre Beliebtheit manche Schwächen zu decken vermag. Einen parodistischen Zug weisen auch die Karikaturen auf, deren an einer anderen Stelle ausführlicher gedacht werden soll. Und was die Bibel betrifft, so ist es begreiflich, daß sie zufolge ihrer Deutsamkeit, und mehr noch weil sie jedermann bekannt ist, häufig parodistische Anwendung fand, was mitunter von einer recht gelungenen Komik war.

„Wer muß nicht lächeln — bemerkt Weber — bei dem Beweise, daß Weiber nicht in den Himmel kommen, aus der Offenbarung Johannis: »und es war eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde;« wer nicht lächeln über die Rede des Advokaten, von dem sein Klient ein recht bündiges Testament verlangte, so daß ja kein Streit entstehe: »Ach Gott, Jesus hat nur eins gemacht, und doch ist seit achtzehnhundert Jahren Streit darüber!« Wer lächelt nicht, wenn der Duc d'Ayen Ludwig XV., der ihm anrät, sein Silber, wie er, nach der Münze zu schicken, antwortet: Ah Sire, quand Jesus-Christ mourait le Vendredi saint, il savait bien qu'il resusciterait le Dimanche;[1]) oder wenn

[1]) Als Jesus Christ am Charfreitag starb, wußte er wohl, daß er am Sonntag wieder auferstehen werde.

jener Dieb, der einem reichen Pfaffen seinen im Tabernakel versteckten Schatz stahl, worüber stand: Dominus est in isto loco, darunter schrieb: Surrexit, non est hic?[1]) Wer lächelte nicht, wenn Turenne dem Offizier, der am Vorabend einer Schlacht um Urlaub bittet, seinen kranken Vater besuchen zu dürfen, solchen mit den Worten erteilt: »Gehe! es heißt: ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden;« oder wenn jener Dorfjunker, dessen Vorfahr mit dem Wald höchst unwirtschaftlich umgegangen war, bei Beerdigung desselben das Abendlied singen ließ: »Nun ruhen alle Wälder« —?

Im Mittelalter sandte Richard Löwenherz dem Papst die Rüstung eines gefangenen wilden Bischofs mit den biblischen Worten: »Diesen haben wir funden, sieh, ob es deines Sohnes Rock sei,« und Johann von Anjou führte in den Fahnen seiner Armee, die sich Neapel näherte, die Worte: »Es war ein Mann, der hieß Johannes;« sein Gegner, Alphons von Aragonien, setzte nun auf die seinigen: »und sie nahmen ihn nicht an.« Christian von Braunschweig ließ Thaler aus den silbernen Kirchenaposteln schlagen mit der Umschrift: »Gehet hin in alle Welt;« und der Feldprediger Banners predigte über Jesaias Worte: »und seine Fürsten werden die Flucht nehmen vor dem Panner, spricht der Herr.« Das Haupt des braven Montmorency fiel unter dem Racheschwert Richelieus, der bald darauf starb, und Montmorencys Schwester wiederholte Marthas Worte am Grabe des Lazarus: »Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!« . . .

Biblische Anspielungen liebte auch Friedrich der Große. Eine Klage wegen einer verbauten Kirche wies er mit den

---

[1]) Der Herr ist an diesem Orte. — Er ist auferstanden, er ist nicht mehr hier.

Worten ab: „Selig ſind, die nicht ſehen und dennoch glauben.“ Einen allzujungen theologiſchen Bewerber verwies er auf 2. Samuel 10, 5, wo es bekanntlich heißt: „Und der König ließ ihnen ſagen: Bleibt zu Jericho bis euer Bart gewachſen; ſo kommt dann wieder.“ Einem reichen, eitlen Schneider empfahl er Daniel 8, 8 zu leſen und als der Meiſter von der Nadel ſeine Bibel nachſchlug, da fand er an der empfohlenen Stelle die Worte: „Und der Ziegenbock ward ſehr groß. Und da er aufs ſtärkſte geworden war, zerbrach das große Horn.“ Eine gelungene „religiöſe“ Bemerkung machte jedoch auch ihm gegenüber eines Tages ein Oberſt, der ſchon lange auf Avancement wartete. Er hatte den König in die Hofkirche begleitet, wo der Geiſtliche in ſeiner Predigt von Beelzebub, dem Oberſten der Teufel ſprach. Beim Verlaſſen der Kirche meinte nun der alte Soldat: „Majeſtät, zwanzig Jahre war ich in keiner Kirche. Wie ich jedoch hörte, geht es in der Hölle genau ſo zu wie auf Erden: Beelzebub iſt noch immer Oberſt.“ Der Sprecher wenigſtens blieb es nicht länger.

XXXVII.

Die Liebe.

Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle ... Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größte unter ihnen.

1. Korinther 13.

Das Herz? — das iſt ein Eſelchen,
Es hat zwei lange Ohren,
Ein eigenſinnig, ſtörrig Ding,
Zum Laſttier auserkoren.

Es trägt ſein ewig Kreuz daher
Und ſchüttelt ſich und ſträubet
Sich ſehr, und läuft dann allzuſchnell,
Von Schlägen faſt betäubet.

Ein dickes Fellchen hat es auch,
Sonſt trüg's nicht ſo viel Hiebe,
Und wenn's am allerdümmſten iſt,
Hat's eine große Liebe.

Carmen Sylva.

L'amour est la seul passion qui se paye d'une monnaie qu'elle fabrique elle-même.[1])

Stendhal.

Unendlich viel wurde ſchon von der Liebe geſagt und geſungen, und das wahrſcheinlich nur darum, weil ſich im Grunde genommen nichts Deutliches darüber ſagen läßt. Am allerwenigſten läßt ſie ſich genau umſchreiben, denn auf die Frage: „Was iſt Liebe?“ wird jeder nur

[1]) Die Liebe iſt die einzige Leidenſchaft, die mit einer ſelbſtgeprägten Münze bezahlt.

eine Antwort geben, die den Gegenstand um kein Haar breit der Verständlichkeit näher rückt: Worte der Begeisterung, der Verzückung, Worte der Bitterkeit oder der Skepsis, aber niemals Worte, welche für die Liebe als Paß oder als Steckbrief gelten könnten. Friedrich Halm schildert die Liebe mit den trivialen und wahrscheinlich darum allbekannten Versen:

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe? sag'!
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!"

Und sprich, woher kommt Liebe?
„Sie kommt und sie ist da!"
Und sprich, wie schwindet Liebe?
„Die war's nicht, der's geschah!"

Und wann ist Lieb' am reinsten?
„Die ihrer selbst vergißt."
Und wann ist Lieb' am tiefsten?
„Wenn sie am stillsten ist."

Und wann ist Lieb' am reichsten?
„Das ist sie, wenn sie giebt!"
Und sprich, wie redet Liebe?
„Sie redet nicht, sie liebt."

Ernst Schulze, der Verfasser der „Bezauberten Rose", beantwortet die Frage, was Liebe sei, wie folgt:

Weißt du, was die Liebe ist?
Ach, ein Kind mit leisen Schwingen;
Schwärmend bald, und bald voll Scherz
Müht es sich, in jedes Herz
Los und luftig einzudringen.
Zagend jetzt, und jetzt voll Mut,
Laulich jetzt, und jetzt voll Glut.
Kennst du es, das ist die Liebe.

Goethe meint:

Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe bist du!

Schiller singt:

Selig durch die Liebe
Götter, durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer, die Erde
Zu dem Himmelreich.

Geibel wieder sagt:

Liebe bleibt die goldne Leiter
Drauf das Herz zum Himmel steigt.

Es ließen sich von den meisten Dichtern aller Völker ähnliche Äußerungen anführen, die jedoch alle bekunden, daß die Liebe sich ebensowenig schildern läßt, wie der Duft der Rose, der Schlag der Nachtigall oder — das Gefühl des Kitzels. Selbst die vielen psychologischen Untersuchungen der Liebe, die sich in unserer Zeit in erschreckender Weise häufen — denn die Reflexion stellt sich immer erst ein, wenn das Gefühl schon eine gute Weile fort ist — machen uns die Sache nicht deutlicher und zeigen höchstens nur, daß unserer Zeit wenig Liebe eigen ist, aber viel Eigenliebe. Ferner dürfen wir nicht außer acht lassen, daß auch unter dem Wort „Liebe", das eigentlich völlig mit großen Buchstaben geschrieben werden sollte, wie es früher gewöhnlich mit dem Worte „Gott" geschah, die mannigfaltigsten Empfindungen und Begierden zum Ausdruck gelangen, von denen manche nichts als die Leidenschaft gemein haben und selbst diese nur in grundverschiedenen Formen. Wir haben die hehre, göttliche Liebe zur

Menschheit, die für deren Heil oder Wohl Entsagen und Leiden läßt, die einen Buddha, einen Jesus durchglühte, den einen durch Sonnengluten oder Eismassen mit Aufopferung seiner Gesundheit, seines Lebens unbekannte Gebiete erforschen läßt, den anderen wieder, furchtlos allen Gefahren trotzend, als Tröster, Pfleger inmitten der Seuche hinstellt, oder ihn still, zurückgezogen in seiner engen Klause über der Menschheit Bestes sinnen macht, wobei er oft nicht einmal von der Hoffnung unterstützt wird, sein Wirken anerkannt zu sehen. Wir sehen diese Liebe auf dem Blachfeld der Freiheit bluten und verbluten, verbannt von Haus und Herd in der Fremde verderben. Freilich, manchmal ist es weniger eine verharrende Liebe als ein Moment leidenschaftlichen Ausdrucks, die zu solchen Leistungen veranlaßt, genau so wie bei der Geschlechtsliebe; und so wie hier scheint auch dort der größte Teil dieser Opferthaten Kinder des Augenblicks zu sein. Mancher stirbt wohl zu jung für seine Jahre, aber alt genug für seinen Ruhm. Manchmal auch ist die Leidenschaft die Anregerin und nur Gewohnheit, Eigensinn, Eitelkeit, Ehrgeiz geben dem Thun eine scheinbar reine Ausdehnung. Zu hehr ist diese heilige Liebe, als daß sie so leicht von Dauer sein könnte; zu stark spannt sie die Saiten des Herzens, als daß sie diese nicht bald zum Springen bringen sollte; zu himmlisch ist sie, als daß sie auf Erden lang von Bestand sein könnte, nicht das Leben verzehren sollte. Nur ein Abglanz dieser Liebe ist es, der die edelste Freundschaft verklärt.

Ihr zunächst steht die Mutterliebe, irdischer, instinktiver, aber deswegen auch von einer stärkeren Elementargewalt. Sie ist ein göttliches Reis, gepfropft auf den in der Erdentiefe wurzelnden Wildbaum. „Das Mutterherz," sagt Adalbert Stifter, „ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, und

jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz.“ Und nicht mit Unrecht klagt Jean Paul, daß wir diese schönste Liebe zu einer Zeit empfangen, wo wir sie noch nicht zu würdigen wissen. Die Mutterliebe ist Mensch und Tier gemeinsam, mag sie auch bei letzterem nicht dauernd vorhanden sein. Beide Thatsachen sind wie so manches andere Zeugen für die gemeinschaftliche Abstammung alles Lebendigen, aber auch Zeugen, daß dann die Entwicklung des Menschen eine Bahn eingeschlagen hat, die ihn vom Tierischen weit entfernte. Minder kräftig, selbstsüchtiger und hinfälliger als die Mutterliebe ist die Verwandtenliebe, die nicht selten der Freundschaft weichen muß, aber fast immer der Geschlechtsliebe, der Liebe *κατ' ἐξοχήν*,[1]) der klüglich von unseren Alten eine andere Bezeichnung, Minne, gegeben wurde. Sie ist es, die gewöhnlich mit dieser Bezeichnung gemeint ist, wie ein Blitz aufleuchtet und — nein, sie verschwindet nicht wie der Wetterstrahl! Nur die sinnliche Leidenschaft stirbt im Genuß. In der Tändelzeit der Troubadours wurde an den Liebeshöfen, die sich hauptsächlich in Frankreich gebildet hatten, wiederholt die Frage aufgeworfen: „Kann die echte Liebe zwischen einem Ehepaar bestehen?“ Ein Urteil vom Jahre 1174 lautet dahin, daß hier die Liebe nicht möglich sei, weil sie als Pflicht gefordert werde, während sie sich nur freiwillig äußern kann, eine Klügelei, die der Klugheit ebenso ferne steht, wie die Liebelei der Liebe. Unter den 31 Paragraphen, welche das Gesetzbuch dieser Liebeshöfe bildeten, befindet sich kaum einer, der nicht den Stempel müßigen Spiels oder schnöder Frivolität trägt.

Liebe und Lenz! häufig wurden sie mit einander verglichen, und in der That hat das Erwachen der Natur

[1]) kat exochen = rechteigentlich.

eine sehr deutliche Ähnlichkeit mit dem Erwachen der Liebe; und überdies äußert sie sich gewöhnlich auch in des Lebens Frühlingstagen:

Frühlingslied.

Es blüht im Hag, der Himmel blaut,
Die Aftung saftgeschwellt;
Aus tausend offnen Knospen schaut
Der Frühling in die Welt.

Dort, in dem jungen Morgenglanz
Hüpft froh dahin ein Paar;
Jetzt pflücket Blumen sie zum Kranz,
Jetzt strählt er sacht ihr Haar.

Es wallt im Wind ihr lockig Haupt ...
Ein Jauchzer hell — ein Sprung! ...
Die Liebe, wie der Frühling, glaubt
Sie bliebe ewig jung.

Es ist unrichtig, zu behaupten, wahre Liebe — hier ist natürlich immer von der geschlechtlichen Liebe die Rede — altere nicht. Sie altert wohl, nur erschwacht sie nicht, im Gegenteil, sie wird stärker, widerstandsfähiger. Bräunt sich der grüne Schaft, so ist es keineswegs ein Zeichen des Welkens, er will sich vielmehr zum Stamm verholzen. Die Leidenschaft braust nicht mehr über die Fläche fort, wo jeder Rollstein einen Wirbel bildet, denn das Bett ist tiefer geworden, und was sonst eine Art Hindernis schuf, fällt nun, ohne weitere Störungen zu verursachen, auf den Grund. Selbst dort, wo die Liebe zu sehr mit der Begierde legiert war, füllt oft die Gewohnheit die Lücke aus, welche die zusammengeschrumpfte, gesättigte Sucht hinterlassen hat. Allerdings, wo nur diese vorhanden war — leider gilt das für die Mehrheit der Vorkommnisse — gelten keine Lücken-

büßer. Die Liebe ſelbſt kann nicht erſetzt werden; erſetzt kann nur werden, was ſie begleitet und dem nur darum eine Wichtigkeit zugeſprochen wird, weil es ſich ſehr auffällig bemerkbar macht. Nirgends iſt die Enttäuſchung ſo möglich wie in der Liebe, wo man nicht nur oft getäuſcht wird, ſondern häufig auch ſich ſelbſt täuſcht; ein bißchen Täuſchung dürfte ſogar, wie bei jeder Leidenſchaft, ſelbſt im günſtigſten Falle vorhanden ſein. Am häufigſten kommt es vor, namentlich beim weiblichen Geſchlecht, daß man wähnt, eine Perſon zu lieben, während man nur die Liebe liebt. Allein ſelbſt dort, wo dies nicht der Fall iſt, wo wirklich eine innige gegenſeitige Herzensneigung vorhanden iſt, macht der nähere Verkehr, daß die Vorzüge des andern durch den gewohnten Anblick etwas von ihrem Wert einbüßen, während die Mängel, die man ſonſt auch zu verbergen bemüht war, immer deutlicher hervortreten, abgeſehen davon, daß die Leidenſchaft vieles überhaupt nicht ſehen konnte. „Liebe iſt blind," ſagt ein Sprüchlein, das vielleicht doch nicht ganz richtig iſt; denn ſie drückt eigentlich nur beide Augen zu, ſie befindet ſich ſozuſagen beſtändig in der Erwartung des Kuſſes. Daß ſie die Augen ſpäter öffne, iſt unvermeidlich; ſie muß nur klug genug ſein, dann zuweilen — ein Auge zuzudrücken. Manchmal kommt es wohl vor, daß ſie wie die Maienluſt vorüberzieht und es bleibt nichts als die Erinnerung:

Den Blütentraum
Träumt Feld und Flur;
Wie bald und kaum
Merkſt du die Spur.
Und ſchwindet's auch
Im Zeitenflug —
Das es einſt war,
Iſt's nicht genug?

Die Liebe vermag auch aus dem Mitleid zu erwachsen. Allmählich verwandelt sich diese in Neigung, dann zur glühenden, wenn auch nicht hellauflodernden Liebe, die aber um so nachhaltender zu wirken vermag, besonders wenn das Weh des anderen an eine eigene Herzenswunde erinnert:

Unlöslich sind wir verbunden,
Für Lust und Last und Leid,
Wir spotten der Macht der Stunden,
Wir trotzen Gewalt der Zeit.

Verblaßte der Liebe Schimmer,
Der jetzt noch so goldig scheint —
Es hat uns für immer und immer
Ein gleiches Weh geeint.

Liebe aus Mitleid kann sehr gefährlich werden, denn nichts ist leichter, als sich in solchen Fällen über sein eigenes Gefühl zu täuschen. Zu spät empfindet man, daß eine eigentliche Liebe gar nicht vorhanden sei, daß man die Rührung des Herzens irrig dafür gehalten habe, allein man zagt davor es sich selbst zu gestehen, viel weniger es der anderen Person auch nur ahnen zu lassen. Und so beginnt die große Lüge des Herzens, das darunter leidet ohne selbst den kargen Trost zu haben, in den kurzen Augenblicken, wo die Erkenntnis schattenhaft durch das Denken huscht, etwas anderes als sich selbst deswegen anklagen zu können. Die Liebe körpert sich zuweilen aus dem Haß heraus, ebenso wie sie zu Haß werden kann. Aus der Gleichgiltigkeit bildet sie sich doch nicht so selten, wie man gewöhnlich annimmt, und zur Gleichgiltigkeit kann sie nie herabsinken. Viele sind geneigt überhaupt zu bestreiten, daß Liebe je aus ihr entstehen könne. Es ist aber doch so; zuweilen verwandelt sich Gleichgiltigkeit in Aufmerksam-

keit, diese in Achtung und Achtung wieder in Liebe, die dann dauerhafter zu sein vermag, als wenn sie mit jäher Gewalt emporlodert.

Liebe und Lenz wollen Sonnenschein. Die Sorge, die Not haben schon oft das traute Gefühl des Herzens ertötet. Eine unerschütterliche Liebe, die durch nichts verringert werden kann, kommt zwar vor, aber seltener als man zu glauben geneigt ist, viel häufiger im Roman als im Leben. Die meisten Vorkommnisse im Leben versuchen wir mit dem Flittergold der Illusion zu bedecken, und es ist in den meisten Fällen gar nicht klug hier weise zu sein, die leichte Hülle fortzukratzen und dem anderen den gehaltlosen Gegenstand vor Augen zu führen. Ein bißchen Selbsttäuschung macht das Leben angenehmer und manche Dinge, manche Leute werden erst durch die Kleidung beträchtlich. Nur bei der Liebe ist es nicht nötig die Illusion zu nähren; es ist vielleicht sogar heilsam hie und da etwas mäßigend auf sie einzuwirken. Das will keineswegs besagen, daß man sie von ihrem Wege ablenken oder gar sie zum gänzlichen Stillstand veranlassen soll; sie soll sich nur ein kurzes Weilchen der Ruhe gönnen. Die Zeit der Liebe ist die Jugend, wo, wie Plato meint, der Liebende in der von ihm geliebten Person seinen ergänzenden Teil sieht, die losgelöste Hälfte des ursprünglichen Menschen, ein Gedanke, der übrigens auch aus der biblischen Schöpfungsgeschichte keimt. Indes pflegt sie sich zuweilen auch später einzustellen, sogar auch sehr spät, als Johannistrieb, wie es Paul Lindau genannt hat, ein botanischer Ausdruck für die spätere Blütezeit der Bäume. Dann kommt es häufig vor, daß sie sich heftiger, leidenschaftlicher äußert als in des Lebens Mai. Es ist dies recht begreiflich, wenn wir berücksichtigen, daß es ein sehr kräftiges Feuer sein muß, welches die nun härter gewordene Kruste des Herzens zu durchbrechen

vermag. Manchmal wieder geht ein wehmutsvoller Zug der Resignation durchs Gemüt, und merkwürdigerweise weniger in den vorgeschrittenen Jahren als — bei dem Manne wenigstens — auf des Lebens Höhen.

Georgine.

Noch wollen Fink und Amsel singen,
Die sonnigen Tage sind noch da,
Und doch! was mag uns morgen bringen?
Wie spät erblühst du, Dahlia!

Noch bräunet nicht das Laub der Bäume,
Noch fühlt das Herz dem Lenz sich nah,
Und doch! nicht ist mehr Zeit der Träume —
Warum so spät mir, Dahlia!

Es ist eigentlich eine ganz müßige Erörterung, wenn man sich mit der Frage beschäftigt, wer inniger zu lieben wisse: das Weib oder der Mann. Ihre psychische und auch körperliche Beschaffenheit ist wohl grundverschieden, aber nicht in einer Weise, daß sie sich gegenüber ständen, sondern sie ergänzen sich. Und so finden wir auch in der Liebe hier, was dort fehlt, dort, was hier mangelt, wenn auch im allgemeinen die Herrschaft des Gefühls bei dem weiblichen Geschlecht absoluter ist. Das Weib, das in seinem ganzen Gemütszustand der Natur viel näher steht als der Mann, ist in der Liebe rückhaltsloser, hingebender als der Mann, der sich nie ganz von der aus der Reflexion entstehenden Selbstsucht frei machen kann. Für den Mann kann es noch etwas Bezwingenderes als die Liebe geben, den Ehrgeiz z. B., während das Weib nichts Höheres als die Liebe kennt. Fast könnte man behaupten, die Liebe sei nur um des Weibes willen entstanden, um von ihm auszugehen und um auf ihn zu wirken. Auch wirkt die Liebe

verschiedentlich auf die Geschlechter: sie schwächt den Mann, sie stärkt das Weib. Der Mann kann von der Leidenschaft des Herzens beherrscht, unterjocht werden, das Weib aber kann in ihr völlig aufgehen, bei einem gewissen Punkte sich jeder Zaghaft und jeder Rücksichtnahme entäußern. Es ist dies ein Gegengewicht der Veränderlichkeit, die ebenfalls bei dem Weibe natürlicherweise stärker als beim Manne zum Ausdruck kommt. Ferner ist das Weib dem Extremen zugeneigt, im Guten wie im Bösen, im Lieben wie im Hassen, kurz, es kommen bei ihm die Empfindungen unmittelbar, ohne von Erwägungen und dergleichen beengt zu werden, zum Ausdruck. Eine unwichtige Thatsache mag dieser Behauptung ebenfalls zum Beweis dienen: In allen von Frauenhand geschriebenen Romanen haben die Helden nichts anderes zu thun, als fünfundzwanzig Stunden im Tag zu lieben. Daß der Mensch auch noch sonst etwas im lieben langen Leben treiben muß, fällt den Autorinnen gar nicht ein. Ich nehme für diese wirkliche und begabte Frauen an, denn mit Mannweibern und talentlosen Nachäfferinnen verhält es sich allerdings anders, obgleich auch diese bei aller Unnatur die weibliche Natürlichkeit nie verleugnen können. Doch, davon ein andermal!

Man hat behauptet, daß die Liebe der Alten, der Griechen und Römer, ganz anders geartet war als die von heute. Ich möchte es bezweifeln. Die wirkliche Liebe war vor Jahrtausenden das, was sie jetzt ist: dieselbe Wonne, dasselbe Weh, dieselbe merkwürdige Thorheit, die alle Weisheit der Welt aufzuwiegen vermag. Eine Sappho könnte gestern ins Wasser gesprungen sein, eine Dido sich heute freiwillig den Tod geben. Hero und Leander finden ganz neuzeitliche Genossen; von den Tagen des Herakles bis heute hat sich noch mancher starkgliedrige Recke zum Spinnrocken gesetzt und mancher Antonius verlor einer Kleopatra

wegen seine Macht. Schon bei dem Brand Trojas galt das französische Sprüchlein: „Cherchez la femme!“ (Sucht die Frau!), wie auch der Spanier bei jeder verwickelten Affäre zu fragen pflegt: Quién es ella? — Wer ist sie? Die Liebe war also einst was sie jetzt ist, nicht weibischer, nicht männischer. Das Wort Byrons „Who loves, raves“ (Wer liebt, rast) klingt uns auch aus Properz entgegen. Shakespeares Verse aus „Romeo und Julia“ (II, 2), dem Drama der Liebe:

> For stony limits cannot hold love out:
> And what love can do, that dares love attempt.
> (Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
> Und Liebe wagt, was Liebe irgend kann), —

finden wir bei Euripides ebenso wie bei Horaz. Und für das Weib gilt zur Stunde noch dasselbe, was Sophokles seiner Antigone in den Mund legt: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Denn der Haß hat etwas entschieden männliches an sich, wie die Waffe, während die Liebe vorherrschend weiblich ist. Dieser Umstand bringt es auch mit sich, daß die Atmosphäre, welche sie umgiebt, eine Tendenz zur Verweiblichung hat, die sich, besonders in niedergehenden Kulturepochen auch allgemeiner geltend macht. So sahen wir zur Neige des Mittelalters — für derartige Zeitabschnitte giebt es keine bestimmten Grenzen — einen bis zur Albernheit gediehenen Weiberkultus herrschen, wo sich der Ritter in eine Person verlieben konnte, die er nur rühmen gehört, oder die ihm ein Traum darstellte, wo er auf Befehl seiner Holden jahrelang schweigen mochte und ähnliche Narreteien mehr, welche nichts mit der wirklichen Liebe gemein hatten. Dergleichen drückt eigentlich nur den Müßiggang des Herzens aus. Dann sahen wir wieder in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts etwa, als

die Neuzeit zu Ende ging um einer neueren Platz zu machen, die Liebe von einer süßlichen Sentimentalität, von einer thränenfeuchten Siegwarterei und Wertherei umgeben, welche der vorerwähnten ziemlich ähnlich war — Spiel einer kindisch gewordenen greisen Zeit, welches mit der ewig-jungen Liebe, mit dem immer frischen Trieb der Menschheit nichts zu thun hat.

Die Liebe kennt keine Grenzen, wird gesungen und gesagt. Ich traue nicht viel solchen Unendlichkeits-Hyperbeln, denn —

Ein grenzenloses Gefühl!
Der Ausdruck läßt mich kühl.
Kein Ende — wär' wohl ein Gewinn,
Doch Jammer! wo ist der Beginn?

In gewisser Beziehung ist aber diese Meinung recht und richtig. So kann sich die wahre Liebe nicht persönlich scharf abgrenzen. Es liegt ein gutes Stück Wahrheit in der sprichwörtlichen Forderung der Franzosen: Qui m'aime, aime mon chien — Wer mich liebt, lieb auch meinen Hund. Vom Übel ist es allerdings, wenn diese allmähliche Abgrenzung sich in einer Weise erstreckt, die dem anderen gar nicht behagen kann. Doch das ist ja keine Liebe mehr, das ist Genußsucht, Flattersinn und noch manches andere, das unter dem allbekannten Namen durch die Welt schweift. Ich meine damit das, was wir „in jede Schürze verliebt sein" nennen, und wovon der Franzose noch drastischer sagt: Il est amoureux des onze mille vierges.[1]) Diese Sprüchlein vertragen übrigens recht gut eine Übersetzung ins Weibliche. Von einer Liebe über das Grab hinaus weiß die

[1]) Er ist in die elftausend Jungfern verliebt.

Legende hinsichtlich Abälards zu berichten, der, als er neben seiner Heloise begraben werden sollte, liebevoll die Arme nach ihr ausgestreckt hätte, was Käſtner Anlaß zu einem recht derben Witz gab. Sehen wir von dergleichen Fabeln sowie von vereinzelten Fällen ab, so finden wir, daß im allgemeinen der Tod die Liebe wenn auch nicht völlig aufzuheben, so doch bis auf ein Schattenhaftes zu verringern pflegt. Nur die erheuchelte Nächſtenliebe sprießt als Grabesblume empor. Es wäre beſſer geweſen, wenn uns die Römer nicht das häufig gebrauchte und mißbrauchte Sprüchlein des weiſen Griechen Chilon überliefert hätten: „De mortuis nihil nisi bene,“ [1]) denn die meiſten befolgen es wohl, aber ſie ſchließen auch daraus, daß man von den Lebenden nur Böſes reden ſoll. Wozu dieſe falſchen Empfindeleien am Grabesrand, dieſes Geſchwätz von der reinigenden Kraft des Todes? Das Leben eines Schufts bleibt ſchuftig, auch wenn deſſen Verkörperung hinfällig geworden iſt. Gebt dem Leben mehr Liebe und dem Tode mehr Haß! Was verächtlich iſt, verdient die Verachtung auch über das Grab hinaus; und was im Leben mißachtet wurde, macht keine ſpäte Reue gut:

O lieb', ſo lang du lieben kannſt!
O lieb', ſo lang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.
(Freiligrath.)

Nicht unintereſſant iſt es, einen Blick auf die Liebe im Sprichwort der Völker zu werfen. Der Deutſche meint: „Liebe kommt der Bitte zuvor. — Wo Liebe fehlt, erblickt man alle Fehler. — Was lieb iſt, das iſt ſchön.“ — Aber

[1]) Von den Toten ſei nichts als Gutes geſagt.

ironiſch ſagt er auch: „Aus Liebe frißt der Wolf das Schaf.“ Den Urſprung der Liebe finden alle Völker in den Augen. Schön meint da der Tſcheche: „Liebe entſteht gleich den Thränen in den Augen und fällt ins Herz,“ ein Gedanke, der auch in Saphirs nachfolgendem hübſchen Gedichtchen zu finden iſt:

Als Liebe zum Geburtsort
Das Auge ſich erkoren,
Da ward im Augenwinkel
Die Thräne auch geboren.
Drum haben Lieb' und Thräne
Als Schweſtern ſich ſo gern,
Und kommt nur erſt die Liebe,
Bleibt Thräne auch nicht fern.

Der Ruſſe erklärt: „Liebe iſt ein Ring und der Ring hat kein Ende;“ ferner: „Liebe kennt kein Gebot,“ während der Pole meint: „Liebe hat keinen Lehrer.“ Überall finden wir auch die Anſicht vertreten, die unſer Sprichwort mit den Worten ausdrückt: „Aus den Augen, aus den Sinnen.“ Bis zu einem gewiſſen Grade mag zwar die Trennung die Liebe noch vermehren; und ſicherlich bildet jene dabei auch ein Probemittel der Liebe, das ſogar mit Abſicht in Anwendung kommen ſollte, jedoch kann ihr eine lange Trennung verhängnisvoll werden. Lenau rät, Lieb' von Lieb' ſoll ſich nie weiter entfernen — „als ſich blühend in der Hand — Eine Roſ' läßt tragen.“ Auch daß Liebe ſich nicht verbergen laſſe, iſt aller Völker Meinung, wobei ſich die ſeltſamſten Vergleiche und Beiſpiele zeigen. Der Perſer meint nämlich, Liebe und Moſchus, der Araber, Liebe, Berge und Kamelreiter, der Franzoſe, Liebe, Huſten und Rauch, der Portugieſe, Liebe, Geld und Sorgen, für letztere wieder ſetzt der Spanier Schmerzen hin, während der Lombarde zu dem Unverberglichen neben der Liebe auch Feuer,

Husten, Krätze und Gicht zählt. Warum aber der Kroate der Liebe drei Zungen giebt, ist mir nicht recht klar, sofern damit nicht die Beredtheit ausgedrückt sein will, die in Worten schweigt und dabei doch so unendlich viel zu sagen weiß. Virgils „Omnia vincit Amor“ (Liebe besiegt alles) finden wir ebenfalls allüberall verbreitet. „Was sich liebt, das neckt sich,“ gilt auch da und dort und es mag seine Giltigkeit haben. Bedenklicher jedoch ist die Sentenz, daß die Liebe Zank haben muß. Mag immerhin in der Versöhnung nach dem Liebeszwist eine gewisse Süßigkeit liegen, es entstehen doch feine Haarrisse, die an und für sich der Sache wohl nicht schaden, jedoch bei irgend einem Anlaß die Zertrümmerung des Ganzen erleichtern. Es kommt auch vor, daß der Trotz sich stärker erweist als die Liebe; ein Mißverständnis, eine Abweichung, die kaum der Rede wert ist, kann dann geschehen machen, daß jeder der beiden, den Blick absichtlich vom anderen abgewandt, in gerader Linie vor sich hinschreitet, um endlich mit einem Schrecken, welchen man sich selbst nicht gestehen will, zu gewahren, wie groß jetzt die Entfernung von einander geworden sei.

Und wenn ein Freund dich kränkt verzeih's ihm und verstehe,
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht wehe.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb, ein Sporn,
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

(Rückert.)

Ein Hauptfeind der Liebe, der die meisten Zerwürfnisse hervorzubringen pflegt, wird von ihr selbst geboren: die Eifersucht, von der Schleiermacher in dem bekannten Wortspiel behauptet: „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ Shakespeare, der uns das Meisterdrama der Liebe geschaffen, schuf auch die

Meistertragödie der Eifersucht, „Othello," wo es von ihr heißt:

„. . . Trifles, light as air
Are to the jealous confirmations strong
As proofs of holy writ."[1])

Kann wahre Liebe eifersüchtig sein? Man ist geneigter, diese Frage zu verneinen und doch kann sie es sein. Ihre Ursachen sind gar mannigfaltig: Selbstsucht, Mißtrauen, eingeflößt von der Menschenkenntnis oder gar vom Bewußtsein der eigenen Schuld, Eitelkeit des Weibes und noch so manches andere, was eigentlich der Liebe fern bleiben sollte, aber in vielen Fällen doch nicht verhindert werden kann, hie und da über Zaun und Hecke zu springen. Obgleich sie bei dem Weibe fast so oft wie bei dem Manne sich geltend macht, ist sie doch vorwiegend ein männliches Gefühl. Die Eifersucht des Mannes hat darum, selbst wenn sie noch so lächerlich ist, einen tragischen Accent, während umgekehrt selbst die ernsthafteste Eifersucht des Weibes einer gewissen Komik nicht entbehrt. Indes, es ist zwecklos die Triebfedern der Liebe gründlich in Betracht zu ziehen. Es ist das Urrecht der Liebe allen Regeln zu spotten: „Amantes amentes,"[2]) lehrt ein lateinisches Sprüchlein. Und doch liegt in diesen Irrnissen und Wirrnissen der größte Teil dessen, was wir Glück nennen. „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."[3]) Selbst von weltentsagendem Orte, zwischendurch den Klängen der

[1]) Dinge, leicht wie Luft sind für die Eifersucht — Beweis so stark wie Bibelspruch. (III. 8.) [2]) Verliebt, verdreht. [3]) 1. Korinther 13, 2.

Klosterglocken von Tegernsee hören wir die Liebesworte Wernhers hervorjauchzen:

Du bist mîn, ih bin dîn
Des solt dû gewis sîn.
Du bist beslozzen
In mînen herzen,
Verlorn ist daz sluzzelîn
Du muost immer dar inne sîn.

XXXVIII.

Haß und Neid.

Odero, si potero, si non — invitus amabo
Nec juba taurus amat, quae tamen odit, habet![1])
Ovid.

Der Neid ist die Verschwisterung mehrer Untugenden zu einem einzigen Hauptlaster.
H. Zschokke.

Der Haß ist der Zwillingsbruder der Liebe; beide sind Kinder der Leidenschaft. Und so wie der Liebe Name, dient auch der seinige zum Deckmantel für verschiedene Empfindungen. Die Krämpfe des ohnmächtigen erregten Neides werden gewöhnlich für nichts anderes als Haß gehalten, während sie doch für den, der gewohnt ist wenigstens zwei Blicke auf eine Sache zu werfen, keinen Gegenstand der Täuschung bilden können. Der eigentliche Haß ist, wie seine Geburt schon kündet — nur bei den Gefühlen giebt es thatsächlich eine Geburtsaristokratie — edler Herkunft. Er glüht und sprüht aus Liebe zu einer Sache wider deren Gegenteil. Man könnte auch sagen er sei der Abendschatten der Liebe, der ihre Lichtgestalt dunkel und vergrößert in der Helle des Lodersheins der Leidenschaft zeigt. Man kann lieben ohne hassen zu können, aber

[1]) Haß ich, wenn ich es kann, vermag ich es nimmer so lieb ich — Widerstrebend; der Stier hasset ein Joch, das er trägt.

man kann nicht hassen ohne lieben zu können. Nur in der Traumwelt giebt es ein Reich allesbeherrschender Liebe; im wirklichen Leben wird der heilige Haß stets der heiligen Liebe zugesellt sein müssen. Selbst der Mann, der, das Herz voll Liebe und den Kopf voll Träume, das Reich Gottes verkündete, der predigte, man möge nach einem erhaltenen Streich auf der rechten Wange, auch seine linke darbieten, jemandem, der den Rock nehmen will, auch noch den Mantel erlassen, der verkündet: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen“ (Matth. 5, 44) — selbst er hatte Stunden, in welchen sein Haß aufloderte gegen die „verblendeten Leiter, die Mücken seihen und Kamele verschlucken,“ gegen die „Heuchler,“ die „übertünchten Gräbern“ gleichen: „Ihr Schlangen und Ottergezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen“ (Matth. 23, 33)? Die Begeisterung für eine Sache bringt es bald dahin, deren Gegner zu hassen. Paulus war anfänglich ein fanatischer Feind der Christen, um später ein ebenso fanatischer Anhänger der Lehre und Feind von deren Gegner zu werden. Man kennt das Schicksal der Hypathia! Im fünften Jahrhundert lebte sie, die Tochter des gelehrten Mathematikers Theon, in Alexandrien, wo sie unter großem Zulauf die Weisheitslehren des alten Griechenlandes aufzufrischen versuchte. Bischof Cyrillus ließ ihr von seinen Geistlichen auf der Straße auflauern; sie wurde in die Kirche geschleppt und vom Lektor Petrus mit einem Knittel erschlagen. Der Körper wurde dann zerstückt, das Fleisch von den Knochen abgelöst und verbrannt. Hören wir nicht auch selbst von einem Augustinus, der „in omnibus caritas“ (in allem Barmherzigkeit) verkünden mochte, die haßerfüllten Worte: „O daß du deines Wortes Feinde mit einem zweischneidigen

Schwerte erschlügest, daß sie ihm nicht mehr feindlich sein könnten!“ Und waren es nicht die Flammen des Hasses, welche die Scheiterhaufen entzündeten, die dann allerdings die kühl berechnende Gewalt zur Mehrung ihrer Macht weiterlodern ließ. So finden wir, daß in keiner Sache mehr gehaßt wurde als in der, welche auf die Nächstenliebe gegründet ist. Wir finden dies nicht nur bei einer Religion, sondern bei allen, was sich psychologisch sehr leicht erklären läßt. Wer mit ganzem Herzen für eine Sache einsteht und bereit ist sein Leben für sie zu opfern, der wird in den meisten Fällen auch nicht zögern ihr zu Gunsten das Leben anderer zu opfern. Auch der Verstand zagt nicht davor, seiner Sache zuliebe andere zu verderben, aber er thut es ohne Zorn und Eifer, als ein notwendiges Übel und nicht als ein gottgefälliges Werk.

Der Haß kann rein subjektiv und individuell sein, oder objektiv, wobei er jedoch gewöhnlich auch gegen die Person gerichtet ist. Man haßt auch den Gemeinen, wenn man die Gemeinheit haßt, den Lügner mit der Lüge, den Verräter mit der Treulosigkeit. Selbst wer diese für seine Zwecke benutzt, hegt für den andern eine mehr oder minder deutlich erkennbare Verachtung. Der objektive Haß hat gewöhnlich eine sittliche Basis, er ist die Kehrseite einer großen Liebe. Man haßt die Tyrannei und auch den Tyrannen, weil man die Freiheit liebt, das Unrecht und dessen Urheber, weil man für Recht einsteht. Der subjektive Haß hat immer nur persönliche Gründe und ist nur gegen eine Person gerichtet, obgleich er den individuellen Begriff zuweilen ausdehnt und sich auch auf alles Belebte, ja sogar Unbelebte erstreckt von dem er annimmt, daß es seinem Widersacher wohlgeneigt sei oder von ihm wohlgelitten werde. Er entspringt hauptsächlich aus den drei thörichten E: Ehrgeiz, Eitelkeit, Eifersucht, und er

pflegt sich auch heftiger, leidenschaftlicher zu äußern als der andere, nach Rache zu lechzen. Frauen hassen in dieser Weise, selten in der anderen. Sie stehen der Reflexion zu ferne und der Natur zu nahe, als daß sie recht empfinden könnten, wie man etwas hassen kann, das uns nicht persönlich beeinträchtigt. Auch in der Menge ist diese Ansicht stark verbreitet, was nicht Wunders zu nehmen braucht. Die Statistik lehrt uns, daß es mehr weibliche als männliche Personen gäbe; könnten die Charaktere statistisch aufgenommen werden, so würde sich noch ein viel größerer Abstand der Zahl zu Ungunsten des männlichen Charakters ergeben. Es ist eine betrübende Thatsache, daß von zehn Leuten höchstens einer nur begreifen kann, daß man ohne persönliche Gründe jemandem feind sein kann, daß man ihn hassen kann ohne ihn näher zu kennen, einzig nur weil man sein Wollen und Wirken für verwerflich hält.

Ist der Religionshaß auch selbst des Hasses wert, so beruht er doch wenigstens auf einem sittlichen Irrtum. Der Fanatiker hält die Schale für den Kern und betrachtet den Gegner seiner Riten für den Feind aller göttlichen Wahrheiten und alles Rechts. Die Deutungsfähigkeit und das Widerspruchvolle aller Satzungen lassen hier leicht eine Auslegung zum Bösen zu, die gerne von denjenigen genährt wird, deren Macht in der Religion wurzelt. Schändlicher jedoch ist der Nationalhaß, besonders wenn er als „Erbfeindschaft" auftritt, die besser eine Erbkrankheit genannt werden mag. Da wird ein Zwist, welcher vor Zeiten lebte und von dessen Ursache auch nicht mehr die Spur vorhanden ist, als Mumie von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, ein historischer Wahnsinn, der glücklicherweise in Wirklichkeit nicht so ausgedehnt ist, wie angenommen wird. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Leute selbander zu

sehen, die zwei „erbfeindlichen“ Nationen angehörten, aber trotzdem sich bestens vertrugen, ja sogar anfreundeten. Sie vergaßen im Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit, daß ihnen ein heimatliches Ammenmärchen einzureden versucht hat, der Haß gegen den „Erbfeind“ — Altfeind wurde es einst genannt — gehöre zu den nötigen Bestandteilen der Vaterlandsliebe.

Widerwillens bricht zuweilen das bessere Gefühl durch und so konnte der spanische Dichter Quintana dem englischen Seemann Nelson zurufen: „Inglés, te aborreci; héroe, te admiro“ (Engländer, ich hasse dich, Held, ich bewundere dich). Ovid und noch andere haben tändelnd die „Kunst zu lieben“ geschrieben; wohlthätiger wäre es, wenn einer, vom sittlichen Ernst beseelt, eine „Kunst zu hassen“ schüfe. Übrigens, so viel Mühe sich auch die Menschen geben aus Thorheit oder Böswilligkeit selbst schlecht zu machen, ganz wird es ihnen doch nie gelingen.

Freilich, wenn die Wunden noch brennen, die der Feind geschlagen, der Rauch noch aus den Ruinen der niedergebrannten Heimat hervordringt und das Joch des Überwinders schwer auf dem Nacken liegt: dann ist dieser Haß wohl begreiflich und manchmal auch löblich trotz des Unrechts, das dabei mitläuft. Als der Kazike Hatway auf Kuba im Sterben lag und er mit dem Paradies getröstet wurde, fragte er, ob es dort auch Spanier gäbe, und als ihm diese Frage bejaht wurde, erklärte er, nicht ins Paradies eingehen zu wollen. Auf die Bemerkung, daß nur die guten dahin kämen, meinte er, auch die besten taugen nichts. Merkwürdig ist, daß verwandte Völker sich gegenseitig inniger zu hassen pflegen als fremde; und dasselbe finden wir auch bei verwandten Personen, bei Nachbarorten, die ja auch als verwandt gelten können, Thatsachen, die wir aus den früher bereits angeführten Sprichwörtern und

Redensarten ersehen können. Oft sind es unsere eigenen Fehler, die wir vergrößert oder verzerrt an dem Nächststehenden sehen und hassen; oft gilt uns seine abweichende Meinung als doppelte Schuld. Niemand mochte Napoleon I. glühender hassen als sein Landsmann und Schulgenosse Pozzo di Borgo. Erbhaß war es auch, den Hannibal gegen Rom hegte; als Knabe schwur er ihn seinem Vater Hamilkar und selbst noch als Verbannter hetzte er den Syrier Antiochus gegen die Tiberstadt. Darius wollte es nicht vergessen, daß die Athener Sardes erobert hatten und er ließ sich täglich bei Tisch zurufen: „Herr, gedenke der Athener!" Mir will überhaupt scheinen, daß der Mensch selbst unwillkürlich die Gelegenheit sucht, seinem Haß Nahrung zu verschaffen; er sucht sie unabsichtlich fast so eifrig, wie er andererseits wieder absichtlich die Gelegenheit ihn zu befriedigen, die Rache, sucht.

„Durch erlittenes Unrecht — schreibt Schopenhauer — entbrennt im natürlichen Menschen ein heißer Durst nach Rache und oft ist gesagt worden, daß Rache süß sei. Es wird bestätigt durch die vielen Opfer, die gebracht werden, bloß um sie zu genießen und ohne dadurch irgend einen Schadenersatz zu beabsichtigen. Dem Kentauren Nessus versüßt den bittern Tod das sichere Vorhersehen einer, unter Benutzung seines letzten Augenblicks überaus klug vorbereiteten Rache und denselben Gedanken, in moderner und plausibler Darstellung, enthält die in drei Sprachen übersetzte Novelle von Bertolotti „Le due sorelle." So richtig wie stark drückt die in Rede stehende menschliche Neigung Walter Scott aus: „Revenge is the sweetest morsel to the mouth, that ever was cooked in hell" (Rache ist dem Munde der süßeste Bissen, der je in der Hölle gekocht wurde). Ich will nun die psychologische Erklärung derselben versuchen.

Alles von der Natur, oder dem Zufall, oder Schicksal auf uns geworfene Leiden ist, ceteris paribus, nicht so schmerzlich, wie das, welches fremde Willkür über uns verhängt. Dies rührt daher, daß wir Natur und Zufall als ursprüngliche Beherrscher der Welt anerkennen, und einsehen, daß, was durch sie uns traf, ebenso jeden anderen getroffen haben würde; weshalb wir im Leiden aus dieser Quelle mehr das gemeinsame Los der Menschheit, als unser eigenes bejammern. Hingegen hat das Leiden durch fremde Willkür eine ganz eigentümliche bittere Zugabe zu dem Schmerz, oder Schaden selbst, nämlich das Bewußtsein fremder Überlegenheit, sei es durch Gewalt, oder List, bei eigener Ohnmacht dagegen. Den erlittenen Schaden heilt Ersatz, wenn er möglich ist: aber jene bittere Zugabe, jenes »und das muß ich mir von dir gefallen lassen« welches oft mehr schmerzt als der Schaden selbst, ist bloß durch Rache zu neutralisieren. Indem wir nämlich, durch Gewalt oder List, dem Beeinträchtiger wieder Schaden zufügen, zeigen wir unsere Überlegenheit über ihn und annulieren dadurch den Beweis der seinigen. Das giebt dem Gemüt die Befriedigung, nach der es dürstet. Demgemäß wird wo viel Stolz oder Eitelkeit ist, auch viel Rachsucht sein. Wie aber jeder erfüllte Wunsch sich mehr oder weniger als Täuschung entschleiert, so auch der nach Rache. Meistens wird der von derselben gehoffte Genuß uns vergällt durch das Mitleid; ja, oft wird die genommene Rache nachher das Herz zerreißen und das Gewissen quälen: das Motiv zu derselben wirkt nicht mehr, und der Beweis unserer Bosheit bleibt vor uns stehen."

Gemäß dieser sehr richtigen Erklärung, deren Schlußsatz nur eine geringe Modifikationen ertrüge, vermögen wir leicht zu erkennen, warum der Rachedurst bei den beiden Geschlechtern, bei Völkern und Einzelwesen verschiedenartig vorhanden ist.

Der Haß entstammt dem Herzen, der Neid mehr dem Kopf; dieser ist sozusagen hermaphroditischer Natur. Der Haß gebärt die Rache, des Neides Erstgeborener ist die Schmähsucht. Der Haß ist mutig, der Neid feige; jener kann gerecht sein, dieser ist es nie. Bei dem einen gilt das Sprüchlein: „Veritas odium parit" (Wahrheit erzeugt Haß) leider ebenso sehr wie das tugendvollere: „Schlechtigkeit bringt Haß hervor;" von dem Neid kann nur gesagt werden, daß ihn der Erfolg entstehen läßt. Der Neid ist das Erblaster der Menschheit, und es ist sehr bedeutungsvoll, daß nach der Bibeltradition bereits der Erstgeborene des ersten Menschenpaars von ihm vergiftet wurde: Kain erschlug Abel, weil dessen Opfer der Gottheit wohlgefälliger als das seine schien. Der leidenschaftliche Neid sieht dem Haß dermaßen ähnlich, daß er gewöhnlich dafür gehalten wird trotz der bedeutsamen Unterschiede beider. Leute, die im Leben Schiffbruch erlitten haben, mit oder auch ohne ihr Verschulden; Leute, die sich nicht empor zu schwingen vermögen, Verkannte, Verbummelte — sie alle pflegen von einer gewissen Bitterkeit erfüllt zu sein, die sich hauptsächlich über jene ergießt, denen Zufall oder ihre Fähigkeiten zu irgend einem Erfolg verholfen haben; man könnte sagen, sie hassen in ihnen die Räuber ihres vermeintlichen Eigentums. Und da sie es ihnen nicht entwinden können, so versuchen sie wenigstens durch Lästerworte ihre Erfolge zu verkleinern, ihr Thun zu bekritteln, ihren Charakter zu verdächtigen. Sie sind im Grunde genommen nicht so schlecht, als sie dadurch scheinen; ein freundlicher Sonnenblick des Geschickes läßt ihr Urteil mildern, und selbst ein verbindliches Wort einer der betreffenden Personen vermag ihre Meinung rasch zu ändern. Eine andere Art sind wieder die gemeinen schwachköpfigen Streblinge, die sich in irgend einen für ihre Zwecke günstigen Haß so lange hineinlügen,

bis sie selbst glauben von ihm beseelt zu sein. Etwas Versöhnendes weil Menschliches hat noch der Neid zuweilen insofern an sich, als damit auch ein Bedauern zu erkennen gegeben wird, jene Vorzüge nicht zu besitzen. Schmählich aber ist es, daß die Leute sehr oft ihren Neid äußern, nicht weil sie die Neidsache nicht besitzen — sie wüßten häufig nichts damit anzufangen —, sondern nur weil sie der andere besitzt. Jener Bürger Athens stimmte bei dem Ostracismus für die Verbannung des Aristides einzig nur, weil es ihn verdroß, daß jener stets „der Gerechte" genannt wurde.

Haß und Neid durchfegen heutzutage fühlbarer als je das gesellschaftliche Leben. Sie sind die Winde, welche die Segel des Narrenschiffes der Zeit blähen; und wenn sie auch nicht von entgegengesetzten Seiten kommen, so geschieht es doch von verschiedenen, und dieser Umstand läßt das Fahrzeug schlingern, so daß zahlreichen schwindlig wird, viele schwankenden Schrittes gehen und manche seekrank werden. Viel besser mag es auch früher nicht gewesen sein, jedoch beim Schein des elektrischen Lichtes treten die Gegensätze und Unterschiede viel deutlicher hervor, als bei dem Flackerschein von Kienspan und Talgkerze. Vielleicht hat der allgemeine Haß sogar etwas abgenommen, seitdem die fortschreitende Kultur die Menschheit enger verbunden hat, der Neid aber hat sich hierbei sicherlich nur vermehrt und vermannigfaltigt. Würde aber der Blick der Menschen nicht an der Oberfläche kleben bleiben, so dürfte mancher Neid nicht aufkommen können. Manches was da golden blinkt, zeigt sich bei der näheren Betrachtung nur als Scheingut; manches Lächeln ist nur ein vermummtes Schluchzen; manche Freude nur ein verstellter Schmerz. Die Not geht wohl gewöhnlich mit dem Stecken in der Hand auf der staubigen Heerstraße mühselig dahin; die Sorge jedoch fährt am

liebsten in der Kutsche. Ganz wird der Neid nie schwinden; wenn L. A. Frankel meint:

Was dich leicht bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altersgraue Haare
Und ein Bettelkleid —

so hat es damit leider so ziemlich seine Richtigkeit, aber ich möchte sagen, daß sich selbst unter solchen Umständen noch immer ein Plätzchen für den Neid fände. Nach einem sollten jedoch unsere sozialen Baumeister streben, und sie würden damit wenigstens ein gutes Stück dieses Lasters beseitigen: die menschliche Gesellschaft bildet eine Pyramide, bei der, wie bei den Bauwerken Ägyptens, gewaltige Stufen von unten nach oben führen. Dies aber ist eben das Übel. Der Weg sollte in geringen, kaum verspürbaren Abstufungen hinaufführen; allerdings müßte dann die Basis viel breiter sein, und die Spitze der Pyramide würde auch nicht so hoch scheinen, in Wirklichkeit jedoch nicht niedriger sein und — sicherer ruhen.

„Besser beneidet als beklagt," meint das Sprichwort, und hat damit wie gewöhnlich recht. Auch sonst beschäftigt es sich noch mit dem Neid. So heißt es: „Neid frißt seinen eigenen Herrn. — Neid thut sich leid. — Wer neidet, leidet. — Neidhart kann nicht leiden, daß die Sonne ins Wasser scheint. — Ein neidisch Herz hat Qual und Schmerz. — Wer einen Neidischen quälen will, darf nur vergnügt sein." Es ließen sich diesen noch viele anreihen, alle so klug und weise, alle so fromm und frei, just als ob sie nicht von Menschen selbst geschaffen wären, von denen jeder wenigstens ein bißchen Neid in seines Herzens Falten verborgen hat. „Die schändliche Neigung der Menschen — bemerkt Weber — eher das Böse als das Gute von anderen

zu glauben, hat ihre Quelle lediglich in Neid und Eigenliebe. Der zweideutigste Schein gilt schon für Gewißheit; bei ein bißchen Aufwand, oder bei einem lächelnden Blick geht schon alles nicht mit rechten Dingen zu: ein jovialer Mann ist leichtsinnig, liederlich, oberflächlich, der Unglückliche schuldig, der Arme ein Betrüger und Dieb. Gerade die freundlichsten Gesichter sind oft die gröbsten Neidhämmel, und wenn sie lächelnd fragen: »Was werden Ihre Neider sagen?« darf man antworten: »Ich wollte eben Sie darum fragen.« Haß und Neid sind die wahren Krähwinkler; nirgendwo haßt und neidet man sich mehr als in Kleinstädtchen um wahrer Kleinigkeiten willen, und man sollte an jedem Neujahr ein allgemeines Versöhnungsfest feiern, was mehr Sinn hätte als das Versöhnungsfest der Juden." Weber scheint hier der Meinung zu sein, daß man das Jahr mit einer allgemeinen Aussöhnung beginne, so wie die Juden dafür ihren höchsten Feiertag bestimmt haben, wo jeder sich zuvor mit seinen Feinden versöhnen muß, ehe er Verzeihung für seine Sünden, die er im Laufe des Jahres begangen hatte, vom Himmel erhoffen darf. Ja, wenn diese Formeln irgend welche Bedeutung hätten, etwas anderes als Äußerlichkeiten wären. Die „Fliegenden Blätter" brachten einmal einen Scherz, der zu dieser Sache trefflich paßt: Der Versöhnungstag war gekommen, und zwei Juden, die sich sonst grimmig haßten und beneideten — sie waren Konkurrenten, das besagt genug — hatten sich, dem Brauch gemäß, ausgesöhnt. Als nach vollendetem Gottesdienst auch diese beiden sich aus der Synagoge entfernten, trat der jüngere auf den älteren zu, um ihm nun die üblichen Festtagswünsche auszudrücken. „Ich wünsche dir alles, was du mir wünschst," sprach er, die Hand zum Gruße ausstreckend. „Fängst du schon wieder an!" rief da der andere aus, indem er mit abwehrender Gebärde zurücktrat.

Die gemeinste und allgemeinste Art des Neides ist der Brotneid. Da hält jeder den Erwerb des anderen für Raub an seinem Eigentum; da werden die schlauesten Kniffe und Pfiffe angewendet, um den anderen zu schaden, und gälte es auch dabei noch etwas Kosten zu haben; da werden häufig die engsten Familenbande und die innigsten Freundschaftsbündnisse mißachtet. Manchmal schämt sich der Brotneid seiner selber und läßt sich Konkurrenz nennen:

Einst fraßen zwei grimmige Löwen
Einander bis auf die Schwänz',
Das geschieht jetzt alltäglich von neuem,
Man heißt es: Konkurrenz.

(Crassus.)

Konkurrenz — das Wort könnte ungefähr mit Wettbewerb, oder auch dem, Ursprung noch entsprechender, mit Wettlauf ausgedrückt werden. Das wäre schließlich noch nicht so arg, wenn nur nicht jeder der Läufer darnach streben wollte, dem nächsten Mitläufer ein Bein zu stellen. Früher spielten sich Vorgänge dieser Art gewöhnlich nur in der Enge der Straße oder im Gewühl des Marktplatzes ab; heute flattern solche Zänkereien auf Druckpapier in die Weite hinaus, und wir werden genötigt, Zeugen von Erörterungen zu werden, die gerade nicht geeignet sind, den Lauf der Dinge optimistisch zu betrachten. Übrigens macht sich der Brotneid nicht nur bei Handel und Gewerbe geltend, wir finden ihn auch in der Wissenschaft, in der Kunst, wo er dazu noch Hand in Hand geht mit dem Neid über den Erfolg im allgemeinen. Man findet seine besten Neider unter seinen lieben Berufsgenossen. Bah, steckt's lächelnd ein! Der Beneidete hat immer noch den Trost, daß die Unterschätzung in Worten nur aus der thatsächlichen Anerkennung hervorgeht. Laßt den Neid geifern:

Will der Neid sich doch zerreißen,
Laßt ihn seinen Hunger speisen.

(Goethe.)

Der Humor der Sache ist eben, daß im Neide selbst seine Strafe liegt; er ist ein Laster, das sich selbst prügelt.

Haß und Neid! was haben dieser rote und dieser gelbgrüne Geselle doch für Unheil schon angestiftet. Wahrlich, der Pessimismus wäre etwas Nötiges und Nützliches, wenn er mit seinen trüben Regeln die Leute wenigstens zu der Ansicht bekehrte, das Leben sei doch zu nichtig, um in ihm nach Bösem zu sinnen oder den andern anzufeinden.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indes dir sich die Locke wie mir.

(Schiller.)

XXXIX.

Der neue Chiliasmus.

Und ich ſah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erſte Himmel und die erſte Erde verging und das Meer iſt nicht mehr.
Offenbarung Joh. 21, 1.

Es reden und träumen die Menſchen viel
Von beſſern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Menſch hofft immer Verbeſſerung.
Schiller.

Si le socialisme est une utopie, les misères sociales sont une réalité.[1])
J. J. Thoniſſon.

Das Herz hofft noch immer, wenn der Kopf nicht mehr zu hoffen vermag. Erſt als Israel im Niedergang begriffen war, als es verbannt an Babels Waſſern trauernd ſaß, drang in ſeine Religion der Chiliasmus, der Glaube an ein Tauſendjähriges Reich, der Glaube an das Weltenende und dem nachfolgenden Reich Gottes, wo die Menſchheit frei von allem, was ſie beengt und drückt, brüderlich vereint leben werde. Dieſe Anſicht erhielten ſie, wie ſo

[1]) Wenn der Sozialismus eine Utopie iſt, das geſellſchaftliche Elend iſt eine Wirklichkeit.

manches andere noch, vermutlich von Persien her. Der Chiliasmus gewann immer mehr Anhänger, und er stand etwa ein halbes Jahrtausend später, als Rom die Erde beherrschte, die weltliche Macht Judas hoffnungslos darniederlag, auf seinem Höhepunkt. Die meisten Sekten, die nun auftraten, waren von diesem Traume künftiger Glückseligkeit durchdrungen, und so finden wir ihn auch bei der Lehre Jesu. Im Einklang mit diesem Grundgedanken lebt in ihr der Geist der Gütergemeinschaft, welcher in der ursprünglichen Kirche auch herrschte. Noch zwei Jahrhunderte später machte das Christentum auf die Heiden den Eindruck einer kommunistischen Sekte, wie aus Lucians „Tod des Peregrinus" zu ersehen ist. Diese Tendenz finden wir auch später noch bei den Kirchenvätern, die zuweilen eine Sprache reden, welche von den radikalsten Äußerungen der Kommunisten von heute nicht übertroffen wird. Laveleye führt in seinem Werke „Die sozialen Parteien der Gegenwart" einige dieser Äußerungen an; so meinte der heilige Hieronymus: „Der Überfluß ist stets das Ergebnis eines Diebstahls; wenn er nicht durch den gegenwärtigen Eigentümer begangen worden ist, so ist er doch begangen durch dessen Vorfahren." Der heilige Clemens wieder sagt: „Nach Fug und Recht muß alles allen gehören. Die Ungerechtigkeit ist es, welche das Sondereigentum geschaffen hat." Wie stark der kommunistische Begriff in der ursprünglichen Kirche vorhanden war, ersehen wir am deutlichsten aus dem fünften Kapitel der Apostelgeschichte, wo erzählt wird, daß ein Mann und sein Weib tot hinfielen, weil sie sich etwas von dem Erlös ihres Eigentums zurückbehalten hatten, statt den Betrag unverkürzt der gemeinschaftlichen Kasse zuzuführen. Nichtsdestoweniger spricht der Erfolg des Christentums gegen den Kommunismus, denn es mußte sich von diesem schönen Traum losreißen, als es von einer schlichten Brüder-

schaft, die bald geduldet, bald verfolgt lebte, zu einer mächtigen Körperschaft heranwuchs. Der mystisch-religiöse Chiliasmus verblaßte, als das gewähnte Weltenende nicht kommen wollte; nur noch einmal trat er etwas deutlicher hervor, das war gegen das Jahr Tausend, dessen Zahl diesem Wahne Nährstoff bot. Aber damals war es schon mehr ein Bangen als eine Hoffnungsfreudigkeit, welche in den Gemütern sich regte, fast der Furcht vor dem Weltuntergang gleich, die wir noch in unseren Tagen beim Erscheinen eines Kometen oder ähnlichen Naturäußerungen im Volke entstehen sahen. Der Chiliasmus hatte sich nunmehr hauptsächlich in die Erwartung eines Lebens im Jenseits und in die Hoffnung auf einen unbestimmten „Jüngsten Tag" mit der Auferstehung im Fleische verwandelt. Noch finden wir ihn zwar hie und da bei verschiedenen Sekten, selbst bei dem Bauernaufstand unter Thomas Münzer mochte er nicht ganz fehlen, allein er ist hier gewöhnlich nur der mystische Schatten des Kommunismus, oder der schwärmerisch-rhetorische Ausdruck reformatorischer Absichten.

Indes nur das Mystisch-Religiöse des Chiliasmus schwand bis auf unbedeutende Reste dahin, er selbst lebte und webte in der Phantasie der Menschen fort, bald mehr bald minder mit der Reflexion vermischt. Schon zur Zeit, als er bei den aus dem babylonischen Exil heimgekehrten Juden sich entwickelte, finden wir ihn aller Mystik entkleidet in der „Republik" des Plato, ein Werk, das in allen folgenden Zeiten Nachahmung fand: das „Ewige Evangelium" von Joachim de Flore, „Utopia" von Thomas Morus, der „Sonnenstaat" von Campanella, „Oceana" von Harrington, „Salenta" von Fénelon und noch viel andere. Im neunzehnten Jahrhundert sehen wir vor allem 1808 Fourier in Frankreich mit seiner „Theorie des quatre mouvements etc" hervortreten, eine phantastisch-verworrene Schrift, eine Art

Apokalypse, mit der er das Reich des Phalansteriums begründen wollte. Wer heute diese Ungeheuerlichkeiten liest, wird, wenn er nicht gewohnt ist mit der menschlichen Thorheit zu rechnen, staunen, daß ihr Urheber einst zahlreiche begeisterte Anhänger fand, als „Columbus der sozialen Welt," als „Baumeister des Erdenglückes" gepriesen wurde. Er verspricht in der That einen Zustand, wo Tiger friedlich neben Lämmer grasen, der Mensch sieben Fuß Größe und ein Alter von 144 Jahren erreichen werde, wovon hundert Jahre „d'exercice actif en amour." Ein Mann wie Proudhon selbst, dessen Gedankengang genug widerspruchsvoll war, der einerseits seinen Individualismus zum Anarchismus zuspitzte, andererseits wieder seinen Kommunismus in den Satz: „La propriété c'est le vol" (Eigentum ist Diebstahl) gipfeln ließ, selbst Proudhon sah sich zu dem Ausspruch veranlaßt: „Nul ne sait tout ce que renferme de bêtise et d'infamie le système phalanstérien" (Niemand weiß, wie viel Dummheit und Niederträchtigkeit das phalansterische System enthält). Es gelang ihm trotz alledem Kapitalisten zu finden, welche das Geld für eine Gesellschaftsgründung nach seinem Plane vorstreckten, doch bald trat Anarchie ein und die kleine Gemeinde zerstreute sich, noch ehe die Bauten ganz vollendet waren. Ein zweiter Versuch hielt länger an und überlebte sogar seinen Gründer, der 1837 starb, aber zu etwas Tauglichem konnte es auch diese nicht bringen. Etwas weniger phantastisch, jedoch mystischer stellte sich der nach seinem Urheber benannte Saint-Simonismus dar, dessen Leitung später „Vater Enfantin" in Paris übernahm, dem auch Fourier vergeblich die Leitung seines Phalansteriums angetragen hatte. Im Jahre 1832 wurde diese religiös-sozialistische Sekte von der Polizei aufgelöst. Der soziale Kern der Lehre von Saint-Simon, losgelöst von allem mystischen Beiwerk, ist in seiner ganz rich-

tigen Sentenz zu finden: „A chacun suivant sa capacité, a chaque capacité suivant ses oeuvres“ (Jedem nach seiner Fähigkeit, jede Fähigkeit nach ihren Werken). Das wäre recht gut und lieb, wenn es leider nicht immer und überall dahin käme, daß die Regel unter der Wucht verschnörkelter, nutzloser oder gar schädlicher Formeln erdrückt wird. Immer schlägt der Ritus den Glauben tot. In ähnlicher Weise versuchte auch der Engländer Robert Owen zu wirken, welcher der Menschheit einen „neuen Geist und einen neuen Willen“ einflößen wollte. Ihm kam es zu gute, daß er Fabrikant war und in seiner Arbeiterkolonie erfolgreich gewirkt hatte. In seiner ersten Schrift („New views of society“ 1812) tritt er für den reinen Kommunismus frei von religiösen und politischen Grenzen ein. Wir finden bei ihm zum großen Teil jene Ideen schon, die in den neueren Staatsromanen erscheinen: Abschaffung des Geldes, einer für alle und alle für einen u. s. w. Owen gründete in Nordamerika einige Niederlassungen seiner „Kooperativ-Gesellschaft,“ die sich jedoch bald auflösten.

In Frankreich versuchte Etienne Cabet wieder der kommunistischen Weltanschauung durch sein Werk „Voyage en Icarie“ neue Anhänger zu verschaffen; die Anregung hierzu erhielt er, wie er selbst sagt, von Morus' „Utopia.“ Was den Inhalt betrifft, so schreibt Cabet im Vorwort dieses Werkes: Wir erzählen, wir beschreiben, wir zeigen eine große kommunistisch organisierte Nation, wir stellen sie in ihren verschiedenen Thätigkeiten dar; wir begleiten den Leser nach den Städten, Landschaften, Dörfern und Höfen, auf die Straßen, Eisenbahnen, Kanäle und Flüsse, in den Postwagen, nach den Werkstätten, Schulen, Spitälern, Museen, öffentlichen Monumenten, Theatern, zu den Spielen, Festen, Vergnügungen und politischen Versammlungen. Wir stellen die Organisation der Ernährung, Wohnung, Bekklei-

dung und Hauseinrichtung dar, der Ehe, Familie, Erziehung, der Heilkunde, der Arbeit, der Industrie, der Agrikultur, schönen Künste und der Kolonien. Wir sehen den Überfluß, den Reichtum, die Schönheit und Pracht, die Ordnung und Einheit, die Eintracht und Brüderlichkeit, Tugend und Glück, welche das unfehlbare Ergebnis des Kommunismus sind."

Was nun folgt, ist so ziemlich dasselbe, was wir in allen derartigen Werken finden, nur daß in Ikarien — Cabet ist ja Franzose — der Frauenkultus sich etwas mehr als anderwärts bemerkbar macht. Der Teufel und die Phantasie bauen stets aus einem Stücke. Die Werke, die im Märchen der Höllenfürst herstellt, erstehen über Nacht, und die Luftschlösser, die der Mensch sich errichtet, brauchen noch weniger Zeit. Wir finden darum in allen derartigen Büchern einen fertigen Prachtbau, aber keiner vermag uns zu zeigen, wie Stein zu Stein sich fügte, wie die Mauern sich erhoben und wie der Bau befirstet wurde. Manche, darunter auch Cabet, machen wohl den Versuch einen Übergang zu schildern, und ihrer ganzen Weisheit Schluß ist natürlich eine Revolution, wo über Nacht die Verhältnisse zum Besten werden. Als ob man in eine andere Weltanschauung so rasch hineinschlüpfen könnte, wie in einen anderen Rock. Auch Cabet machte den Versuch, seinen Roman in die Wirklichkeit zu übersetzen; er kaufte in Texas ein Grundstück und veranlaßte zahlreiche Leute einen Anteil zu nehmen und mit ihm dahin zu ziehen. Es geschah und — die Kolonie verdarb noch ärger als ihre Vorgängerinnen und Genossinnen, Cabet aber wurde wegen Täuschung und Betrug zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts erschienen fast gleichzeitig zwei Romane, deren Inhalt und Tendenz dem von Cabet ziemlich gleich sind: „Ein Rückblick" von dem Ameri-

kaner Bellamy und „Freiland“ von dem Deutschen Hertzka. Leider scheint auch hier der Versuch gemacht zu werden, Phantasiegebilden eine Realität zu geben, und leider läßt sich auch hier kein besserer Erfolg annehmen. Es liegt eigentlich etwas Kindisches in derartigen Versuchen, deren Mißerfolg an und für sich eigentlich ebensowenig einen Beweis für die Untauglichkeit, wie der Erfolg für die Tauglichkeit sein kann. Um eine Weltanschauung aus ihren Angeln zu heben, müßte man, wie es Archimedes in anderer Beziehung meinte, einen festen Punkt außerhalb ihrer haben. Jedes auf einem anderen Gedankengang beruhende Schaffen muß im Werden schon zerfallen, oder es wird dermaßen von dem herrschenden Geist durchsetzt, daß es von dem anderen neuen nur Einzelheiten aufweist. Es kann sein, daß sich etwas einigermaßen erhält, was sich nicht mehr in die Zeit schickt, besonders wenn es Dinge betrifft, die weniger mit dem realen Leben in Verbindung stehen; aber diese Mumien haben einst gelebt, Fleisch und Blut, Atem und Bewegungskraft gehabt. Es wäre irrig, auf das Beispiel Roms zu verweisen, dessen Kulturzustand der letzten Epoche in der That — wie schon bemerkt wurde — auffällige Ähnlichkeiten mit der Gegenwart aufweist. Hier fand sich eben der erwähnte feste Punkt außerhalb der damals herrschenden Weltanschauung: das Christentum und die Barbarenvölker. Aber selbst diese mußten als Sieger noch vieles von den Besiegten aufnehmen. Innerhalb einer bestimmten Kultur giebt es keine Revolution, sondern nur Evolution, Entwicklung. Was uns Revolution zu sein scheint, ist eigentlich nur Revolte, Aufruhr gegen gewisse Bestandteile dieses Kulturlebens. Diese aber scheinen unvermeidlich zu sein; der Hang zum Hergebrachten, die Reaktion, welche sich jeder Aktion entgegenstellt, machen eine friedliche Entwicklung auf jedem Gebiete nach den bisherigen Erfahrungen unmöglich, wohl

aber läßt sich ein gewaltig erschütternder Zusammenstoß vermeiden. Indes, leider ist der Mensch viel geneigter seine Macht zu mißbrauchen als zu gebrauchen; und in der Staatskunst herrscht das falsche Sprüchlein des spanischen Ministers Narvaez (1800—1868): „Gobernar es resitar“ — „Regieren ist widerstehen,“ während es heißen sollte: „Regieren heißt Gegensätze ausgleichen.“ Allerdings besteht dieser Ausgleich nur in der Ganzheit, aber keineswegs in einzelnen Maßregeln, die gewöhnlich auch nicht ganz freiwillig erfolgen, und ohne der Sache selbst wesentlich zu nützen, die eigene Stellung erschüttern.

Was in den erwähnten Staatsromanen mehr oder minder phantastisch sich äußert, ist nur das Echo einer Idee, die eigentlich immer vorhanden war, aber zur ernsten Bedeutung erst mit dem neunzehnten Jahrhundert gelangte, und in deren Zeichen dessen letztes Viertel vollkommen steht. Diese Idee ist der Sozialismus, eine Bezeichnung, die nicht recht deutlich ist und schon Proudhon zu dem Seufzer veranlaßt hatte: „Le socialisme est une logomachie“ — „Der Sozialismus ist eine Wortverdrehung.“ In der That, die Sozietät, die menschliche Gesellschaft, kann nie anders als sozial sein, und so mag es daher nicht wundern, daß alle möglichen Parteien den Sozialismus als Banner wählen. Der Urheber dieser Bezeichnung scheint der französische Schriftsteller Louis Reybaud zu sein, der sich als falscher Prophet erwies, indem er 1854 meinte: „Der Sozialismus ist gestorben, von ihm reden, heißt eine Leichenrede halten.“ Weil nach den mystischen und phantastischen Träumereien von Fourier, Saint-Simon und Cabet alle derartigen Bestrebungen eine Handvoll Jahre im tiefsten Hintergrund standen, wähnte er, sie seien schon ganz verschwunden, ein Irrtum, der in so mancher Beziehung stets wiederholt wird. Besser, aber auch nicht deutlich, und im

Grunde genommen auch etwas widerspruchsvoll, ist die Bezeichnung Sozialdemokratie, bei der wir als der üblichen bleiben wollen, obgleich auch damit Zweck und Ziel minder deutlich ausgedrückt, als durch den einzig richtigen Namen Kommunismus. In der Sozialdemokratie sehen wir den Chiliasmus in seiner neuen Form die Gegenwart völlig beherrschen, in ihr, nicht im Sozialismus überhaupt. Denn die sozialistischen Neigungen der anderen Parteien bekunden nichts anderes, als daß sie unter dem Einfluß jener stehen, und daß nicht nur die Materie dem Gesetz der Schwerkraft unterworfen ist, sondern auch das Denken. Die Sozialdemokratie will, kurz gesagt, die Gleichheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, und sie behauptet auch das zu enthalten, was Kant den moralischen Chiliasmus nennt: den Fortschritt zur sittlichen Verbesserung der Menschheit zu einem bestimmten Ziele.

Die Keimspitzen der heutigen Sozialdemokratie sehen wir bereits vor der französischen Revolution hervorragen: in dem sogenannten physokratischen System, als dessen Begründer Quesnay, der Leibarzt Ludwigs XV., gilt. Die Grundregeln dieses Systems besagen, daß die Natur die Quelle alles Nationalreichtums sei, und daß dieser nicht in Geld, sondern in dem Überschuß an Gebrauchsmitteln bestehe. Produktive Arbeit schaffe daher nur die Landwirtschaft, da Handel und Gewerbe keine neuen Stoffe bilde, sondern das von der Landwirtschaft Gebotene nur verarbeite und umtausche. Diese müsse daher durch alle möglichen Erleichterungen gefördert werden, wozu auch die freie Konkurrenz im Handel und Gewerbe gehöre. Da ferner nur der Boden die Güter giebt und nur die Bodenbesitzer das ursprüngliche Erträgnis genießen, so sei statt der vielen Abgaben nur eine einzige Grundsteuer (impôt unique) einzuführen. Dieser Gedanke, der im Trubel der politischen

Verhältnisse fast gänzlich unterging, wurde, nebenbei bemerkt, später von anderen aufgegriffen und weitergeführt: von dem Franzosen Edgar Baron, von den Engländern Herbert Spencer und Russel Wallace, und (1871) von dem Amerikaner Henry George. Eigentlich ist er nur eine Abart der entschiedenen sozialistischen Anschauung; er stellt, namentlich in seiner späteren Ausführung, Kapital und Arbeit als Verbündete dar, die nur dem Bodenbesitz gegenüber stehen, der alle Lasten tragen möge, weil sein Wert nur durch die Gesellschaft bestimmt werde. Diese Theorie hat für den ersten Blick etwas Verführerisches an sich, indes sind unsere Produktionsverhältnisse doch zu verwickelt, als daß jene mit Erfolg angewendet werden könnte. Wenn sich der Ertrag des Bodens — worunter auch alle Naturgaben wie: Wasserkraft, Bergwerke ꝛc. zu verstehen sind — so ziemlich gerecht von der hierbei aufgewandten Arbeit sondern ließe, so wäre mit dessen Verstaatlichung ein Teil der vorhandenen wirtschaftlichen Ungerechtigkeit zwar beseitigt, aber der größere bliebe noch bestehen und machte sich wohl noch in anderen Auswüchsen fühlbarer geltend.

Zur Zeit der französischen Revolution äußerte sich das Streben nach wirtschaftlicher Gleichheit schon viel kräftiger und radikaler. „Die Gleichheit der politischen Rechte — schreibt Laveleye — führt unabwendbar dazu, die Gleichheit der wirtschaftlichen Verhältnisse zu verlangen, d. h. die Verteilung der Güter im Verhältnis zur geleisteten Arbeit. Das allgemeine Stimmrecht will als Ergänzung die Gütergemeinschaft. Es ist ein Widerspruch in sich selbst, daß das Volk zugleich elend und souverän sei. Wie dies so nachdrücklich Aristoteles und Montesquieu sagen, setzen demokratische Einrichtungen eine große Gleichheit der wirtschaftlichen Verhältnisse voraus; denn wenn das nicht der Fall ist, wird der arme Wähler seine Stimme dazu ge-

brauchen, Gesetze zu formuliren, welche seinen Anteil an den Gütern auf Kosten der Privilegirten vermehren." Diese Argumentation ist ganz richtig, nur eine Kleinigkeit stimmt dabei nicht: wirkliche demokratische Einrichtungen kennen keine „Privilegirten" auf deren Kosten die Armen Gesetze machen könnten. Wo wirkliche demokratische Einrichtungen vorhanden sind, kann es nur Rechte aber keine Vorrechte geben, kann das Kapital nur der mathematische Ausdruck einer höheren Intelligenz, eines stärkeren Fleißes, einer größeren Sparsamkeit sein. Zugegeben, daß auch etwas die Gunst des Zufalls beitragen mag; das wäre allerdings nicht gut, allein man kann wohl den Versuch machen, den Zufall einzuschränken, ganz beseitigen wird man ihn aus dem Wohlstand ebensowenig können wie aus dem Wohlbefinden.

Die sturmvollen politischen Tage der französischen Revolution waren der Entwicklung der Sozialdemokratie nicht günstig, noch weniger die nachfolgende Kaiserzeit, wo Napoleon die Freiheit, die ihn in die Höhe gehoben, mißhandelte, ein Verbrechen, das er auf Elba bereute, denn er selbst sagte, nicht die europäischen Mächte hätten ihn gestürzt, sondern seine Einschränkung der Freiheit. Die nachfolgende Zeit wieder zeigte ein merkwürdiges Bild: ungeheure Entwicklung der Wissenschaften, der technischen Kräfte, welche die Bedeutung handlicher Thätigkeit herabdrückte, eine Arbeitsteilung vornahm, welche die Menschen noch viel abhängiger von einander machte als sie bisher waren, sie zu einem engeren Zusammenschließen nötigte und auch die Völker einander näher brachte, Thatsachen, welche das Erstarken des demokratischen Gefühls notwendigerweise herbeiführen mußten und auch in dem rege gewordenen Nationalgefühl keinen wirklichen Gegner fand. Selbst der Umstand, daß die politische und soziale Struktur der Gesellschaft sich im Verhältnis zu jenem Fort-

schritt nur unbedeutend veränderte, hätte nicht viel zu bedeuten gehabt. Nun zeitigte aber diese rapide technische Entwicklung ein anderes Übel: sie verbesserte nicht die Lage des Arbeiters in dem Maße, als von ihr zu erwarten war. Sie diente in erster Linie dem Kapital, das in seiner Bethätigung, wie jedes menschliche Streben die Tendenz zur Übertreibung in sich trägt. Das konnte nur die sozialdemokratischen Gedanken begünstigen, den neuen Chiliasmus. Ein idealer Gedanke in praktische Form gegossen wird immer zahlreiche Anhänger finden. Der eine erglüht für den Gedanken, der zweite, dritte, vierte für die Form und der fünfte für beide. Kommt noch dazu, daß die Führung der Partei sich als sehr geschickt erweist, daß sie ihr Ziel, trotz der Unmöglichkeit es je zu erreichen, fest im Auge behält, sich nicht nach rechts, nicht nach links ablenken läßt, den Überschwang im eigenen Lager nötigenfalls zu dämpfen weiß — so wird diese Partei stark sein und sich immer mehr kräftigen; sie wird erst hinfällig in dem Momente wo sie in die Lage kommt ihre Absicht verwirklichen zu sollen. Und eine kluge Leitung kann der sozialdemokratischen Partei selbst von ihren strengsten Gegnern nicht abgesprochen werden, wenigstens was Deutschland betrifft, das für diese Frage hauptsächlich in Betracht kommt. Wohl wird auch hier nicht wenig Unsinn geschwatzt — ich will nicht sagen mehr als anderwärts, denn es wird da und dort gar Seltsames hervorgebracht —, aber was die Hauptsache ist: es wird klug gehandelt. Und in einer Partei mit erzradikalem Ziel maßvoll vorzugehen, ist eine Schwierigkeit, die sonst noch nie überwunden worden sein dürfte. Diese Herren vermeiden es klüglich auch nur andeuten zu wollen, wie sich ihr Zukunftsstaat gestalten könnte. Sie erklären sogar offen, es nicht zu wissen und meinen, die morsche Gesellschaft der Gegenwart müsse erst zusammenbrechen, dann werde aus deren Trümmern

ein neuer nützlicher Bau erstehen. Das wäre im Grunde genommen eine Anschauung, welche sich von der eigentlich demokratischen nur darin unterscheidet, daß sie die Gegenwart mit einem hoffnungslosen Pessimismus betrachtet, während die andere der heutigen Gesellschaft einen vielleicht etwas zu kräftigen Optimismus entgegenbringt. Die Sozialdemokratie erhofft also nichts von der Gegenwart und alles von der Zukunft. Daß sie an den Verbesserungsversuchen, die der Tag bringt, teilnimmt, ist also eigentlich ein Widerspruch mit ihrer Lehre, der jedoch nichts bedeuten will. Er zeigt nur, daß sie nicht auf Kosten der Vernunft konsequent sein will. Die Sozialdemokratie in Deutschland weist noch so manche und viel tiefer gehende Widersprüche auf, die sich teilweise aus dem Umstand erklären lassen, daß sie aus zwei unterschiedlichen Verbindungen entstanden ist: aus dem „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein", den Lassalle 1863 gegründet hatte, und aus dem „Demokratischen Arbeiterverein", der erstere vorwiegend sozial, der andere vorwiegend demokratisch. Die Hauptfrage ist jedoch: Ist der Kommunismus überhaupt möglich? Kann es eine Gleichheit ohne Freiheit geben und ist eine Freiheit möglich, wo der Mensch sich des Verfügungsrechtes über seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten begeben muß, wenn er nicht verhungern will? Thätigkeit und nicht Arbeit ist ein Naturtrieb des Menschen, der stets bemüht sein wird, seine Bedürfnisse mit dem geringsten Aufwand an Mühe zu erlangen. Was sollte aber in einem kommunistischen Staat den Ausgleich zwischen faul und fleißig, geschickt und ungeschickt bilden? Wohl läßt sich sagen, daß eine größere Fähigkeit eben der Gesammtheit direkt zu gute kommen müsse, damit wäre jedoch das kräftigste Anregungsmittel zu einer höheren Thätigkeit beseitigt. Moralische Belohnungen wie sie dann der Staat bieten könnte, würden wieder das Gefühl der Gleichheit

stark erschüttern und im Widerspruch mit der Tendenz sein. Den Begabteren höhere Stellen zuzuweisen wäre doppelt ungerecht: erstens bildete es eine Bevorzugung dessen, der auch nur wie jeder andere seine Pflicht gethan hätte, zweitens bedingt eine Leistungsfähigkeit auf einem gewissen Gebiet nicht auch eine Leistungsfähigkeit auf einem anderen und im allgemeinen. In vielen Fällen läßt sich sogar genau das Gegenteil annehmen. Ferner: wer beurteilt die Arbeit? Vielleicht gewählte Obere, die an und für sich dem Prinzip der Gleichheit nicht entsprechen und damit auch mit einer ganz ungeheuerlichen Macht ausgerüstet wären, und sich sozusagen ihre Amtsgenossen und Nachfolger selbst wählen würden? Oder das Volk selbst? Damit würde nur ein allgemeines demokratisches Prinzip zur Geltung kommen, ein Prinzip, das übrigens auch seine bösen Fehler hat, die möglichst beseitigt werden sollten. Wenn nämlich drei eine Sache für gut finden und zwei für schlecht, so ist damit keineswegs die Güte der Sache erwiesen, sondern einzig nur, daß einer mehr dafür geneigt ist. Der Kommunismus würde daher Cliquenwesen oder Brutalität der Ziffer bedeuten, aber niemals wahre Gemeinschaftlichkeit. Und dann: mit welchem Rechte wollte man den Fleißigen zwingen für den Trägeren zu arbeiten? Oder wer giebt einem Menschen das Recht, die Thätigkeit des anderen als Trägheit zu stigmatisieren? Der Kommunismus ist ferner mit dem Begriff der Familie unvereinbar, dem Grundstein der menschlichen Gesellschaft und eine Haupttriebkraft der Bethätigung. Zu dem kommt noch, daß wir mit den Leidenschaften der Menschen zu rechnen haben, daß Neigung und Abneigung in verhängnisvoller Weise wirken könnten; und diese würden nicht schwinden selbst wenn alles beseitigt werden könnte was hierbei absichtlich wirkt, denn wir empfinden das eine oder das andere auch unwillkürlich. Übrigens würde in einer kommunistischen

Gemeinschaft der Geschlechtstrieb eine so überwältigende Macht äußern, wie sie noch in keiner Periode der menschlichen Entwicklung vorhanden war. Der Mensch wäre ärger als in der härtesten Leibeigenschaft an die Scholle gebannt, er würde keinen Willen, keine Selbständigkeit haben können, ohne daß ihm die Gesellschaft besten Falles mehr zu bieten vermöchte, als das, was er unter der Herrschaft und den Segnungen der wahren und wirklichen Freiheit wenigstens erreichen kann. Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß dieser Kommunismus aus der Großstadt und aus Fabrikarbeiterkreisen hervorgegangen ist und bisher fast einzig nur deren Bedürfnisse und Mittel in Betracht zog. Daß es auch eine zahlreiche Landbevölkerung giebt, welche die überwiegende Mehrheit bildet, andere Wünsche und andere Interessen hat, weder alle Nachteile noch alle Vorteile des Großstadtlebens zu verspüren bekommt, mag wohl in Betracht gezogen worden sein, jedoch Rücksicht wurde darauf nicht genommen. Gewiß, würde die Menschheit aus gleichartigen Automaten bestehen, die, einmal aufgezogen, in derselben Weise sich bewegen, würde sie mit gleichem Können, Wollen und Fühlen aus der Retorte hervorgehen, dann könnte sie nicht besser als kommunistisch leben. Wie sie aber einmal ist und in aller Dauer bleiben wird, kann zu ihrem Wohle nur die künstlich geschaffene Ungleichheit beseitigt werden, nicht auch die natürliche. Es ist möglich, es ist sogar bei der Schlaffheit und Kopflosigkeit der sogenannten bürgerlichen Parteien wahrscheinlich, daß der Kommunismus vor die Aufgabe gestellt wird, sich zu verwirklichen. Dann aber wird es sich erweisen, daß er es nicht imstande ist, daß er wohl niederzureißen, jedoch nicht aufzubauen vermag. Es kann geschehen, daß seine Wogen so stürmisch-wild emporschlagen, daß damit selbst die höchsten Erwartungen oder Befürchtungen übertroffen werden; es kann geschehen, daß

seine radikalsten Anhänger von heute als Reaktionäre gelten werden und als Opfer fallen, dies und noch viel anderes kann geschehen; allein eines ist gewiß: die Wellen werden sich früher oder später legen — je höher sie gehen, je früher — und die brausenden Fluten werden in dem Bette einer reinen Demokratie sacht dem Meer der Ewigkeit zufließen. Die größten Übel werden dann fortgeschwemmt sein, manches Übelchen jedoch wird bleiben, weil sich die Menschheit nie von allen befreien kann. Die Hauptsache ist, daß keines bleiben darf, das dem ganzen Organismus schädlich oder auch nur besonders lästig ist. Gegen manche kleine Krankheiten der menschlichen Gesellschaft giebt es leider nur ein einziges Mittel, es ist dasselbe was Kaiser Karl V. gegen die Gicht empfohlen hat: Geduld und ein bißchen Schreien. Über das Ich jedoch kann der Mensch ebensowenig fortspringen, wie über den eigenen Schatten.

Die Frage liegt nahe, ob es dahin kommen mußte, daß der aus manchen edlen und unedlen Gedanken und Empfindungen bestehende neue Chiliasmus so mächtig sich entwickeln konnte und ob nicht verhindert werden könnte, daß er noch mächtiger werde, um schließlich den gefährlichen Versuch zu machen, seine Träume zu verwirklichen. Es lag in der Hand der bürgerlichen Parteien ihn genügend einzuschränken, und es ist ihnen vielleicht noch gegeben es zu thun, obgleich, rundheraus gesagt, wenig Hoffnung vorhanden ist, daß es geschähe. Der Sozialismus kommt vielgestaltig vor: er tritt im kirchlichen Gewande auf, im Bürgerkleid, er äußert sich als Antisemitismus, der von sozialdemokratischer Seite als der „Sozialismus der dummen Kerle" bezeichnet wurde, was eben nur nicht höflich ist, er erscheint sogar seltsamerweise als Anarchismus, trotzdem der Anarchismus das gerade Gegenteil vom Kommunismus bedeutet, sofern man ihn richtig auffaßt und nicht mit dem wüsten Treiben

verwechselt, dem dieser Name fälschlich zugelegt wird. Ideal betrachtet, dürfte der Anarchismus auch das Richtige sein. Das ewige Gesetz vom Kreislauf der Dinge scheint auch die Menschheit zu beherrschen und ihr — unerreichliches — Streben muß dahin gehen, vollkommen versittlicht dahin zu gelangen, von woher sie roh ausgegangen ist: von der absoluten Freiheit des Individuums. Es ist aber vollkommen zwecklos, ja sogar gefährlich, Theorien in die Menge zu werfen, die nie dem praktischen Gebrauch dienen können. Den Hauptbestandteil des Sozialismus bildet indes die Sozialdemokratie, so daß er fast gänzlich in ihr aufgeht. Diese wieder wurzelt in der eigentlichen Demokratie, deren Grundsätze vielleicht das einzige allen Anhängern jener Partei klar Bewußte, das einzige Widerspruchslose bildet. Statt nun auf demokratischem Boden die für alle heilsame Verständigung zu suchen, zogen sich die bürgerlichen Parteien in scheuer Furcht vor einem Schemen, das im hellen, heitern Sonnenschein der Freiheit gar nicht zu sehen wäre, auf reaktionäres Gebiet zurück, in dessen Dämmerdunkel sie noch grausigere Gespenster sehen. Sie vergessen, daß auch der Furchtsamste nur im Finstern Schreckgestalten sieht; und in der Angst etwas verlieren zu können, riskieren sie künftig alles zu verlieren. Das reaktionäre Gebiet, das ich meine, hat ziemlich weite Grenzen; es enthält Höhen und Tiefen, auch Pfuhle, in welchem politische Bernikel-Gänse[1]) herumplätschern können, Fastenspeise, nicht Fleisch nicht Fisch. Wo es sich um die Freiheit selbst und nicht um nebensächliche Maßregeln handelt, kann es eben keine Parteischattierungen geben; es gilt der Ruf: „Hie Fortschritt! Hie Rückschritt!“

---

[1]) Die Bernikel-Gänse wurden früher von der Klerisei als zulässige Fastenspeise erklärt; die franz. Akademie mußte erst (1708) nach vielen Beratungen erklären, daß diese Gänse keine Fische seien.

Vergeblich sind alle Bemühungen, von jenem Gebiete aus der Sozialdemokratie einzelne Zugeständnisse zu machen, die nur als Zeichen der Schwäche gelten können und innerhalb des herrschenden Systems auch von keinem praktischen Wert sein können. Tausend Zugeständnisse wiegen kein einziges Vorrecht auf. Besinnt sich das Bürgertum noch rechtzeitig seiner Pflicht und auch seines Rechts, dann wird es sich gelassen auf den Boden wahren Liberalismus stellen; nimmt es hier seine gebührliche Stelle in der ersten Reihe des Volkes ein, so kann es die Menge nie gegen sich haben und es wird dann auch finden, daß ihn von der Sozialdemokratie nur Phrasen getrennt haben. Die wirkliche Freiheit kennt keine öffentlichen Sonderinteressen, sie kennt keinen Stand, sie kennt nur ein Volk und Volksinteressen. England mag hier als Beispiel dienen. Sein Liberalismus konnte es vor so manchen Irrnissen und Wirrnissen schützen, welche andere europäische Länder durchzogen haben; er war stark genug dazu, trotzdem er veraltet, morsch und hinfällig geworden ist. Auch die Ruinen der Freiheit sind noch stark genug Stürmen zu widerstehen. Der Begriff Volk hat sich in unseren Tagen dermaßen erweitert wie der Begriff Stadt. Früher galt eigentlich nur der umwallte innere Teil als Stadt, das andere war Vorstadt. Die Mauern sind gefallen, es giebt keine Vorstädte mehr, mag man auch aus rein äußerlichen Gründen hie und da noch die Einteilung dem Namen nach gelten lassen, oder mag auch mancher Alte, die Erinnerung dessen nicht los werden. Die Stadt ist das Ganze, das Volk sind alle!

XI.

Tat twam asi.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.
Angelus Sileſius.

Das iſt die wahre Seligkeit
Zu fühlen mitten in der Zeit
Die ganze volle Ewigkeit.
Oswald Marbach.

Weltfremde blickſt du in den Tag
Als wär dir neu der Sonne Scheinen;
Dein Wort ſo ſcheu, dein Blick ſo zag,
Schier wollen ſie ſich ſelbſt verneinen.
Laß doch das öde Ängſten ſchweigen,
Und trauter will dir alles ſein;
Was du begreifſt — es iſt dein eigen,
Was du nicht langſt — iſt doppelt dein.
Haek.

Vor des Jüngers Blick laſſen die heiligen Schriften Indiens alles Belebte und auch alles Lebloſe vorüberziehen und bei jedem ertönt die Mahavakya, das große Wort: „Tat twam asi“ — „das biſt du!“

In der That ſind wir auch als Teile des Ganzen das Ganze ſelbſt, bildet jeder einzelne eine Zelle des großen Weltenweſens, unbedeutend an und für ſich genommen und doch wichtig als lebender Teil des Ganzen. Der Pantheismus, dieſe poetiſche Form des Atheismus, zu der man auf dem geraden Pfad des Denkens eines Spinoza ebenſogut

gelangen kann, wie auf den Schlängelwegen des Mysticismus eines Dschellaleddin Rumi, Vondel, Angelus Silesius, läßt selbst für die Gottheit das Tat twam asi gelten, was wir auch in den Dichtungen aller Zeiten ausgedrückt finden. Es liegt etwas Befriedigendes, Anheimelndes in dem Bewußtsein, mit dem All eines zu sein, frei, wie in dem eignen Heim, treten wir da in dem großen Weltenbau auf. Es bildet den Grundstoff unseres reinen Gesellschaftslebens, die Essenz des Geistigen, oder meinetwegen des Göttlichen in uns, während das Ich-Gefühl aus der Materie sich herauskrystallisiert. Beide stehen sich entgegen, beide aber sind uns nötig, denn jedes verhindert, daß das andere uns vollkommen erfülle. Das völlige Aufgehen im anderen wäre uns ebenso schädlich wie der brutale völlige Egoismus. Diesen zeigt übrigens der Mensch nur in höchster eigener Gefahr, während ein gewaltiges Unglück, das einen Teil der Menschheit trifft — ein großes durch die Länder gehendes Sterben, ein verderbliches Wüten der Elemente — die Empfindung der engsten Zusammengehörigkeit selbst unwillkürlich in ihm zur Geltung kommen läßt. Wir bekunden dies weniger durch die werkthätige Hilfe, die wir unter Umständen leisten, als durch das Bangen, das in der Erkenntnis der feindlichen Gewalt durch unsere Seele zieht.

Welt, Leben, Zeit — tat twam asi, das bist du! Wer mit sich vertraut ist, der ist es auch mit der Welt, indes will diese Vertrautheit keineswegs eine vollständige Kenntnis bedeuten. Die Erde und die Menschen, welche auf ihr leben, lernt keiner vollständig kennen, sie werden ihm immer etwas Neues oder Befremdendes zu bieten haben, mag er auch sein Leben lang reisen und beobachten. Und ebensowenig lernt einer sich selbst ganz kennen, mag er auch noch so sehr in Selbstbetrachtung sich vertiefen, sozusagen moralisch in den Spiegel sehen. Man hat diesen das

Symbol der Wahrheit genannt, was stark übertrieben ist, denn seine ganze Offenheit besteht höchstens nur darin, daß er uns zeigt ob eine Masche gerade sitzt oder der Kopfputz zurecht ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß dieses belegte Glas nur halb so groß wie der Beschauer zu sein braucht, um ihm sein Bild in voller Lebensgröße zu zeigen, abgesehen davon, daß es künstlich auch zur Vergrößerung, Verkleinerung und selbst zur Verzerrung geschaffen wird.

Die Welt — tat twam asi! In unserem Urteil über andere geben wir uns selbst zu kennen, aber wir erkennen nicht umgekehrt andere in unserem Selbsturteil, mag dieses günstig oder ungünstig lauten. Die meisten verdammenden Selbsturteile sind übrigens nichts anderes als stark konzentrierte Selbstschmeicheleien, gewissen Farbstoffen ähnlich, die ein schwarzes Aussehen haben, wovon aber ein geringes Teilchen eine Menge Flüssigkeit purpurn zu färben vermag. Indes kommt es auch vor, daß jemand für einen Augenblick sich aus sich selbst entfernt und dann sich teilweise sieht; allein er ist dann so rasch wieder zurück, daß diese Erkenntnis auf ihn nicht einzuwirken vermag. Was uns eigentlich verhindert uns selbst zu sehen, ist, daß wir uns innerhalb des Nahepunktes unseres Innenblicks befinden. Wir sehen bekanntlich nur innerhalb einer gewissen Entfernung; darüber hinaus, außerhalb des Fernpunktes, sehen wir ebensowenig den Gegenstand, wie wenn er uns zu nahe gerückt ist, also innerhalb des Nahepunktes sich befindet. Sich selbst kann man nur, wie oben bemerkt wurde, nur in seinen Mängeln richtig beurteilen, nicht in seinen Vorzügen; man vermag sich selbst einen Backenstreich zu geben, aber man kann sich nicht selbst küssen. Der Mitmensch oder was wir sonst in Betracht ziehen, ist von uns genügend entfernt, um in ihm — uns selbst zu zeigen. Wir hätten dabei auch Gelegenheit uns selbst zu sehen,

allein das Betrachtete nimmt zu sehr unser Interesse in Anspruch. Nichts ist jedoch unrichtiger, als nach einem einzelnen Urteil, oder auch mehreren, sich eine abgeschlossene Meinung über den Urteilenden selbst zu bilden. Nur in allem zusammengenommen giebt er uns sein Bild im Umriß zu sehen, dann einzelne Stellen deutlich, andere matt und verschwommen und manche wieder gar nicht erkennbar, mag man auch Gelegenheit haben, seine Betrachtung bis zum Schlusse vernehmen zu können. Darum:

Im Urteil sei nicht zu geschwind
Wie klar der Wert dir scheinen mag;
Die Reise um ein Menschenkind
Vollbringt man nicht in einem Tag.

Unser Gesellschaftsleben hat etliche Ausdrücke gezeitigt, die von ähnlicher Beschaffenheit sind wie des Indiers Mahavakya, d. h. eine Ähnlichkeit, die sich häufig so verhält wie die Ohrfeige zum Wangenstreicheln. Wir benützen die Wörter Welt, Leben, Zeit auch dazu, um den Menschen manches Gute und alles Böse nachzusagen, und lassen es ganz unbestimmt, inwieweit wir dabei unsere Zugehörigkeit rechnen wollen. Besonders steht dem „Großen Wort" das „Kleine Wörtlein" gegenüber, das Wörtlein „man." Es wird überall vorgeschoben wo „man" sich selbst nicht nennen will und andere nicht nennen kann; ein dreibuchstabiger Feigling, der nirgends zu fassen ist, nirgends zur Verantwortung gezogen werden kann und doch überall sich dreinmengt. Es ist ein Pseudonym für Bosheit und Niedertracht — „Man sagt," so beginnt gewöhnlich die Verleumdung; es ist das Hauptwort des Hauptgesetzes der Mode — „Man trägt das jetzt so," gebietet ja aller Vernunft Schweigen. Dieses Wörtlein bedeutet also jedermann, die Welt: ich, du, er, wir, ihr, sie. Ist es ein gutes, ist

es ein schlimmes Zeichen, daß wir für manche Dinge nicht persönlich einzustehen wagen und daher unbestimmte Ausdrücke verwenden?

Das Leben — tat twam asi! Wir selbst sind das Leben, was sich rührt und regt, freut und sorgt. Wir sind das Leben mit all seinen Schwächen, mit all seiner Kraft. Nach Buddhas Lehre ist die Tanhâ, der vollkommene (bewußte und unbewußte) Wille zum Leben, die Ursache von allem Werden, Leiden, Vergehen und auch der Wiedergeburt, kurz, er ist der Samsaro, das rauschende Getriebe der Welt. Unsere Awidscha, Verblendung verhindere uns diesen Willen zum Leben aufzugeben, um zu dem Nirwana zu gelangen, dem glücklichen Zustand unseres Innenlebens, wo jedes Streben nach Dasein und Genuß, jede Begierde, Leidenschaft, jede Furcht und jeder Schmerz erloschen ist. Es ist dies eine ebenso edle wie vermessene Lehre, auf die ich hier nicht näher eingehen will, weil es im nächsten Bande ausführlich geschehen soll. Daß doch die meisten Moral-Systeme, gleichviel ob sie als Religion oder als Philosophie auftreten, dem Menschen nichts als ein monotones Entsagungslied vorquietschen können! Daß doch ihr Streben hauptsächlich darauf gerichtet ist, ein moralisches Zuchthaus zu errichten, worin er alle berechtigten weil natürlichen Gefühle ertöten — nicht veredeln! — sollte! Lehrt den Menschen ein frohes, zufriedenes Leben führen und ihr habt ihm ein Himmelreich geschaffen; sorgt für sein wahres Wohl und sein rechtes Heil kommt von selber. Was Tieck neueren Philosophen zuruft, hat noch viel umfangreichere Geltung: „Wehe den thörichten neuen Weisen, welche, aus innerer Armut und Krankheit des Geistes, die Menschenwelt als einen nichtswürdigen Insektenhaufen ansehen und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der tausend wimmelnden Leben auf dieser Erde, zu einem

trägen, mürrischen Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse mutwillig zu zerdrücken und zu zerquetschen streben! Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben ist." Thatsächlich sehen wir auch jede Askese predigende Religion diese Lehren in den Hintergrund schieben, jedes Leben eines pessimistischen Denkers mit seinem System in Widerspruch geraten. Es mag gut sein, dem Menschen hie und da die Nichtigkeit seiner selbst vorzuführen:

Qué es la vida? Un frenesi.
Qué es la vida? Una ilusion,
Una sombra, una ficcion —
(Was ist Leben? Nur ein Wahn.
Was ist Leben? Wahngebilde,
Nur ein Schatten, eine Täuschung) —

klagt Calderon in seinem Schauspiel „Das Leben ein Traum"; und derselbe Gedanke wurde schon vor ihm von vielen zum Ausdruck gebracht, ebenso wie nach ihm häufig dieselbe Klage laut wurde. Ist das Leben wirklich so nichtig wie flüchtig? Betrachten wir es außerhalb seiner selbst, als Einzelnes losgelöst vom Ganzen, so kann es allerdings nicht viel gelten. Aber wir vermögen uns nur für einzelne Augenblicke so hoch emporzuschwingen, daß wir auf das Dasein wie auf etwas Fremdes niederblicken können. Der Geist führt uns fast so schnell hinauf und zurück, wie der Erzengel der Sage nach Mohammed nach dem siebenten Himmel und dann zurück nach seiner Behausung brachte Das sei so rasch erfolgt, daß der Prophet, der bei Beginn dieser Himmelsfahrt in seiner Stube ein gewisses Gefäß

umgestoßen hatte, bei seiner Rückkehr noch immer Zeit genug fand zu verhindern, daß der Inhalt auf den Estrich sich ergieße. Eine deutsame Fabel das, fast so deutsam wie die, wonach der Sarg Mohammeds zwischen Himmel und Erde schwebe, was sich bildlich auch vom Menschengeist sagen ließe. Auch äußert sich hierbei die Phantasie recht drastisch, was bei den Bekennern Allahs übrigens nicht selten ist. Wissen sie doch auch die Entstehung des Pavians recht drollig zu erklären. Während die Naturwissenschaft in dem Vierhänder einen Ahnen des Menschen sieht, meint der Araber, er sei ursprünglich ein Rechtgläubiger gewesen, der, während der Prophet schlief, ihm seine roten Pantoffel stahl, die er beim plötzlichen Erwachen des Gottgesandten hinter sich zu verbergen versuchte. Der Fluch Mohammeds hätte nun den Dieb in einen Pavian verwandelt, der die Farbe der Pantoffel deutlich auf der Körperstelle aufweise, wo er sie versteckend hielt.

Daß bei Dichtern derartige pessimistische Äußerungen oft vorkommen, ist leicht erklärlich. Meistens sind sie Produkte der Stimmung, zuweilen sogar nur der Reflex persönlichen Unbehagens, der Wiederhall des eigenen Jammers. Ähnlich verhält es sich auch dort, wo der Versuch gemacht wird, die trübselige Lebensanschauung systematisch darzustellen. Überall jedoch werden sich Widersprüche zeigen zwischen Wort und That, oder selbst zwischen Wort und Wort, Klüfte, die weder mit flittergoldenen Phrasen, noch mit sophistischem Spinngewebe trittsicher bedeckt werden können. Es mag auch kaum nötig sein, der pessimistischen Ansicht über das Leben im allgemeinen ernst entgegenzutreten, denn zur ernsten Bethätigung dürfte sie nie gelangen. Auch unbewußt gilt dem Menschen das Dasein für etwas Ewiges und selbst dort, wo er in ganz selbstischer Weise schafft, sieht es aus, als gälte es mehr für alle Zeiten als für eine

Zeit. Bei unseren wenigsten Handlungen blicken wir nach den mutmaßlichen Grenzen unseres Daseins, deren Marksteine uns der Zufall — wer's lieber hört, kann dafür Schicksal oder etwas anderes hinsetzen — plötzlich so nahe zu rücken weiß, daß wir beim nächsten Schritt darüber stolpern und hinfallen.

Die Zeit — tat twam asi! Wir sind die Stunde mit ihrer Hast und ihrem Säumen, der Tag mit seiner Last und Lust und Träumen; wir sind was die Zeit bewegt und erregt, selbst wenn es unserer Ansicht entgegen ist. Wir sind die Wellen im Strom der Zeit, wir ziehen dahin dem Laufe nach, welchen die von den Höhenzügen der Kultur gebildete Grenzscheide bestimmt. Widrige Winde, Stürme, die über die Fläche jagen, mögen freilich zuweilen über die wirkliche Strömung täuschen; es scheint dann, als ob die Wellen aufwärts flössen — doch das Wasser zieht ruhig weiter!

Vom Rückschrittsteufel wird erfaßt
Zuweilen alles hier auf Erden;
Da streben sie in toller Hast,
Das Heute soll zum Ehdem werden.
Sie legen den Rock von gestern an,
Und wähnen, die Sache wär halb gethan.

Vernunft drückt in die Ecke sich,
Schaut auf das Treiben lächelnd nieder
Und denkt: Gefährlich wär's für mich,
Käm' ich nicht bald zur Geltung wieder.
Doch hält zum Glück den Zeitenlauf
Der Menschheit ganze Kraft nicht auf.

Mich will übrigens dünken, wir überschätzten doch zu sehr die Bedeutung der Bewegungen vom Tage. Gedanken, die in die Zeit hineingetragen werden, anstatt aus ihr her-

auszuwachsen, können sie unmöglich dauernd beeinflussen. Sie wirken höchstens nur wie ein ins Fleisch gedrungener Span, der heute schwärt und schmerzt und morgen schon überwunden ist. Sie gleichen in ihrer größten Bedeutung nur den Bergen, deren höchste Gipfel doch nicht die Kugelform der Erde beeinflussen können. Ist eine Vergangenheit weit genug von uns entfernt, daß wir sie in ihrem ganzen Umfange überblicken können, so sehen wir auch nicht mehr, was früher ihre Form anders scheinen ließ. Wie alles körperlich oder auch geistig Große, will auch die Zeit von einer gewissen Entfernung aus betrachtet werden.

Die Zeit heutet sich ewig und häutet sich stets. Sie wird beständig zum gestern und streift immer wieder ihre runzlig gewordene Haut ab, um in einer neuen und glatten sich darzustellen. Wir, die wir eins mit der Zeit sind, häuten uns insgesamt mit ihr und empfinden bei diesem Vorgang überdies noch oft die Neigung auch persönlich — aus der Haut zu fahren.

Inhaltsverzeichnis.

I.	Demokrit der Jüngere	5
II.	Das Lachen	15
III.	Das Lächeln	30
IV.	Das Lächerliche	39
V.	Der Witz. 1	52
VI.	Der Witz. 2	65
VII.	Die Satire. 1	82
VIII.	Kleine Satiren	96
IX.	Die Satire. 2	112
X.	Witzblätter	130
XI.	Das Sinngedicht. 1	147
XII.	Das Sinngedicht. 2	165
XIII.	Der Humor	180
XIV.	Das Komische	199
XV.	Wortspiel und Buchstabenspiel	217
XVI.	Der Humor im Sprichwort	237
XVII.	Redensarten und Zitate	255
XVIII.	Komische Volksfiguren	273
XIX.	Glimpf und Schimpf. 1	289
XX.	Glimpf und Schimpf. 2	308
XXI.	Abdera	326
XXII.	Volksreime	338
XXIII.	Temperament	356
XXIV.	Der Charakter	372
XXV.	Wahlsprüche. 1	388
XXVI.	Wahlsprüche. 2	405

XXVII.	Sonderlinge	421
XXVIII.	Inſchriften und Aufſchriften	437
XXIX.	Körperliche Sonderlinge	451
XXX.	Stammbücher	470
XXXI.	Der Kuß	485
XXXII.	Die Freundſchaft	503
XXXIII.	Das Vereinsweſen	517
XXXIV.	Der Klub der XIII	532
XXXV.	Das Narrentum	544
XXXVI.	Parodie und Traveſtie	559
XXXVII.	Die Liebe	573
XXXVIII.	Haß und Neid	591
XXXIX.	Der neue Chiliasmus	604
XL.	Tat twam asi	622

Druck von Carl Marquart, Leipzig.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 094 448 370